ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XV. JAHRGANG, 27. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1860.

PB
3
A5
Bd. 27

20960 c

Inhalts-Verzeichniss des XXVII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Ueber die Lektüre des Herderschen Cid. Von Dr. E. Niemeyer. 1
Antigone und Polyeucte. Von Dr. Weiss 13
Ueber den provenzalischen Dichter Goudouli nebst Uebersetzungsproben seiner Gedichte. Von Dr. K. L. Kannegiesser. . . . 47
Ueber Ben Jonson's Maskenspiele. Von Immanuel Schmidt . . . 55
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. 91
Béranger und seine Lieder. Von H. Schmick 129
Was ist zu thun, wenn der Unterricht in den neuen Sprachen in Schulen, welche die alten Sprachen nicht pflegen, in einen organischen Zusammenhang kommen soll? Von Prof. Dr. A. Gutbier. . . . 149
Die Runen der Finnen. Von J. Altmann 177
Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens der Stadt Berlin. Von Dr. C. A. F. Mahn 241
Trois vieux poëmes en l'honneur de la Sainte-Vierge. Von J. Wollenberg 261
Hamlet, eine Schicksalstragödie. Von Alb. Jung 269
Giovanni Meli und die sicilianische Poesie. Von Dr. Wentrup. . . 295
Ueber Lomonossoff. Von A. Boltz 317
Das Lesen und Declamiren. Von Dr. Schroeder. 353
Sir John Maundevylle. Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur und Sprache Von Dr. Gesenius. 391
Leben und Schriften des neueren italienischen Dichters Benedetti. Von K. L. Kannegiesser. 429
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. 447

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft, herausgegeben von Fr. J. Kruger. (Dr. Büchsenschütz.) 103
Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik, von Friedrich Bauer . 106
Kurzgefasste Laut- und Formenlehre der mittelhochdeutschen Sprache, von Dr. Wahlenberg 107
Hülfsbuch für den deutschen Unterricht, von H. Viehoff. (Dr. Büchsenschütz.) 107
Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Von Dr C. H. Seibert 108
Germania. Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. (Dr. Fr. Sachse.) 109
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. (Dr. Sachse.) 110
Mittelhochdeutsches Lesebuch für Gymnasien. Von Dr. K. Reichel. (Dr. Fr. Möller.) 112
Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. (Lasson.) . 209
Gedichte von Heinrich Pröhle 216
Feldgarben. Beiträge zur Kirchen-, Literatur- und Culturgeschichte . 219
Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten. Herausgegeben von W. Lohrengel. (C. Schulze.) 219

Grammatik der italienischen Sprache. Von J. & M. Wiggers. (Prof. Dr. Staedler.) 220
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. (Dr. Sachse.) 331
Englische Grammatik in Beispielen von Dr. C. v. Dalen. (G. Büchmann.) 333
Von der Bedeutung der Sanskritstudien für griechische Philologie. Von Dr. W. Christ. (Dr. Gutbier.) 335
Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur. Herausgegeben von Dr. A. Ebert. (G. Büchmann.) 336
Germania. Herausgegeben von F. Pfeifer. 456
Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen. Zusammengestellt von J. Kehrein. 458
Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Sanders. (Dr. Sachse.) 460
Torso und Korso. Von H. Lessing. (P.) 461
Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Von F. Hopf und K. Paulsiek. (Dr. Breysig.) 462
Englisches Lesebuch für Schulen und zum Selbstunterricht. Von E. Bernhardt. (Giseke.) 464

Programmenschau.

Ueber das Nibelungenlied. Von Dir. Schornstein 113
Proben aus einer Bearbeitung der Trutznachtigall von Fr. von Spee. Von Dir. Dr. J. B. Ahlemeyer 113
Ueber Schillers kleinere Lehr-Gedichte von R. Hauer. (K L K.) . 114
Zur Theorie des Casus. Von Prof. C. F. A. Dewischeit. (Hölscher.) 114
Remarques sur le pléonasme de la langue française, von H. Mensch. (H. Crouze.) 115
Observations sur l'Enseignement de la langue française. Par Ch. Gillhausen. (Prof. Dr. Staedler.) 224
Die Dichtungen Schiller's als Unterrichtsmittel höherer Lehranstalten. Von Dr. Schauenburg 225
Metrische Uebersetzungen in's Griechische und Lateinische aus Schiller und Göthe etc. Von C. F. Crain 226
Lateinische Uebersetzungsproben. Von K W. Osterwald. (Hölscher.) 227
Beitrag zur Dialekt-Forschung in Nordböhmen. Von I. Petters. . . 341
Beitrag zur Behandlungsweise der Aesthetik in der obersten Gymnasialclasse. Von Th Hohenwarter. 341
Der Alexandriner, mit besonderer Rücksicht auf seinen Gebrauch im Deutschen. Von H. Viehoff 342
Die Alliterationsperiode der deutschen Dichtung. Von Dr. Schneider. 342
Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. Von F. F. Schuster. . . 343
Ueber die Bedeutung der Grossthaten Friedrichs II. für die deutsche Literatur. Von Collab Einert. 344
Karl Friedrich Kretschmann, der Barde Rhingulph. Von Dr. Knothe. (Hölscher.) 345
On the study of Modern languages in general etc. Von Dr. D. Asher. (I. Schmidt.) 465
Bemerkungen zu Byron's Childe Harold Canto I. Von Dr. Struve. (Dr. Philipp.) 468

Miscellen.

Seite 118—125. 228—238. 347—350. 469—478.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 126—128. 239—240. 351—352. 479—480.

Ueber die Lektüre
des
Herderschen Cid.

Die neulich von einigen Schulmännern ergangene Aufforderung, besonders die deutsche Lektüre in den Kreis der schriftlichen Debatte zu ziehen, kann gewiss nicht besser als auf praktischem Wege erledigt werden, indem man die pädagogische Brauchbarkeit und didaktische Behandlung gewisser klassischer Lesestücke zur Erörterung bringt. Dass ich mir zu dem Zwecke diesmal Herders Cid erwählt habe, geschieht nicht aus dem Wahne, als ob ich mir hierüber eine völlig ausreichende Erfahrung zuschreiben dürfte, sondern nur gewisse in der Lesepraxis gemachte Beobachtungen und gewonnene Resultate dem Urtheile und der Benutzung der Fachgenossen anheimzustellen. Zugleich suchen die nachfolgenden Zeilen einen offiziellen Rückhalt an der einmal auf einer Versammlung von Realschulmännern zu Kösen gestellten Aufgabe, mit dem dort aufgestellten Codex librorum legendorum, in welchen auch der Cid aufgenommen wurde, in der Praxis Versuche zu machen und die Ergebnisse solcher Experimente auf der nächsten Versammlung zur Sprache zu bringen. Je weniger dies bis jetzt geschah, desto nachsichtiger möge man das folgende Gutachten über die Lektüre des Herderschen Cid aufnehmen, womit ein bescheidener Beitrag zur Lösung jener Aufgabe geliefert werden soll.

Meine Bemerkungen beziehen sich übrigens nur auf die öffentliche Lektüre der Dichtung. Allerdings wurde in Kösen der Cid in die Sphäre der Privatlektüre verwiesen, und es ist auch keine Frage, dass das Gedicht, wenn man die Ver-

ständlichkeit desselben in Betracht zieht, recht wohl privatim gelesen werden kann.

Aber es würde ein ungerechtfertigter Schluss sein, wenn man hieraus die Folgerung ableiten wollte, dass dies durchsichtige, überschauliche Kunstwerk von dem Cyclus der öffentlich zu lesenden Gedichte ausgeschlossen werden müsse. Im Gegentheil sollte man sich freuen, an jener Epopöe statt der vereinzelten Lesestücke, welche die Chrestomathieen bieten, eine grösere Composition als Schullektüre schon für die Tertia, geschweige für die Sekunda zu gewinnen, da die deutsche Literatur an umfassenderen Dichtungen für den Standpunkt solcher Classen nicht gerade überfliesst. Wenigstens nicht an epischen, welche doch dem jugendlichen Alter auf jener Stufe eine gedeihlichere Nahrung bieten als die verfrühte Einführung in die dramatische Literatur.

Dann würde der Cid das zweite Glied in der Kette der epischen Lektüre für die oberen Klassen bilden, als deren erstes der siebzigste Geburtstag von Voss gelten darf, während Hermann und Dorothea die dritte, das Nibelungenlied in der Ursprache die vierte und letzte Stelle einnehmen könnte. Auf diese Weise würde ein planmässiger Wechsel zwischen einer Idylle (der siebzigste Geburtstag) und einem Heldengedicht (der Cid), einem idyllischen Epos (Hermann und Dorothea) und einer heroischen Epopöe (Nibelungenlied) erreicht werden, so dass zu gleicher Zeit eine methodische Steigerung vom Leichteren zum Schwereren stattfände und zwei Kunstdichtungen (der siebzigste Geburtstag, Hermann und Dorothea) mit zwei Volksdichtungen (Cid, Nibelungenlied) wechselten.

Doch, um auf den Cid selbst zurückzukommen, dürfen wir nicht aus der Acht lassen, welche Bedenken etwa trotz aller Empfehlung auf der Kösener Versammlung gegen diese Schullektüre geltend gemacht werden könnten.

Da müssen wir zunächst dem etwa noch bestehenden Vorurtheil begegnen, dass diese Dichtung in die Kategorie einer blossen Uebersetzung falle und nicht füglich zu den Werken der deutschen Nationalliteratur im strengeren Sinne gezählt werden könne. Man geht hierbei von dem Grundsatze aus, dass sich die Schule auf die Lektüre der deutschen Originalwerke

beschränken und allen Uebersetzungen aus den Literaturen der fremden Völker den Zugang versperren müsse. Wir brauchen aber die Richtigkeit dieses methodischen Princips gar nicht näher zu prüfen, um den gegen die Lesung der Herderschen Dichtung erhobenen Einwand zu entkräften. Denn ist es denn wahr, dass der Cid Herders im Range einer blossen Uebersetzung stehe? Ist es nicht vielmehr das schönste Denkmal der poetischen Kraft, zu welcher sich der Dichter aufschwingen konnte? Man vergleiche doch nur einmal die Leistung Herders mit dem Original, wenn man aufrichtige Belehrung sucht. Schon Wilhelm Wackernagel bezeichnete den Cid Herders mindestens als eine solche Uebersetzung, die man eigentlich eine Verdeutschung nennen dürfe, weshalb er ihn auch in seine Proben der deutschen Poesie aufgenommen hat, von welchen er sonst alle Uebersetzungen gründsätzlich ausschliesst.

Viel wichtiger wäre ein zweites Bedenken, welches gegen die pädagogische Zweckmässigkeit der vortrefflichen Dichtung erhoben werden könnte. Die Meisten werden allerdings stets bezweifeln, dass aus der Feder jenes keuschen Priesters der Moralität irgend Etwas hervorgegangen sein solle, wovon in allem Ernste nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit der Jugend zu befürchten wären. Doch müssen wir mit Rücksicht auf jene Skrupel das Gedicht etwas genauer ansehen, damit wir uns nicht einer Verschweigung schuldig machen, welche übel gedeutet werden könnte. Da wird nun allerdings Einiges auszuscheiden sein, weil es Dinge enthält, welche man mit Recht vor jugendlichen Ohren nicht zu berühren oder gar zu erörtern pflegt.

Die Stellen, welche hier in Betracht kommen, sind auch von W. Wackernagel in der Auswahl vom Cid, welche er in den Proben der deutschen Poesie liefert, ausgemerzt worden. Ich meine zunächst in Romanze 16. Die beiden Abschnitte, wo der Dichter, dem Originale folgend, um eine spanische Nationalsitte bei Hochzeitsfeierlichkeiten nicht zu übergehen, den König eine Menge Weizenkörner aus Ximenens Busenkrause, wohin sie aus den Fenstern geworfen waren, ablesen und Alvar Fanez den muthwilligen Wunsch äussern lässt, in diesem Augenblicke des Königs Hand zu besitzen. Ferner wären in Romanze 17.

die vier Verse auszulassen, in welchen dem spanischen Texte gemäss erzählt wird, dass die Tochter des gefangenen Grafen Raimond von Savoyen, welche Fernando als Geisel für ihren losgegebenen Vater genommen hatte, des Königs Geliebte ward und ihm einen Sohn gebar, der nachher die Cardinalswürde erlangte. Diese Stellen wird man wohl überspringen müssen. Dazu kommen noch die 19. und 20. Romanze, die man auf jeden Fall ganz unberührt lassen muss, so dass also bei der Lektüre von der 18. gleich zur 21. übergegangen wird. Es ist nämlich dort die Rede von dem Kinde, welches unter Ximenens Herzen schläft; von dem Säugling, welchen sie im Schosse hegt; von der grausam-süssen Stunde der Entbindung, welche der schon in Wehen liegenden bevorsteht. Das sind noch natürliche Verhältnisse, welche nur wegen der Einkleidung, die ihnen der Dichter gegeben hat, für die Schule unpassend erscheinen. Doch giebt es in jenen beiden Romanzen Anderes, wo Herder, welcher schon früh gegen die Ehrbarkeitspedanterie und die Gesetze der Politesse als Massstab bei Beurtheilung solcher Naturgesänge eiferte, obgleich er die Derbheiten des Originals mildert, doch die naive Sinnlichkeit desselben nicht ganz verwischen wollte. Wenn sich also bei Herder Ximene in dem Briefe an den König beklagt, dass der Cid kaum einmal im Jahr sie besuche und dann, von ihren Liebkosungen ungerührt, vor Ermüdung durch die Strapatzen des Kriegs an ihrer Seite einschlafe, um am andern Morgen ebenso gefühllos wieder aufzuspringen; wenn sich die zärtliche Gattin bei Fernando beschwert, dass statt ihres Ehegemahls ihr nur seine alte Mutter geblieben, die ihr zur Seite schlafe; wenn dann der König in seinem Antwortschreiben mit echt spanischer Galanterie aus dem Umstande, dass der Cid doch zuweilen an Ximenens Seite geschlafen, den Beweis führt, dass Ximene keinen vaterlosen Säugling gebären werde, und sich erbietet, bei der Entbindung die Stelle ihres Gemahles zu vertreten, — so wird wohl bei aller wahrhaft poetischen Schönheit, durch welche sich jene beiden Lieder auszeichnen, kein Lehrer solche Licenzen in die Schule hineinziehen wollen. Mit diesen vorgeschlagenen Ausmerzungen werden sich die meisten Fachgenossen begnügen. Andere mögen, wenn es ihnen ihr Gewissen vorschreibt oder ihr Gefühl eingiebt, die Auswahl

noch weiter beschränken und z. B. die von Herder selbständig gedichteten, an sich recht anziehenden Romanzen 12. und 13. ausschliessen, wo zwischen dem König und dem Cid über das Regiment der Frauen eine förmliche Debatte geführt und die Frage erörtert wird, ob Vermählung oder Ehelosigkeit den Vorzug verdiene. Am sichersten geht überhaupt, wer sich im Ganzen an die von W. Wackernagel getroffene Auswahl hält, aber diese lässt bei weitem mehr aus, als selbst die peinlichste Skrupulosität für nöthig halten möchte. Es fehlen nämlich dort die Romanzen 2. 3. 7. 11. 12. 13. 14., von der 16. und 17. die oben näher bezeichneten Stücke, ferner die Nummern 19. und 20., von der 23. Alles ausser den drei ersten Abschnitten, sowie die Lieder 27, 34, 35, 40, 44, 47, 48, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 70. Obgleich nun diese Cid-Chrestomathie recht wohl gelesen werden kann, da durch sie der Zusammenhang nirgend gestört wird, so hiesse es doch einen Raub an der Dichtung begehen, wenn man jene Auswahl, welche das Gedicht um ganze 23 Romanzen verkürzt und bei welcher auch ein ganz äusserlicher Grund, nämlich das Gesetz über den Nachdruck, einschränkend mitwirkte, bei der Schullektüre zu Grunde legen wollte.

Wir sind oben bemüht gewesen, den eventuellen Vorwurf der Sittengefährlichkeit durch Besprechung gewisser Stellen der Dichtung auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen. Ein um so leichteres Unternehmen würde es nunmehr sein, die durchaus humane Weltanschauung, die Feinheit und Tiefe des moralischen Gefühls, die würdige Gesinnung, mit anderen Worten den sittlichen Geist, von welchem das Gedicht durchweht wird, überzeugend darzulegen. Schon die blosse Betrachtung der Sentenzen, mit welchen der Dichter sein poetisches Gewebe durchwirkt, muss uns das Urtheil bestätigen, dass hier eine Kunde des menschlichen Herzens und eine Auffassung des sittlichen Lebens entfaltet wird, wie sie nur von einem Dichter im edelsten Sinne des Wortes ausgehen kann. Auch sind diese allgemeinen Gedanken neben ihrer fast immer überzeugenden Wahrheit so durchaus fasslich eingekleidet, so volksmässig dargestellt, so anspruchslos vorgetragen, dass sie dem schlichtesten Menschenverstande einleuchten und vermöge ihrer körnigen Simplicität gewissermassen einen poetischen Katechismus bilden. Ein so

reizender und erbaulicher Codex der Moral ist wohl werth, dass ihn der Lehrer von den Schülern selbst schriftlich zusammenstellen lässt: es wird eine Blüthenlese werden, an welcher beide Theile eine innige Freude haben müssen. Manche besonders fruchtbare oder bestreitbare Denksprüche werden sich auch zu Abhandlungen eignen. Wenn wir nun jetzt versuchen, eine Uebersicht jener Sentenzen, Erfahrungssätze und Lebensregeln zu liefern, so müssen wir, da wir immer den pädagogischen Zweck verfolgen, einige für die Schule ungeeignete ausschliessen. So die Sprüche über die Macht, das Wesen und das Glück der Liebe (R. 14. 23. 27.), mehrere allgemeine Betrachtungen, welche der König Don Fernando und der Cid über die Natur der Frauen, über das Regiment der Weiber und theils über die Pflicht der Vermählung, theils über die Vortheile der Ehelosigkeit anstellen (R. 12. und 13.), die Bemerkungen über die Wirkung der freien Rede eines Weibes (R. 22.), über die Offenherzigkeit der Frauen (R. 44.), über die Folgen der Redefrechheit eines Mädchens (R. 22.), über die Untreue der Männer (R. 23.), und mehrere sehr beherzigenswerthe Verhaltungsregeln, welche Cid, der Gatte und Vater, beim Abschiede Ximenen für sie selbst und ihre beiden Töchter ertheilt (R. 48.). Alle übrigen Sentenzen, bei deren Anführung wir uns zuweilen eine die stricte Kunstform herstellende Modifikation durch Auslassung, Ergänzung oder Nachbesserung erlauben, wird man gern hier zusammengestellt sehen. Ueber das Loos des Mannes und Weibes heisst es: „Männer, in die Welt eintretend, bringen, Güter zu erwerben, Kräfte sich und Ansehn mit. Was sie sich erwerben konnten, Müssigen zu hinterlassen, hiesse das nicht ... seine Söhn' erniedrigen? Aber sagt: was kann die Tochter? Was kann sich ein Weib erwerben? Hingeworfen auf die Erde, hat sie nichts als des Gehorsams, als des Dieners niedern Lohn" (R. 21). Ueber das Schicksal, die Gesinnung und die Pflichten der Könige: „Ach, der Kön'ge hartes Schicksal, dass, wenn man sie nicht mehr fürchtet, dann nur ihnen Wahrheit spricht!" (R. 32). — „Auch zu andern, andern Zeiten sagt man ihnen wohl die Wahrheit; aber sie, sie hören nicht" (R. 32). — Umringt von Hunden, Hunden, die ihm heute schmeicheln, morgen bei dem ersten Fehltritt ihn anfallen, ihn zerreissen. —

So umgeben ist ein König, der, von Günstlingen verblendet, seiner Seele Blick verlor" (R. 44). — „Gleichen ... die Kinder, die um das, was glänzt, nur seufzen, gleichen sie nicht Königen? Weiber, Könige und Kinder, eben ihrer Schwachheit wegen werden sie uns achtenswerth; denn der Schwachheit nachzugeben ist des Starken Pflicht" (R. 45). — „Kön'ge wollen ihre Diener nur an ihrem Platze sehen; den Erhabneren darüber drücken sie, wie Buhlerinnen den verächtlich-stolz behandeln, der sich, ihnen zu gefallen, nicht verächtlich machen liess; oder, wie die grossen Götter, deren hoher Zorn im Donner nur das Binsenrohr verschont" (R. 47). — „Könige sind nie in Ruhe. Dieser will und der den Degen; und an Alles soll der König denken, prüfen, widerstehn" (R. 47). — „Ehrenworte kosten wenig, und sie sind so reich einträglich einem guten Könige; sie gewinnen ihm die Herzen, wenn bei ungerechten Worten sich das treuste ihm entzieht" (R. 53). — „Wer einmal den Schmeichlern wohlthut, leget sich die harte Noth auf, immer ihnen schön zu thun. Schmeichler sind es, die sich rächen; aus dem Honig ihrer Lippen machet euch ein Bollwerk, König, und ihr werdet es erfahren, wie dies euch vertheidige" (R. 53). — „Freilich ging wohl mancher König irre durch zu viele Lehren; aber der war stets verloren, dem kein Rath gefällig war" (R. 53). — Undankbare Fürsten drücket, drückt und dränget nichts so schrecklich, als grossmüth'ger Unterthanen Edelmuth — auch gegen sie" (R. 44). — „Das Gesetz entehret nicht der König" (R. 43). — „Das erobern, König, ist wohl nicht das Hauptwerk; das Eroberte erhalten, dieses ist das Schwerere" (R. 41). — „Nichts gefährlicher war öfters Fürsten als Abwesenheit" (R. 41). — „Nur des schlecht'sten Menschen — nie die Hand des Edelmannes waget an den König sich" (R. 39). — „Wenn ein König unrecht zürnte, muss er sich zur Ehrerstattung zwingen mit Erniedrigung" (R. 31). — „Gute Kön'ge sind auf Erden Gottes Bild. Die ungerechten sind undankbar ihren treuen Dienern, nähren Factionen, Hass, Verfolgung, ew'ge Feindschaft, Seufzer und Verzweifelung" (R. 9). — Bei den Sentenzen über das Verhältniss des Vasallen zum Oberlehnsherrn dürfen wir zuweilen nicht ganz aus der Acht lassen, dass wir es hier mit einer politischen Moral zu thun

haben, welche durch das mittelalterliche Feudalsystem bedingt wird. „Unwerth ist ein ungerechter Fürst, dass ihm der Edle diene“ (R. 6). — „Wenn ein Herr auch unrecht zürnet muss ihm der Vasall gehorchen; wenn ein König sich entschuldigt, muss er ihm treu sein und hold“ (R. 31). — „Seid ihr tapfer, wohl, so zeiget euch auch ohne Leidenschaften. Unterwürfigkeit gebühret dem Vasallen auch im Recht. Zeiget ihr im Felde Kühnheit, Kopf und Herz, so zeigt am Hofe höfliche Bescheidenheit. Mit den Worten nimmt die Zunge weg die Hälfte des Verdienstes, das der Arm sich kühn erwarb“ (R. 39). — „Rache des Vasallen gegen seinen angebornen Herrn, auch gerecht, erscheint sie immer nur als Aufruhr und Verrath“ (R. 64). — „Jeder Edle ist dem König Dienste schuldig; dem Gerechten leistet man sie pflichtenmässig, Undankbaren schenkt man sie“ (R. 48). — Hieran schliessen sich die Sprüche über die Pflichten des Edelmannes überhaupt: [Ein Edler] muss dem Vaterlande dienen, muss in Rath und That dem Herren hold und treu sein und gewärtig, muss ihm beistehn mit Gewicht. Dazu also einen Namen, einen hohen Baum sich pflanzen, in dess Schatten auch der Fremde Ruh und Schutz und Rettung sucht“ (R. 13). — „Der wahre Adel steht nicht im Ersparen, doch auch im Vergeuden nicht“ (R. 48). — Sehr kräftig sind die Sentenzen über die Ehre, wobei wir die Strenge der Auffassung mit auf Rechnung jenes spanischen Nationaltriebs setzen müssen: „Ehre duldet keine Flecken, jeder Fehl an ihr ist Brandmal, Brandmal auf der schönsten Stirn. Diesen Makel und sein Elend wegzutilgen, das vermögen Spaniens reiche Schätze nicht. Eine Quelle, abzuwaschen solchen Flecken, quellet in des Feindes Brust. Feindes Blut tilget die Schande des Verzagten. Lieber sterben ... als scheu'n sich müssen und sich nicht erkühnen dürfen, mit den Braven umzugehn“ (R. 51). — „Lieber unterm Fuss der Hindernisse sterben und zerquetscht, zertreten werden, als dass Einer der lebend'gen Christen ehrlos uns vertreib' aus der Gesellschaft“ (R. 51). — „Bravheit ist [der Jüngling] seiner Ehre schuldig; schadet der die Jugend? Für sie stirbt aus ächtem Stamme selbst das neugeborne Kind“ (R. 2). — „Eine Hälfte [des Lebens] ist, dem Edlen Ehr' erzeigen, und die andre, den Hochmüthigen zu strafen, mit dem

letzten Tropfen Bluts abzuthun die angethane Schande“ (R. 3). — „Den Entehrten flieht die Freude, flieht die Zuversicht und Hoffnung; alle kehren mit der Ehre froh und jugendlich zurück“ (R. 4). — Bei Anführung der übrigen Denksprüche, Lebensregeln oder Erfahrungssätze wird eine Gruppirung nicht gut möglich sein, weil sie zu verschiedenartig sind und ganz ins Allgemeine gehen. Wir müssen sie also ganz äusserlich nach der Romanzenfolge aufreihen. „Recht muss beistehn jedem Schwachen“ (R. 6). — „Kein Volk thut seine Pflichten ohne Straf' und ohne Lohn“ (R. 9). — „Dem, der einzig seine Pflicht thut, dem ist keinen Dank man schuldig“ (R. 11). — „Reich: das sind so viele Narren.“ — „Weit berühmt: das waren Viele ... und sterben dennoch eingehüllet in die Tücher menschlicher Vergessenheit“ (R. 11). — „Die Liebe, sie allein verzeihet ganz“ (R. 15). — „Mehr spricht [ein] gerührtes Schweigen als die lautste Fröhlichkeit“ (R. 16). — „Die Ausfordrung ist des Königs; die Ausführung ist des Kriegers“ (R. 17). — „Ehren, Glück und Macht und Güter, aller Ruhm und Pracht der Erde, eine leichte Wasserblase seid ihr, auf den Lüftchen schwebend einen kurzen Augenblick“ (R. 21). — „Die Bösen müssten abstehn von den Freveltaten, wenn zu solchen kein Rechtschaffner ihnen diente; denn der Beste wird im Dienst der Bösen schlecht“ (R. 25). — „Wer im Kampf den ersten Stoss thut, hat das halbe Werk gethan“ (R. 30). — „Vor Verräthern hüte jeder sich; am meisten, wer Gewalt und Unrecht thut“ (R. 32). — „Verräther ist der selber, welcher die Verräther schützt“ (R. 33). — „Niederträcht'ge nur verschonet feige Niederträchtigkeit; auf die edelsten Gemüther spritzet sie zuerst ihr Gift“ (R. 34). — „Die Liverei der Diener zeigt des Herrn Reichthum und Stand“ (R. 40). — „Ohne Freunde ist der Redlichste auf Erden auch wohl der Unnützeste“ (R. 42). — „Kein Braver darf sich fürchten.“ — „Unschuld geht zu Grund durch unzeitig Schweigen.“ — „Wer die Gutthat nicht empfand, die ihn verbindet, dem wird sie umsonst erklärt. Des Wohlthäters Rede löscht gleich dem Schwamm die Wohlthat aus.“ — „Jedes brave edle Herz, indem es den Fehl gestehet, fühlt es schmerzlicher die Schuld“ (R. 43). — „Eher schätzet man das Gute nicht, als bis man es verlor.“ —

„Gunst und Wahrheit waren einmal nie beisammen in der Welt“ (R. 44). — „Achtung und Verdienst, sie haben nur an ihrer Stelle Werth.“ — „Fürchterlicher ist den Bösen Nichts, als derer, die sie hassen, fern erworbner, schöner Ruhm.“ — „Die Beleidigung verschmerzen ist das Merkmal höh'rer Seelen, ob sie sie gleich tief gefühlt“ (R. 46).“ — „Vom Schlosse, wenn ein hoher Stein sich losreisst, folgen bald ihm andre nach“ (R. 47). — „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell.“ — „Nie erwirbt man sich Hochachtung, wo man alles von sich wissen, alles übersehen lässt.“ — „Der Freude Botschaft, sie verbirgt sich schwer“ (R. 48). — „Welcher Ueberwundne klaget über Unrecht nicht?“ (R. 49). — „Wo die Thaten Rache fordern, schweigen Worte“ (R. 59). — „Niederträchtige Verräther bleiben immer hinterlistig“ (R. 61). — „Ach, der Tod, er raubt uns Alles, wie ein Habicht raubt er uns“ (R. 67). —

Solche Sentenzen werden desto mehr ächten Reiz gewinnen, ja eine desto eindringlichere Wirkung ausüben, je mehr sie einen integrirenden Bestandtheil der Dichtung ausmachen, je ungezwungener ihre Einmischung aus der Situation oder aus der Individualität der Charaktere hervorgeht. Es würde zu weit führen, die einzelnen Denksprüche im Cid nach diesem Massstabe zu prüfen. Was aber die Charaktere betrifft, so hat der Dichter manchmal schon mit ein Paar Pinselstrichen (denn es gehört mit zur dichterischen Eigenthümlichkeit Herders, in diesem Theile der poetischen Schöpfung sich öfter mit leisen Andeutungen zu begnügen, welche dann der Phantasie des Lesers zur Ausmalung des völligen Charakterbildes überlassen werden) die Wirkung zu erreichen gewusst, dass man sich an den Personen mit den Gefühlen der Liebe, der Achtung, des Hasses, der Verachtung, des Mitleids, des Abscheus und wie die Regungen des Gemüths weiter heissen, betheiligt. Wir wollen hiermit nur ganz im Allgemeinen den sittlichen Effekt angedeutet haben, welchen die von dem Dichter theils zur Nacheiferung, theils zur Warnung hingestellten Charaktere besonders auf jugendliche Seelen machen müssen. Zum eindringlichen Beweise selbst müssen jedenfalls einige Charakterbilder mit besonderer Genauigkeit ausgemalt werden. Hierzu sowie zur leichteren

Uebersicht über die Handlung wird es nicht unwillkommen sein, dass wir im nachfolgenden Verzeichniss eine sorgfältige Bekanntschaft mit dem Personal der Dichtung zu vermitteln suchen.

Ferdinand der Grosse (R. 5). hinterlässt von seiner Gemahlin (R. 10. 16. 22.) 5 Kinder: 3 Söhne und 2 Töchter. Don Sancho scheint der älteste Erbe, da er das Hauptland Castilien erhielt (R. 23), der zweite Don Garzia, der jüngste Don Alfonso (R. 22). Die ältere Infantin ist Donna Uraca (R. 10), ihre jüngste Schwester Donna Elvira (R. 22. 25). Hiermit schliesst die königliche Stammtafel, denn keiner von den Kindern Don Fernando's vermählt sich. — Don Gormaz (R. 1), aus Asturien (R. 2), von Helden abstammend, die mit ihren Fahnen einst Pelagius, dem Christenkönig, folgten (R. 6), der erste Rathgeber und Feldherr des Königs (R. 2), Graf (R. 3), hat mit seiner Gattin (R. 7) eine Tochter, Donna Ximena (R. 5. 6.) erzeugt. — Don Diego, aus dem edlen alten tapfern Hause der von Lainez (R. 1), der sein Geschlecht von Laynu Calvo herleitet (R. 3), ein castilianischer (R. 5) Graf (R. 29) von Vivar (R. 8), und seine Gemahlin (R. 10. 19.) haben mehrere Söhne (R. 1. 15.), von denen Rodrigo, in vertraulicher Sprache Ruy, der jüngste ist (R. 1). Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, genannt der Cid, vermählt mit Ximene, erzeugt zwei Töchter, Donna Sol und Donna Elvira (R. 40). Diese werden verlobt mit Fernan und Diego Gonsalez (R. 61), Grafen von Carrion (R. 56), deren Vater noch am Leben ist (R. 57. 61.) und deren Oheim Suer Gonsalez heisst (R. 57. 60. 61). Nachher vermählen sie sich mit Infanten, später gekrönten Königen: Donna Sol mit Sancho von Arragonien, Donna Elvira mit Garzia von Navarra (R. 62. 69. 70). Als ein Urenkel des Cid durch seine Tochter Donna Elvira erscheint dann noch Sancho, König von Navarra, der Heldenmüthige (R. 70). Zu den Verwandten Rodrigo's gehören ausserdem der Bischof Luyn Calvo, sein Onkel (R. 15); Ordoño, sein Neffe (R. 58); Martin Antolin von Burgos und Nuño Gustios, seine Vettern (R. 60. 61). Zwar nicht verwandt, aber doch vertraut mit dem Cid sind Alvar Fañez von Minaya, unter allen Freunden ihm stets der Erste (R. 16. 24. 49); Gil Diaz, sein Vertrautester (R. 65. 66. 68); Pedro Bermudes, sein Fahnenträger und tapferer Freund

(R. 52. 55. 60. 61. 66. 68): der Bischof oder Erzbischof Hieronymus oder Jeronimo, sein Treugeliebter (R. 55. 57. 65. 66. 68). Dagegen stehen auf der Seite seiner Neider und Nebenbuhler der Abt Bermudo (R. 41.), der Graf von Consuegra (R. 50), Garzia Cabra (R. 60), und Don Diego von Ordoña, Blume der Ritterschaft von Lara (R. 31. 33). Unter seinen Befehlen treten noch auf: Antolinez (R. 52. 53), Martin Pelaëz (R. 51), Alvar Salvadoser (R. 54. 55). — Von Zamorenern muss ausser dem tückischen Mörder Bellido Dolfos (R. 32), besonders hervorgehoben werden Arias Gonsalo (R. 30.) und seine vier berühmten Söhne (R. 33), von denen der älteste Pedro (R. 36), der jüngste Fernando (R. 30. 36) heisst, die beiden übrigen aber nicht benannt werden (R. 36). —

(Fortsetzung folgt).

Crefeld. Dr. Eduard Niemeyer.

Antigone und Polyeucte.

Um den Geist eines Volkes oder überhaupt einer bestimmten Epoche der Geschichte kennen zu lernen, giebt es kein anderes Mittel als ihn in den Denkmälern aufzusuchen, welche von ihm Zeugniss geben. Man wird weder in der Erzählung der geschichtlichen Thatsachen, noch selbst in den Aeusserungen hervorstechender Männer aus jener Zeit die eigentlichen Bestrebungen einer Nation und den Geist, von dem sie getragen werden, so sicher erkennen als z. B. aus den politischen und Rechts-Institutionen, welche sie erschaffen, oder den Werken der Kunst, welche sie hervorgebracht hat. Es sind dies die Ablagerungen des allgemeinen, nationalen Bewusstseins mit Ausscheidung alles Zufälligen, Individuellen. Vor allem aber ist es das literarische Kunstwerk, welches das eigentlich theoretische Leben eines Volkes, seine socialen und religiösen Anschauungen, die Objekte seiner Lust, seines Schmerzes, seines Abscheus, mit einem Worte den ganzen Inhalt seines Bewusstseins zur Erscheinung bringt. „Die Literatur spiegelt den Geist des Volkes und ihrer Epoche," ist heut zu Tage beinahe ein Gemeinplatz geworden, der indess viel häufiger im Munde geführt als bei der kulturhistorischen Erforschung vergangener Zeiten in Anwendung gebracht wird.

Es soll heut unsere Aufgabe sein, einen Versuch auf diesem Wege zu machen und durch Betrachtung zweier Kunstwerke aus dem Alterthum und der neueren Zeit uns einen Einblick in die Unterschiede jener beiden Bildungsepochen zu verschaffen. Wir haben dazu zwei Werke gewählt, welche denselben Grundgedanken verarbeiten, sonst aber vollständig unabhängig von

einander sind: Polyeucte von Pierre Corneille und Antigone von Sophocles. Die Vergleichung beider wird für unseren Zweck um so fruchtbarer sein, als wir den antiken und den modernen Dichter mit demselben geistigen Stoffe — der materielle ist ein anderer in beiden — in voller Freiheit und eigenster Weise werden schalten sehen und auf die Vergleichungspunkte fast unmittelbar hingeführt werden. Es ist zum besseren Verständniss der folgenden Betrachtung nothwendig, zunächst eine kurze Darstellung des Inhaltes beider Stücke zu geben. —

Nach dem abgeschlagenen Sturm auf Theben und der Flucht des Adrastus mit seinem Heer hat Kreon, durch den Doppelmord der beiden Brüder Eteocles und Polynikes Herrscher der Stadt, das Gebot erlassen, den Leichnam des im Kampfe gegen sein Vaterland gefallenen Polynikes unbeerdigt liegen zu lassen und hatte Todesstrafe gegen den Uebertreter des Gebots verhängt. Es war aber diese Verweigerung der Bestattung die grösste Beschimpfung, die man am Feinde verüben konnte und selbst ein Frevel gegen die Götter, weil ohne dieselbe die abgeschiedene Seele nicht zur Ruhe des Hades eingehen konnte. Zeus selbst gilt für den Stifter dieses uralt heiligen Gebrauchs. Deshalb ertrug auch Antigone, die älteste der noch übrigen Kinder des Oedipus, diese Schmach ihres Bruders nicht, und gegen Kreons Verbot ging sie in früher Morgenstunde hinaus und schüttete auf den Todten einige Hände voll Erde, das Symbol der Bestattung. Darüber ergrimmte Kreon heiss im Zorn, und als Antigone, welche die beim Leichnam aufgestellten Wächter bei einem zweiten Versuch, den inzwischen abgekehrten Sand auf ihres Bruders Körper zu erneuen, ergriffen haben, vor ihn geführt wurde, lässt er sie aufs Heftigste an. Die Jungfrau setzt ihm Zeus Gebote und das heilige Recht der Todtenbestattung entgegen, welches älter sei als sein Herrscherwille und nimmt von dem erzürnten Kreon ihr Todesurtheil mit Ruhe, ja mit Opferfreudigkeit entgegen. Bald erscheint Hämon, Kreons Sohn und Verlobter der Antigone, um den Vater durch Bitten und Vorstellungen zur Aufhebung des grausamen Befehls zu bewegen. Vergebens! Kreon besteht hartnäckig auf seinem Willen, er wird von Weibern seiner Gebote nicht spotten lassen. Der Streit erhitzt sich, der König vermisst sich in leidenschaft-

licher Heftigkeit, der Sohn geht in grosser Aufregung, dem Vater drohend, davon. Antigone's Schicksal ist entschieden. Sie soll in einem unterirdischen Gewölbe dem langsamen Hungertode Preis gegeben werden. Speise und Trank soll ihr gereicht werden, genug, um der Versündigung zu entgehen, aber nicht hinreichend, um ihr das Leben zu fristen. — Unter heftigen Klagen schreitet die Jungfrau ihrer Todtenkammer zu, sie beweint ihren frühen Tod, ihre gemordeten bräutlichen Freuden, das gemeinsame Schicksal ihres Geschlechtes, dem sie nun selbst als letztes Opfer fiel; aber unerschütterlich bleibt ihre Ueberzeugung von der Frömmigkeit ihrer That. Der König bleibt ungerührt und kalt. Da erscheint der blinde Seher Tiresias, um als Bote und Dollmetscher des göttlichen Willens dem Könige das Frevelhafte seines Beginnens vorzuhalten. In dem krächzenden Geschrei der Vögel so wie im missrathenen Opfer haben es ihm die Götter offenbart, dass die Stadt vom Frevel befleckt, die Altäre mit dem von Hunden zerfleischten Leichnam des Polynikes entweiht sind. Kreon wird nur noch zorniger. Er schilt den Seher einen feilen Betrüger, der die Seherkunst zu schmachvollem Gewinst ausbeute und beharrt mit einer leidenschaftlichen Hartnäckigkeit auf seinem Willen, bis ihm Tiresias in zorniger Würde das Verderben weissagt, welches dräuend schon an der Schwelle seines Hauses stehe. Das endlich bricht den Sinn des Herrschers, dem es furchtbar aufdämmert, dass er in blinder Leidenschaft seine Befugnisse weit überschritten und den Zorn der Götter auf sein Haupt gerufen habe. Das Herz bricht ihm darüber, aber er will umkehren und Alles gut machen, Polynikes begraben lassen und Antigone aus ihrem Grabe befreien. Es ist zu spät. Schon hat das lauernde Verderben die Schwelle seines Hauses überschritten. Antigone hat ihrem Leben durch den Strang ein Ende gemacht, Haemon ist in ihre Gruft gedrungen und heult seine Verzweiflung in grässlichen Verwünschungen gegen den Mörder aus. Gegen seinen Vater, der mit den Dienern herbeieilt, kehrt er das blanke Schwerdt und durchsticht sich selbst damit, nachdem jener entflohen ist. Endlich legt auch noch sein Weib Euridike, als sie den Tod ihres Sohnes erfährt, Hand an sich selbst und Kreon steht da, ein gebrochener Mann, den

die schwere Hand des rächenden Zeus vom Gipfel seines hochmüthigen Trotzes tief in den Staub herabgeschleudert hat. Unter Heulen und Wehklagen wirft er seinen Purpurmantel ab und lässt sich hinwegführen, der nichts mehr ist, denn ein hohles Nichts.

Im Polyeucte spielt die Handlung in Armenien im dritten Jahrhundert nach Christo unter dem Kaiser Decius, welcher die Christen hasste und grausam verfolgen liess. Bekanntlich zählte diese Sekte dort viele Anhänger. Der Römische Gouverneur der Provinz, Namens Felix, hatte seine Tochter dem Polyeucte, einem der reichsten und angesehensten Männer im Lande, verheirathet. Als sie noch in Rom lebte, hatte ihr ein junger Patricier, Namens Sévère, seine Huldigungen dargebracht. Das junge Mädchen liebte ihn, aber der Vater, ein ehrgeiziger Höfling, verweigerte ihre Hand dem Sévère, welcher damals noch arm und unbekannt war. Gehorsam ihrem Vater, obgleich stets das Bild ihres Sévère im Herzen, war sie ihm nach Armenien gefolgt und hatte ihre Hand dem mächtigen Polyeucte, den Felix sich zu verbinden wünschte, in stiller Resignation gereicht und bemühte sich nun, mit allem Ernst einer tugendhaften Frau, Sévère zu vergessen und ihrem Gemahl die Liebe und Treue zuzuwenden, die ihre Pflicht von ihr verlangte und die jener verdiente. Polyeucte war indess von einem seiner Freunde, Namens Néarque, für die neue Religion gewonnen worden. Ein Tag, kurz nach seiner Hochzeit, ist für seine Taufe angesetzt, aber Polyeucte weigert sich, an diesem Tage mit Néarque zur Versammlung der Christen zu gehen. Seine junge Gattin hat gerade in dieser Nacht einen schrecklichen Traum gehabt. Sévère war ihr als stolzer Triumphator, umgeben von königlicher Pracht erschienen und hatte ihr mit schrecklicher Stimme gesagt: Undankbare, schenke wem Du willst die Zeichen Deiner Gunst, welche mir gehören. Wenn dieser Tag vollendet ist, wirst Du den Gatten beweinen, welchen Du mir vorgezogen hast. Noch zitternd ob dieser Worte hatte sie gesehen, wie eine Rotte von Christen, welche auch in ihrer Vorstellung freche Räuber und gottlose Rebellen sind, ihren Gatten zu den Füssen seines Nebenbuhlers gerissen. Sie habe ihren Vater zu Hülfe gerufen, aber dieser selbst habe sich mit geschwungenem Dolch

auf Polyeucte gestürzt. Da seien ihr die Sinne vergangen. Ihren Gatten habe sie ermordet wieder gefunden, sie wisse nicht, wer ihn getödtet, aber das wisse sie, dass sie Alle zu seinem Tode beigetragen haben. In übeler Ahnung, dass irgend eine Gefahr von Seiten der Christen drohe, beschwört sie ihren Gemahl, diesen Tag nicht aus seinem Palast zu gehen und Polyeucte, obgleich er nach Denkweise seines Volkes nicht viel auf Träume giebt, hatte dennoch, gerührt von ihrer besorgten Liebe, ihren Bitten nachgegeben. Néarque wirft ihm Lauheit vor und dringt so lange in ihn, bis er ihn bewegt, mit ihm zu gehen. Er nimmt nur auf eine Stunde Abschied von seiner Frau, welche ihn nochmals, wiewohl vergebens, beschwört, zu bleiben. Natürlich verhehlt er ihr die Absicht seiner Entfernung. Inzwischen trifft bei Felix die Nachricht ein, dass Sévère, welchen man in einer Schlacht gegen die Perser gefallen glaubte, lebe und beim Kaiser Decius in hohem Ansehen stehe. Seine erstaunliche Tapferkeit hatte die Aufmerksamkeit des Perserkönigs erregt, der ihn scheinbar entseelt vom Schlachtfelde hatte tragen lassen. Man hatte ihn bei den Persern gepflegt, geheilt, hoch in Ehren gehalten, und als man alle Versuche, ihn zu gewinnen, scheitern sah, gegen wichtige Gefangene ausgewechselt. Aufs Neue war Krieg zwischen Römern und Persern ausgebrochen, Sévère's Heldenmuth hatte den Seinigen den Sieg verschafft und der Kaiser hatte ihn nach diesem grossen Erfolge nach Armenien gesendet, um durch ein allgemeines Opfer den herrlichen Sieg zu feiern. Den Statthalter Felix trifft diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Seiner Ueberzeugung nach ist das Opfer nur ein Vorwand. Sévère kommt, um Pauline zu heirathen und Alles hat er von der Rache des getäuschten Bewerbers zu befürchten. In seiner Angst verlangt er von seiner Tochter, ihre Macht über ihn geltend zu machen. Diese aber, ihre eigene Schwäche fürchtend, will ihn gar nicht sehen und entschliesst sich zögernd und nur auf dringendes Ermahnen ihres Vaters dazu. Die Zusammenkunft hat indessen Statt. Sévère, bereits bekannt mit dem Schlage, der seine Hoffnungen zerstört, tritt ihr mit edler Selbstbeherrschung entgegen, sie mit der freien Stirn der pflichtgetreuen Gattin, die dem früheren Liebhaber auch nicht einen Schatten von Hoffnung lassen will

und im lauten, offenen Bekenntniss ihrer Liebe zum Manne einen Bundesgenossen gegen eine etwaige Anwandlung von Schwäche sucht. Sévère zieht sich zurück in Bewunderung ihrer strengen Tugend und in Trauer über das, was er an ihr verloren hat, Pauline mit Unruhe. Sie war stark gewesen ein erstes Mal, aber ihr Herz muss sie doch vor dringender Gefahr, vielleicht ein anderes Mal schwächer zu sein, warnen. Sie will ihn nicht wieder sehen und hat ihm dies als ihren festen Entschluss angekündigt.

Inzwischen kehrt Polyeucte, nunmehr in den Bund der Christen aufgenommen, zurück, äusserlich derselbe, liebevoll und zart gegen Pauline, voll Mitleid gegen Sévère, klar und ruhig sich über das Verhältniss äussernd. Ein Bote des Felix kommt, ihn in den Tempel zum Opfer einzuladen. Da auf einmal kommt der heilige Eifer des Neophyten über ihn und die kürzlich empfangene Taufe zeigt sich in ihren Wirkungen sichtbar. Er will in den Tempel, aber nicht, um das Opfer feiern zu helfen, sondern um es zu verhöhnen. Laut bekennen will er den wahren Gott vor allem Volk und die Götzen von den Altären herunterreissen. Er hat mit Néarque die Rollen getauscht. Jener ist jetzt der Besonnene, Abgekühlte, und der Mann, der vor einer Stunde noch den Thränen seiner Gemahlin seine Taufe opfern wollte, ist jetzt, in vollem Bewusstsein der Gafahr, zum opferfreudigen Zeugniss bereit, um seinem Gott das Versprechen zu erfüllen, welches er ihm bei seiner Taufe gegeben, und sein Feuereifer reisst den bedenklichen Néarque mit fort.

Inzwischen erwartet Pauline mit ängstlicher Spannung, wie die Zusammenkunft des Sévère und ihres Gemahls ausschlagen wird; sie fürchtet die Eifersucht zwischen Beiden, die Schwäche ihres Vaters — als Begebenheiten von ganz anderer Tragweite sich im Tempel zutragen. Polyeucte hat Wort gehalten. Anfangs den heidnischen Opferdienst mit Schmähungen und Spott unterbrechend, hat er sich endlich laut dagegen erhoben und im Namen des wahren Gottes hat er mit seinem Freunde die heiligen Gefässe und zuletzt die Götterbilder selbst vom Altar herabgestürzt, bis man Beide ergriffen und in Fesseln gelegt hat. Diese Nachricht bringt der Erstarrten ihre Vertraute

Stratonice. Bald folgt ihr Felix, Zorn im Blick und Angst im Herzen. Néarque soll augenblicklich seinen Frevel mit dem Tode büssen, Polyeucte will er schonen und zur Reue und Umkehr zu bewegen suchen. Seine Tochter fleht um Schonung für ihren Gatten, obgleich sie seinen Irrthum beklagt und vor seinem Frevel schaudert. Felix will ihm nur dann Verzeihung gewähren, wenn er sich bekehrt. Der knechtische Höfling, gewohnt vom Sonnenschein der kaiserlichen Gnade zu leben, ist in heftiger Bestürzung; er fürchtet Sévère. Dieser ist edel und grossherzig, aber Felix kann es sich nicht vorstellen, dass irgend ein edles Gefühl den Beleidigten zurückhalten könne, eine so bequeme Gelegenheit zur Rache zu benutzen. Er darf sich nicht blosgeben, und ist auch zu feig, sich beim Kaiser selbst für seinen verleiteten Schwiegersohn zu verwenden. —

Und Polyeucte! Eitle Hoffnung, ihn zur Verleugnung seines Glaubens zu bewegen. Die Hinrichtung seines Freundes Néarque, weit entfernt, ihn zu erschrecken, hat seine Opferfreudigkeit nur vermehrt und seinen Entschluss befestigt. Er singt Hymnen und Lobgesänge zur Ehre Gottes und preiset ihn, dass er ihn zu seinem Werkzeug ausersehen.

Die Versuchung tritt an ihn heran in Gestalt seines Weibes, die mit den tiefsten Accenten der Liebe und des Schmerzes ihn anfleht, sich ihr zu erhalten und seinem Irrthum zu entsagen. Ein einziges hélas entreisst ihm der Anblick dieses tiefen Leidens, aber auch nur ein einziges. Schnell ruft er Gottes Beistand und seine Stärke zurück und ermahnt seinerseits sein Weib, Christin zu werden und ihm in den Tod zu folgen. — Machtloser noch als die bittende Liebe erweist sich die List des Felix, der ihn unter gleissnerischen Vorspiegelungen zum scheinbaren Nachgeben, wenigstens während Sévère's Anwesenheit, zu bewegen sucht. Gleich schlechten Erfolg hat die folgende Drohung. Felix ist in der äussersten Verlegenheit. Seiner Tochter Thränen und Polyeucte's Heldenmuth haben selbst auf seine kleine Seele ihren Eindruck nicht verfehlt. Sévère in Bewunderung vor solcher Grösse hat seine Fürsprache bei Decius verheissen. Er hasst persönlich die Christen überhaupt nicht und hält Decius Strenge gegen diese unschädliche Sekte für seine einzige Schwäche. Aber gerade

dieses Entgegenkommen ist Polyeucte's Verderben. Felix misstrauischer Geist sieht darin eine Falle, die ihm der Günstling stellt, und um ihr zu entgehen, giebt er Befehl, Polyeucte zum Tode zu führen. So stirbt der Märtyrer mit derselben Freudigkeit, mit der er lebend seinen Herrn bekannt hatte. Sein Tod wirkt die Bekehrung Paulinens, die ihn hatte sterben sehen, und seines Schwiegervaters, dem ebenfalls die Gnade des Herrn erschienen war. Sévère will nach Rom zurück und seinen ganzen Einfluss daran setzen, den Christenverfolgungen Einhalt zu thun. —

Es scheint auf den ersten Blick klar, dass, ungeachtet der Verschiedenheit der Begebenheit, beide Stücke doch im Grunde ein gemeinsames Sujet, das Märtyrerthum, behandeln, und wir würden dies ohne Weiteres als zugestanden annehmen, wenn nicht in Bezug auf Antigone das gewichtige Urtheil eines kompetenten Richters entgegenstände, welches diesem Kunstwerk einen andern Grundgedanken vindizirt. Dies Meisterstück der Athenischen Bühne hat das Privilegium des echten Kunstwerks, seinen Beurtheilern ein hartes Problem hinzustellen, in dessen Lösung sie nach verschiedenen Seite hin auseinander gegangen sind. Wie jedes wahre Kunstwerk entzieht es sich den Handwerksgriffen des ästhetisirenden Verstandes und hüllt sich keusch in den Schleier der unnahbaren Schönheit.

Fast einstimmig erkannte man in der Antigone ein hohes Ideal weiblichen Charakters, die Trägerin der höchsten, sittlichen Gesetze, in welcher die ewige Macht heiliger Sitte über ein Gebot blos menschlicher Abkunft siegte, doch aber war es störend, dass es sich aus dem Codex der tragischen Gesetzgebung nicht rechtfertigen liess, dass diese edle Heldengestalt blos an fremder Schuld zu Grunde ging. Oehlenschläger hat es ohne Rückhalt ausgesprochen, dass Antigone ohne Schuld sei, Schlegel, Jakobs und Andere haben sich mit allgemeineren Ausdrücken begnügt, man hört aber aus ihren vorsichtigen Ausserungen die Skrupel ihres ästhetischen Gewissens heraus über das verwegene Unternehmen, eine echt tragische Wirkung einer Figur zuzuerkennen, in der das wesentliche Moment der Tragik sich nicht wollte greifen lassen. Wäre Schlegel auf

Polyeucte gefallen, so würde er nach der Methode der genialen Kritik, die bekanntlich keine Gründe giebt und wenn Gründe so wohlfeil wären wie Brombeeren, die ganze Märtyrertragödie als französischen Ungeschmack über den Haufen gerannt haben. Aber mit Sophocles kann man so rüde nicht umgehen. In diesem unstäten Umherschweifen der Meinungen hat auch der grosse Philologe August Böckh sein Votum abgegeben und in der Antigone das schmerzlich vermisste Moment der Schuld nachgewiesen, zugleich aber auch den Schwerpunkt der Tragödie gänzlich verlegt. — Er findet den Grundgedanken des Stückes in dem Satz, dass leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, zum Untergange führt. Der Mensch messe seine Befugnisse mit Besonnenheit, dass er nicht durch heftigen Eigenwillen menschliche oder göttliche Rechte überschreite und zur Busse grosse Schläge erleide. Die Vernunft ist das Beste der Glückseligkeit. Dieser Gedanke soll sich nun in dem Widerstreit der beiden, in Kreon und Antigone ausgedrückten Gegensätze der Religion und Pietät und des Gehorsams gegen die Gebote der weltlichen Macht entwickeln. Beide Ideen, an sich sittlich und wohl berechtigt, werden mit so starrer Unbeugsamkeit verfolgt, dass ihre Träger dadurch in einen unheilvollen Zwiespalt mit dem entgegenstehenden Gesetze gerathen und zuletzt sich beide vernichten. —

Es lässt sich nicht leugnen, dass der berühmte Philologe diese Ansicht mit vielem Scharfsinn vertheidigt und eine beträchtliche Menge sehr beachtungswerther Gründe aus dem Stücke dafür beigebracht hat. Es ist namentlich richtig, dass nach dem Urtheile des Chores Antigone durch Trotz ihr Schicksal verschuldet hat und dass derselbe am Schluss die von Böckh als Grundidee des Ganzen hingestellte Lehre in bedeutungsvollen Worten zusammenfasst:

> Glückselig zu sein thut Weisheit Noth
> Vor Allem zuerst. Und des Göttlichen Scheu
> Soll Keiner verschmähn. Denn gewaltige Wort
> Hochmüthigen Sinns, mit gewaltigem Schlag
> Schwer büssend zuletzt
> Sie lehren im Alter die Weisheit.

Nach Böckh's Ansicht hätten wir also in der Antigone eine nach den herkömmlichen Grundsätzen der Aesthetik echt tragische Person. Sie wäre nicht mehr der Märtyrer, der im Dienste seines Gottes durch den Frevel der Verächter des göttlichen Willens zu Grunde geht, sondern eine fehlende Sterbliche, die ursprünglich im guten Recht durch Leidenschaft über die Grenzen des Rechts hinaus zur Schuld geführt wird. Damit würde aber der Vergleichungspunkt zwischen Polyeucte und Antigone wegfallen. Wir geben dem berühmten Alterthumsforscher zu, dass die von ihm als Grundgedanke der Tragödie hingestellte Lehre darin enthalten sei, allein wir bestreiten, dass sie wirklich der Grundgedanke derselben und dass die Consequenzen, die er für die Schuld der Antigone daraus zieht, richtig seien. —

Die äussere Handlung spiegelt allerdings einen sittlichen Conflikt in dem Widerstreit zweier Menschen, die durch unbeugsame Hartnäckigkeit eine friedliche Lösung desselben unmöglich machen, Besonnenheit hätte den Conflikt vielleicht ganz vermieden. Aber eben die Leidenschaft ist es, welche den Menschen jener Besonnenheit, welche der Griechische Dichter unter φρονεῖν versteht, beraubt und ihn in tragische Conflikte hineinreisst, und somit wäre der von Böckh als Grundgedanke der Antigone angegebene eigentlich der Grundgedanke einer jeden Tragödie. Der Satz: leidenschaftliches Streben und Mangel an Besonnenheit führt den Menschen selbst in dem besten Streben zu sträflicher Vermessenheit und Verachtung anderer sittlicher Schranken und somit zum Frevel, ist zwar der Moralphilosophie entnommen, er ist aber kein bestimmt gefasstes Sittengesetz wie die Gebote: Du sollst nicht tödten, sei getreu und andere, es ist die ganz allgemeine Aufforderung, sittlich zu sein und zwar die negativ gefasste Aufforderung, zu vermeiden, und entbehrt des positiven Inhalts. Wenn Wallenstein auf Abfall von seinem Kaiser sinnt, Richard seine Verwandten ermordet, um sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen, Jago die giftige Saat des Argwohns in das Gemüth seines Herrn streut, so begreift sogleich ein Jeder, dass sie sich gegen ganz positive göttliche und menschliche Satzungen empören, aber wenn Antigone und Kreon, die beide an sich vollkommen berechtigte

Grundsätze vertreten sollen, aus leidenschaftlichem Eifer zu strafwürdigen Verbrechern werden, so müssen wir erst wieder fragen, worin nun eigentlich ihr Verbrechen besteht. Die Antwort, dass Kreon das göttliche Gesetz, Antigone die Autorität der staatlichen Obrigkeit verneint, führt uns erst auf den positiven Boden des Conflikts, hebt aber damit zugleich jenen allgemeinen Satz als Grundgedanken auf. Sie fehlen, nicht weil sie leidenschaftlich handeln, sondern weil sie sich gegen eine sittliche Schranke auflehnen, und da sich hier ihrer zwei entgegen stehen, so bedarf zunächst die relative Geltung einer jeden einer Kritik, die der Dichter praktisch in seinem Drama giebt und der wir nachforschen müssen, wenn wir den wirklichen Gedanken seiner Dichtung finden wollen. Freilich ist es menschliche Leidenschaft, d. h. selbstsüchtiger, vom Ewigen und Sittlichen abgewandter Wille, der den Kreon zu seinem hartnäckigen Trotz, Antigone, — wenn wir hier einmal ihre Schuld zugeben wollen — zur Verachtung der Befehle ihres Königs verleitet, aber giebt es denn überhaupt einen tragischen Conflikt, in dem menschliche Leidenschaft die Harmonie der sittlichen Ordnung nicht erschütterte, und war es nicht ungemessener Ehrgeiz und Herrschbegierde, ebenfalls ungezügelte Leidenschaften, die Richard und Wallenstein zum Bruch von Lehnstreue und Blutliebe hingerissen haben, ohne dass es Jemandem in den Sinne gekommen wäre, jenen Grundgedanken in ihnen finden zu wollen. Wie jener Satz von der Verderblichkeit der Leidenschaft ein an sich ganz abstrakter Gedanke ist, so wäre auch ein Schauspiel, welches ihn zur Darstellung zu bringen versuchte, nichts weiter als ein moralisches Spiel etwa zur Erbauung einer Herrnhuter Gemeinde. Ein ethischer Gehalt erfordert ethischen Conflikt, welcher nur zwischen concreten Prinzipien stattfinden kann. Die Tragödie will etwas Anderes als Beispiele für einen Lehrsatz aus der Moralphilosophie liefern.

Es ist allerdings richtig, dass Sophocles selbst diese didaktische Tendenz seines Stückes stark hervorgehoben hat, indem er sie am Schluss gleichsam als Tendenz des Ganzen seinem Chor als Abschiedsgruss für die Zuhörer in den Mund legt. Allein dies hat seinen Grund in der Tradition des Dichterberufs

im Alterthum, welche Lehrer des Volkes sein und ihm namentlich von der Bühne herab Lehren der Weisheit einschärfen wollten. Die didaktische Tendenz, die wir sowohl in der Antigone als auch überhaupt auf der Athenischen Bühne bemerken, und die sich in der Wahl des Stoffes, einer tendentiösen Redeweise und in vielen anderen Zügen ausprägt, ist gewissermassen eine Anomalie im Kunstwerk, welches alles Andere eher als direkt lehren will, eine Anomalie, welche seinem eigentlichen Wesen keinen Eintrag zu thun braucht und bei Sophocles auch niemals Eintrag thut. Es ist ein äusserer Zierrath, gleichsam die Zuthat, die ein Professor der Eloquenz zum Griechischen Optativ, den er in einer Festrede abhandelt, hinzufügt, um der Gelegenheit gerecht zu werden, oder wenn man will, eine Genugthuung des poetischen Gewissens, von dem der Genius beim Schaffen des Kunstwerkes nichts gewusst hat. So scheint z. B. der grosse Pierre Corneille in seinen examens kein Bewusstsein von den wahren Schönheiten seiner Poesien gehabt zu haben und er rechnet nur mit ängstlicher Genauigkeit den Kritikern vor, dass er wirklich die drei Einheiten gehalten und das Kunststückchen der difficulté vaincue ausgeführt hat.

Sehen wir demgemäss die Darstellung des Sophocles genauer an, so wird sich bald herausstellen, dass der Dichter dem durch Antigone vertretenen Prinzip vollkommen gerecht geworden ist, und keinesweges den Märtyrertod der erhabenen Jungfrau darstellt, um uns ein warnendes: Hüte Dich vor Uebermaass zuzurufen. —

So viel auch Kreon auf seine Herrschermacht pocht und so richtig auch im Allgemeinen die Grundsätze sind, die er anfangs, scheinbar mit dem besonnenen Ernste des Landesherrn aufstellt und später gegen Antigone's Widersetzlichkeit geltend macht, sie werden hier ausgebeutet für eine schlechte Sache und im Dienst des offenbaren Unrechts. Sein erstes Gebot, Polynikes unbestattet auf dem Felde liegen zu lassen, den Vögeln und Hunden zum Frass, war ein ungerechtes, gottloses, nicht von der strafenden Gerechtigkeit des Königs, sondern von dem wilden Hass des Feindes diktirtes, welcher seine Rache noch am todten Gegner kühlen will, während Zeus' Einsetzung

der letzten Todtenehren mahnend darauf hinweist, dass am Grabe die Leidenschaft schweigen und der Todte einen andern Richter im Hades finden solle. Hiermit ist der Kampf heraufbeschworen, der beleidigten Schwester, welche die Entehrung des Bruders als Nächste des Stammes nicht dulden darf, der Fehdehandschuh hingeworfen, und die Schuld des Kreon wäre um nichts geringer, wenn er in der muthigen Antigone eine gehorsame Ismene gefunden hätte. Die Verletzung seines Gebotes von Seiten der Antigone steigern seinen Trotz und treiben ihn zu einem zweiten, nicht kleineren Verbrechen, aber Trotz und Schuld, Beides war vorhanden, noch ehe Antigone's Ungehorsam ihn gereizt hatte. —

Der Chor freilich hat kein Wort der Missbilligung dafür, weder in Gegenwart des Königs, noch später als er sich entfernt hat. Er hat in schweigendem Gehorsam das erste Gebot des Königs hingenommen, ohne seine Rechtmässigkeit zu prüfen. Der Antigone gegenüber, die mit lautem Wehklagen über ihr unverdientes Schicksal an ihm vorüber zur Todtenkammer geführt wird, zeigt er sich sogar als strenger Richter der verletzten weltlichen Herrschaft.

> Wohl heilig, Tochter, Heiligung;
> Doch dessen Macht, dem Macht gebührt,
> Zu überschreiten, ziemet nicht,
> Ja Dich stürzt eigenwill'ger Trotzsinn,

ruft er ihr zu. Es ist die personificirte Loyalität des Unterthanen. Dass der Chor diese Gesinnung wirklich in unserem Gedichte vertrete, ist aus seiner Zusammensetzung und ganzen Stellung dem Kreon gegenüber, so wie aus manchen bestimmten Aeusserungen der handelnden Personen ersichtlich. So sagt es Antigone dem König laut ins Gesicht, dass alle Thebäer ihre That billigten und der Chor nur aus Furcht nach ihm den Mund schmiege, und Haemon beruft sich ebenfalls später auf das Urtheil des Volkes, welches doch also Kreon nicht aus dem Munde der Aeltesten, die als Chor um ihn versammelt sind, erfährt. In der Folge wird sich dies Urtheil des Chores noch innerlich motiviren.

Allein wie man auch über das Urtheil des Chores denken mag und welche Stellung man ihm überhaupt im antiken Drama anweise, es giebt einen Mann von ganz anderem Gewicht, der dem Könige sein Unrecht vorhält. Dies ist Thiresias, der Seher, der berufene Anwalt des Göttlichen.

Auf seinem alten Vogelschauerthron hat er wildes Gekreisch und Unheilstimmen in den Lüften gehört, vom Opfer war das Fett der Schenkel herabgeschwelt ohne zu brennen und Kreon ist es, wie die Götter ihm also offenbaret, dess wilder Sinn Unheil auf die Stadt gebracht, so dass die Götter ihre Opfer nicht mehr annehmen wollen.

> Denn jeder Altar ist uns, jeder Opferheerd
> Vom Frass der Vögel und der Hunde ganz erfüllt.
> Mit Oedipus unselig hingestrecktem Sohn.

Und in der furchtbaren Prophezeiung des hereinbrechenden Verderbens formulirt er ihm seine zwiefache Schuld in folgenden Worten:

> Für dieses, dass ein Oberes Du herabgestürzt
> Und eine Seele schmählich in ein Grab gepflanzt,
> Und dass den Untergöttern Du entzogen hältst
> Hier einen Leichnam, unbestattet, ungeweiht,
> Woran Du nicht betheiligt, noch der Oberwelt
> Gottheiten, sondern ihnen zwingst Du dieses auf.

Die Schuld kann weder klarer bezeichnet, noch von einem competenteren Richter ausgesprochen werden. Kreon's leidenschaftlicher Hass hat den ersten Frevel begangen, seine Halsstarrigkeit die zweite Gewaltthat hinzugefügt.

Es ist auch in Sophocles' Darstellung für Jeden, der ein Auge dafür hat, Kreon das dem Verhängniss der Schuld verfallene, dem Untergang geweihte Haupt. In grossen, bedeutungsvollen Zügen vollzieht die Tragödie an ihm den Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses gebären muss. Die Natur hatte ihm Verstand und Kraft gegeben, um ein guter Herrscher zu sein, aber die Leidenschaft hat seinen Geist umnebelt und sein Herz verhärtet. Die That der Rache hält er für die gerechte Strenge des Herrschers, die schönsten Grundsätze der Staatsweisheit werden in seinen Händen zu Werkzeugen der Tyrannei, die

mahnenden Stimmen, die zur Umkehr anrathen, kann er nicht verstehen, er hört aus ihnen nur den Trotz der Auflehnung heraus. So fährt er dahin in Hochmuth und Halsstarrigkeit, bis ihn das göttliche Gericht ereilt.

Und Antigone, hat sie ebenfalls Schuld auf sich geladen und stirbt sie auch an dem Fluche dieser Schuld? Nur freilich sagt es ihr der Chor mit dürren Worten, dass ihre Auflehnung gegen Kreons Gebot, ihr eigenwill'ger Trotzsinn sie stürze. Aber diese Auflehnung macht ja eben ihre Grösse aus. Dass die Schwester es nicht mit ansehen konnte, dass ihr Bruder, der Todtenehren beraubt, von reissenden Thieren auf dem Felde zerfleischt würde, dass in der zarten Jungfrau der Entschluss mächtig wurde, der Götter Gebot, das an ihrem Bruder verletzt wurde, zu Ehren zu bringen, ohne Scheu vor der grausamen Strafe, welche die weltliche Macht darauf gesetzt hatte, dieser Entschluss, ihr Leben daran zu setzen, dass ihrem Bruder sein Todtenrecht gewährt werde, ist es, welcher die Bewunderung aller Zeiten und, wenn wir dem Haemon glauben dürfen, das innigste Mitgefühl ihrer Mitbürger erregt hat. Wie fest und besonnen ist ihr Entschluss. Nicht leidenschaftliche Aufregung, sondern tiefe, stille Ueberzeugung, dass es ihre Pflicht erheische, inniges Schwestergefühl haben ihn diktirt. Sie will dem Herrscher nicht trotzen, aber die innere Stimme sagt ihr vernehmlich, dass es ihm nicht zieme, sie von der ihrigen abzuhalten, sie weiss, dass sie sicherem Tode entgegen geht, doch keine solche Rücksicht hält sie zurück, fest überzeugt, dass sie die Götter mit Wohlgefallen aufnehmen werden, die ihre Ordnungen beschützt hat. Schon in der ersten Scene hat sie, die Tiefgebeugte, die allen Jammer ihres Geschlechts, selbst schuldlos, mit durchlebt, ihren blinden Vater bettelnd durch die Länder geführt, zurückgekehrt nach Theben, den vernichtenden Hass ihrer Brüder, den langen Krieg, ihren Doppelmord gesehen — die Resignation der Heldin, die den geringen Werth des menschlichen Lebens und Treibens hat schätzen lernen, und treu den göttlichen Gesetzen ohne Furcht ausführen will, was sie für ihren Auftrag hält. Mit derselben gesammelten Klarheit tritt sie vor Kreon hin. Stilles Siegesbewusstsein ist der Grundton ihrer Vertheidigung, die sie allen Vorwürfen des

dräuenden Königs entgegengesetzt, und mitten aus dem Geräusch des Kampfes klingen wunderbare Töne aus einem tiefen und reichen Gemüthe hinein.

Aeusserungen wie:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da,

und

O liebster Haemon, wie entehrt der Vater Dich,

darf man nicht, wie Böckh es thut, als blosse Wendungen des Wortkampfes ansehen, sie passen vortrefflich zur Haltung der Jungfrau in dieser Scene und werfen Streiflichter auf ihr Gemüthsleben, welche sehr wesentliche Züge zur Zeichnung ihres Charakters liefern.

Man hat ihr Härte gegen Ismene zum Vorwurf gemacht und sie ist davon nicht frei zu sprechen. Aber Antigone ist auch kein weiches Mädchen, sie ist gehärtet in der rauhen Schule des Unglücks. Lange Jahre auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen, hat ihr von Natur fester, entschlossener Geist sich herb in sich selbst zurückgezogen, ist strenge gegen sich selbst und strenge gegen Andere geworden. In diesem hohen Augenblick, wo sie ihr Leben für ihre Ueberzeugung einzusetzen bereit ist, sieht sie Ismene furchtsam zurück weichen und sogleich fühlt sie sich auf immer von ihr geschieden. Wer nicht für sie ist, ist wider sie, und nun will sie von ihrer Genossenschaft nichts mehr wissen, selbst in der Strafe nicht. Es ist eine höchst merkwürdige Begegnung, dieser Ausspruch des christlichen Apostels mit der Gesinnung der Antigone gegen ihre Schwester. Beides ist aus derselben Quelle geflossen, nämlich aus jener heiligen Begeisterung für eine erhabene Idee, an welche der Mensch Alles, selbst seine Persönlichkeit hingiebt. Wie sollte er Lauigkeit an Anderen ertragen. Wo eiliges, energisches Handeln die einzige Rettung ist, da ist der ein Feind, der zögert und sich besinnt.

Wo liegt also nach alle dem, fragen wir, eigentlich die Schuld der Antigone? Einzig in der Ueberschreitung einer formellen Schranke, eines obrigkeitlichen Ediktes. Allein die pflichtgemässe Achtung vor dieser Schranke gerieth in Conflikt mit ihrer sittlichen Ueberzeugung, sie konnte jene nicht

respektiren ohne einen Verrath an dieser zu begehen. Es waren zwei Gegensätze, die sich schlechthin aufhoben, und sie zog das höhere Gesetz in ihrem Busen dem untergeordneten der Menschensatzung vor. Wir haben hier also allerdings eine Handlung, die sich im Kampf zweier an sich berechtigten Prinzipien vollzieht, allein im Zusammenstoss beider, hat das eine Unrecht gegen das andere. Der Kampf zwischen Antigone und Kreon ist der Kampf des ewigen Rechtes gegen persönliche Willkür, der Widerspruch der verletzten Pietät gegen den Frevel, der frommmen Inspiration gegen gottlose Leidenschaft.

So wäre denn für Antigone das Märtyrerthum gerettet und die hellenische Jungfrau tritt dem christlichen Armenier als eine würdige Genossin zur Seite. Wir haben hier also denselben Stoff im Alterthum und in der modernen Zeit zur Tragödie verarbeitet und dieser Stoff ist das Märtyrerthum, d. h. das freie Opfer der Persönlichkeit für eine sittliche Idee. Es ist für unseren Zweck, durch einen Vergleich beider Kunstwerke uns über das geistige Leben dieser beiden Bildungsstufen Aufschluss zu verschaffen, von der höchsten Wichtigkeit, gerade diesen Inhalt und gerade in der Form der Tragödie neben einander zu haben. Die Tragödie führt uns, wie kein anderes Werk menschlichen Ursprungs in die innerste Werkstatt des Geistes und zeigt uns den sittlichen Gehalt des Lebens im Bewusstsein abgespiegelt. Das Märtyrerthum aber bringt uns als tragische Helden Personen, welche des tragischen Moments der Schuld entbehren, und somit scheinbar für die Tragödie unbrauchbar sind. Ersteres ist zunächst nur Behauptung und muss sich bei der Probe als wahr erweisen, letzteres nöthigt uns zu genauer Untersuchung des tragischen Affekts. Dem sich hier von selbst darbietenden Vorwurf einer contradictio in adjecto, nämlich dass Kunstwerke Tragödien heissen und sein sollen, obgleich ihnen die tragische Person fehlt, möge vorläufig die ästhetische Thatsache zur Antwort dienen, dass nach dem einstimmigen Urtheil aller Hörer und Leser Antigone und Polyeucte wirklich tragisch wirken und diese Instanz des gebildeten Geschmacks ist für jedes Kunstwerk die entscheidende, an welche die Reflexion immer ihre Theorien zu prüfen hat.

Man hat bisher das Wesen des Tragischen nicht befriedigend dargestellt. Man hatte wahrgenommen, dass, um eine Person oder Situation tragisch zu machen, es eines Conflictes bedürfe, allein über die Natur dieses Conflictes — bestand kein festes Urtheil. Der Cid, Hamlet, Macbeth bieten drei Conflikte der unterschiedensten Art, dennoch gelten sie alle für tragisch. Noch Lessing meinte, dass eine Tragödie sehr wohl möglich wäre ohne den Untergang der Hauptperson, Schiller nennt Nathan eine Tragödie und die französische Schule stellt Beispiele in Menge auf, vor allen Cinna von Corneille, in denen der Conflikt wirklich friedlich gelöst wird. Der richtige Takt neuerer Aesthetiker forderte für die Tragödie einen unlösbaren Conflikt, schon die von Aristoteles gestellte, von den Neuern adoptirte Forderung einer Schuld im tragischen Helden zeigt eine tiefere Einsicht in das Wesen der Tragik, denn es schliesst die Prämisse der Schuld die Nothwendigkeit von dem Untergang der tragischen Person ein und vom Standpunkt dieser Nothwendigkeit fand man es unpsychologisch, dass Jemand büssen sollte, wo er nicht gefehlt hatte. Dass ein Mensch beim Baden ertrinkt, im Walde von Räubern erschlagen wird oder durch irgend eine Verkettung unglücklicher Umstände ums Leben kommt, das Alles kann unser tiefstes Mitleid erregen, aber es ist darum noch nicht tragisch. Der Causalnexus zwischen Schuld und Vergeltung ist eine Grundbedingung jedes tragischen Eindrucks. Diese richtige Anschauung liegt auch im Allgemeinen allen unseren neueren Theorien über das Tragische zu Grunde. Der Riss, den menschliche Schuld in die ewige Gerechtigkeit gemacht, muss gesühnt werden durch eine entsprechende Vergeltung, welche das Gleichgewicht in der sittlichen Welt wieder herstellt. Es rechtfertigt sich hieraus ganz von selbst die Forderung, dass zur tragischen Person die Schuld nothwendig sei.

Aber diese Anschauung, in welcher ein unzweideutig richtiges Bewusstsein über die Natur des Tragischen enthalten ist, enthüllt nicht das eigentliche Wesen der Tragik, welche tief in die Lebensbedingungen des menschlichen Seins eingewurzelt und mit ihnen verzweigt ist und die somit ein allgemeines Lebensgesetz, eine Erscheinungsform der Menschlichkeit ist. Sie besteht, um es mit einem Wort zu sagen, aus dem zum Be-

wusstsein gebrachten und deshalb vermittelten Gegensatz des Endlichen und Unendlichen in der Schöpfung.

Der Mensch ist ein Individuum, d. h. ein begrenztes, endliches Wesen, welches durch seine Natur zum Untergange nach kurzer Dauer bestimmt ist. Die Idee, als der konkrete Inbegriff aller vernünftigen Momente gefasst, ist unendlich. Ihre Bestimmung ist, sich in ununterbrochenem Fortschreiten zu entwickeln. In diesem Prozesse, in welchem der Mensch ein Moment ist, tritt jenes Verhältniss gegenseitiger Abhängigkeit ein, dass die Idee sich nur in und an dem Menschen entwickeln kann und wiederum dieser von ersterer das Gesetz seiner Bewegung und seine sittliche Lebenskraft erhält. Sie sind beide einander unentbehrlich, der Entwickelungsprozess der Idee kann nur vermittelst des Menschen vor sich gehen. Indem aber der Mensch in diesem Verhältniss als Mittel auftritt, bleibt er doch ein sittliches, mit Vernunft begabtes Wesen, welches nicht als todte Masse, sondern durch eigenthümlich selbstständige Arbeit seines menschlichen Geistes sich bei dem Werke betheiligt, oder es vielmehr dadurch erst in den Gang bringt. Es giebt kein interessanteres Schauspiel als diesen Wettlauf der Kräfte, die höchsten Fragen der Menschheit kommen hier zur Entscheidung, das Leben in seiner ganzen Breite und Tiefe entfaltet sich hier auf dem Schauplatz, das zu erreichende Ziel ist in gleicher Weise wichtig als die Streiter in ihrem Thun und Leiden merkwürdig. Es ist das innerste Eigenthum der Menschheit, welches jeder Einzelne hier als das seinige erkennt, seine empirische Subjektivität, d. h. was er von Natur ist, einmal, und zweitens sein ideales Wesen, d. h. das Ziel, wonach er vermittelst seiner sittlichen Organisation mit allen Kräften seiner Seele strebt. Das Interesse gelangt auf seinen höchsten Gipfel, weil wir die beiden Faktoren der Bewegung, den Menschen und die Idee, in Conflikt sehen. Der Conflikt ist ein nothwendiger, durch den Gegensatz des Allgemeinen und des Individuums gegebener. Die Idee, ein ewiges, allgemeines Gesetz, muss sich zur Geltung bringen, und der Mensch, eine mit Willensfreiheit begabte Organisation, lehnt sich gegen die entgegenstehende Schranke auf. Er wird sich um so heftiger dagegen empören, je mehr er Individuum ist, d. h. je kräftiger und ge-

waltiger sein eigener, vom Ewigen abgewendeter Wille ist. Es liegt, wie wir wissen, in der Nothwendigkeit, dass in diesem Widerstreit der Mensch untergehe, allein die Geschichte dieses Streites und Unganges ist jedesmal ein Objekt regester menschlicher Theilnahme. Jenes gewaltige Wesen, welches wir im vergeblichen Kampfe riesige Pläne entwerfen, gigantische Kräfte entwickeln sehen, welches heiss mit seinem eigentlichen Wesen ringt, dem es nur eine andere Gestaltung zu geben trachtet, ist ein Wesen unserer Gattung. Seine Wünsche, seine Entwürfe, sein Leiden ist das unsrige. Sein verfehltes Streben, seine Leiden, seine tiefe Verirrung in die Abgründe sündlicher Leidenschaft, sein endlicher Fall führen uns die Hinfälligkeit alles Irdischen vor Augen. Wir sind gedemüthigt in unserem Stolze, wir bedauern, lieben, verurtheilen ihn, und die Theilnahme, welche wir empfinden, ist im Grunde nur ein Mitleid mit uns selbst. Doch unser Blick wird hinweggezogen von dem gräulichem Schauspiel der Zerstörung zu den verklärten Höhen, wo die Idee nach dem erfochtenen Siege im neuen Glanze strahlt und dies erhebt uns aus der Beschränktheit einseitigen Mitleidens zu einer höheren Anschauung, die uns über den Verlust des Individuums tröstet. Es war ein Tod, der neues Leben geboren hat, der einzelne Mensch ist aufgerieben, aber die Menschheit hat einen Fortschritt gemacht. Dies ist die Tragik des Lebens, wovon die der Schaubühne nur eine Nachahmung ist.

Es sind also in der tragischen Rührung diese beiden Momente aufgehoben, Theilnahme an dem Leiden des Gattungswesens und Freude an dem Triumph der Humanität. Aus beiden entsteht jene tief innere Affektion, welche mit Demuth und Befriedigung zugleich sich in den innersten Kern des Menschengeistes versenkt und welche wir dem tragischen Kunstwerk am reinsten und energischsten verdanken. In der Tragödie müssen wir also jenen Conflikt des Endlichen und Unendlichen dargestellt finden. Der Künstler hat in seinem Stoffe ein Beispiel gewählt und sein Held muss ein Typus des Menschen überhaupt sein. Es giebt nun zwei Weisen, in denen die tragische Handlung sich entwickeln kann. Es ist einmal die tragische Person selber, welche sich mit der Idee im Kampfe befindet,

und dies Verhältniss des Menschen ist das unmittelbarste im tragischen Conflikt und deshalb am häufigsten in der dichterischen Praxis angewendet. — Es kann der Conflikt aber auch zweitens zwischen der tragischen Person und der widerstrebenden Welt Statt finden. Dann ist der Held des Dramas der Träger der sittlichen Idee, für die er kämpft und stirbt und der er dadurch zum Siege über seine Feinde verhilft. Man kann diese Gattung der Tragödie die Märtyrertragödie nennen, obgleich es nicht nöthig ist, dass sie einen religiösen Stoff behandelt wie Polyeucte. Schon Antigone, obgleich dem Religiösen nahe verwandt, weist uns auf weitere Stoffe hin, und heldenmüthige Aufopferung für Vaterland, Familie oder jede andere berechtigte Idee kann ganz eben so wohl tragischen Inhalt haben. — Und ist nicht im Grunde Alles, woran der Mensch seine Kraft setzt, wofür er seine Persönlichkeit hingiebt, nicht auch seine Religion?

Es ist klar, dass die erste Art der Tragödie sich der dramatischen Behandlung viel bequemer fügt, wie ja auch fast nur sie bearbeitet worden ist. Die tragische Person steht im Vordergrunde und nimmt das Hauptinteresse in Anspruch. Der Stoff kommt hier dem Dichter auf halbem Wege entgegen, da er ihm die menschliche Creatur in ihrer Kraft und Mangelhaftigkeit, in ihrem gewaltsamen Ringen und ihrer ohnmächtigen Zerknirschung, ihrem haarsträubenden Vermessen und ihrem bejammernswerthen Fall als Gegenstand hinstellt. Er hat nur die Züge der moralischen Natur wiederzugeben, um seines Erfolges gewiss zu sein. Denn was er schildert, ist das Problem des Lebens, die innersten Interessen jedes fühlenden Menschen.

Viel spröder bietet der Stoff sich in der zweiten Gattung der Tragödie dar. Das Individuum erscheint hier aufgegangen in einen einzigen Gedanken, fast seiner Persönlichkeit entkleidet und empfängt sein Leben nur von der Idee, der es dient. Der ganze Nachdruck liegt auf letzterer, welche wir als stets gegenwärtiges, gestaltendes und entwickelndes Motiv vor uns sehen müssen. Es ist dies eine Klippe für den Dichter, der sich eine solche Aufgabe stellt, dem persönlichen Pathos und

der Idee zugleich gerecht zu werden, und leicht kann letztere zu leerer Abstraktion, ersteres zum moralischen Rührbrei ausarten, oder es wird, was des grossen Styles der Tragödie unwürdig ist, das fehlende Interesse durch die spannende Verwickelung äusserer Begebenheiten ersetzt.

Es ist aber nichts desto weniger diese zweite Art des tragischen Conflikts eine wirkliche, von der Geschichte bezeugte und im Wesen des Menschen begründete und also von der tragischen Kunst als eine mit Recht zu ihrem Ressort gehörende gefordert. Aber die Theorie ist stets nur das zum Bewusstseinkommen der bereits vorhandenen Praxis, und so konnte, obgleich in der Antigone bereits ein Versuch der Art vorlag, in der Theorie des Alterthums diese Spezies keinen Platz finden, weil ihm überhaupt das Bewusstsein eines allgemeinen Prinzips der Sittlichkeit fehlte. Wir werden sogleich sehen, dass letzteres auch in der Antigone nicht vorhanden ist und ihr somit eine eigentliche Sühne fehlt. Wir Neueren aber, für welche das Tragische ein wesentlich Anderes geworden ist durch das Hinzutreten eines Moments, welches dem Alterthum mangelte, werden gebieterisch aufgefordert, jene zweite Spezies auch in der dramatischen Theorie zu der Berechtigung zu erheben, welche ihr in der Praxis die ästhetische Empfänglichkeit längst zugestanden hat.

Wir stehen hier anscheinend vor einem seltsamen Widerspruch. Wir vergleichen die tragische Kunst der Alten mit der unsrigen und sprechen doch ersterer eigentlich die tragische Natur ab. Antigone vergleichen wir mit Polyeucte, um innerhalb der Tragödie Gegensätze der antiken und christlichen Anschauungsweise aufzufinden, und dennoch soll Antigone das Moment der Versöhnung fehlen, welches wir so eben als nothwendig für die tragische Wirkung hervorhoben. Allerdings. Aber hier ist gerade der Angelpunkt der Frage.

Ein Moment, welches für den Hörer einen gewissen Abschluss, eine Art der Beruhigung bringt, enthält freilich die Antigone, aber eben nicht denjenigen, welcher es auch für das christliche Bewusstsein ist. Der tragischen Dichtung eben ist es vorbehalten, die innersten Gegensätze christlichen und heid-

nischen Bewusstseins in die Erscheinung hervorspringen zu lassen. Die Erscheinungsform der tragischen Idee ist das Glaubensbekenntniss der antiken und modernen Welt.

Wir kehren nun zu unseren beiden Tragödien, Antigone und Polyeucte, zurück, welche wir nunmehr als die Repräsentanten einer antiken und einer modernen Auffassung desselben Gegenstandes über die Gegensätze beider befragen werden.

Schon eine oberflächliche Lektüre beider Kunstwerke bringt den Eindruck hervor, dass, abgesehen von den Verschiedenheiten, welche der Nationalgeschmack und die zufällige Begabung der Individuen hervorgebracht, in beiden ein durchaus verschiedener Geist weht, der sich nicht bloss in der endlichen Lösung des sittlichen Poblems, sondern in der Behandlung aller Verhältnisse und Charaktere ausgeprägt hat.

Der heidnische Märtyrer ist aus ganz anderem Stoff gemacht als der christliche. Dieser begeistert sich für eine allgemeine Idee, für den Gott der Christen und seinen Ruhm, aus freiem Antrieb ohne andere äussere Anregung, Antigone vertritt nur ein einzelnes Gesetz, bei dessen Verletzung sie unmittelbar betheiligt ist, sie würde den Kreon jeden anderen Frevel ruhig haben begehen lassen. Der Eifer für die Sache des Zeus ist erst das zweite, abgeleitete Motiv, das eigentliche Agens ihrer That ist die schwesterliche Pietät. Und dennoch ist ihre Tugend nicht kleiner als die des Polyeucte, die Kraft ihrer Ueberzeugung nicht geringer, ihre Opferwilligkeit nicht weniger freudig, alle Wirkungen einer sittlichen Potenz treten hier wie dort mit derselben göttlichen Macht zu Tage. Beide begegnen sich überraschender Weise sogar in derselben Anschauungs- und Ausdrucksweise, beider Thaten hat ihr religiöses Bewusstsein seinen Stempel aufgedrückt. Auch im natürlichen Menschen kommt das Göttliche zum Bewusstsein, sonst könnte ja überhaupt eine sittliche Ordnung unter den Völkern des Alterthums nicht bestanden haben, aber er ergreift es nur als einzelne Erscheinung und zwar immer gebunden in natürliche Verhältnisse und daraus entspringende Empfindungen — viel tiefer und religiöser in dieser Scheu als z. B. das christ-

liche 18. Jahrhundert, welches diese sittlichen Bande in grob materieller Weise aus dem Egoismus, der Hülfsbedürftigkeit und der Gewohnheit der Kreatur erklärte, allein die allgemeine Vernünftigkeit, jener schöpferische Faktor, welcher die einzelnen, starren Momente der Sittlichkeit zu einer höheren Einheit zusammenführt, wie sie in der Bewusstseinsstufe des Christenthums lebt, ist dem Alterthum und folglich seiner Tragödie fremd geblieben. Daher konnte unter Anderem auch der Chor jenes formelle Vergehen der Antigone als eine wirkliche Verschuldung bezeichnen, was von unserem Standpunkt aus unbegreiflich bleibt. Er blieb in dem starren Begriff der Gesetzlichkeit stecken und wog den sittlichen Inhalt widerstreitender Pflichten nicht. Das Moment der Versöhnung fehlte, daher bleiben sittliche Gegensätze feindlich und unentwickelt stehen. Dennoch aber ist es eines der gewichtigsten Zeugnisse von dem sittlichen Inhalte, der unbewusst auch in der Anschauung der Alten wirksam war, dass ungeachtet jenes Raisonnements des reflektirenden Verstandes dennoch, wie ich überzeugend nachgewiesen zu haben glaube, die Zeichnung der Antigone nichts weniger als einen durch eigene Schuld dem Untergange verfallenen Charakter vorführt. Wir könnten diese Charakterzüge weiter ins Einzelne verfolgen, allein wir eilen zu dem Punkte, in welchem die Gegensätze der alten und modernen Tragödie in ihren Gipfelpunkten hervorspringen und das Urgestein ihres Wesens dem Lichte enthüllen.

Im Polyeucte kommt das tragische Element zu seiner vollständigen Entfaltung, die Momente des Streites vermitteln sich und die durch das Mitleiden aufgehobene Freiheit des Geistes stellt sich am Schluss wieder her. Im Polyeucte ist der Schluss durchaus befriedigend für den Zuhörer. Der Märtyrer hat den Tod erlitten, aber sterbend hat er seinen Gegner überwunden. Die Sache, für die er gekämpft und geblutet hat, nach dem Beispiele seines Herrn und Meisters, hat sich als die gerechte erwiesen gerade an Denen, die ihn deswegen gescholten, verfolgt und getödtet haben. Sein Weib Pauline, ein anderes Ideal edler Weiblichkeit, setzt mit dieser Bekehrung den Schlussstein auf das dornige Werk ihres Lebens, ihr Herz von allen Spuren einer ersten, starken Leidenschaft zu reinigen und es als ein

würdiges Opfer dem würdigen Gemahl in wahrhaft liebender Hingebung darzubringen. Damit dass sie Christin wird, knüpft sie die Bande aufs Neue, welche der Tod so eben zu zerreissen schien, und vollzieht die vollständige Trennung mit ihrer Vergangenheit. Es ist dies viel mehr als eine Resignation der Pflicht, welche im Herzen neben dem Bewusstsein des erfochtenen Sieges den Stachel wehmüthig schmerzlicher Erinnerung zurücklässt. Sie gehört jetzt wirklich mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dem Gemahl, der ihr vorangegangen ist in das Reich des Lichts, wo sie einst in verklärter Weise mit ihm wird wieder vereinigt werden. Sévère hat keinen Theil mehr an ihr und zugleich ist sie der erste Zeuge von der siegenden Kraft der Idee, von der Polyeucte durch seinen Tod Zeugniss abgelegt hat. Es vereinigt sich in ihrer Bekehrung die Wirkung ganz persönlicher Beziehungen des Weibes mit jener anderen, einer allgemeinen, ewigen Idee, so dass wir eine ganz ideale Erscheinung und doch gefüllt mit echt menschlichem, individuellem Inhalt erhalten und wir dem Dichter hier für soviel Schönheit gern den spanisch ritterlichen Roman mit dem tugendhaften Sévère verzeihen.

Von Seiten der Kunst könnte die Bekehrung des Felix dem Verfasser als Vorwurf angerechnet werden. Sie ist weder in seinen Antecedentien, noch in bedeutenden Umständen im Augenblick der Entschliessung motivirt. Allein der Augenblick ist so feierlich, die Ereignisse so erschütternd, der Schritt einer neuen weltgeschichtlichen Aera lässt sich in dieser tragischen Katastrophe so deutlich vernehmen, dass man sich auch etwas Unwahrscheinliches gefallen lässt. Der Sinn ist so eingenommen und erhoben von dem wunderbaren Walten der göttlichen Macht, dass er nicht einen Augenblick zu kalter Prüfung übrig hat bei dem Eintreten eines Ereignisses, welches jene Macht aufs Neue bezeugt. Nur dann zerstört der Dichter die poetische Illusion bei seinem Zuhörer, wenn er diesen unvorbereitet mit Folgewidrigkeiten überfällt und damit seine Kritik herausfordert.

Die Stärke des Pierre Corneille als Dramatiker liegt überhaupt viel weniger auf der Seite der plastischen Gestaltung seines Stoffes, als auf seiner Fähigkeit, allgemeine, sittliche

Ideen zu drastischer Wirkung zu bringen. Der gute Geschmack könnte am Polyeucte manches auszusetzen haben, was wir hier auf sich beruhen lassen, da eine ästhetische Würdigung des Werkes ausserhalb unserer Aufgabe liegt. Es mag hier nur noch der für uns bedeutendere Umstand angeführt werden, dass der Held der Tragödie selbst eigentlich das Interesse des Hörers zu wenig erregt. Er ist zu sehr Heiliger, hat den Menschen zu sehr abgestreift, wir sehen ein Wesen anderer Ordnung vor uns und können unsere Seele nicht mit echt menschlicher Theilnahme an sein Geschick hängen. Wie die meisten Corneille'schen Charaktere dringt er nur bis zu unserer Bewunderung vor. Dennoch aber hat es der Dichter verstanden, die Idee, welche diese abstrakte Persönlichkeit vertritt, durch seinen Opfertod zu einer solchen concreten Geltung zu bringen, dass wir erschüttert und erhoben in jener wahrhaft ethischen Stimmung den Blick abwenden von dem Individuum, das gekämpft und gelitten, zu den grossen Ordnungen Gottes, denen alles Menschliche dienen muss in seiner Herrlichkeit wie in seinem Untergang. Man könnte in dieser Rücksicht Corneille den spiritualistischen modernen Dichter nennen. Er ist wirklich gross und bedeutend, wo sein Genius ihm diese ihm eigene Bahn gewiesen hat, wie z. B. auch in Cinna und les Horaces. Leider hat ihn falscher Geschmack und leidige Nachahmungssucht auf Irrwege geführt und seine Meisterwerke mit einer Schaar seichter oder ungeheuerlicher Machwerke umgeben.

Zu dieser Befriedigung, welche das Ende des Polyeucte athmet, stehen die letzten Scenen der Antigone in einem schreienden Gegensatz. Wie dort sich alle Misstöne harmonisch in die vollen Ackorde einer vernünftigen Weltordnung auflösen, so ist hier Alles Schrecken, dunkele Verzweiflung, Wehegeheul. Der Mord hat den Mord erzeugt. Kreon ist der elende, zerschmetterte Wurm, dessen sinnlose Narrheit drei Opfer zum Hades geliefert, unter ihnen seinen Sohn und sein Weib. Er steht allein, zermalmt, verzweifelnd, von den Göttern mit blutigem Mal gezeichnet, seine Kraft ist vernichtet, sein Herrscherthum gebrochen, er lässt sich abführen aus dem Anblick der Menschen, der nichts mehr ist, denn ein Nichts. Ein wahrhaft

haarsträubendes Entsetzen, eine Ahndung ausser allem Verhältniss mit seinem Vergehen, die vielmehr die erfinderische Rache eines erzürnten Feindes als der gerechten Strafe der richtenden Gottheit ähnlich sieht. Kein neuerer Dichter hat bei der Vergeltung für ungerechte That sich bis zu diesem Raffinement der Grausamkeit verstiegen. Die abscheulichsten Verbrecher Macbeth, Richard II., Franz Moor büssen mit ihrem Leben für ihre Unthaten und das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl des Lesers ist befriedigt, es verlangt nicht, dass der Verbrecher stückweis zu Tode gemartert werde. Es ist ein anderer Geist als der der gegenwärtigen Menschheit, der dem Dichter solche Ueberlieferungen vermachen konnte. Doch wenn es auch unser Gefühl verletzt, so können wir wenigstens nicht leugnen, dass Kreon vollauf für seine Sünden gebüsst habe, aber wo bleibt bei alle dem die Sühne für den Märtyrertod der Antigone? Hätten wir eine Tragödie Kreon, so möchten wir in seinem Jammergeschick den Finger der strafenden Gerechtigkeit erkennen, und wiewohl mit Schauder den Riss, den der Frevel darin gemacht, für geheilt erklären. Aber Antigone bleibt die Person, um welche sich das Hauptinteresse lagert und ihr Tod bleibt ungesühnt. Es ist keine Andeutung vorhanden, dass die Idee der Familienpietät und der heiligen Satzungen des Zeus durch ihren Untergang und die Vernichtung des Kreon eine neue Weihe empfinge. Die Vernichtung hält ihren blutdürstigen Umgang, der Tod gebiert den Tod, Leichenhügel erheben sich, aber kein freundlicher Stern schwebt über dem Graus, der den Blick nach Oben richtete und das Herz mit neuer Lebenshoffnung erfrischte. Wie ein dumpfer Schmerz legt es sich aufs Gehirn, man schaudert und staunt, aber man nimmt nicht mit Befriedigung Abschied von diesem Bilde, und selbst die mahnenden Worte des Chores verhallen in dem peinlichen Gefühl menschlicher Abhängigkeit und göttlicher Willkür. Ja Antigone selbst, die gottbegeisterte Jungfrau, bleibt sich nicht treu bis ans Ende. Die muthige Zuversicht, mit der sie sich dem Kreon gegenüber stellt, hat sie verlassen, als sie den letzten Weg nach ihrer Todtenkammer geht. Laute Wehklagen über den Verlust ihrer bräutlichen Freuden, über ihr Wehgeschick, welches dem Kampf des ganzen Labdakiden-

hauses gleicht, wimmert sie an das Ohr der Greise, welche taub für ihren Schmerz, ihr Hohn bieten statt der Tröstung. So weit entweicht ihr Heldenmuth, dass sie dem Chor gegenüber und vor sich selbst ihre That entschuldigen zu müssen glaubt. Wären es ihre Kinder gewesen, oder ihr Gatte, so möchte man sie der Vermessenheit und des Unsinns zeihen, denn einen anderen Gatten könne sie wiederbekommen und von diesem ein anderes Kind, da aber Vater und Mutter todt wären, wo sollte sie einen anderen Bruder hernehmen. Man hatte diese Klage echt menschlich schön und von echt antikem Geiste getragen gefunden, ein Urtheil, welches ich unterschreibe. Aber eben deshalb nimmt diese Antigone ihrem Todesgeschick jeden Charakter der Sühne. So sehr war die Anschauungsweise des Alterthums vom Idealen abgekehrt, dass nicht einmal einer Antigone die Idee, für die sie selbst gekämft, für die sie mit Bewusstsein in den Tod gegangen war, eine Stütze im letzten Augenblick sein konnte. Das Jenseits, das Ewige, sittlich Wahre ist ihr keine lebendige Wirklichkeit, sie sieht dort ein Schattenleben, kalten Tod, und wendet ihr Auge nach dem Diesseits und seiner vergänglichen Herrlichkeit zurück. Hier also fehlt jeder Anknüpfungspunkt für eine Versöhnung der moralischen Mislaute, die unsere Seele mit Pein und Schauder erfüllen. Die Idee hält nicht einmal die Heldin im letzten Kampfe aufrecht, wie soll sie an Andern Anhänger gewinnen?

Es ist ein bedeutungsvoller Umstand, dass die Genugthuung, welche die von Antigone vertretene Pietät gegen die Götter erhält, sich nicht in einer Verherrlichung dieser Idee, sondern in einem Akt der Rache vollzieht. Die der Idee widerstrebende Welt erhält in der Person des Kreon eine schreckliche Weisung, vom Trotz gegen göttliche Gebote abzustehen; da aber auf der andern Seite der sittliche Gehalt des Gebotes, welches hier in Frage stand, so wenig zur Geltung gebracht wird, da dasselbe nicht eine lebendige Macht wird, so weiset das Uebergewicht, welches auf die Seite der Strafe gelegt ist, auf eine Gottheit hin, der es weniger auf Hervorbildung sittlicher Ordnungen als auf blinden Gehorsam gegen ihre Autorität ankommt. Zeus hat gestraft, wie Kreon sich vergangen, mit Leidenschaft. Er hat seine verletzte Autorität gerächt, wie Kreon die seinige,

um Antigone, die Vertreterin seines ewigen Rechtes, kümmert er sich so wenig als um dieses selbst. Die Gottheit ist noch immer mit menschlicher Leidenschaft behaftet, der herodoteische Neid tritt hier in anderer Form hervor. In dieser Auffassung des göttlichen Wesens spiegelt sich nicht der reine Urquell alles Guten und Vernünftigen, sondern der Eigensinn, die launenhafte Willkühr, die übermüthige, grausame Ueberhebung der Stärke.

Wie anders das Walten der Gottheit im Polyeucte. Hier liegt aller Nachdruck auf dem Triumph der Idee, der Offenbarung des eigentlich Göttlichen; an ihr beweist der Gott seine Macht, so wie gleicher Weise seinen auf das Gute gerichteten Willen. Die Verächter seines Willens werden nicht vernichtet, sie werden nur besiegt und zwar von der siegreichen Kraft seiner Wahrheit. Ihre Strafe ist, dass sie dieselbe anerkennen müssen und sich vor ihr beugen.

Es stellt sich also heraus, dass in der antiken Märtyrertragödie keine Sühne vorhanden ist und zugleich führt uns das eben Gesagte zur Erkenntniss des Grundes, weshalb eine solche auch in allen übrigen antiken Tragödien nicht anzutreffen ist, weil nämlich die Idee der Versöhnung überhaupt dem Bewusstsein des Alterthums fehlt. Die Tragödie ist eben der reinste Abglanz des sittlichen Bewusstseins eines Volkes und nur auf dieser Identität des Dargestellten mit dem Geistesleben des Zuhörers beruht die Möglichkeit einer tragischen Wirkung. Allein bei allem Mangel einer Versöhnung bleibt, wie wir oben aufmerksam gemacht haben, den Alten doch die tragische Rührung, ja sie hat gerade im Alterthum ihre Wurzel und ist uns von den Griechen erst überkommen. Die Affektion des Geistes ist dieselbe, aber dennoch in beiden Völkern ein so unterschiedenes Gefühl, als überhaupt ihre ganze Denk- und Anschauungsweise verschieden ist. Man möge hier nicht eine Subtilität finden wollen. Die einfachen Affektionen der Freude, des Schmerzes, der Trauer, der Furcht, des Erstaunens müssen allerdings dieselbe Bewegung in jeder Menschenseele hervorbringen, gehöre sie einem Deutschen oder Lappländer, einem alten Perser oder einem modernen Russen an. Aber der tragische Affekt ist ein gemischter Zustand, in welchem die Reflexion der wesentliche

Faktor, das eigentliche Agens ist, und der somit ein wirklich anderer werden kann, je nachdem die Reflexion sich wandelt, und dennoch in seinem Gefühlsgehalt beständig derselbe bleiben kann. Unsere Definition von den Momenten des Tragischen ist dem modernen Bewusstsein entnommen und passt für das antike Bewusstsein nur, wenn sich dort ein Surrogat für die Richtung aufs Ideale findet, welche für uns das Moment der Versöhnung enthält.

Dies Surrogat im Alterthum ist das Fatum, welches deswegen der antiken Tragödie durchgehends seinen Stempel aufgedrückt hat. Die antike Tragödie ist die Schicksalstragödie als solche. Das Fatum ist die dunkele, ungreifbare und unbegreifbare Macht, welche mit dem Menschen nach Willkür schaltet. Nicht Verdienst, nicht Gnade, nicht eine allgemeine, erkennbare Richtschnur leitet dies schauerliche Mysterium. Es trägt den Grundbedingungen der menschlichen Natur keine Rechnung, ihre sittliche Freiheit achtet es nicht, ohne sein Verschulden reisst es den Menschen in Sünde und Verderben. Es ist die vollständige Negierung jeder sittlichen Weltordnung, es belohnt und straft nicht nach Verdienst, vor ihm gilt keine Freiheit der Selbstbestimmung, launenhafte Willkür hat ein dunkles Verhängniss geschmiedet, an dem ohnmächtig alle Anstrengungen zerschellen. Der Mensch ist der Spielball eines tückischen Dämonen geworden, die Gottheit selbst ist bloss ein Diener des Fatums und eben so launenhaft und willkürlich als dieses selbst. So haben wir es in der Antigone gesehen und so kehrt es überall in den Mythen wieder. Sie lieben und hassen, verfolgen und hassen nach durchaus subjektiver Laune, keine andere Richtschnur als etwa die Eifersucht, ihr Ansehn gegen die Sterblichen aufrecht zu erhalten, ist in ihren Handlungen wahrzunehmen.

Die eigentlichen Vorstellungen von der Götterwelt mögen im Alterthum sehr verschieden gewesen sein und haben sich natürlich nach dem Bildungsgrade des Individuums gerichtet. Die Philosophie suchte reinere Begriffe darüber zu verbreiten und die naive Vorstellung einer wirklichen Eifersucht der Götter auf die Sterblichen, wie wir sie im Herodot finden, mag in

späterer Zeit gewichen sein in dem Maasse als die naive Hingebung der Menschen überhaupt entwich und reflektirteren Bestrebungen oder der Frivolität Platz machte. Allein im tiefsten Grunde seiner Anschauung musste der alte Grieche eine vernünftige Gesetzmässigkeit in der Weltregierung vermissen und konnte demgemäss in seinem eigenen Geist die sittliche Bestimmung nicht finden. Die Weltordnung seiner Götter ist eine der menschlichen Vernunft unzugängliche, menschliche und göttliche Vernunft sind hier schlechthin incommensurable Grössen, ein Riss ist zwischen göttlicher Ordnung und menschlicher Bedürftigkeit, welchen die Furcht, nicht die heilsame Scheu vor einer ewigen Gerechtigkeit und Güte, sondern dies knechtische Zittern vor einer unbekannten, dämonischen Macht, jene Furcht des Calibar vor Prospero's Zauberkünsten, zuschliesst. Das ganze sittliche Bewusstsein ist unfrei und fühlt sich macht- und rechtlos in den Händen jener Tyrannin. Knechtisches Zittern steht an der Stelle des kindlichen Vertrauens, dumpfe Resignation an der Stelle froher Zuversicht. Dem Menschen ist keine Entwickelung zur Humanität, dem Individuum keine Erlösung von seiner Schuld verheissen. So klammert der Mensch sich an die Gegenwart an, die ihm hell aus dem Wein und aus schönen Frauenaugen entgegen lacht, anstatt vorwärts zu sehen, wo die Zukunft seines Wesens, d. h. seine eigentliche Heimath, liegt.

Diesen Bewusstseinszustand drückt die Schicksalstragödie aufs Vollkommenste aus. Das Individuum erscheint hier durchaus in jenem unfreien, eines vernünftigen Wesens unwürdigen Verhältniss zu dunkeln Gewalten, ein seiner Natur adäquater Beruf, den er wenigstens ahnet, ist nirgends anzutreffen. Auf materielle Güter allein kann sein Streben gerichtet sein und dabei, ist ihm wohl bewusst, kann er ohne Absicht den Zorn jenes Unheilsdämons auf sich laden, der mit eifersüchtiger Strenge über seine Rechte wacht. Vielleicht ist er auch schon dem Verderben geweiht, weil sein Stamm den Göttern verhasst ist. Die Orakel werden ihn umsonst vor dem drohenden Verderben warnen, die Flucht aus der Heimath wird ihn nur gewisser in die Schlinge führen, die ihm der hinterlistige Gott auf dem

Kreuzwege gelegt hat. So schwindet jeder Halt und jedes Vertrauen und nichts bleibt der schwachen Kreatur als die unbedingte Ergebung an den Stärkeren, eine trostlose, Entsetzen erregende Ergebung eines denkenden, mit sittlichem Willen begabten Wesens an die blosse boshafte Laune. Diese dumpfe Resignation der Verzweiflung, bei der das hellenische Bewusstsein im letzten Stadium ankommen musste, ist es denn auch, die nach den gewaltigen Erschütterungen des Unheils, eine gewisse Beruhigung wieder herstellt, aber freilich, wie bereits gesagt, nur die Ruhe des Kirchhofs, die Fügung ins Unvermeidliche, nicht jene Befriedigung, welche das Gemüth aus dem Staube der Endlichkeit erhebt zur Anschauung des Ewigen.

Hier liegt auch der Schlüssel zur Lösung des Conflikts in der Antigone. Sie ist ebenfalls eine Schicksalstragödie. Böckh leugnet dies zwar, indem er behauptet, dass das Schicksal hier eine sehr untergeordnete Rolle spiele und Niemand darin die Einheit des Stückes suchen könne, und dass mit der Brüder Wechselmord das Labdakidenschicksal und des Vaters Fluch getilgt sei. — Aber wer sagt dies Böckh? Antigone ist ein Sprössling des Geschlechts und also, wie alle ihre Verwandten, noch immer unter dem Einfluss des alten Fluches, auch hat sie dies Bewusstsein und spricht es deutlich aus:

O fluchvoll gräulich Ehebett,
Die Mutter dem eigenen Sohne,
Meinem Vater, gesellt, der Unseligen,
Von welchen ich entspross, die Unglücklichen,
Zu welchen eb'los, Fluches voll ich mich hinübersiedele.

Es ist das Verhängniss ihres Geschlechtes, welches ihr den unbeerdigten Bruder in den Weg warf und sie so in den Widerspruch mit Kreon hineintrieb, der ihr das Leben kostet. Während Antigone vom Leben scheidet, vernimmt man den ehernen Tritt des Schicksals.

Es möchte hier am Platze sein, mit einigen Worten eine Frage zu berühren, welche seit Jahrzehnden unseren ästhetischen Kritikern viel zu schaffen gemacht, ich meine die neuere Schicksalstragödie. Jedermann von geläutertem Geschmack hat sie verurtheilt und sie verdient es. Sie ist ein Anachronismus und

begeht den Irrthum, für ihre Wirkung auf einen Bewusstseinszustand zu spekuliren, der gänzlich überwunden hinter uns liegt. Wie der alten Tragödie das Schicksal unentbehrlich war, so muss es die neuere aufs entschiedenste zurückweisen. An die Stelle des blinden Fatums haben wir eine sittlich vernünftige Weltordnung gesetzt, in welcher wir allein Befriedigung finden. So ist es denn auch gekommen, dass, während wir das Schicksal der Alten als die übermächtige, zermalmende Gewalt empfanden, das der Neueren ein Popanz, um kleine Kinder zu erschrecken, unfähig, eine poetische Rührung hervorzubringen. Hoffentlich wird die Ahnfrau nun bei ihren Vätern ruhen und alle die übrigen ungeheuerlichen Produkte von der Bühne fern bleiben. Ich muss mir hier versagen, die im Laufe der Betrachtung gefundenen Gedanken in ihren Consequenzen weiter zu verfolgen und namentlich jenes sittliche Bewusstsein des Alterthums gegenüber dem christlichen in seinen einzelnen Entfaltungen zu entwickeln. Wir haben, geleitet von einer jener Offenbarungen des Volksgeistes, einen Blick in das innere Leben der alten Hellenen gethan und haben gefunden, dass für sie das Schiller'sche „Herb ist des Lebens innerster Kern" seine Wahrheit hat. Wir haben uns von Jugend auf gewöhnt, aus dem Alterthum unsere Ideale zu holen, wir haben die heitere Kunst, die gesunde, dem Realen zugewendete Lebensrichtung, die Naturfrische ihrer Anschauungen zu bewundern Gelegenheit gehabt. Unter dem lachenden Himmel von Hellas sahen wir jede schöne Geistesblüthe reifen. Hier erblicken wir die Kehrseite. Unter dem vielgestaltigen, beweglichen Treiben brütet die unbefriedigte, trostlose Sehnsucht das mit seinem innersten Wesen entzweite Bewusstsein. Es fühlt sich in seiner Unfreiheit, um sich und über sich sieht es die Willkür und Laune an der Stelle einer ewigen Vernunft, es versenkt sich in dumpfe Resignation, harrend des Tages des Erlösung. Ganz übereinstimmend hiermit sind die Worte Böckh's, die er am Schluss seiner Staatshaushaltung der Athener spricht und die auch für uns den Schluss machen mögen. „Rechnet man die grossen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüths eine Welt einschliessend, sich selbst genug waren, so erkennt man, dass die Menge der Liebe und des Trostes entbehrt, welche eine reinere Religion in die

Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren in dem Glanze ihrer Kunst und der Blüthe ihrer Freiheit unglücklicher als die Meisten glauben und der Baum musste umgehauen werden, als er faul geworden.“ —

Dessau. Dr. Weiss.

Ueber den

provenzalischen Dichter Goudouli

nebst

Uebersetzungsproben seiner Gedichte.

Peter Goudouli, wie er provenzalisch, oder Godolin, wie er französisch meistens genannt wird, ward zu Toulouse 1579 geboren und war der Sohn eines Wundarztes. Er besuchte die Jesuitenschule seiner Vaterstadt und machte gute Fortschritte in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte und Mythologie, und in dem lateinischen Schriftenthum, wie sich diess auch aus seinen Schriften ergibt, sowohl den dichterischen, wie aus einer Abhandlung in Prosa zur Erklärung seiner Gedichte. Er befliss sich der Rechtskunde und liess sich als Anwalt in das Parlament aufnehmen, zog sich aber bald zurück, und widmete sich der Dichtkunst, und zwar gleich im Beginn mit ungemeinem Glücke. Er machte nämlich noch als Jüngling die Bekanntschaft des Grafen Carmaing, eines reichen Gutsbesitzers in der Umgegend von Toulon, in welcher Stadt er wohnte, wurde von diesem Gönner der Wissenschaft und Kunst und ihrer Verehrer ausgezeichnet und blieb mit ihm fortwährend verbunden. Als der Graf auf Richelieus Befehl die Bastille beziehen musste, erheiterten ihn Godolins Dichtungen, die er dort dem Herrn von Bassompierre vorzulesen und zu erklären pflegte. Auch Herr von Mommorenci war sein Beschützer. Dieser brachte die Fastenzeit gewöhnlich zu Toulouse zu, und liess es nicht an einer prächtigen Hofhaltung fehlen. Für die Ballette, welche er dort aufführen liess, musste Godolin Zwischenreden in Prosa machen, und sie nach damaliger Sitte verlarvt vor-

tragen. Godolin benahm sich dabei mit so viel Geschick und Anmut, dass ihm bei diesen Festen der meiste Beifall gespendet ward; denn er verstand es, mit Feinheit zu belustigen, ohne doch ein blosser Spassmacher zu sein, wie er denn auch die Freigebigkeit seiner Gönner so wenig in Anspruch nahm, dass er arm blieb und nur eine kleine Besitzung von zwei Morgen Landes hatte, welche er aber späterhin auch theilweise zu verkaufen gezwungen war. Als er nichts mehr davon übrig hatte als Haus und Garten, schrieb er mit grossen Buchstaben an die Thür: „Meierhof zu verkaufen mit zwei Paaren“ (Vendre une métairie de deux paires) und darunter mit kleinerer Schrift: „von Hühnern (de poulets).“ Nach dem Tode seiner Gönner hätte er hungern müssen, wenn ihm nicht der hohe Rath von Toulouse zu Hülfe gekommen wäre und ihm einen Jahrgehalt von 300 Livres verliehen hätte, der ihm bis an seinen Tod ausgezahlt wurde. Dieser Beschluss ist wol ein hinreichender Beweis der allgemeinen hohen Achtung, in welcher er stand; denn diese Stadt hat, so viel man weiss, nichts Aehnliches für irgend einen ihrer Dichter oder Philosophen gethan. Den Namen des Philosophen verdient Godolin übrigens vielleicht eben so sehr wie den des Dichters. Er besass mindestens die Weisheit des Aristipp, der dem veredelten Genusse huldigte; seine Sittlichkeit und seine Sitten waren fleckenlos, und man weiss nichts an ihm auszusetzen als etwa Vorliebe für die Freuden der Mahlzeit, wiewol er auch diese nie im Uebermaass genoss, und sie mehr wegen der geistigen Unterhaltung mit seinen Tischgenossen schätzte. Die Gabe der Dichtkunst blieb ihm bis an sein Ende getreu; wenn er aber früherhin mehr im Geiste des Pindar, Anakreon und Horaz gedichtet hatte, wandte er sich im Alter der heiligen Dichtkunst zu. Er starb am 10. September 1649, etwa 70 Jahre alt. Einige Tage vor seinem Tode begegnete ihm einer seiner Freunde und fragte ihn, wie er sich befinde. „Sie sehen es, — antwortete er, indem er mit seinem Stock auf den Boden stiess, — ich klopfe an, damit man mir öffne.“ Er war von mittlerer Grösse, etwas beleibt, und hatte kastanienbraune Haare und tiefrothe Gesichtsfarbe. Der hohe Rath von Toulouse stellte seine von Maynard gefertigte Büste im Sitzungsaale auf mit folgenden lateinischen Distichen:

Musarum, Godoline, decus, sic ora ferebas,
Lirida cum caneres, Berteriumque nemus.
Mon meliora tuis tentabit carmina Apollo,
Tectosagum grato cum volet ore loqui.

(Also warst du zu schaun, Godolin, du die Ehre der Musen,
Als du die Liris besangst und den Barterischen Hain.
Bessere Lieder als du wird nie anstimmen Apollo,
Hebt zum Gesang er die Stimm' in dem toulousischen Laut.)

Seine Gedichte nennt er Blumen des toulousischen Strausses, fleurs du bouquet toulousain, und sie bestehen aus vier Sammlungen. Es gibt mehrere Ausgaben derselben, z. B.: Las pouésios de Pierre Goudouli etc. A Toulouso, 1831. — Oeuvres complettes de Pierre Godolin avec traduction en regard, notes historiques et litéraires, par M. M. J. M. Cayla et Cléobule Paul. Toulouse, 1843.

Unter seinen ernsten Gedichten zeichnet sich das auf die Ermordung des Königs Heinrich IV. vor allen aus, welche diese Gräuelthat hervorrief, so dass sie wol ein uuübertreffliches Meisterwerk genannt ist. Ich theile sie daher in Uebersetzung mit nebst einigen seiner kleineren Gedichte.

Dem glorreichen Andenken Heinrichs des Grossen,

des unüberwindlichen Königs von Frankreich und Navarra.

Ihr feinen Hirten, die in Haines Schattenhülle
Ihr euch zu lindern wisst der Sonne glühnden Schein,
Indess zum Liebesgruss die Schaar der Vögelein
Aus zarter Kehle strömt der Lieder süsse Fülle,

Ihr Flüsschen, die ihr euch ergiesst in Silberwellen,
Ihr Wiesen, die das Aug' ihr zauberisch entzückt,
Wenn euch mit jungem Grün der holde Lenz beglückt,
Tolosa's Nymphe weint, hört ihre Klagen quellen!

Als dunkler Wolkenschwall den ganzen Himmel schwärzte,
Der meinem schönen Stern auch seine Klarheit stahl,
Als uns der graus Tod mit seinem scharfen Stahl
Im Buche der Natur den grossen Heinrich märzte:

Da ward von Schmerzes Dorn die Seele mir zerrissen,
Im Felsthal barg ich mich dem goldnen Sonnenglanz,
Erkrankt war Seel' und Leib, verweint das Auge ganz,
Die schöne Blume musst' itzt Frankreichs Garten missen,

Obwohl ich die Schalmei zu blasen heute kehre;
Dem Vielbeweinten sei ein Loblied angestimmt,
Das seinen Wiederhall zum biedern Ludwig nimmt,
Dem edlen Stamm entspringt ja auch die edle Beere.

Dass nur das Ohr uns nicht hinfort betäubt mehr werde
Von Cäsar und von dem, der an der Ferse starb!
Mit mehr als irgend sonst ein Fürst des Ruhms erwarb,
Hat Heinrich wundersam erfüllt die ganze Erde.

Die Fürsten, die geschmückt mit grünem Lorbeerkranze,
In Gold gefasseten Rubinen gleicht die Schaar;
Doch unser Heinrich, Herz und Arm zugleich, er war
Der Diamant, der sich beschien mit seinem Glanze.

Die Erde zitterte vor seinem Heergewimmel,
Als höchster Herr ward er einstimmig anerkannt.
Seht, wie erhöht sein Bild im Ehrentempel stand!
Denn reich austattet' ihn mit Tugenden der Himmel.

Ob Fried' erblüht', ob Lärm erscholl der Kriegesheere,
Die Güt' und Kraft, der Glaub' und die Gerechtigkeit,
Und was der Himmel sonst verleiht als Seltenheit,
Strömt' in sein Herz gleichwie die Flüsse zu dem Meere.

Sobald der Königsreif um seine Stirn sich schränkte:
In Lethe's Flut versank sogleich der Schrecken tief.
Der Friede kam und brach ein Zweiglein der Oliv',
Auf dass als Propfreis er's in Ares' Lorbeer senkte.

Der Schatz von Tugenden, der sich in ihm bewährte,
Jedwedes Herz erkauft' und Neigung er für ihn,
Indem sein Körper auch ein Musterbild erschien
Im Lichte seines Geists, den edle Weisheit klärte.

Er war's, der für die Wag' ein recht Gewicht erwählte,
Wenn die Vernunft zu ihm mit Klag' ob Kränkung kam;
Er war's, der bei der Stirn des Glückes Göttin nahm,
Und sie dem Herrscherstab des Frankenreichs vermählte.

Wo Stöss' und Schläg' es gab, sah man ihn unverdrossen,
Ein Donner war sein Arm, auch unbewehrt vom Stahl,
Ein Donner, welchem folgt' ein blut'ger Blitzesstrahl,
Und der die Köpf' umflog mit einer Flut von Schlossen.

Wol sah er eine Welt blutgierger Feind' in Waffen,
Um abzukämpfen ihm, was ihm zukam mit Fug,
Jedoch ein Atlas war er, welcher Alles trug,
Ein Herkules, die Feind' all' aus der Welt zu schaffen.

Gleichwie im Wald ein Schreck die Hindin wird erfassen,
Sobald des Hifthorns Schall ihr in die Ohren schwirrt,
Bei Heinrichs Namen ward also der Feind verwirrt,
Er floh von Furcht entseelt, von Mute ganz verlassen.

Der Eine fühlte schon, wie ihn dass Schwert verletzte,
Wie dicke Tropfen Bluts entlockt der scharfe Schlag,
Der Andre, wie er schon betäubt am Boden lag,
Indem den armen Leib das Eisen ihm zerfetzte.

So in der Lämmer Schaar sieht man den Löwen hausen,
Wenn mit den Hunden auch der Schäfer ihn umringt,
Wie, Glut im Aug', er wetzt den Zahn, den Schweif er schwingt;
Seht fassen ihn die Beut', und morden und zerzausen!

Wer da just plünderte, der war fürwahr zu preisen,
Und wer, gesenkt die Waff', und alles Kampfes baar;
Da halfen Hände nicht, half nur der Füsse Paar,
Als Briareus nicht, nur als Hirsch sich zu erweisen.

Drum hat kein König je erblickt so grosse Haufen
Bewaffneter den Streich des grimmen Tods empfahn,
Auch sahe Charon nie zu seinem schwarzen Kahn
So ungeheure Zahl entfleischter Geister laufen.

Drum Bär du, Tiger du vielmehr, du standst im Solde
Traun der Erinnyen, der wilden allzumal,
Als gegen den die Hand du mit verruchtem Stahl
Erhobst, der unsre Zeit umgab mit reinem Golde.

Wer war's, der dir den Arm mit solchem Frevel spannte,
Dass dir des Stosses Graus die Sehne nicht verzehrt?
Der Dämon traun der Nacht, dem es zu lang' gewährt,
Bis er zum Erdenschlund die Sonne Frankreichs sandte.

Durch allgemeinen Krieg des Friedens sanfte Miene
Zu trüben, diesem Ziel zustrebte deine Gier,
Doch deine Wut und Glut nichts fruchtete sie dir,
Durch Gott ward ein Neptun aus unserem Delphine.

Der Frevler sterbe denn, er, dessen Faust, die grause,
Umwarf in Asch' und Staub der Tugend Hochaltar!
Denn wahrlich er ist noch ein wilderer Barbar
Als der ein Freudenfeur macht' aus Diana's Hause.

Des Lichtes Flamm' erlosch; es brach, das seines Gleichen
Nicht hatte, das der Welt unschätzbare Geräth,
Da, wie es gut ihm däucht, des Todes Sichel mäht,
Ins Grab versenkend gleich dem Armen auch den Reichen.

Die Welt ist gleich dem Meer, das Segel unsers Mastes
Erfasst so Nachts wie Tags der Sturm der Fährlichkeit,
Nur unserm König fehlt nichts an Vollkommenheit,
Die Sterne tritt der Fuss des selgen Himmelsgastes.

An den Herrn ersten Präsidenten,

Kanzler der Blumenspiele,

und an die Herren Richter und Beisitzer.

Kleine Begrüssung.

Heut, wo der holde Mai erglänzt,
Mit Blumen mehr als je bekränzt,
Wo Berg und Thal und Wies' und Feld
Ein neu hellgrün Gewand erhält,
Wo grossen Augs die Sonn' erblickt
All' Holdes, das mit Gunst ihr nickt,
Dringt in das Herz die Freud' auch mir,
Zumal der Blumen schauend vier.
Mit Schmelz und Gold und Silbers Licht
Bekümmert Hitz' und Frost sie nicht.
Doch, Blumen, haltet's hoch und werth,
Dass euch der grosse Berthier ehrt.
Sein Nam' ist vollen Rechts geweiht
Der Ehre der Unsterblichkeit.

Und Herrn ihr, er, durch den Toulouse
Die Wohnung ist der heitern Muse,
Und der alljährlich feiern lässt
Ein wundersames Blumenfest,

Ihr, die ihr leert mit voller Tasse
Die drei Hähn' am Parnassusfasse,
Gewährt den kleinsten mir der Züge,
Damit ich besser euch vergnüge,
Nachdem ein Blümchen ich als Gabe
Für meine Müh' erhalten habe.

Im Rathhause.

Indess der Liebesgott das Nest anweist zu weben
Dem Nachtigallenpaar, wo es in Zweigen ruht,
Und dann das Männchen sucht in Hoffnung junger Brut
Mit Kuss und Zärtlichkeit das Weibchen zu umgeben;

Indess sich auf der Au die Pimpernellen heben,
Und junger Hirten Schaar einflössen frischen Mut,
Wann sie die Lämmer führt zur allgemeinen Hut:
Ein neu Empfängniss fühl' ich da auch mich beleben.

Allhier, wo Anmut strahlt, wo duftet jede Trift,
Eines Sonetts Hebamm' itzt wird da dessen Ohr,
Der mich vernimmt, denn leis und heimlich schleicht's hervor.

O hoher Herr, für den wohl hundert Sänger glühen,
Hoch wird und überhoch belohnt mein schwach Bemühen,
Wenn günstig euer Blick Kind sowie Mutter trifft.

Sonett.

Ihr, deren Angesicht der Himmel, will er krönen
Sein mächtiges Gewand mit Lichtglanz, euch entleiht,
Ihr schönen Fraun, die ihr so wunderfröhlich seid,
Dass Niemand wagt, den Pfeil des Amor zu verhöhnen,

Liris und Guigoulet, des Dorfes schönste Schönen,
Sie wünschen, dass ihr euch wie sie dem Feste weiht,
Zu welchem die Schalmei und Pfeife schon juchheit
Mit ihren munteren und mutverleihnden Tönen.

Weist uns, nur Hirten zwar, nicht ab, kommt, kommt herbei!
Lasst uns, die Diener, Theil an unsrem Scherz euch geben,
Und tanzt und springt umher auf Gras und Klee dahie!

Geschäftsdecember wird bei uns es nun und nie,
Denn Heiterkeit macht uns das ganze Jahr zum Mai,
Ist ganz von Freud' und Lust erfüllt doch unser Leben.

Weihnachten, zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Wir sammeln uns, o Hirtenschaar,
Und bringen unsern Gruss sammt Flehen,
Sowie es ehedem geschehen,
Der Königin der Engel dar.
Nie wird sich unser Angedenken
An Sie in öde Nacht versenken,
Und bis der letzte Hauch entflieht,
Klingt unser Weihnachtsfeierlied.

Erzengel Gabriel begann:
„O Jungfrau, Du gebenedeite,
Du bist die von dem Herrn geweihte,
Die Mutter seines Sohns fortan.
Nie wird etc.

Maria drauf demütiglich,
Von Freude, wie von Reiz umflossen:
„So thue Gott, was er beschlossen:
Denn seinem Wort bequem ich mich.“
Nie wird etc.

Da trieb sofort der heilge Geist
Sein Werk in ihrem innern Wesen.
Wie Jungfrau sie bisher gewesen,
Sie auch hinfüro sich beweist.
Nie wird etc.

Ein grosses Wunderding geschah,
Nicht menschlichem Verstand zu fassen;
Denn ohn' ihr Mädchenthum zu lassen,
Gebar ein schönes Kind sie da.
Nie wird etc.

So stimmt, ihr Hirten, stimmet ein!
Zur Jungfrau lasst uns bittend gehen,
Gott Sohn und Vater anzuflehen,
Das Paradies uns zu verleihn.
Nie wird sich unser Angedenken
An sie in öde Nacht versenken,
Und bis der letzte Hauch entflieht,
Klingt unser Weihnachtsfeierlied.

Berlin. K. L. Kannegiesser.

Ueber

Ben Jonson's Maskenspiele.

Auf dem Gebiete der Poesie finden sich allerlei Productionen, welche zu sehr den Charakter von Gelegenheitsgedichten an sich tragen, um als Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes gelten zu dürfen, während wir uns doch wiederum kaum für berechtigt halten, sie bloss der feinen geselligen Unterhaltung zuzuweisen oder als Spielereien der Liebhaberei bei Seite zu schieben. Sie lassen sich mit einem Bau wie der Krystallpalast zu Sydenham insofern vergleichen, als dieser, ohne Anspruch auf streng abgemessne architektonische Schönheit, den Zweck, welchem er seinen Ursprung zu danken hat, in seiner ganzen Anlage offenbart; dennoch ist der Anblick köstlich, ja zauberhaft, das durchsichtige Gehäuse selbst gleicht den Schlössern der Feenmährchen, und es birgt in sich zu gleicher Zeit die mannigfaltigsten Erzeugnisse der Industrie, die herrlichsten Kunstschätze und den Tribut, welchen die Natur aus fernen Zonen gesandt hat. Ja selbst die Tonkunst wird dienstbar gemacht, um den Eindruck des Ganzen auf unsre Sinne zu steigern. Etwas ganz Aehnliches lässt sich von den englischen Maskenspielen (Masques) sagen. Im Vergleich mit echten Dramen erscheinen sie zweifelhafter Abstammung und verhehlen nur allzuwenig, dass sie durch zufällige Lustbarkeiten, besonders am Hofe, in's Leben getreten sind. Ihr Wesen bleibt zwitterhaft, weil der Dichter nicht bestrebt gewesen ist, den Stoff in völlig freier und idealer Weise durch die Kunstform zu binden. Es mangelt ihnen fast durchgehends an einer genauen Glie-

derung, die Theile fügen sich ohne innern und nothwendigen Zusammenhang lose an einander, und von Charakterzeichnung ist kaum die Rede, oder sie beschränkt sich auf allgemeine und flüchtig angedeutete Züge. Dennoch lassen wir uns geneigt finden, dem leichten Spiel der Grazie im Einzelnen zu Gefallen den flüchtigen Entwurf des Ganzen zu überschen, und in Anbetracht des phantastischen Charakters, welcher zu so arabeskenartigen Skizzen nothwendig zu gehören scheint, die Forderungen der Kunstkritik herabzustimmen. Alle Künste, welche frohen Lebensgenuss zu erhöhen vermögen, unterstützen den Dichter, freilich in einer künstlichen Vereinigung, nicht wie in den scenischen Dichtungen der Griechen als Abzweigungen vom heitern, sinnlichen Cultus. Obgleich jene Werke nicht sowohl den frei aus ihrem heimischen Boden entsprossenen Blumen, als vielmehr den exotischen Zierpflanzen gleichen, welche man in dem so eben erwähnten Glaspalaste künstlich pflegt, so hat doch auch hier, gerade wie in der Blumenzucht, sinnreiches Geschick die einfachen Blüten zu einem bunten Naturspiel zu steigern gewusst.

Die englischen Maskenspiele als eine eigne, wenn gleich sehr untergeordnete, dramatische Kunstgattung, oder, wenn man will, als Zwitterform zwischen Gesellschaftsspiel und Komödie, knüpfen sich hauptsächlich an den Namen Ben Jonson's an. Zu ihrer Charakteristik ist es nöthig, zuvor die Masqueraden im englischen Mittelalter, die sogenannten pageants, und die verschiedenen mit dem Worte entertainment bezeichneten öffentlichen Belustigungen in Betracht zu ziehen.

Was zunächst das Wort Maske (mask, masque) betrifft, so ist es von Grimm (D. Myth. p. 1036) auf das mittellateinische masca, die Hexe, zurückgeführt, von Andern mit dem Ahd. mâsa (Fleck), masca (Netz) und dem Nhd. Masche (Engl. mesh, gewöhnlich im plur., vgl. to meash, to mesh = to entangle) in Verbindung gesetzt worden. Diez, Wörterb. der Rom. Sprachen, S. 219 ff. Vielleicht enthält das von dem Letztern angeführte Ags. Wort mäscre die beiden Bedeutungen Fleck und Masche wie das lateinische macula. Auch scheint es mir nicht unwahrscheinlich, dass sich in dem Worte Maske selbst wirklich zwei verschiedene Fäden zu einer Masche verknüpft

haben. Die Ableitung vom deutschen Worte, welcher Diez in rein etymologischer Hinsicht den Vorzug einräumt, obgleich er die andre ihrer Bedeutung wegen für besser erklärt, findet noch mehr als durch die von ihm citirten Worte des Plinius, H. N. XII, 32 (14 ist ein Druckfehler), persona adjicitur capiti, densusve reticulus, eine Bestätigung in der weitläuftigen Paraphrase seines Uebersetzers Holland (c. 1600): „Hoodwinked he (the workmann) is sure ynough for seeing the way too and fro, and hath a thicke coife or mask about his head, for doubt that he should bestow any (frankincense) in mouth or eares. Richardson, Engl. Dict. v. mask. Unter den von Richardson angeführten Stellen ist die älteste Lydgate's Story of Thebes entnommen; doch wird das Wort darin figürlich gebraucht, muss also schon gäng und gäbe gewesen sein. Bei Chaucer scheint es, wenigstens in den Canterbury Tales, noch nicht vorzukommen, so wie ihm auch das von Gower gebrauchte viser (visiere, später visure, visour, visor, vizor, vizard) fremd sein dürfte. Dies blieb lange Zeit der gewöhnliche Ausdruck für Maske, es ist in mehreren Stellen Edw. Hall's und Ben Jonson's*) wie auch bekanntlich von Shakspere dafür gebraucht und häufig von Dichtern und Prosaikern in figürlicher Bedeutung angewandt. Milt. Com. 698 vizored falsehood. Vgl. die Stellen aus Gower's Conf. Am. bei Rich. h. v.

Von den eigentlichen Maskeraden, welche etwa ein Jahrhundert nach Chaucer und Lydgate aufkamen, müssen die schon früher üblichen Mummereien wohl unterschieden werden. Doch scheint sich für das Wort mumming keine Autorität zu finden vor Fabyan (stirbt wahrscheinlich 1512); die Interjection mum und das entsprechende Substantiv sind davon zu trennen. In Brand's Popular Antiquities of Great Britain Vol. I. p. 463, Bohn's

*) Vgl. Lord Bacon's essay on masks and triumphs, in dem vizard die Maske, mask das Maskenspiel bezeichnet, wie gewöhnlich bei Ben Jonson. Shakspere gebraucht Romeo and Jul. I, 1 s. f. und Meas. for Meas. II, 4 das Wort mask von den schwarzen Masken, welche Damen zu tragen pflegten, während er sich sonst des Ausdrucks vizor bedient, so z. B. Romeo and Jul. I, 5. Man vergleiche noch Ben Jonson, The Masque of Queens, in. — where sometimes also they (the witches) are vizarded and masked (maskirt und verkleidet).

ed., ist eine Stelle aus Stow's berühmtem Werke „Survey of London" (p. 97, ed. 1603) abgedruckt, worin ein von den Londonern Bürgern, im Jahre 1377, zu Pferde und beim Scheine von Fackeln, mit allerlei Vermummungen veranstalteter Aufzug beschrieben wird. Einige stellten Ritter mit ihren Knappen vor, Andre den Papst und das Cardinalcollegium, wieder Andre die Gesandten fremder Fürsten. Sie trugen sämmtlich Masken, zogen nach Kennington und spielten dort in der Halle mit Prinz Richard, dem Sohne des schwarzen Prinzen, welchem zu Ehren die Festlichkeit veranstaltet war, so wie mit den Herrn vom Hofe allerlei Würfelspiele, worauf ein Tanz der Lords mit den maskirten Bürgern folgte. Eine ganz ähnliche Vermummung, heisst es in derselben Stelle, wurde von 12 Aldermen von London und deren Söhnen zu Ehren König Heinrich's IV. veranstaltet, als dieser im zweiten Jahre seiner Regierung das Weihnachtsfest feierte. Dergleichen war auch bei Krönungsprocessionen gebräuchlich; ein recht anschauliches Bild gewährte vor einigen Jahren die Darstellung einer solchen, die auf dem Princess's Theatre unter Kean's Leitung in Shakspere's Richard II. eingelegt zu werden pflegte, mit genauer Beobachtung des Kostüms und alles Zubehörs — so trat in hergebrachter Weise ein Mann in der Gestalt eines Bären auf. Besonders üblich waren ferner Vermummungen um Weihnachten; sie bestanden theils aus unregelmässigen, improvisirten Verkleidungen, theils standen sie mit dem komischen Hofstaate des Lord of Misrule, or Master of merry Disports (Rex Fabarum) in Verbindung und entsprachen der römischen Festtracht an den Saturnalien (synthesis nebst pileus) gerade so wie jener Narrenkönig dem in Rom während des genannten Festes erwählten Scheinfürsten. Das Nähere über die beim Weihnachtsfeste des Merry Old England herkömmlichen Trachten ersehen wir aus Ben Jonson's Masque of Christmas, vom Jahre 1616. Christmas, old Christmas, Christmas of London, captain Christmas ist ein ältlicher Mann mit langem, dünnem Bart; sein Kopf wird von einem hohen Hut bedeckt, in der Hand führt er einen Stab (truncheon) und seine Kleidung besteht aus einem engen Wamms, Pluderhosen und langen Strümpfen oder Tricots mit kreuzweis gebundenen Strumpfbändern à la Malvolio. Ein Par Trabanten gehen ihm zur Seite,

und vor ihm her wird eine Trommel gerührt. Seine zehn Kinder, Söhne und Töchter, führt Cupido (Robin Cupid) herein, in der Tracht eines Lehrlings, aber mit Fittichen an den Schultern. Es folgt der Zechbruder Misrule mit einem Zweige auf der Sammetmütze, in kurzem Mantel und grosser gelber Halskrause; sein Fackelträger hält Strick, Käse und Korb, die gleich darauf im Gesange des Christmas wieder vorkommenden, jedoch nicht weiter erklärten und von Brand in seinem ausführlichen Artikel über den Lord of Misrule (Pop. Ant. Vol. I. p. 497—505) gar nicht berührten Embleme des lustigen Fürsten. Dann kommen, gleichfalls eigenthümlich kostümirt, Christmas Carol, Minced Pie, Gambol, das alte Kartenspiel Post und Pair, New Year's Gift, Mumming in scheckigem Kleide und mit einer Maske (vizard), der Fackelträger des letztern schüttelt die Würfel im Becher. Endlich schliessen sich ihnen noch an Wassel, Offering und Baby-cake, als kleiner Junge in langem Kleide, mit Kindermütze und Geiferlätzchen, bewaffnet mit einem hölzernen Dolche; ein Begleiter trägt den Bohnenkuchen. Die Darstellung des personificirten Christmas ist bis auf den heutigen Tag bei englischen Dichtern und Romanschreibern im Wesentlichen dieselbe geblieben wie die Ben Jonson's; auch haben die Engländer überhaupt an den meisten der so eben aufgezählten Einzelheiten ganz conservativ festgehalten. Eins vermisst man unter den Sinnbildern, den schon im lustigen Altengland wohlbekannten, noch aus dem Heidenthum stammenden Mistelzweig; anderes Laubwerk jedoch, nur nicht die gleichfalls dem Weihnachtsfest angehörende Stechpalme (holly), dient zum Schmuck oder zur Bezeichnung der maskirten Charaktere.

Von anderweitigen Mummereien erwähnen wir nur einen Tanz von Männern und Frauen, welcher in einem der Bodlejanischen Bibliothek angehörigen Manuskripte des Roman d'Alexandre auf dem Rande dargestellt ist. Brand, l. c. Vol. II., p. 388. Die Männer sind verkleidet und maskirt; der eine hat einen Hirschkopf, der zweite den eines Wolfs, der dritte eines Bären, also wie das Gefolge des Comus im Milton'schen Stücke. Der Tanz maskirter Männer mit Frauen deutet auf die sogleich zu beschreibenden, eigentlichen Masqueraden hin.

In der von Edward Hall verfassten und von ihm selbst

nur bis zum Jahre 1532 geführten Chronik*) heisst es: „On the daie of the epiphaine, at night (AD. 1512—13), the king (Henry VIII.) with eleven others were disguised after the manner of Italie, called a maske, a thing not seen afore in England: thei were appareled in garmentes long and brode, wrought all with golde, with visers and cappes of golde; and after the banket doen, these maskers came in with the six gentlemen disguised in silke, beryng staffe torches, and desired the ladies to daunce: some were content; and some that knew the fashion of it refused, because it was not a thing commonly seen: and after thei daunced and commoned together, as the fashion of the maskes is, thei toke their leave and departed, and so did the quene and all the ladies." Penny Cyclop. Art. Masquerade, Vol. XIV., p. 183. Die hier beschriebene Masquerade (maske) wird als etwas aus Italien Stammendes, in England bisher Unbekanntes bezeichnet, und der Unterschied von den früher geschilderten Mummereien darin gesetzt, dass die maskirten Herrn mit den Damen tanzten und dass die ganze Gesellschaft an der Unterhaltung Theil nahm; während früher keineswegs hohe Herrschaften selbst, sondern Andre zu ihrer Erlustigung in Verkleidung, und zum Theil mit Masken erschienen. Eine Masquerade grade wie die von Hall bezeichnete, von Herrn allein aufgeführte, hat Shakspere in Heinrich VIII, (Akt I. zu Ende) auf die Bühne gebracht. Es fehlen hier keineswegs die Fackelträger, denen wir schon so eben in der Schilderung Hall's, so wie in der Masque of Christmas begegnet sind und in andern Ben Jonson'schen Maskenspielen begegnen werden. Auch in diesem Punkte fand Uebereinstimmung mit einem Gebrauche an den Saturnalien statt; ich meine die von alten Schriftstellern oft erwähnten Kerzen (cerei), die moccoli der Italiäner.

Wir müssen nun einen Blick auf die sogenannten pageants werfen, die Ebert in dem Aufsatze über die englischen Mysterien (Jahrbuch für Romanische und Englische Lit. I., p. 70)

*) Gewöhnlich citirt Hall's Chronicle, der vollständige Titel lautet: The Union of the two noble and illustrate families of Lancaster and Yorke, ed. princ. 1542. Hall starb im Todesjahre Heinrich's VIII.

folgendermassen erklärt: „pageants im eminenten Sinne" — d. h. in der speciellen Bedeutung des Worts — „sind jene tableauartigen Darstellungen, die auf besondern, mit Inschriften und Basreliefs verzierten Gerüsten bei feierlichen Einzügen von Fürstlichkeiten an bestimmten Punkten der Strassen, durch welche sich der Zug bewegte, stattfanden." Damit stimmt auch der Ausdruck Gifford's überein: „Pageants (I do not speak of those proud displays of pasteboard giants and monsters which amazed the good citizens on holidays) were the reliques of knight-errantry." Memoirs of Ben Jonson, p. 65, new ed. Lond. 1858. Obgleich sich gegen die Bezeichnung reliques of knight-errantry wohl Manches erinnern lässt, so bestätigen doch die angeführten Worte die Bedeutung von pageants als tableauartigen Darstellungen, die in der äussern Einrichtung den Bildern von Mordgeschichten auf unsern Jahrmärkten ähneln mochten.

Darstellungen, die wir zur Klasse der pageantry rechnen müssen, wurden nicht bloss auf der Bühne, sondern eben so gut bei öffentlichen Aufzügen und andern festlichen Gelegenheiten angewandt. Die Art derselben, welche Gifford in der angeführten Stelle von den gewöhnlichen pageants ausschliesst, kommt in der Beschreibung der berühmten, zu Ehren der Königin Elisabeth auf dem Schlosse Kenilworth im Jahre 1575 veranstalteten Feierlichkeiten vor. Bei ihrer Ankunft am Sonnabend, dem 9. Juli jenes Jahres wurde die Königin in der Nähe des Schlosses von einer als Sibylle verkleideten Frau empfangen, die dem Lande während ihrer Regierung Frieden und Glück verhiess. Oberhalb des äussern Schlossthors standen sechs gigantische Figuren mit Trompeten (also pasteboard-giants); wirkliche Trompeter waren dahinter verborgen und fingen zu blasen an, als die Fürstin herankam. Diese Figuren hatten eine allegorische Bedeutung, zu der uns glücklicherweise der Schlüssel überliefert ist; sonst würden wir sie schwerlich errathen. Man wollte nämlich andeuten, die Menschen seien zu Zeiten des Königs Arthur eine Elle länger gewesen als ihre körperlich degenerirten Nachkommen; so sollten die Zuschauer folgerichtig auf die Pointe kommen, dass das Schloss von den Erben des alten mythischen Helden bewohnt werde. Beim Eintritte in den untern Schlosshof ward die Königin von einer Dame begrüsst,

die als Herrin des See's (lady of the lake) in Begleitung von zwei Wassernymphen über ein dort befindliches Bassin schritt. Um in den innern Schlosshof zu gelangen, musste eine Brücke passirt werden, zu deren beiden Seiten auf dem Geländer allerlei Embleme angebracht waren, Vögel in Käfichen, als Geschenke des Gottes Silvanus, Früchte in silbernen Schalen, die Gaben der Pomona, Weintrauben und Fische, von Bacchus und Neptun herrührend, zuletzt die Waffen des Kriegsgottes nebst der Leier des Apollo. Nachdem dies Alles in einer lateinischen Rede war erklärt worden, hub ein ausgezeichnetes Musikcorps zu spielen an, gerade in dem Augenblicke, da die Königin vom Pferde stieg, um sich in die für sie in Stand gesetzten Gemächer des ersten Stockwerks zu begeben. Am Sonntag Abend wurde sie mit Feuerwerken unterhalten, die theils in der Luft, theils auf dem Wasser spielten. Am Montag trat ihr bei der Rückkehr von einer Jagdpartie der als Wilder verkleidete Dichter George Gascoigne entgegen und ertheilte ihr allerlei hochtrabende Complimente in einem Dialoge, wobei ein Echo die zweite Rolle übernahm. So ging es die ganze Woche fort; bald gab es Musik und Tanz, bald Spiele, bald Bärenhetzen, dann wieder theatralische und pantomimische Aufführungen, Zwischenspiele auf dem Wasser oder Vorstellungen von Gauklern, dazu kamen noch Wettrennen und Wettstechen. Unter den übrigen der Königin bereiteten Vergnügungen zeichnete sich eine theatralische Darstellung auf dem Wasser aus. Arion ritt auf einem 24 Fuss langen Delphin und sang unter Begleitung von sechs nach Art des Jonas im Fischleibe versteckten Musikanten ein Lied, welches von Einem der Anwesenden, Laneham (the diffuse and most entertaining coxcomb Laneham), in den überschwänglichsten Ausdrücken gepriesen ist und nach Knight's Vermuthung im Leben Shakspere's dem Dichter Veranlassung gegeben hat zu der bekannten analogen Schilderung im Sommernachtstraum. Bei dieser Gelegenheit soll auch der in demselben Stück benutzte, jedoch von einzelnen Kritikern, wenigstens in Bezug auf die Festlichkeit in Kenilworth, fortgeleugnete Witz vorgekommen sein, dass ein gewisser Harry Goldingham, da er wohl seine Stimme für die Rolle des griechischen Sängers zu heiser finden mochte, plötzlich zum grossen Ergötzen der Königin

die Kleider abgeworfen und geschworen habe, er sei kein Arion sondern der ehrliche Harry Goldingham.

Noch etwas näher steht den Hofmasquen Ben Jonson's der Plan zu einer scenischen Aufführung, welche bei einem beabsichtigten Zusammentreffen der Königin Elisabeth mit Maria Stuart auf dem Schlosse zu Nottingham im Mai des Jahres 1562 stattfinden sollte, aber unterbleiben musste, da die Zusammenkunft selbst bald wieder aufgegeben wurde. Collier hat denselben in seinen Analen der englischen Bühne ausführlich mitgetheilt; da mir dies Werk augenblicklich nicht zu Gebote steht, so muss ich mich an den Auszug in Chambers Cycl. of Engl. Lit. I., p. 199 halten. Zuerst sollte die Halle ein Gefängniss vorstellen, das uns trotz des Namens der völligen Vergessenheit (Extreme Oblivion) jetzt allerdings wie ein übel gewähltes Symbol der Zukunft erscheinen muss. Der Gefängnisswärter sollte Argus, auch Vorsicht (Circumspection) heissen, und es sollte ein Maskenzug von Frauen in folgender Ordnung auftreten. Zuerst Pallas, auf einem Einhorn reitend und eine Fahne in der Hand tragend, auf welcher man zwei in einander gefügte Frauenhände mit der Inschrift Fides in goldenen Buchstaben erblickte. Dann zwei neben einander reitende Damen, die eine auf einem goldnen, die andre auf einem rothen und gleich dem erstern mit goldner Krone geschmückten Löwen; sie sollten zwei Tugenden, und zwar jene Prudentia, diese Temperantia bedeuten. Dann sollten sechs bis acht maskirte Damen die Zwietracht und den falschen Leumund (Discord und False Report) an goldnen Ketten gefangen einbringen. Und nachdem sie durch die Halle gezogen, sollte Pallas in Versen erklären, sie hätten von der Zusammenkunft der beiden Königinnen gehört und ihnen mitzutheilen beschlossen, dass jenen Tugenden, der Prudentia und Temperantia, auf ihre Bitte von Jupiter die Zwietracht und der falsche Leumund zur Bestrafung ausgeliefert wären, sie würden daher in das Gefängniss der Vergessenheit geworfen und von Argus bewacht werden; diesem sollte Prudentia ein Schloss überreichen mit der Inschrift In Eternum, Temperantia aber einen mit Nunquam bezeichneten Schlüssel. Nachdem dies geschehen, sollten die englischen Damen die fremden Herrn vom Adel zum Tanz auffordern.

Am zweiten Abend sieht man ein Schloss, und der Friede wird von einem Elephanten, auf dem die Freundschaft reitet, in einem Wagen hereingezogen. Die letztere hält eine Rede über das am vorigen Abend Geschehene, und der Friede bleibt, um mit Weisheit und Mässigung zusammen zu wohnen. Am dritten Abend erscheint der übermüthige Trotz (Disdain) auf einem wilden Eber in Begleitung der vorbedachten Bosheit (Prepensed Malice) in Gestalt einer Schlange. Sie suchen vergeblich die Zwietracht und den falschen Leumund zu befreien; denn Muth und Klugheit (Courage und Discretion) leisten ihnen Widerstand. Der übermüthige Trotz muss entfliehen und die vorbedachte Bosheit wird erschlagen. Es ist die Erklärung hinzugefügt, dass zwar einige Schlechte dem zwischen jenen Tugenden geschlossenen Frieden Trotz bieten mögen, dass aber ihre vorbedachte Bosheit leicht zu Boden getreten wird. Ausserdem wird noch erwähnt, dass zu Ende der zweiten Abendunterhaltung Wein aus Röhren fliessen sollte, während eines Maskentanzes der englischen Lords mit den schottischen Ladies, und dass zum Beschluss der dritten Aufführung sechs oder acht maskirte Damen ein Lied singen sollten so harmonisch als sie nur immer vermöchten.

So wie Gascoigne von den Vergnügungen in Kenilworth, bei denen er selbst eine Rolle spielte, eine Beschreibung geliefert hat, so auch Ben Jonson von den Darstellungen bei Gelegenheit der Krönung Jakob's I. Sie steht in seinen Werken unter der Ueberschrift: Part of King James's entertainment, in passing to his coronation. Es traten darin wie in den so eben besprochenen, von der Königin Elisabeth beabsichtigten scenischen Aufführungen viele den Figuren der Moralities entsprechende allegorische Charaktere und Personificationen auf, z. B. Theosophia or Divine Wisdom, Euphrosyne or Gladness, Prothymia or Promptitude, Agrypnia or Vigilance, Agape or Loving Affections, Omothymia or Unanimity u. dgl. m. in stummen Rollen auftreten, ein Flamen Martialis und der Genius Urbis zum Theil sehr lange versificirte Anreden (speeches of gratulation) halten. Die Procession bewegte sich von Fen Church durch Temple Bar nach dem Strand, wo zwischen zwei 70 Fuss hohen, mit dem schottischen und englischen

Stammbaum des Königs geschmückten Pyramiden ein Regenbogen ausgespannt war und Sonne und Mond nebst den 7 Plejaden, mit Electra als ihrer Sprecherin, hervortraten. Ueberall waren lateinische, theils eigens hierfür componirte, theils alten Dichtern entnommene Inschriften angebracht. Beiläufig erwähne ich, dass man bei derartigen Gelegenheiten die Worte auch auf Zettel schrieb, welche den abgebildeten Figuren aus dem Munde hingen; dies sagt ein Erklärer Shakspere's in der Note zu painted imagery, Rich. II., 5, 2, in. An einem Punkte der City stand zwischen dem Wappen des Königs und der Stadt mit den Inschriften „his vireas," „his vincas," auf einem Gerüste eine Tafel mit sechs lateinischen Distichen. Ben Jonson's Beschreibung lautet: „In the centre, or midst of the pegme, there was an aback, or square, wherein this elogy was written etc." Die Worte sind merkwürdig, weil wahrscheinlich in dieser Stelle allein pegme (πῆγμα, pegma, Theatergerüst, Macleane Juv. 4, 122), allerdings wie aback (abacus) mit gelehrter Ostentation gebraucht ist. Man leitet gewöhnlich pageant davon ab, mit Unrecht, wie ich bei einer andern Gelegenheit nachweisen werde. Den übrigen Theil von King James's entertainment kann ich füglich übergehen, da das Angegebene genügt, um zu zeigen, was Ben Jonson schon vorfand, als er in seinen Maskenspielen an die Lösung einer von Seiten des Hofs an ihn gestellten Aufgabe ging.

Ben Jonson verfasste, so weit es uns bekannt ist, seine erste Masque im Jahre 1605, nachdem er schon seit dem Regierungsantritte Jakob's I. ein Par entertainments für den Hof geschrieben, die sich von den eigentlichen Masquen nicht wesentlich unterscheiden, nur im Vergleich mit ihnen eine noch lockrere Textur zeigen. Von den Maskenspielen fallen 24 in die Regierung Jakob's I., 6 wurden unter seinem Nachfolger aufgeführt. Was die Werke andrer Dichter betrifft, so kommen, ausser ein Par Intermezzos in Shakspere'schen Stücken und dem Milton'schen Comus, hauptsächlich die epithalamischen Dichtungen in Betracht, welche Halpin in dem Aufsatze The Bridal Run-away aufgezählt hat. Shakspeare Society's Papers II., p. 14 ff., übersetzt von Hense, Archiv für neuere Sprachen XVI., 436. Milton's Gedicht, unbedingt das bedeutendste unter allen

dieser Gattung angehörenden, stammt aus demselben Jahre wie das letzte Maskenspiel seines ältern Zeitgenossen, aus dem Jahre 1634. Mit Ben Jonson wurde also eigentlich die ganze, leicht und schnell in's Dasein gesprungne Kunstform zu Grabe getragen. Zwar machte — so erzählt Gifford, Memoirs of Ben Jonson p. 67 — Karl II. ein Par Jahre nach der Restauration einen Versuch, diese Vergnügungen wieder in's Leben zu rufen. Die Tochter Jakob's II., damals Herzogs von York, und viele junge Personen beiderlei Geschlechts vom hohen Adel traten in einer von Crowne geschriebenen Masque, Calisto, auf; aber die Passion griff nicht weiter um sich, und konnte es auch nicht. Der Verfasser dieses Werks war nicht ohne literarische Bildung, besass aber keine Phantasie, und der Hof selbst war zu oberflächlich, zu unwissend und zu ausschweifend, um feine geistige Genüsse würdigen zu können. Wir hören von den Masken seitdem nichts wieder.

Wenn die Maskenspiele in dem berühmten Katalog der besondern Arten scenischer Kunst, welchen Polonius (Haml. II., 2) auftischt, gar keine Erwähnung finden, während alle Klassen der Schauspiele mit pedantischer Gründlichkeit hergezählt und mit einer entsprechenden Nomenclatur versehen werden als pastoral, pastorical-comical, historical-pastoral, tragical-comical-historical-pastoral; so liegt der Grund auf der Hand. Shakspere's Tragödie erschien 2 Jahre vor der Abfassung der ersten Ben Jonson'schen Masque. Der grosse Tragiker hatte jedoch schon früher, indem er sich anschloss an die bei Hochzeiten herkömmlichen theatralischen Scherze, in den letzten Akt des Lustspiels As you like it (1598—1600), eine Art Maskenspiel eingelegt, die lyrischen Verse des Hymen, welcher Rosalinde und Cebia ihren Geliebten zuführt, nebst einem Schlussgesang. Er hatte ferner sowohl durch das Elfenreich im Sommernachtstraum als durch den burlesken Theil dieser Dichtung der Ben Jonson'schen Masken ihren doppelten Spielraum angewiesen. Endlich hat er die neue Kunstschöpfung seines Nebenbuhlers in dem Sturme (1610 oder 1611) sich zu Nutzen gemacht, zugleich aber — dadurch unterscheidet er sich wesentlich von diesem — dem an sich unbedeutenden Genre seine wahre Stellung im Zusammenhange der Komödie zugetheilt,

während es bei Ben Jonson durchaus als selbstständig auftritt. Die der Begrüssung Miranda's und ihres Geliebten gewidmeten gereimten Wechselreden der Iris, Ceres und Juno, die Gesänge der beiden letztern, und die Tänze der Nymphen mit den Schnittern würden genügen, wenn die Ben Jonson'schen Maskenspiele nicht auf uns gekommen wären, ein deutliches Bild vom Charakter derselben zu geben.

Wir wenden uns nun zu den Stücken selbst, welche Ben Jonson als eigne Nebenform der Komödie geschaffen und mit dem Namen Masques bezeichnet hat. Sie stehen in der Mitte zwischen regelrechten Lustspielen und den Improvisationen und Vergnügungen heitrer Cirkel, wie wir dergleichen in unsern Polterabendscherzen besitzen. Der Dichter trug darin den geselligen Bedürfnissen des Hofs allzuviel Rechnung, insofern er phantastische Komödien oder Burlesken eigens zu dem Zwecke dichtete, um Tänze der Damen und Herrn vom Hofe in Charaktermasken darin einzulegen. Gifford sagt a. a. O.: „Jakob I. besass mehr Bildung als eleganten Geschmack, aber er war bieder und gefällig und hatte einen Hang zu kostspieligem Gepränge. Was ihm aber abging, war bei der Königin in vollendetem Masse vorhanden. Sie war nach Sully's Ausdruck eine Frau von kühnem Unternehmungsgeist, liebte Pomp und verstand sich darauf, und vor Allem fand sie Gefallen an Masqueraden und rauschenden Festlichkeiten. Sie strebte danach, den Palast Whitehall, der noch vor Kurzem der Höhle des Trophonius geglichen hatte, in einen Tempel der Freude zu verwandeln. Zu dem Ende versammelte sie die Gebildetsten vom Adel um sich und nahm ihre Mitwirkung in Anspruch für die glänzenden Vergnügungen, welche sie in's Leben zu rufen suchte, und welche allein sie vollständig zu geniessen vermochte, da sie mit der englischen Sprache nie recht vertraut wurde. Das Genie Ben Jonson's war ihr nicht unbekannt, denn sie hatte zu Althorpe und sonst Proben davon gesehen; und sie scheint ihn bald nach ihrer Ankunft in Whitehall für die Ausführung ihrer Ideen gewonnen zu haben."

Dass der Dichter die einzelnen Elemente schon vorgefunden habe, welche sich zur Lösung der vom Hofe gestellten Aufgabe benutzen liessen, ist im Obigen mehrfach angedeutet worden;

er vereinigte sie bloss zu einem Ganzen und nahm Schauspielkunst, Tanz, Musik, Decorationsmalerei im Verein für das Kind heitrer Stunden in Dienst. Die epithalamischen Dichtungen, von denen wir Proben in den Werken andrer Dichter noch besitzen, brauchten bloss erweitert zu werden; das Gepränge der Processionen, Pantomimen (dumb shows) und Masqueraden wurden requirirt; der Gebrauch der Maske, welcher auf der Bühne zu jener Zeit theils für Frauenrollen gebräuchlich war, theils bei andern Rollen vom Agiren der alten Mysterien herstammte (Ebert a. a. O. S. 65), half nicht wenig aus, um allerlei phantastische Einfälle durchzuführen. Das grotesk Komische und das freie, visionsartige, aller Bedingungen des Raums und der Zeit spottende Walten einer mit der Wirklichkeit kühn verschlungenen Geisterwelt bildet das Lebenselement dieser Stücke, als deren Charakteristik man die Verse ansehen kann, welche die Nacht in der Vision of Delight spricht:*)

Tritt, Phantasie, an's Licht hervor,
Die Purpurschwingen ausgespannt,
Mit deiner Wesen luft'gem Chor —
Denn kein Gebilde sei verbannt —
Bevölkre rings um uns den Raum,
Ihr Blut sei frei von trübem Schaum;
Und wär' es auch ein wacher Traum, —
Chor. Doch steig' er hier vor unserm Sinn
Dem Rauchwerk gleich empor,
Wie Schlaf sink' er auf's Auge hin,
Wie'n Lied dring' er in's Ohr.

*) The works of Ben Jonson with a biographical memoir by William Gifford, Lond., Edw. Moxon, 1858, p. 605.

Night. Break, Phant'sie, from thy cave of cloud,
And spread thy purple wings;
Now all thy figures are allow'd,
And various shapes of things;
Create of airy forms a stream,
It must have blood, and nought of phlegm;
And though it be a waking dream,
Cho. Yet let it like an odour rise
To all the senses here,
And fall like sleep upon their eyes,
Or music in their ear.

Die Scenerie entfaltete die kühnsten Wunder der Zaubermährchen. Während das Drama, wie sich aus den Bühnenanweisungen in den Shakspere'schen Stücken deutlich ersehen lässt, nur wenig unterstützt durch äussere Mittel, auf die Kunst des Mimen und des Dichters selber angewiesen war; stand dem Maskenspiele Alles zu Gebote, was die untergeordneten scenischen Künste zur Ergötzung der Sinne beitragen konnten. Keine Kosten brauchte man zu scheuen. Die tüchtigsten Sänger, Componisten und Balletmeister mussten den Dichter unterstützen. Henry Lawes, wohl der grösste unter den englischen Musikern jener Zeit, der auch die lyrischen Partien des Milton'schen Comus in Musik setzte, war in derselben Weise für Ben Jonson's Masquen thätig, und wir wissen, dass er unter der Regierung Karl's I. für eine solche Composition 100 Pfund Sterling erhielt, für die damalige Zeit eine sehr bedeutende Summe. Ja die Aufführung einer von Beaumont gedichteten Maske im Jahre 1613 kostete die Juristen des Inner Temple und Gray's Inn nicht weniger als 1086 Pfd. Strl. Inigo Iones, den man mit dem Beinamen des englischen Palladio geehrt hat — ob mit Recht, vermag ich nicht zu sagen — sorgte für Maschinerie und Decoration. Auf dem Titel mehrerer Maskenspiele unsres Dichters finden sich Zusätze wie der folgende: „The inventors — Ben Jonson; Inigo Jones."

Der Hof selber bildete die Scene, und der höchste Adel spielte darauf unter den Auspicien des Königs und der Königin. So schien das Wort Shakspere's im Prolog zu Heinrich V. in Erfüllung gegangen zu sein:

> A kingdom for a stage, princes to act,
> And monarchs to behold the swelling scene!

Man fühlt sich in der That versucht, Gifford's*) Beispiele zu folgen und sich die Aufführungen idealisch auszumalen. Statt geborgter Würde und erheuchelter Anmuth, welche Theaterprincessinnen häufig allein zu Gebote steht, mochte wahrer Adel und angeborne Grazie den Schmuck jener hochgestellten Schauspielerinnen und Tänzerinnen bilden. Der Dichter selbst,

*) Mem. of B. Jons. p. 66.

hingerissen vom schönen Rhythmus ihres Tanzes, hat seine Begeisterung wiederholt ausgesprochen, wie in folgenden Versen:*)

Chor. So lernte einst der Frühling gehn
Im Irrgewind, bunt anzusehn;
Zephyr schlang so den luft'gen Reih'n,
Als er um Flora kam zu frei'n:
So schwebte Venus ihrem Chor
Im Ringeltanz auf Ida vor,
Kein Gras, kein Blümchen knickt' ihr Tritt,
Als wär's des leisen Windes Schritt.

Ferner an einer andern Stelle:**)

Wenn Mancher, den der Irrthum plagt,
Die Seele sei dem Weib versagt,
Den Tanz gesehn; bekennt' er frei,
Das Weib des Mannes Seele sei:
Sie rissen hin beim süssen Schall
Durch Harmonie, die Seel' im All.

Zwar lässt sich nicht in Abrede stellen, dass, so wie Göthe durch das lustige Treiben zu Weimar von ernsten Schöpfungen abgelenkt wurde, auch Ben Jonson's Dichterkraft in den Masken an unbedeutende Zwecke verschwendet ist. Andrerseits dürfen wir aber nicht verkennen, dass er hier geniessbarer erscheint als in seinen Dramen, ja selbst immer noch geniessbarer als in seinen Komödien, indem die Zersplitterung der soliden Massenhaftigkeit zu leichten und schönen Formen geführt hat. In

---

*) The Vision of Delight, p. 606:

Cho. In curious knots and mazes so
The Spring at first was taught to go;
And Zephyr, when he came to woo
His Flora, had their motions too.
And thence did Venus learn to lead
The Idalian brawls, and so to tread
As if the wind, not she, did walk;
Nor prest a flower, nor bow'd a stalk.

**) The Masque of Beauty, p. 550:

Had those that dwelt in error foul,
And hold that women have no soul,
But seen these move; they would have then
Said, women were the souls of men.
So they did move each heart and eye,
With the world's soul, true harmony.

seinen eigentlichen Lustspielen sind oft gleichsam die üppig anschiessenden Krystalle zu einem schwer übersehbaren Ganzen zusammengeballt; hier dagegen erscheint dies, da der Stein sich engen Rändern einfügen soll, in zierliche Säulchen zerschlagen und wird zu prachtvollem Schmucke zugeschliffen. Wir müssen freilich hin und wieder eine Masse von Gelehrsamkeit noch mit in den Kauf nehmen, so zu sagen als verschwenderische Fassung, und wir staunen über den Notenapparat, worin der Dichter sich selbst commentirt hat.*) Aber Hand in Hand damit gehen elegante Schilderungen in überaus zierlicher, gefeilter und zum Theil poetischer Sprache, so dass die Prosa hinter den Versen kaum zurückbleibt. Besonders reich sind die Beschreibungen der Scenerie und des Kostüms in den ersten Masquen; zur Zeit ihrer Abfassung scheint der Dichter sich als Historiographen der Feste und Vergnügungen am Hofe betrachtet zu haben; später beschränkt er sich auf Mittheilung seiner Gedichte, ohne weitläuftige Erörterungen des Zubehörs. Daneben finden wir dann leicht hingeworfne und äusserst anmuthige lyrische Verse, besonders Liedertexte, die man bei der Charakteristik des Dichters meist zu wenig in Anschlag bringt. Die Versmasse derselben bieten die grösste Mannigfaltigkeit dar, so dass im Allgemeinen nichts weiter davon gesagt werden kann, als dass sie im höchsten Grade fliessend und ohne alle Härten, also gewiss auch geeignet sind, sich singen zu lassen. Im Dialog herrscht der gereimte fünffüssige iambische Vers, das Metrum der Canterbury Tales; doch stehen daneben ver-

*) Gegen diejenigen, welche an den mythologischen Sujets der Masken und an deren gelehrter Behandlung Anstoss nehmen, hat sich Ben Jonson in folgenden Worten ausgesprochen: Hymenaei; or the solemnities of Masque and Barriers at a marriage. Preface, Works p. 552: „And howsoever some may squeamishly cry out, that all endeavour of learning and sharpness in these transitory devices, especially where it steps beyond their little, or (let me not wrong them) no brain at all, is superfluous: I am contented, these fastidious stomachs should leave my full tables, and enjoy at home their clean empty trenchers, fittest for such airy tastes; where perhaps a few Italian herbs, picked up and made into a sallad, may find sweeter acceptance than all the most nourishing and sound meats of the world. For these men's palates, let not me answer, O Muses. It is not my fault, if I fill them out nectar, and they run to metheglin."

einzelt Alexandriner, wie am Schluss der Spenser'schen Stanze, und sehr häufig kürzere, besonders trochäische Verse; auch sprechen komische Charaktere in Prosa, ja ein Par Masquen enthalten bis auf die eingelegten Lieder gar keine Verse. Das Sujet ist immer überaus einfach und ohne alle eigentliche Verwicklung; es liesse sich rein pantomimisch fast eben so gut zu Ende führen. Um das Gesagte nochmals mit andern Worten zu wiederholen, Ben Jonson's Masquen nehmen im Vergleich mit seinen andern Werken dieselbe Stellung ein, wie etwa Göthe's Satyros oder sein Jahrmarkt zu Plundersweilen, wenn man diese gegen regelrechtere und bedeutungsvollere Erzeugnisse seiner dramatischen Muse hält.

Die beiden ersten unter den Ben Jonson'schen Masquen führen den gemeinsamen Titel The Queen's Masques (nicht zu verwechseln mit The Masque of Queens), und zwar heisst die eine The Masque of Blackness, die andre The Masque of Beauty. Die Königin hatte gewünscht, im ersten Stücke mit ihren Hofdamen im Kostüm von Mohrinnen zu erscheinen. Daher theilte ihnen der Dichter die stumme Rolle zu, als Töchter des äthiopischen Flussgottes Niger aufzutreten und gab ihnen Fackelträgerinnen (siehe oben) zur Seite in 12 ihrer eignen Zahl entsprechenden Oceaniden. Durch ein Meer von künstlichen Wellen reiten Oceanus und Niger auf grossen Seepferden hervor; später wird der Mond auf hohem silbernen Throne sichtbar, umgeben von Wolken mit Silberrand. Den Dialog führen Oceanus und Niger; Tritonen und Meerjungfrauen singen, während andre Tritonen auf Muscheln blasen; dazu tanzen die Töchter des Niger und die Oceaniden, erst allein, dann mit den von ihnen gewählten Herren. Ein Lied macht wie in den meisten derartigen Stücken den Beschluss. In der Masque of Beauty erscheinen die Damen durch das Licht des Mondes und den Einfluss der See in einem mildern Klima von ihrer schwarzen Farbe befreit; sie tanzen verschiedene Tänze und ziehen sich zuletzt auf den Thron der Schönheit zurück, umgeben von Liebesgöttern und neun allegorischen Figuren, Splendor, Serenitas, Germinatio, Laetitia, Temperies, Venustas, Dignitas, Perfectio, Harmonia. Die Sprecher sind Boreas, Januarius und Vulturnus, welcher auch ein Lied singt.

Doch kommen noch andre Sänger vor. Die letztern waren wohl immer, wie dies kaum anders zu erwarten steht, gleich den Musikern, Männer von Fach. Wer die Schauspieler gewesen seien, ob Herrn vom Hofe oder professionelle Jünger des Thespis, lässt sich nicht immer entscheiden. Das Erstere war wohl in der Regel der Fall; denn der Titel vieler Stücke führt den Zusatz, by Gentlemen, oder by the Lords and Gentlemen, the King's Servants.

Die so eben besprochnen Masquen stehen den für den Hof verfassten Gelegenheitsgedichten, welche Ben Jonson entertainments genannt hat, näher als seine spätern Masquen, indem ihnen die Antimasque, ein wesentlicher Bestandtheil der letztern, noch fehlt. Dies gilt auch von den in der Ausgabe seiner Werke zunächst folgenden epithalamischen Masquen und den sich eng daran schliessenden sogenannten Barriers; die Ueberschriften lauten: Hymenaei, or the solemnities of Masque and Barriers at a marriage (bestehend aus zwei Theilen: The Masque of Hymen und The Barriers), The Hue and Cry after Cupid, The Speeches at Prince Henry's Barriers, A Challenge at Tilt at a marriage. Dass der Ausdruck barriers von den Schranken auf das Kampfspiel selbst übertragen sei, sagt Richardson h. v. ausdrücklich; bei andern Lexikographen sucht man diese Bedeutung vergeblich, die Ben Jonson'sche Masque, aus der sich dieselbe ergibt, scheint von ihnen übersehen zu sein. Indem ich mir vorbehalte, die epithalamischen Masquen später einmal ausführlich zu besprechen, theile ich für jetzt nur die Uebersetzung des Wechselgesprächs der Grazien mit, dessen einmal als Refrain wiederholten Vers He is Venus' Runaway Halpin in der schon erwähnten Abhandlung zur Erläuterung des Monologs in Romeo and Juliet herbeigezogen hat. The Hue and Cry after Cupid p. 562 ff.

Erste Grazie.

Schöne, saht ihr diesen Tand,
Liebesgott, den kleinen Fant,
Beinah nackt, leichtfertig, blind,
Grausam, doch auch holdgesinnt?
Sagt's, wenn er zu euch geflohn,
Es ist Venus' flücht'ger Sohn.

Zweite Grazie.

Die von euch mir will entdecken
Des beschwingten Schalks Verstecken,
Wird noch heut geküsst zum Lohn,
Wie und wo, wählt sie sich schon;
Die ihn kann der Mutter bringen,
Darf der Küsse zwei bedingen.

Dritte Grazie.

Leicht erkennt man ihn an Zeichen
Unter Zwanz'gen seines Gleichen,
Feuer ist sein Leib und Blut,
Und sein Athem, volle Glut,
Wundet Herzen schnell wie's blitzt,
Ohne dass die Haut geritzt.

Erste Grazie.

Sonne selbst ich vor ihm wandte,
Und Neptun im Wasser brannte,
Hades fühlte grössre Hitze,
Jupiter entwich dem Sitze;
Von der Erde Tiefen reichen
Bis zum Himmel Siegeszeichen.

Zweite Grazie.

Stutzet ihr ihm gleich die Schwingen,
Wird von Lipp' zu Lipp' er springen
Ueber Lung' und Herzen fort,
Doch er weilt an keinem Ort;
Wenn ihr Ziel die Pfeile wissen,
So verschiesst er sich in Küssen.

Dritte Grazie.

Kommt mit einem goldnen Bogen
Und mit Köcher angeflogen,
Dessen Pfeil noch selt'ner fehlt
Als Diana's Schaft; er wählt
Den am schärfsten er gefunden,
Seine Mutter zu verwunden.

Erste Grazie.

Alle Schönen seine Beute,
Zu verzehren nie ihn reute
Herzen durch der Liebe Glut,
Und sein Bad ist warmes Blut,
Seine Hand schlägt Wunden stündlich,
Und er hasst Vernunft recht gründlich.

Zweite Grazie.
Traut ihm nicht; wie süss er spricht,
Aus dem Herzen kommt's ihm nicht.
Trug bleibt ewig was er übt,
Und ein Köder was er gibt,
Ohne Gift ist nie sein Kuss,
Voll Verrath der Thränen Fluss.

Dritte Grazie.
Herrscht in müss'gen Augenblicken,
Nimmt sie wahr, um zu berücken
Jungfrau'n durch Geschenk' und Tand,
Die er beut als Freudenpfand.
Alle wünscht das Elfenkind
Kindisch gleich sich selbst gesinnt.

Erste Grazie.
Ward so kund euch der Geselle,
Schöne, zeigt ihn auf der Stelle.

Zweite Grazie.
Nicht mehr, bargt ihr gleich den Dreisten,
Werdet ihr ihm Vorschub leisten.

Dritte Grazie.
Seine Falschheit kennt ihr schon,
Es ist Venus' flücht'ger Sohn.

Zu den Charakteren, welche in den bisher besprochenen Masquen auftreten, welche theils Personificationen wie in den Moralitäten, theils Elfengeister sind, theils dem griechischen Olymp angehören, und welche in ihrer Gesammtheit eine luftige Welt der idealen Phantasie ausmachen, kommt in den Antimasques ein ganz verschiedenartiges Element hinzu. Es verhält sich zu jenen Gestalten wie Bottom's Genossenschaft im Sommernachtstraum zu dem Kreise vornehmer Athener und zu Oberon's Geisterreiche. Die Antimasquen sind Parodien der Masquen, Rüpelscenen und Rüpeltänze zum grossen Theil voll derber und grotesker Komik, bestimmt nicht allein Abwechslung hervorzubringen, sondern auch den erlauchtern Spielern, Tänzern und Tänzerinnen Zeit zur Erholung zu vergönnen. In ihnen trat ein niederes Personal auf, das zumeist aus Bedienten des Hofs bestehen mochte. Eine Schilderung derselben findet sich in einem Aufsatze Lord Bacon's, der den Titel führt „Of

Masks and Triumphs" und unter seinen „Essays civil and moral" steht. Der Philosoph leitet die Besprechung mit folgendem Satze ein: „These things are but toys to come amongst such serious observations; but yet, since princes will have such things, it is better they should be graced with elegancy, than daubed with cost;" und er schliesst nicht weniger bezeichnend mit den Worten: „But enough of these toys." Nachdem er über die passendste Behandlungen der Tänze und Gesänge nebst deren musikalischer Begleitung, über Scenerie und Kostüme seine Meinung gesagt hat, lässt er sich über die Antimasken folgendermassen vernehmen: „Let anti-masks not be long; they have been commonly of fools, satyrs, baboons, wild men, antics, beasts, spirits, witches, aethiops, pigmies, turquets, nymphs, rustics, cupids, statues moving, and the like. As for angels, it is not comical enough to put them in anti-masks: and any thing that is hideous, as devils, giants, is, on the other side, as unfit; but chiefly, let the music of them be recreative, and with some strange changes." Fast sämmtliche hierin aufgezählte Charaktere kommen in den Ben Jonson'schen Masquen wirklich vor, obgleich die Scenen, in denen sie auftreten, nicht immer mit dem Namen Antimasques bezeichnet werden. Erst in den spätern Stücken sind sie ausdrücklich als solche von den übrigen, in der Regel nicht komischen Theilen unterschieden. Die Ben Jonson'schen Masquen haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den jetzigen Christmas Pantomimes, welche in zwei Theile, the Opening und the Comic Part zerfallen.*) Der erstere bringt in der Regel eine Zauberwelt, entspricht also dem Haupttheile jener; die Hanswurstiaden dagegen stimmen im Wesen mit den Antimasquen ziemlich genau überein. Eine fernere Analogie bietet der bunte Chor in der Alten Komödie der Griechen dar; doch hat sich Ben Jonson in den Antimasken auf Bipeden und Quadrupeden beschränkt und ausgeschlossen „was da kreucht und fleugt."

Eins der Ben Jonson'schen Maskenspiele ist für uns von besondrer Wichtigkeit, da Milton es im Comus offenbar vor Augen gehabt hat. Der Titel lautet: „Pleasure reconciled

*) Vgl. Elze, Atlantis, S. 24 ff.

to Virtue, a masque, as it was presented at Court, before King James, 1619." Der König war von der Aufführung so entzückt, dass er sich eine Wiederholung ausbat. Das zweitemal kam als Vorspiel ein Gespräch zwischen drei Wallisern, Griffith, Jenkin und Evan, in Prosa hinzu, mit ein Par Gesängen und mit Tänzen von Menschen und Ziegen. Es heisst: For the honour of Wales." Die Komik darin ist ziemlich armseliger Natur und besteht fast ausschliesslich in der Corruption der englischen Sprache im Munde der Wälschen. Interesse wird das kleine Stück für denjenigen haben, der sich die Mühe nicht verdriessen lässt, eine Vergleichung mit dem Jargon des Sir Hugh Evans in den lustigen Weibern von Windsor oder des Capitains Fluellen in Heinrich V. anzustellen.

In „Pleasure reconciled to Virtue" ist die Scene an den Atlas verlegt. Der alte Titan mit greisem Bart und Haupthar und mit schneebedeckten Schultern sieht aus Wald und Felsen hervor; ein Dickicht von Epheu liegt zu seinen Füssen. Aus diesem reitet unter der rauschenden Musik von Cymbeln, Flöten und Tambourins Comus, der Gott der Tafelfreuden oder der Wanst, im Triumphe hervor, das Lockenhar mit Rosen und andern Blumen bekränzt; sein Gefolge ist mit Epheuguirlanden geschmückt und führt Speere von Epheu umrankt. Einer trägt den Trinknapf des Hercules, des Haupthelden im Stücke. Sie alle singen einen Chorgesang in anapästischen, hin und wieder hyperkatalektischen Dimetern:

> Platz! Platz für den Dickwanst! Ihm sei Preis,
> Dem Vater der Saucen, Erfinder des Breis,
> Dem Verleiher des Witzes, den jeder belacht,
> Der die beste Maschine, den Bratspiess, erdacht, etc.

Nach dem Gesange lässt sich der Trinkschalenträger in Prosa hören. Seine Philosopheme über den Bauch schliessen mit den Worten: „Ich bin für den Magen, die beste Uhr von der Welt, nach der man sich richten kann." Es läuft dabei eine Kraftstelle mit unter, nicht unähnlich den Aristophanischen Versen: *χὥσπερ βροντὴ τὸ ζωμίδιον παταγεῖ καὶ δεινὰ κέκραγεν κ. τ. λ.* Die Metapher ist hier nicht bloss vom Donner, sondern auch von den Freudensalven der Geschütze entlehnt. Bezeich-

nend ist es übrigens für die damaligen Hofsitten, dass das schlimme einsilbige Wort, um das eine berühmte Scene im Tom Jones sich dreht, vor den Ohren des Königs erwähnt werden durfte, noch gesteigert durch eine bedeutungsvolle Alliteration: „Some in derision call him (the Belly) the father of farts."

Nun kommt die erste Antimasque, ein Tanz von Männern in Gestalt von Flaschen und Fässern als Emblemen des Comus, der personificirten Bauchcslust. Den Gegensatz zu ihm bildet Hercules, der am Scheidewege des Lebens sich die Tugend statt der Wollust gewählt hat und ihr in allen Kämpfen treu bleibt, ohne jedoch das irdische Vergnügen ganz von der Hand zu weisen. Griechische Mythen aus spätrer Zeit setzen die Pygmäen in ein verwandtschaftliches Verhältniss zum Riesen Antäus. Nach dessen Tode überfallen sie Hercules während des Schlafs; doch als dieser erwacht, packt er die ganze Gesellschaft in seine Löwenhaut.*) Diesen Ueberfall hat Ben Jonson auf die Bühne gebracht, nur leider ohne das wundervolle, scenisch schwer darzustellende Finale, in dem die winzigen Helden wie Maikäfer behandelt werden. Nachdem die Antimasque der Trinkgeschirre mit der Schaar des Comus von Hercules verjagt und der ganze Epheuhain verschwunden ist, werden die Tugend und das Vergnügen auf einem von Musikern umgebnen Thron sichtbar. Hercules lagert sich nach einem Chorgesange zu ihren Füssen und schläft ein. Nun kommen die Helden der zweiten Antimasque, die Pygmäen, zum Vorschein.

Erster Pygmäe.

Antäus todt und Hercules lebt noch!
Wo ist der Hercules? Was gäb' ich doch,
Ihn jetzt zu treffen, ihn, sammt drei Gesellen,
Wenn sie ihm halfen, meinen Bruder fällen.
Mit drei, mit vier, mit zehn, so viel von ihnen
Das Wort nur fasst. O Zorn! dass sie erschienen,
Damit nicht Einen meine Rache schont!
Wie tödt' ich ihn? Schleudr' ich ihn an den Mond?
Zerstückl' ich ihn, dass dir, o Hellas, werde
Sein Hirn, ein Stückchen jedem Theil der Erde?

*) Preller, Griechische Mythologie, II., p. 151.

Zweiter Pygmäe.
Dort ist er.

Erster Pygmäe.
Wo?

Dritter Pygmäe.
Er schläft am Hügel dort.

Erster Pygmäe.
Stehlt ihm die Keul'!

Zweiter Pygmäe.
Ich schleiche mich zum Ort.

Vierter Pygmäe.
Triumph.

Erster Pygmäe.
Ja, still!

Dritter Pygmäe.
Wir müssen ihn bezwingen.

Vierter Pygmäe.
Wir haben ihn.

Erster Pygmäe.
Lasst uns vor Freuden springen.
(Musik.)

Am Ende ihres Tanzes denken sie Hercules zu überfallen; da erhebt er sich plötzlich, durch die Musik erweckt, und hurtig laufen sie alle in ihre Löcher.

Nach einem ganz kurzen Liede des Chors steigt Mercur vom Atlas herab und krönt mit einem Pappelkranz den Helden, den thatkräftigen Freund der Tugend, der Antäus erschlagen, die Aepfel der Hesperiden gewonnen und so eben den Schwarm des Comus verscheucht hat. Eine neue Zeit ist angebrochen; die Tugend und das Vergnügen sind versöhnt, und den Söhnen jener steht der Eintritt in die Gärten der Hesperiden frei.

Ein Zug von zwölf maskirten Tänzerinnen wird nun durch einen Chorgesang eingeführt. Aus diesem dürfen wir, jedoch nicht mit Sicherheit, schliessen, dass sich die Königin in ihrer Mitte befunden habe; über das Kostüm erfahren wir nichts. Es folgen abwechselnd drei Tänze und Gesänge des Dädalus, der in Uebereinstimmung mit alten Sagen*), besonders dem laby-

*) Preller, Griech. Myth. II., 197.

rinthischen, in Harmonie sich auflösendem Gewirr der Tänze zwei Lieder widmet. Sein dritter Gesang lautet:

Frisch euch zu schicken nun beginnt
In Lieb', in's feinste Irrgewind;
Wollt ihr zu lange schau'n,
So scheint's ein Unrecht schönen Frau'n.

Nun wählt, doch seht, dass holdgesinnt
Ihr gleicht dem kosend sanften Wind
Auf sanfterm Blumenpfad.
Als gält's, der Stunden Lauf, kein Weib
Zu täuschen durch frohen Zeitvertreib,
So lächle jede That.

Nun ist der Frohsinn an der Reih',
Nicht leer geht Schönheit dabei hin;
Was edel ist, sei hold, doch frei
Von zügellosem Sinn.

Geb' ich Gesetz nun, wie man pflegt,
Dem Spiel und formulir' es;
Selbst über'n Neid, den's wohl erregt,
Stets triumphir' es.

Den Schluss des lose gefügten Ganzen bildet endlich folgender Gesang Mercur's:

Ein Rückblick wäre jetzt am Ort,
Auch sagt uns wohl ein leises Wort,
Was ihr gefühlt in tiefer Brust;
Die Lust
Wählt ihr zum Umgang, nicht zum Hort.

Die Stunden jetzt gönnt Tugend schon,
Sie selbst, sie ist ihr eigner Lohn;
Doch kündet sie, wie auch gefiel
Ihr Spiel,
Ein Weg voll Mühsal führt zum Thron.

Doch nun mit ernsten Schritten dringt
Zum Berg zurück,
Und wenn durch Arbeit ihr erringt
Die Kron' und steht
Auf seiner Höh', im Staub' ihr seht
Des blossen Zufall's Glück.

Sie, sie ist's, die im Dunkel strahlt,
Sich eig'nen Licht's stets schöner malt,
Nur heller vor den Blicken steht,
Wenn Laster ihr zur Seite geht,
Sie hat, auf Erden heimathlos,
Den Stammsitz in des Himmels Schooss.

Dort ist der Tugend Thron,
Wählt sie zum Eigenthum;
Nur sie macht gross den Erdensohn,
Wie hoch er steh' an Ehr' und Ruhm.

Ich will zum Schluss noch eine kleinere Maske: „The Golden Age Restored," vielleicht die schönste von allen, in einer Uebersetzung vollständig mittheilen.*)

Die Wiederkehr des goldnen Weltalters.

Nachdem der Hof sich niedergelassen hatte und voll Erwartung dasass, ertönte laute Musik. Darauf stieg Pallas unter Begleitung sanfterer Musik von ihrem Wagen herab.

Pallas.

Staunt, staunt! wenn ihr's vernommen,
Dass, Sterbliche, trotz eurer Schuld
Zu Theil euch ward des Gottes Huld,
Von dem die Donner kommen.

Zeus will es nicht mehr dulden,
Dass Schlauheit schlichten Sinn berückt,
Der Starke Schwächre unterdrückt,
Wie schlimm auch ihr Verschulden.

Drum führt der Welt Erhalter
Asträa wieder auf den Thron;
An goldner Kette**) lässt er schon
Herab ein goldnes Alter.

Er schickt sie euch auf's Neue,
Damit gestehe selbst der Neid,
Dass unter ihm nicht bloss die Zeit
Sich goldnen Hauptes freue.***)

*) Das Original findet sich auch in Chambers' Cycl. of Engl. Lit. Vol. I., p. 201 ff.

**) Hom. Il. ϑ. 18 ff.

***) Mit dem Bilde in diesem Verse:

Nein, mit der Zeit sein Walten
Der Zeiten volle Ehr' erhält.
Nicht siehet auf's Verdienst der Welt
Des Himmels freies Schalten.

(Man hört Tumult und Waffengeklirr)

Doch horch! Aus jener Höhle Aufruhr gellt,
Welch Toben, welch Erdbeben sich empört,
Als fürcht' um ihren Schöpfer bang' die Welt,
Als ob das Eisenalter sich bewehrt!

Dass nicht der Frevler Auge mich erblickt,
Verbirg mich, leicht Gewölk; erst wenn ihr Muth
Mit Plänen wächst, wenn sie in's Feld gerückt,
Zeig' ich den Schild, vereitle blinde Wuth.

(Sie zieht sich hinter eine Wolke zurück.)

Das eiserne Zeitalter.

Heran, heran! Ihr wisst, schon lang'
Sinnt Zeus auf unsern Untergang,
Wir setzen uns zur Wehre.
Ob selbst das Schicksal widerstrebt,
Das eiserne Geschlecht nicht bebt;
Schmach gilt es oder Ehre.

Habsucht, die trotzet der Gefahr,
Steig' auf, du Ahnin meiner Schaar,
Bring' uns Verleumdung, Lüge,
Bestechung mit der goldnen Hand,
Verschmitztes Unheil, drauf verwandt
Zu herrschen zur Genüge.

Sollst dein Geschlecht, Stolz, Ehrgeiz, Hohn,
Den jüngsten gleissnerischen Sohn
Verrath zur Hülfe führen.
Bewaffne Thorheit, Ignoranz,
Und lehre sie den Waffentanz,
Wir mögen triumphiren

Which deed he doth the rather,
That even Envy may behold
Time not enjoy'd his head of gold
Alone beneath his father,

vgl. die Worte in „The Masque of Oberon," p. 584:

'Tis he that stays the time from turning old,
And keeps the age up in a head of gold.

Ob jenem übermüth'gen Feind;
Und stürzt ihn unsre Schaar vereint
Einmal von seinem Sitze;
Dann sind wir Herrn der Himmelswelt,
Des Glücks, das sich der Macht gesellt,
Des Scepters und der Blitze.

Wer ist's, der von Gefahr umschwebt
Nicht gern der Narben Preis erstrebt,
Zu heissen unser Retter?
Wer ist von euch, der sich nicht beut
Als Waffe gegen Zeus im Streit,
Zu stürzen jene Götter?

Zum Kampfe schaart euch allzumal,
Ein eisern Alter ward zu Stahl,
Zeus droht, er soll's erfahren.
Ob unser Körper auch nicht reicht
An die Giganten, keiner weicht
An Bosheit im Gebahren.

Die Laster treten auf in einer Antimasque und tanzen nach zwei Trommeln, Trompeten und einer wilden, kriegerischen Musik. Nach Beendigung ihres Tanzes erscheint Pallas und zeigt ihren Schild. Die Laster werden in Bildsäulen verwandelt.

Pallas:

So sterbet hin, verwandelt und verkehrt,
Die ihr euch gegen Götter frech bewehrt,
Zu gleichen wähnt mit sterblicher Gestalt
Den Mächten frei von Schicksals Allgewalt.

's war Zeit, zu zeigen ihrem trüben Blick,
Wen sie befehdet gegen das Geschick.
Was von euch dauern kann, sterb' ab, nur Stein
Soll eine kurze Zeit noch sichtbar sein:
Komm, holdes Par, das Zeus der Erde gibt,
Von ihm und allen Guten treu geliebt.

(Die Scene verwandelt sich und sie ruft Asträa und das goldene Zeitalter.)

Steig' nieder, lange, lang' ersehntes Par;
Wie sanfter Ton durchdringt die Lüfte klar,
Streif' ab die Wolken mit dem goldnen Haar;

Denn Hass ward lass*): das eiserne Geschlecht
Entfloh, sein Nam' erlosch, so siegt das Recht.

(Asträa und das goldene Zeitalter steigen singend hernieder.)

Asträa und das goldene Zeitalter:
Vom Sternenzelt
Sind wir gesellt
Der Welt?

Asträa:
Hat Zeus der Erde solch ein Pfand gezollt,
Gerechtigkeit?

Das goldene Zeitalter:
Und reines Gold?

Pallas:
So hold?

Das goldene Zeitalter:
Sehn ew'gen Frieden
Sie sich beschieden
Hienieden?

Asträa:
Erkennen sie's als Gnade, nicht als Recht?

Pallas:
Nur Schaden brächt's für ihr Geschlecht.

Asträa:
Recht.

Das goldene Zeitalter:
Recht.

Chor:
Was auch beschränkter Irrthum denkt und thut,
Die Edeln handeln ihretwegen gut.

Pallas:
Ihr sollt willkommen sein.

Asträa und das goldene Zeitalter:
Doch bleiben wir allein,
Wird unser Reich gedeih'n?

Pallas:
Zeus überlasst's, er sorgt für euch
Und seine Pallas fördert euer Reich.
Sogleich, sogleich —

*) Die schöne Allitteration For Spite is spent liesse sich auch wiedergeben: Denn Hass ist hin.

Berühmte Geister, die ihr einst entsprangt
Aus unserm Land, den Namen euch errangt
Der Phöbus-Söhne, Töne kühn verwebt,
Wetteifernd Thracischer Leier nachgestrebt,
Ihr, Chaucer, Gower, Lydgate, Spenser, eilt,
Mit heller Glut von ferne, wo ihr weilt,
Im Dienst der neuen Zeit soll euer Name glänzen,
Die Tugend athmet frei, die Kunst soll neu sich kränzen.

Chaucer, Gower:
Wir nah'n.

Lydgate, Spenser:
Wir nah'n.

Alle:
Die reinste Glut
Pflanzt Pallas ein in unser Blut.

(Sie steigen herab.)

Pallas:
Seht ihr der Seelen Schaar, die fern am schatt'gen Ort
Elysium's Laub' umfängt auf Sitzen hochbeglückt,
Die, weil sie treu gewirkt, Halbgötter wurden dort,
Die Tod gleich sanftem Schlaf dem Erdenreich entrückt?
Wir wecken sie; denn stets bleibt ihre Kraft geweiht
Dem Schirm und Schutz des Rechts, der Hut der neuen Zeit.

Chorgesang:
Für euch brach dieses Alter an, erwacht!
Erwacht, als barg euch nimmer Schlaf und Nacht!
Hüllt euch in Luft, und steht für sie bereit,
Die flücht'gen Diensten ew'gen Lohn verleiht.

Pallas:
Seht, wie der Blitz vom Schild der Pallas schiesst.

(Die Scene des Lichts wird sichtbar.)

Chor:
Ein dämmernd Dunkel*) schnell in Nichts zerfliesst.

Asträa:
Nun Friede,

Das goldene Zeitalter:
Liebe,

*) doubtful darkness.

Asträa:
Treue

Beide:
Sich verbinden.

Chaucer:
Und Streit

Gower:
Und Hass.

Lydgate:
Und Furcht

Spenser:
Und Pein

Alle:
Verschwinden.

Pallas:
Kein Trotz aus Eisenadern quillt;
Es schwand, was einst mit Trotz erfüllt.

Chorgesang:
Wie eh'dem werde zu Gold die Erde.
Schlingt Reihen zum Gesang,
Nicht bloss in abgemessnem Gang,
Nein, schwebt mit leichtem Flug entlang,
Des Ortes Genien freut muntrer Drang.

Pallas:
Natur schon lächelt weit und breit.

Asträa:
Doch freute sie sich eine Zeit
An dieses Alters Glühen:

Das goldene Zeitalter:
Dass der Gedanke Saaten bringt,
Dass jedem Blick ein Keim entspringt,
Und jedem Hauch ein Blühen:

Pallas:
Aus ungepflügtem Boden spriesst
Die Saat, von Eichen Honig fliesst,
Und Milch in Bächen rinnt:
Die Distel Lilien tragen soll,
Der Dornbusch prangt von Rosen voll,
Der Wurm nur Seide spinnt.

Chor:

Vom Strauche träufelnd Balsam letzt,
Von Nektar schmilzt der Fels benetzt,
Bis satt der Grund sich trinkt;
Dass er kein Giftkraut treibt an's Licht,
Nicht Farren kennt, Alraunen nicht,
Noch Stein, der Unheil bringt.

(Nun folgt der Haupttanz.)

Pallas:

Doch nicht genügt's: thut ihr nicht mehr,
So bleibt es halbe Wiederkehr
Der freien, goldnen Zeit.

Dichter:

Das Weib geschmiegt an Mannes Brust,
So münzten sie zu voller Lust
Die lautre Einfachheit.

Gewalt blieb der Gestalt nicht fern,*)
Mit Schönheit tanzte Jugend gern,
Von Grazien beglückt.
Kein Misstrau'n kannte jene Zeit,
Nie kam mit Lüsten Lieb' in Streit,**)
Dem Neid war sie entrückt.

Das Wort drang schmelzend in das Ohr,
Rief nie der Wangen Glut hervor,
Die Treu' ward nie verletzt.

Chor:

Der sanfte Druck der Hand, der Kuss,
Keusch blieb der süsseste Genuss
So wie der eure jetzt.

(Sie tanzen mit den Damen).

Asträa:

Doch welch ein Wechsel! Nimmer ruhn
Wollt' ich zuvor, doch wünsch' ich nun
Zu bleiben hier am Ort.

---

*) Die Allitteration der etwas abstracten Ausdrücke Feature, Form hat der Uebersetzer wiederzugeben versucht durch das von Schiller im „Ideal und Leben," freilich nicht in der derselben Bedeutung gebrauchte Wort Gestalt und das darauf reimende Gewalt.

**) Die Allitteration love, lust findet sich häufig, vergl. die Stelle in Beaumont und Fletcher's Philaster: Alas: I found it love; Yet far from lust.

Mein Silberfuss fast Wurzeln treibt,
Das Schwingenpaar geschlossen bleibt, *)
Ich kann nicht weder fort.

Im All gibt Neugeburt sich kund,
Zum Himmel ward das Erdenrund,
Und Zeus uns selber naht;
Die Gottheit fühl' ich, und ich weiss,
Hier weilet, der den Weltenkreis
Regiert mit weisem Rath.

In solchem Land, wie ihr's bewohnt,
Die strahlende Asträa thront,
Wünscht nimmer andre Zeiten;
Inmitten von so vielem Gold,
Nicht irr' durch Furcht, noch feil um Sold
Will sie die Menschheit leiten.

Hier werden Galliards und Corantos getanzt, lebhafte Tänze, deren letzterer aus Shakspere bekannt ist. Die ersteren sollen aus Italien stammen. Bescherelle, Dict. National, v. gaillarde.

Pallas steigt empor und ruft die Dichter:

Genug! Den Sternkreis, den ihr schaut,
Hat Zeus zu eurem Sitz erbaut,
Dorthin sollt ihr entschweben.
Wie seine Güt' euch stets beglückt,
So strebt, dass ihr die Welt entzückt
Dürch Licht und Glanz und Leben.

Gleich Sternen um Asträa's Thron
Strahlt hier in dieser Region
In voller Einigkeit;
Dass, wenn freundschaftlich ihr verkehrt,
Durch euren treuen Dienst sich mehrt
Der Ruhm der goldnen Zeit,

Die gegen Hitz' und kalten Wind
Euch goldene Gewänder spinnt —
So treffe Noth euch nimmer!
In Blumen, die der Boden treibt,
Die Göttin eure Namen schreibt, **)
Damit ihr lebt für immer.

*) Das Bild my wings are sheath'd ist offenbar von den Flügeldecken sheaths, sheath-wings des Käfers (sharded beetle, Milt.) hergenommen.

**) Anspielung auf das delphinium Ajacis, *ἁ γραπτὰ ὑάκινθος*, Theocr. 10, 28. Vergl. Ov. Met. X, 215 f. XIII, 394 ff.

Chor:

Dem Zeus, dem Zeus soll Ruhm und Ehre werden,
Tribut dankbarer Herzen hier auf Erden!

Zur Vergleichung setze ich die Schilderung des paradiesischen Zustandes im goldnen Weltalter hinzu. Nur die erste und letztee Strophe ist als Chorgesang in Gifford's Ausgabe durch kleinern Druck hervorgehoben; doch wurden die beiden mittlrn Strophen wohl schwerlich gesprochen, sondern wahrscheinlich als Recitativ vorgetragen.

Chor:

But, as of old, all now be gold.
Move, move then to the sounds;
And do not only walk your solemn rounds,
But give those light and airy bounds,
That fit the Genii of these gladder grounds.

(The first Dance.)

Pallas:

Already do not all things smile?
But when they have enjoy'd awhile
The Age's quickening power:

Age:

That every thought a seed doth bring,
And every look a plant doth spring,
And every breath a flower:

Pallas:

The earth unplough'd shall yield her crop,
Pure honey from the oak shall drop,
The fountain shall run milk:
The thistle shall the lily bear,
And every bramble roses wear,
And every worm make silk.

Chor:

The very shrub shall balsam sweat,
And nectar melt the rock with heat,
Till earth have drank her fill:
That she no harmful weed may know,
Nor barren fern, nor mandrake low,
Nor mineral to kill.

Von den bekannten Schilderungen des goldnen Weltalters bei griechischen und römischen Dichtern scheint Ben Jonson nur die des Ovid vor Augen gehabt zu haben, und zwar folgende Verse Met. I., 109 ff.

> Mox etiam fruges tellus inarata ferebat,
> nec renovatus ager gravidis canebat aristis;
> flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant,
> flavaque de viridi stillabant ilice mella.

Mit der zweiten Hälfte der dritten Strophe lässt sich vergleichen Theocr. I., 132 f.

> *Νῦν ἴα μὲν φορέοιτε βάτοι, φορέοιτε δ' ἄκανθαι,*
> *ἁ δὲ καλὰ νάρκισος ἐπ' ἀρκεύθοισι κομιάσαι.*

Immanuel Schmidt.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 22. November 1859. — Herr Kewitsch giebt eine kurze Darstellung des Standpunktes, den die Frage über die aristotelische Katharsis zu Corneille's Zeiten einnahm, widerlegt die Ansicht des französischen Dichters auf Grund der Lessingschen Beweisführung, stellt die Auffassung Lessing's selbst, wonach die Katharsis in Verwandlung der Affecte des Mitleids und der Furcht in tugendhafte Fertigkeiten besteht, als unhaltbar dar und schreitet alsdann zu einem Abriss der ferneren Geschichte dieser Frage. Er würdigt das Verdienst Eduard Müller's um dieselbe und bezeichnet endlich Jacob Bernays als denjenigen, der in seinen „Grundzügen der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie" den Sinn des Aristoteles richtig erkannt habe. Er setzt dessen Beweisführung ausführlich aus einander, theilt die von ihm aus Aristoteles Politik VIII, 7 gezogenen Schlüsse mit, nach denen die Katharsis in einer Hervorlockung der Affecte des Mitleids und der Furcht besteht, und erkennt mit Bernays die in Jamblichus und Proclus vorkommenden Ausdrücke *ἀφοσίωσις* und *ἀπέρασις* als Synonyma an, durch die Aristoteles die Katharsis habe erläutern wollen. Eine Widerlegung der gegen Bernays von Adolph Stahr in „Aristoteles und die Wirkungen der Tragödie, Berlin 1859" und Spengel „über die *κάθαρσις τῶν παθημάτων*" (Abhandl. der Königl. bairischen Acad. der Wissensch. I. Cl., Bd. 9, Abthl. 1. 1859) erhobenen Einwürfe bilden den Schluss des Vortrags. — An der Debatte darüber betheiligen sich die Herren Herrig, Lasson und Andere.

Dann begann Herr Michaelis eine Reihe von Vorträgen über das th. In dem ersten gab er einen Abriss der Auffassung des th Seitens der deutschen Grammatiker von der ältesten Zeit an, deren Ansichten er grossentheils in ihren eignen, oft ergötzlichen Ausdrücken mittheilt. Schon Ickelsamer, der die Reihe beginnt, bezeichnet das th als unnöthig und ungeschickt. Später wird das h im th als Dehnungszeichen gefasst, und die Grammatiker eifern dann mit Recht dagegen, dass es als solches

von seinem Vokal getrennt wird. Auch Adelung's seltsame Theorie, der Zweck des th sei, einem unscheinbaren Worte durch Erweiterung mehr Stattlichkeit zu geben (es wäre also eine Art orthographischer Crinoline), blieb nicht unerwähnt. Grimm's Worte über das th schlossen, wie billig, diesen historischen Abriss.

Herr Sachse hielt einen Vortrag über das Niederdeutsche, namentlich über das in den letzten Jahren hervorgetretene Bestreben, dem Plattdeutschen neben dem Hochdeutschen eine literarische Stellung zu sichern, wohin vor Anderen Claus Groth, der Verfasser des Quickborn, trachtet, und über die gegen diese Tendenz polemisirenden Schriften Reuter's und Freimund's. Zum Schluss giebt der Vortragende eine Schilderung der Mundart Westphalen's. — Herr Strack knüpft an den Vortrag eine Bemerkung über das Bremer Platt.

Sitzung vom 6. December. Herr Michaelis hielt einen zweiten Vortrag über das th. Er gab zunächst eine Uebersicht über das System der Consonanten, insoweit sie mit dem Gesetze der Lautverschiebung in Verbindung stehn, wobei er besonders auf den Unterschied zwischen Aspiraten und Spiranten aufmerksam machte. Hierauf betrachtete er speciell die Zahnlaute und erörterte die Veränderungen, welche dieselben, vom Sanskrit aus, im Griechischen, Lateinischen und in den germanischen Sprachen erlitten haben. Am Schlusse dieser Betrachtung vertheidigte er im Gegensatze zu der Ansicht von Jacob Grimm und R. von Raumer die Ansicht, dass die Lautverschiebung nicht von der Steigerung der Muta, sondern von dem Herabsenken der Aspirata zur Muta ausgegangen sei. Aus dem Gesetze der Lautverschiebung folgerte der Vortragende, dass, da im Deutschen d, t und z oder sz (tz, ss) die Stelle der media, tenuis, aspirata einnehmen, th in den Organismus desselben gar nicht hineinpasse und überall durch einfaches t zu ersetzen sei. Nur in Fremdwörtern und altdeutschen Namen z. B. Theoderich, gothisch Thiudareiks, bei Gregor Theodoricus, hochdeutsch Dietrich, sei das th an seinem Orte.

Herr Döbbelin legte Ansichten des Walter Scott-Monuments in Edinburgh vor und gab Erläuterungen zu denselben.

Ein Vortrag des Herrn Pröhle über Thymus, einen Pädagogen des 16. sec., schloss die Sitzung. Es wurde in demselben eine ausführliche Inhaltsangabe des Thymusschen Gedichtes, „Thedel von Walmoden," gegeben.

30. Sitzung vom 20. December. Herr Michaelis beendete seine Vorträge über das th in der deutschen Rechtschreibung. Er ordnete die Wörter, welche ohne Grund mit th statt t geschrieben werden, in folgende 5 Gruppen:

1. Wörter aus fremden Sprachen mit ursprünglichem t, z. B.

Turm, Maut, Miete (Haufen), Partei, Kartaune, Abenteuer, Lazaret, Zibet;

2. Wörter mit niederdeutschem t, wie Spat (Pferdekrankheit), Träne u. s. w.

3. Regelmässiges hochdeutsches t, z. B. Tau (ros), tun, Tat, Untertan, teuer, Tier, Tal, Teil, Rat u. s. w.

4. Ursprüngliches t, welches goth. in d statt th, hochdeutsch wieder in t übergegangen ist, z. B. Mut, Not, Blut, Flut, Blüte, Drat, Glut.

5. Hochdeutsches d in t verhärtet: tauen, Wittum, Abton, Widerton. Ungewiss in seiner Stellung ist Wismut.

Der Vortragende schloss mit der Aufforderung, sich in wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften des fehlerhaften th möglichst zu enthalten.

Sodann gab Herr Leo in der Fortsetzung seines früher gehaltenen Vortrags weiteres Material zu einer Geschichte der Shakspeare-Kritik. Zunächst berichtigte er die falsche Auffassung, als ob er in seinem ersten Vortrage die Gesellschaft zu einer kritischen Ausgabe des Shakspeare habe veranlassen wollen, dahin, dass er der Meinung gewesen sei, es würde ganz besonders in der Aufgabe gerade dieser Gesellschaft liegen, die vorhandenen Kräfte anzuregen, zu concentriren und so durch ihren moralischen Einfluss zu wirken. Die Idee einer Shakspeare-Ausgabe durch deutsche Gelehrte liess er überhaupt fallen: einerseits habe die Verbalkritik des Shakspeare in Deutschland bisher zu Geringes geleistet, als dass man hoffen könne, hinreichend befähigte Kräfte und nennenswerth neues Material zu finden, andererseits sei durch die Ausgabe von Al. Dyce der Aufgabe einer kritischen Behandlung so weit genügt, dass man sich darauf beschränken könne, ihm für spätere neue Auflagen seines Werkes das verbessernde Material zu liefern. Der Redner theilte im weitern Verlaufe seines Vortrages die Shakspeare-Kritiker in 4 Klassen: in solche, welche die aus den Quart- und Folio-Ausgaben uns überkommene Form sklavisch festhalten und einen Sinn hineinzwängen; in solche, die im Gegensatz hierzu frivol mit der Form umspringen; ferner in solche, welche nach bestimmten Gesetzen der Metrik die Form des Dichters ihrem Geiste gemäss verstümmeln, und endlich in solche (und nur diesen gestand er wirklichen Werth zu), welche bei aller Pietät für die überlieferte Form und genauer Kenntniss der Sprache und Sitten der Shakspeareschen Zeit, so wie bei aller Achtung vor den Gesetzen der Metrik, eine gute Dosis von natürlichem poetischen Gefühle, von gesundem Menschenverstande und von der Fähigkeit mitbringen, sich in den Geist und die Empfindung des Dichters und seiner Gestalten hineinleben zu können. Zum Schluss seines Vortrags besprach Herr Leo die berühmte Stelle aus Romeo and Juliet:

that runnawayes eyes may wincke
(so die Lesart der zweiten Quartausgabe)

und beurtheilte die Emendationen und Erklärungen des Wortes „runnawayes“ von Rowe an bis auf die neueste Zeit.

Herr Boltz schloss die Sitzung mit einem Vortrage über Schiller's Bedeutung in der russischen Literatur. Er verglich die culturgeschichtlichen Momente, die in Deutschland dem Erscheinen Schiller's vorangegangen waren, mit denen Russlands bis zu derselben Epoche, um die gänzliche Abwesenheit der Romantik daselbst zu constatiren, da das epische Gedicht „vom Zuge Igor's gegen die Polowzer“ erst spät aufgefunden und in einer dem Kirchenslavischen nahe stehenden Sprache verfasst sei, durch seinen Inhalt aber, ebenso wie „die Sagen von Wladimir und seiner Tafelrunde“ mehr den nordischen Sagas nahestehe. Letztere seien bereits zu Ammenliedern herabgesunken. Durch Peter den Grossen kam Leben in die Volkssprache, die bisher nicht als Schriftsprache gebraucht worden war. Durch Lomonnóssow festgestellt, habe sie einen raschen Aufschwung genommen, und es habe sich in der Folge ein thätiges, litterarisches Leben entwickelt. Von den sich darbietenden Litteraturen habe man sich, aus inneren und äusseren Gründen, der französischen zugewandt. Einen hohen Grad der Ausbildung erhielt die Sprache durch Karamsín, den Vorläufer der Romantik, den nur seine Sentimentalität und sein Beruf, als Prosaiker zu wirken, abhielt, das zu werden, was neben und nach ihm Shukowski ward, der Uebersetzer Schiller's und hiedurch der Repräsentant der romantischen Schule, von deren eifrigen Anhängern noch der Prof. Stepan Schewürew und der Litterat Fedor Müller, letzterer der geniale Uebersetzer von Wilh. Tell und der Braut von Messina, genannt wurden. Aus dem Vortrag ergab sich, dass Schiller mit seinen Dichtungen den Begriff und das Wesen der Romantik zugeführt habe, und dass die besten Kräfte noch immer aus dieser Fundgrube schöpften. —

Herr Pröhle knüpfte an den Umstand, dass der Sitzungstag zugleich der Begräbnisstag Wilhelm Grimm's war, eine Gedächtnissrede auf den Verstorbenen, in der er die besonders charakteristischen Schriften desselben nach Form und Inhalt würdigte und dessen Neigung zur Abfassung künstlerisch angelegter Monographien betonte. Nach Besprechung seiner Arbeit über mittelalterliche Dichtungen, zergliederte er die Sprache der Grimmschen Volksmärchen nach ihrem Entstehen.

Zum ersten Male war Herr Barthold Auerbach als Mitglied des Vereins in einer Versammlung desselben zugegen. Ein Mitglied begrüsste ihn in einer freundlichen Anrede und drückte ihm aus, dass es dem Verein zu hoher Freunde gereiche, einen Schriftsteller in seiner Mitte zu sehen, der nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande rühmlich bekannt sei bei den Völkern, mit deren Literatur auch

der Verein sich beschäftige; seien doch seine Werke in die Sprachen der hauptsächlichsten europäischen Völker, und der letzte Jahrgang seines Volkskalenders sogar in's Russische übertragen worden. Darauf erwiederte Herr Auerbach: Es erscheine ihm als eigenthümlich, dass, wie er in einem eben gehaltenen Vortrage gehört habe, nur in Einem deutschen Verbum, in „werden," ein Vokalwechsel im Imperfectum eintrete. Der harsche und knappe Laut: „ich ward" verwandle sich in das volltönende und eindrucksvolle: „wir wurden." Um so viel höher stehe das gemeinsame „Werden" einer Mehrheit in gegenseitiger Anregung, als die traurige und arme Entwicklung des Einzelnen in der Vereinzelung. Ebenso aber sei es auch mit den Nationen. Im Alterthum hätten die Nationen, jede abgeschlossen für sich und eine zeitlich auf die andere folgend, die Bahn ihrer Entwicklung durchlaufen. In den neueren Zeiten offenbare sich der gemeinsame Werdetrieb der Menschheit gleichzeitig in der eigenthümlichen Entwicklung vieler einzelnen Nationen. In der gegenseitigen Einwirkung aber, in Mittheilung und Anregung vermöchten die Völker erst ihre höchste Bestimmung zu erfüllen. Die Deutschen aber verbänden mit ihrer Volkseigenthümlichkeit die tiefe Kraft, das Eigenthümlichste aller Völker im Tiefsten zu verstehen und sich anzueignen. So bilde das deutsche Volk den Sammel- und Brennpunkt aller Culturbewegung. Das deutsche Volk sei das wahrhaft kosmische Volk. Darum sei das höchste Ziel deutscher Entwicklung zugleich die Vertiefung des eigenen Charakters und die Aufnahme aller Cultur fremder Völker in den Kreis der eigenen Bildung. Und so freue er sich denn, inmitten eines Vereins von Männern zu sein, die es sich zur Aufgabe gemacht hätten, eben diese Bildungselemente, die das geistige Leben der neueren Völker böte, mit dem Geiste deutscher Wissenschaft zu bearbeiten. Er freue sich um so mehr, als er in diesem Vereine ein Beispiel lebendigen Zusammenwirkens, den Drang des gemeinsamen Werdens des einen durch den anderen erblicke. — Der Redner schloss mit einem Hoch auf das einige, grosse deutsche Vaterland und seine immer herrlichere Entwicklung. Die Versammlung stimmte freudig ein.

Der Anfang der 31. Sitzung vom 10. Jan. 1860 war der Revision der Statuten gewidmet. Herr Kannegiesser hielt einen Vortrag über den italienischen Dichter Francesco Benedetti. Benedetti ward in ärmlichen Verhältnissen zu Cortona 1785 geboren. Zum Juristen erzogen, mit seinen Neigungen aber ganz der Poesie zugewandt, trat er in seinem 18. Jahre bereits mit einem Trauerspiele hervor. Durch äussere Noth liess er sich in die praktische juristische Laufbahn drängen, die er aus Mangel an Erfolg bald wieder aufgab, um zur Poesie zurückzukehren, freilich mit nicht viel grösserem Glücke. Ueberall abgewiesen, kaum sein Leben fristend durch Stundengeben, fuhr er zu produciren fort; sein „Drusus," seine „Pelopea" und Anderes fand einigen Beifall; im Ganzen jedoch liess die eigene Nation sein Streben ziemlich unbeachtet

und völlig unbelohnt. Des Carbonarismus verdächtig, dem er vielfach in Versen und in Prosa reichen Ausdruck geliehen, glaubte er 1821 in's Ausland flüchten zu müssen. Er erschoss sich, als diese Flucht ihm misslang. Den Beweis, dass Benedetti zu den besseren italienischen Bühnendichtern gehöre und also auch im Auslande wohl bekannt zu werden verdiene, versparte der Vortragende auf eine der nächsten Sitzungen. — Darauf sprach Herr Hermes über Verminderung und Vermehrung des Silbengewichts, besonders über Guna. Ausgehend von der Bemerkung, dass die Sprache in fortschreitender Verkümmerung ihres Lautkörpers begriffen ist, wie die Schrift in steter Vereinfachung ihrer Zeichen, wies der Redner an Beispielen den ursprünglichen Reichthum der Beziehungslaute und die Bedeutung des Accentes auf. Das Streben nach Wohllaut bahnt der Entartung die ersten Wege; die Macht des Accentes verflüchtigt entlegene Endsilben; auf den Wogen der Rede schleift sich die Lautmasse vollens ab. Im Gegensatze zu dieser Erscheinung steht die Lautsteigerung durch Guna (Erhebung des i und u zu ai und au) und die vermehrte durch Vriddhi (Erhebung des i und u zu âi und âu). Die Gunirung ist älter als die Absonderung der europäischen Sprachstämme von der asiatischen Mutter; Guna findet sich daher auch im Griechischen, Gothischen und in den germanischen Zweigen. Näher wurde nun das Guna in der Conjugation betrachtet, wo es bei leichteren Personalendungen des Sing. Praes. und des Imperf. Ind. Act., durchgängig aber bei gunafähigen Verben im Fut., oft im 1., nie im 2. Aorist vorkommt, während das reduplicirte Praeteritum, bei welchem der Vortragende länger verweilte, im Griechischen anderen Gesetzen als im Sanskrit folgt. So erscheint denn auch im Deutschen der sogenannte Ablaut als eine dem Umlaut vergleichbare euphonische Begleitung der Flexion. Die Guna- und Ablauts-Verhältnisse sind im Englischen sehr verwischt; im Lateinischen und desshalb auch in den romanischen Sprachen ist das Guna ganz aufgegeben; kaum, dass überhaupt eine Wirkung des Flexionsgewichtes nachweisbar ist. Auf diese Wirkung wurde der Vokalwechsel innerhalb der französischen Conjugation, die weder Guna, noch Ablaut kennt, zurückgeführt.

32. Sitzung vom 24. Januar. Der Vorschlag des Herrn Leo, zunächst auf ein Jahr im Schoosse der Gesellschaft Special-Commissionen für die deutsche, die englische und die romanischen Sprachen zu bilden, wurde erörtert und angenommen. Die Meisten der Anwesenden traten sofort den einzelnen Abtheilungen bei.

Darauf setzte Herr Lasson seine Besprechung der „völkerpsychologischen Zeitschrift“ der Herren Lazarus und Steinthal fort. Er leugne den Volksgeist nicht; nur sei es falsch, ihn als Seele zu fassen. Der übelgewählte neue Titel bezeichne aber im Wesentlichen eine alte Betrachtungsweise, die kulturhistorische. Da derselben Alles sich unterwerfen lasse, so sei der Umfang der sogenannten Wissenschaft ein

unendlicher. Die Methode, aus Ursache und Wirkung die Genesis der Dinge begreifen zu wollen, sei unvernünftig, weil mechanisch, die Freiheit aufhebend. Der Versuch, die Erscheinungen der Sprache aus Empfindungen und Vorstellungen abzuleiten, statt sie auf auf logische Processe zurückzuführen, widerstreite dem Wesen der Sprache und misslinge den Verfassern in den bis jetzt gelieferten Aufsätzen vollständig. — Auf einige Einwendungen des Herrn von Holtzendorf verwahrte sich der Vortragende gegen die Annahme, als wolle er, wie die absolute, so auch die relative Berechtigung des psychologischen Standpunktes bestreiten. —

Herr Strack las eine an die Gesellschaft gerichtete Zuschrift des Herrn Pajeken aus Bremen, in welcher dieser ein hingeworfenes Wort Fr. A. Wolfs, dass ein begabter, gebildeter Mann in 14 Tagen Portugiesisch lernen könne, (vgl. Archiv Bd. 26. S. 187:) mit Gründen und eigenen Erfahrungen bestritt. —

33. Sitzung vom 7. Februar. Herr Hartung hielt einen Vortrag über den amerikanischen Dichter Bryant. Er gab einen kurzen Lebensabriss desselben und charakterisirte dann seine musterhafte Prosa und seine durch Schönheit der Form, durch republikanischen Freiheitsdrang, vor allem aber durch ein tiefes natürlich religiöses Gefühl hervorragenden Poesien. Herr Hartung belegte sein Urtheil durch einige von ihm selbst verdeutschte Proben. Ergänzend fügte Herr Herrig einige Bemerkungen hinzu.

Darauf las Herr Kannegiesser ein scherzhaftes Gedicht in Sachen Pajeken wider Fr. A. Wolf. —

Herr Leo zeigte die Entstehung der dänischen Versicherungsformeln so gu (s'gu) und so men aus den Eidesworten „So Gott mir helfe und seine heiligen Männer“ und verglich damit das schwedische was erra oder was erra tri: „Unsere Herren drei“ (Vater, Sohn und Geist) oder „Unseres Herren (Kreuzes-) Holz.“ —

Herr Schulze übergab zu späterer Besprechung seine Schrift „Ueber die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache.“ —

Herr Michaelis unterhielt die Gesellschaft durch Mittheilung einiger Wunderlichkeiten aus dem „Gavlensografischen deutschen Sonntagsblat.“

Zuletzt sprach Herr Schmidt über Ben Jonson's Masken. Er wies nach, wie der Hof Jacob's I. den Anlass zu diesen Productionen gegeben, und wie dieselben einerseits auf den uralten weihnachtlichen Mummenschanz, andererseits auf die seit Heinrich VIII. nachgeahmten italienischen Masken zurückzuführen sind. Die Lebens- und Dichtungskreise, denen Stoffe und Figuren entnommen sind, wurden näher durchgegangen und sodann dargelegt, wie aus dem Maskenspiel die Selbstpersiffage der von Bedienten gespielten Antimasken (Rüpelscenen) entstanden. Für die Form der Ben Jonsonschen Masken wies der Vortragende auf das Intermezzo im Tempest hin und schloss mit

einer Inhaltsangabe der schönsten Maske Ben Jonson's, des „goldenen Zeitalters."

34. Sitzung vom 28. Februar. — Herr Altmann sprach über die Runen der Finnen. Die Einleitung gab ein anschauliches Bild des landschaftlichen Charakters von Finnland und machte den Einfluss der eigenthümlichen Reize des Terrains auf die poetische Begabung des Volkes begreiflich. Dann wurde die Bedeutung von runot aus den beiden Sanskritwurzeln ru, tönen lassen und vran, verwunden, entwickelt und mit Heranziehung der daraus abgeleiteten Wörter anderer Sprachen Rune gedeutet als Kerb, Schrift, Geheimschrift, Zauberspruch, endlich Lied, Gesang, Melodie. Es wurde ferner auseinandergesetzt, wie die finnische Dichtung ein Erzeugniss des gesammten Volkes ist, sich vom Vater auf den Sohn vererbend, keine fertige, sondern noch heute in stetiger Entwicklung begriffene, nur mündliche Nationaldichtung. Was geschrieben da ist, ist von Deutschen gesammelt worden. Als ein redendes Beispiel der poetischen Anlage der Nation wurde auf jene finnische Improvisatorin hingewiesen, die vor nicht langer Zeit die höchste Bewunderung des Petersburger Publikums erregte. Die Kalevala, der Name der finnischen Nationaldichtung, wird kurz als eine reich mit Episoden ausgestattete Verherrlichung des finnischen Apollo definirt. Nach einem kurzen Abriss der noch jungen litterarischen Bearbeitung des finnischen Kalevala und des verwandten esthnischen Kalewipoeg geht der Vortragende zu einer Charakteristik der finnischen Poesie über, die männlich, gesund, ernst ist, und deren unterscheidender Zug das Vorwalten des didaktischen Elementes ist, dem sich das lyrische anreiht. Dann wird die Form der Poesie geschildert. Der trochäische Tetrameter ist das vorherrschende Mass; seltener, fast Ausnahme ist der trochäische Trimeter und Pentameter, sogar Dactylen kommen vor. Die Allitteration ist höchst ausgebildet, fast kein Vers entbehrt ihrer; sie steigert sich oft bis zum Silbenreim im Anfang des Wortes. Ferner ist der Parallelismus der Gedanken häufig. Um einen Begriff vom Klange der Sprache und zugleich einen Beleg für seine Darstellung der Runenpoesie zu geben, las der Verfasser ausgewählte Texte in finnischer Sprache vor, zu denen er die deutsche, metrische, die Eigenthümlichkeiten der Originale in eben so strenger Treue als in fliessender Sprache wiedergebende Uebersetzung hinzufügte. —

Demnächst hielt Herr Mahn einen Vortrag über die Herkunft der Wörter Buffet und Ananas.

A. Ueber das Wort Buffet.

Franz. buffet, der Silberschrank, Speiseschrank, Credenztisch, Tafelaufsatz; ital. buffetto, Schenktisch, Credenztisch, ein Schränkchen zum Trinkgeschirr; span. bufete, Schreibtisch, Esstisch, Spieltisch; mittellat. bufetum = lat. abacus. Nach dem franz. Wb. von 1549 bedeutet buffet s. v. a. dressoir, abacus, repositorium, ung buffet d'or et d'argent, c'est a dire, la vaisselle

qu'il fault pour le seruice de la table, vasarium, ung buffet desployé, argentum propositum; en ce banquet la on nous seruoit en buffet, in eo convivio miscebatur nobis. Das lat.-franz. Wb. von 1546 übersetzt abacus durch dressoir ou buffet. Das Wb. von 1606 erklärt: buffet, c'est un dressoir, abacus, repositorium, et se prent pour ce dressoir haut esleué, à armoires, ou non, qui est en vne chambre ou salle, sur lequel on estale la vaisselle d'argent aux heures du souper, ou du disner es maisons des Princes et grands Seigneurs, qui pour cete cause est par les Espagnols appelé Parador, et par figure, buffet est prins pour l'assortissement de toute la vaisselle d'argent qu'il faut pour l'entier seruice. Selon ce on dit, Il a un buffet d'argent, Suppellex vascularia, et patinaria argentea illi est. Der Ursprung des Wortes mit dieser Bedeutung scheint in Frankreich gewesen zu sein. Schon im Roman Fierabras kommt es vor: S'il vos plait, sire, à manger me donés. A un bufet qui fu grans et quarrés s'asist Aubri li prous et li senés. Nach Menage kommt das franz. und span. Wort vom ital. buffetto, und dies von buffare, enfler, les premiers buffets étant d'une figure courte et grosse, et pour user de ce mot, d'une figure enflée. Einige glaubtenr dass es für buvet stehe, weil buvette eine Art Weinschenke ist; aber dieses Wechsel von f und v ist hier sehr bedenklich. Nach Burguy (Glossaire de la langue d'oil), war bufet, dans le principe, une sorte de table placée près de la porte, à laquelle on admettait les pélerins, ménétriers, etc., qui réclamaient l'hospitalité. Les gens de cette espèce étant doués d'un bon appétit, tout ce qui venait du dois ou grande table, passait et disparaissait à l'endroit qu'on nomma bufet par opposition au dois, c.-à-d. que bufet fut d'abord le lieu à se bouffir, le lieu bouffi, et de là peu-à-peu les significations actuelles. Also zuerst der Ort, wo man sich durch vieles Essen anschwellte, der durch vieles Essen angeschwollene Ort! Um nach lateinischer Art zu reden, erwiedere ich hierauf: Credat Judaeus Apella, non ego. Nach Diez (Wb p. 76) ist es unbekannt, welcher Umstand dem Credenztische franz. den Namen buffet gab. — Man könnte denken buffet, span. bufete, heisse ursprünglich Weinschlauch, und alsdann ein Tisch, auf welchem Wein in Schläuchen aufgestellt und verkauft wurde; denn wirklich heisst in der spanischen Zigeunersprache búfia eine lederne Weinflasche und bufiador ein Weinschenk. Ich glaube aber nicht, dass dies der wahre Ursprung des Wortes sei. Er ist vielmehr in einem andern Umstande zu suchen. Buffet sollte franz. genau das lat. abacus ausdrücken, welches sowohl ein zur Aufstellung der mit einem spitzigen Fusse versehenen Weinkrüge, in durchlöcherte Felder abgetheilter Schenk- oder Credenztisch als auch hauptsächlich ein musivisch verzierter Prunktisch zur Aufstellung kostbarer Gefässe ist; daher abacus in den lat.-franz. Wbb. durch buffet und buffet durch abacus erklärt wird. Auch das griech. ἄβαξ bedeutet zuerst und insbesondere einen Prunktisch, um Prunkgeräthe darauf zur Schau zu stellen. Und dieses bedeutet nun unser buffet auch etymologisch, insofern man es vom altfranz. buffer (= neufranz. bouffer, bouffir, ital. buffare, span., port. und prov. bufar, s. Diez Wb. p. 75), blasen, aufblasen, schwellen, aufschwellen ableitet; denn hierin steckt zugleich der Begriff der Pracht und des Prunkes; daher altfranz. bufloi durch vanité, orgueil, pompe, somptuosité, ostentation erklärt wird Vgl. Berndeutsch geschwollen für aufgeblasen, sich brüstend. Es liegt also der Begriff des Blasens, Aufblasens in seiner figürlichen und uneigentlichen Bedeutung zu Grunde. Aber auch die eigentliche und sinnliche Bedeutung der Wurzel ist durch das Wort vertreten; denn prov. ist bufet das Blasen des Windes, der Windshauch, altfranz. buffet ein Blasebalg, eine Ohrfeige und ein Faustschag, ital. buffette, ein Stüber, Nasenstüber und Schnippchen, altspan. bufete ein Blasebalg (und ein Possenreisser = bufon, franz. bouffon, der seinen Namen ebenfalls von bouffer, blasen, hat, indem er zur Belustigung der Zuschauer häufig die Backen aufbläst.)

B. Ueber das Wort Ananas.

Franz. und span. ananás, m., port. ananás, ananáz, m., ital. ánanas, m., engl. ánanas, anána (Thomson, Summer: witness thou best ananа, thou the pride of vegetable life, beyond whate'er the poets imag'd in the golden age), und pine-apple, deutsch Ananas, f., und Königsapfel, neulat. bromelia (zu Ehren des schwedischen Arztes und Botanikers Bromel, v. 1639—1705, der eine flora gothica herausgegeben hat). Warum man im Deutschen den Wbb. zufolge die Ananas sagen soll, begreife ich nicht. Man trägt doch sonst so sehr allem Fremden Rechnung. Nach F. L. K. Weigand ist das Deutsche die Ananas zu uns gekommen aus span. und port. der ananas. Woher dies Wort, sei unbekannt. In Hindostan heisse jene Frucht a'n-annâs und in Guiana solle man nanas sagen. Allerdings heisst die Frucht im Hindostanischen 'an-annâs, 'ainannâs oder anannâs (wenn auch nicht gerade a'n-annâs). Nach einigen ist das Wort malayischen Ursprungs, und hierin wäre nichts Unwahrscheinliches, da die Frucht in den tropischen Gegenden Asiens und Afrikas wächst. Nach Marsden im Malayischen Wb. p. 16, 347 & 510 heisst pine-apple nânas und anânas, eben so nach Crawfurd p. 6 und 118. Allein das Wort und vielleicht sogar auch die Frucht scheint aus Europa oder durch Europäer eingeführt, wie denn Crawfurd das Wort auch als European kennzeichnet. Nach dem Dictionnaire de l'Académie française stammt die Frucht aus Indien (plante originaire des Indes); es wird aber nicht gesagt, aus welchem Indien. Nach Boiste kommt sie ursprünglich aus Peru. Nach den meisten und besten Autoritäten stammt sie aus Südamerika, und es wird also der Ursprung ihrer Benennung eher dort zu suchen sein. In dem Peruanischen Wb. von Tschudi findet sich das Wort nicht, wohl aber in dem der Tuxisprache oder allgemeinen Sprache Brasiliens vom Gonçalves Dias, p. 16. ananá öder naná = port. ananaz, und so wird das Wort aller Wahrscheinlichkeit nach brasilischer oder allgemeiner südamerikanischer Herkunft sein. Was den Ursprung des englischen Ausdrucks pine-apple, wörtlich Fichtenapfel, betrifft, so erklärt sich derselbe durch die Aehnlichkeit der von Blättern durchwachsenen und auf allen Seiten mit dreieckigen Schuppen besetzten Frucht mit einem Fichten- oder Tannenzapfen. Wenn aber alle französisch-englischen und deutsch-englischen Wörterbücher bis auf den heutigen Tag, selbst das von J. G. Flügel vom Jahre 1856, angeben, dass pine-apple zuerst und auch Fichtenapfel oder Fichtenzapfen, also so viel als cone of the pine-tree, bedeute, so ist dies ein Irrthum, der durch eine zu wörtliche und sklavische Uebersetzung des englischen Wortes ohne Kenntniss der Sache entstanden ist, und der sich wie eine Krankheit durch alle diese Wörterbücher fortgeschleppt hat. Nie hat weder ein älteres noch neueres durch Engländer in England entstandenes Wörterbuch pine-apple durch cone of the pine-tree erklärt; alle geben nur die Bedeutung Ananas. Es ist das Wort in jener Bedeutung auch nicht einmal landschaftlich englisch und überhaupt jedem Engländer gänzlich unbekannt. Der Fehler ging wahrscheinlich zuerst von Frankreich aus; denn in dem älteren englisch-französischen Wörterbuche von Boyer (neue Ausg. vom Jahre 1768) finde ich pine-apple nur durch une pomme de pin erklärt. In Folge dessen pflegten die französischen Zeitungen, unter andern das Journal des Débats, sich bis noch vor kurzem fast jedes Jahr bei Gelegenheit der Lord-Mayor's Wahl in London in anzüglichen Bemerkungen gegen die barbarische Gefrässigkeit der Engländer zu ergehen, weil sie an diesem Feste so und so viele Fichten- oder Tannenzapfen verzehrten.

Darauf hielt Herr Kannegiesser einen Vortrag „Jesus und die Samariterin." In Goethe's Aufsatz „Ueber Italien, Fragmente eines Reisejournals." (Cotta. 1856. Bd. 24, p. 310) theilt derselbe unter dem Titel: Geistliches dialogisirtes Lied einen italienischen Zwiege-

sang: Sono giunto, stanco e lasso etc. im Original mit, da, wie er bemerkt, das Lied durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde. Herr Kannegiesser erfreute die Gesellschaft mit einer deutschen Uebersetzung des ganzen Liedes. —

Herr Beauvais theilt die Entstehungsgeschichte der beiden französischen Volkslieder: Malbrough s'en va-t-en guerre, Mironton, mironton, mirontaine und la Marseillaise mit.

Herr Hartung theilt aus einer kleinen, von ihm angelegten Sammlung Volkslieder im pommerschen Dialect mit, als Tanzlieder, Kinderlieder, Weihnachtslieder u. s. w. —

Herr Büchmann berichtet über die bis jetzt erschienenen Hefte des in Berlin bei Dümmler und Asher erscheinenden Jahrbuchs für romanische und englische Litteratur, das er seines gediegenen Inhalts und seiner Reichhaltigkeit wegen angelegentlich empfiehlt. —

Der Vorsitzende legt alsdann eine Zuschrift an die Gesellschaft vom Prof. Dr. Gutbier in München vor. Sie betrifft den Unterricht in den neueren Sprachen an Schulen, wo nicht Lateinisch gelehrt wird. Der Aufsatz wird, sobald er abgedruckt sein wird, in der Gesellschaft zur Discussion kommen. — Aus einer zweiten Zuschrift des Herrn Ministerialrathes Jacobi in Gotha an den Vorsitzenden theilt dieser Folgendes mit: „Auf p. 438 des 3. und 4. Heftes des Archivs 1859 finde ich in der Recension des Zanderschen Programms über die Tannhäusersage erwähnt, dass der Name des Hörselberges, der in dieser Sage eine grosse Rolle spielt, aus der lat. Bezeichnung der Chronisten: „mons horrisonus," entstanden sei. Zu Füssen des Berges liegt der Hörselgau und das gleichnamige Dorf, und das Flüsschen Hörsel fliesst durch das Thal. Die früheste Erwähnung des Dorfes in Urkunden, die mir bekannt ist, rührt aus dem Jahre 1253 her. Es fragt sich, was älter ist, die Urkunde oder die Chronisten, und ob das Dorf den Namen vom Berge oder der Berg vom Dorfe hat. — Ferner: p. 465 steht eine Miscelle über die ovid. Verse: si, nisi quae etc. Ich entsinne mich, in irgend einer Zeitschrift die Uebersetzung gelesen zu haben:

Wahrlich es wird, soll ausser der gleich Dir prangenden Schönheit
Keine die Deinige sein, keine die Deinige sein.*)

*) Zur Vervollständigung des im Archiv p. 465 und hier Mitgetheilten möge folgende Stelle aus Dr. Heinrich Pröhle's „Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen," p. 63, dienen:

„Die Wirkung des Lichtenberg-Kästnerschen Kreises, in welchem er (Bürger) lebte und bei einem gewissen beschränkten Wetteifer mit England sich wohl fühlte, war überhaupt nicht so günstig als man glauben sollte: man bewunderte seine „Frau Schnips" und regte Spielereien an. Ueber eine dahin gehörige Verständelei findet man folgende Mittheilung von Eduard Mörike in Schad's Musenalmanach von 1856:"

Im Göttinger Musen-Almanach brachte Lichtenberg einst einen halb scherzhaften Aufsatz, zu welchem die Behauptung Dryden's Veranlassung gab, dass folgende Verse aus Ovid's Sappho an Phaon nicht in gleich vielen Zeilen englisch gegeben werden könnten:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est: nulla futura tua est.

Es hatten sich zur Widerlegung dieses Ausspruchs bald zwei englische Uebersetzungen eingefunden, die aber nicht genügen; sie heissen so:

1. If but to one that's equally divine
None you'll incline to, you'll to none incline.

2. If, save whose charms with equal lustre shine,
None ever thine can be, none ever can be thine.

Wäre es also nicht der Mühe werth, fragt der Göttinger Professor, ob wir es im Deutschen nicht besser könnten? Er sprach eines Abends mit unserm sel. Bürger über dies Drydensche Problem; es schien demselben zu gefallen und schon am folgenden Morgen schickte er nicht weniger als fünf Uebersetzungen, wovon aber zwei durch vorsätzlichen Muthwillen mehr Parodien waren; überhaupt befriedigte die Arbeit nicht ganz. Das Blatt ging leider verloren." (Hinzu fügt Pröhle in einer Note: Eduard Mörike ist es entgangen, dass die drei anständigen Uebersetzungen bei Althof a. a. O. IV, p. 178, wo man auch den Bericht über die Sache mit dem Lichtenbergischen vergleiche, abgedruckt sind. Die beiden übrigen wollte Althof nicht mittheilen. Das Blatt, welches ja auch Lichtenberg nicht verloren glaubte, sondern nur augenblicklich verlegt zu haben bedauerte (s. den von Mörike ausgezogenen Aufsatz im 5. Bande von Lichtenberg's vermischten Schriften 1803, wo er die Ueberschrift führt: „Eine kleine Aufgabe für die Uebersetzer des Ovid in Deutschland," p. 350 wird vielleicht noch jetzt unter Nachlasspapieren von Lichtenberg, Althof oder Bürger aufzufinden sein. Es heisst dann weiter im Text:) Indem nun Lichtenberg den Gegenstand zu einer Aufgabe der Dichter und Dichterinnen seiner Zeit macht, wünscht er, dass die Herausgeber der Musenalmanache den besseren Versuchen, wenn solche einliefen, ein Plätzchen in ihren Annalen einräumen möchten. Zur Belohnung freilich habe er weiter nichts zu versprechen, als den Beifall der Kenner und das Vergnügen, das mit Auflösung jeder schwierigen Aufgabe verbunden sei. Vom Erfolge dieser Aufforderung ist dem Einsender nichts bekannt. Er selber schrieb vor 25 Jahren einen gelegentlich von ihm gemachten Versuch in sein Exemplar von Lichtenberg's Schriften, den er als Curiosität hier mit vorlegt:

Wisse nur, dass, wenn ohne durch Schönheit dich zu verdienen,
Keine die deinige wird, — keine die deinige wird."

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft, herausgegeben von Fr. J. Kruger. Hamburg 1859.

Der Zweck der Junggermanischen Gesellschaft, welche sich im vorigen Jahre gebildet hat, ist die Herstellung einer geistigen Einheit unter allen Deutschen in Bezug auf Literatur, Kunst und Wissenschaft; zur Erreichung dieses Zweckes hat die Gesellschaft das obengenannte Jahrbuch gegründet, dessen zweites Heft eben vorliegt. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, über das Wirken und die Erfolge der Gesellschaft irgend eine Bemerkung zu machen, zumal da ausser den in dem Jahrbuche niedergelegten literarischen Erzeugnissen von derselben nicht viel in die Oeffentlichkeit gelangt ist und auch die am 20. August dieses Jahres in Nürnberg abgehaltene erste Hauptversammlung der Gesellschaft, welche von zehn Mitgliedern besucht war, keinen besonderen Anhalt für eine Beurtheilung gegeben hat; ich werde mich daher auf einen Bericht über den Inhalt des angeführten Heftes beschränken.

Ich übergehe die literarischen Productionen der Junggermanen, welche das Heft bietet, eine erzgebirgische Erzählung von Elfried von Taura und eine ziemliche Anzahl lyrischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, da eine Beurteilung derselben mir hier nicht am rechten Orte zu sein scheint, und wende mich zu dem wichtigeren Theile, einer Abhandlung von Fr. J. Kruger: Die Zukunft der deutschen Literatur.

Gegenüber den trostlosen Aussichten, welche man sich ziemlich allgemein von der Zukunft der deutschen Literatur, namentlich der poetischen, gemacht hat, gelangt der Verfasser der genannten Abhandlung zu ganz entgegengesetzten Hoffnungen. Indem er nämlich nach einer kurzen Uebersicht über die letzten Richtungen der Literatur und der Kritik zu dem Ergebniss kommt, dass allerdings die neuere Literatur den Gipfel ihres Verfalls erreicht hat, schliesst er nach einem allgemeinen Naturgesetz zugleich auf eine Neubildung aus diesem Verfall. Unsere Zustände, meint er, sind ganz verwandt mit denen des vorigen Jahrhunderts, aus denen sich die höchste Blüte deutscher Dichtkunst entwickelte; aber um so viel höher wir in wissenschaftlicher und politischer (?) Hinsicht stehen, um so viel höher Auerbachs und seiner Nachfolger Dorfgeschichten stehen, als Gessners Idyllen, an Wahrheit, Gemüthstiefe und an echtdeutschem Charakter, um so viel wird die neue Literatur die Schiller-Göthe'sche Blüte hinter sich zurücklassen. Die Aufgabe nun, diese neue Zeit herbeizuführen, hat die Junggermanische Schule. Diese Aufgabe ist gross und des Strebens werth, und wenn man auch an das versate diu, quid ferre recusent, quid valeant humeri erinnert wird, so ist doch ein Urteil über das Vorhaben nicht abzugeben, bevor Thaten sprechen, zumal da der Verf. selbst meint, man dürfe sich keinen überspannten Hoff-

nungen auf die Nähe des literarischen Höhepunktes und die persönliche Rolle, welche die heutigen Junggermanen dabei spielen werden, hingeben.

Der Weg, auf welchem die Lösung dieser Aufgabe gefunden werden soll, ist nun von dem Verf. bereits aufgesucht worden. Da die Principien unsrer jetzigen Kunstanschauungen sich ausgelebt haben, so bedarf es eines neuen Princips, um diese letzteren neu zu befruchten und zu beleben. Eine Literatur, aus welcher ein solches Princip gewonnen werden könnte, giebt es in Europa nicht mehr, aber wir finden sie im Orient. Es liesse sich vielleicht manches gegen diesen Weg sagen, den, wie es manchem scheinen wird, nur die äusserste Verzweiflung an allem andern einschlagen konnte; aber der Verf. hat jede Kritik seines Vorschlages dadurch abgeschnitten, dass er diejenigen, die bereits einen Einwand dagegen erhoben, der Selbsttäuschung und der Unkenntniss mit der morgenländischen Literatur beschuldigt, und dagegen lässt sich nichts erwidern, zumal einem Manne gegenüber, der die morgenländische Literatur besser als die Orientalen selbst versteht, z. B. in Bezug auf Firdusis Schachnamch, „dessen Verständniss selbst den heutigen Orientalen abhanden gekommen und nur dann zu gewinnen ist, wenn man, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, Jahre lang nicht auf philologischem, sondern auf geschichtlichem Wege ihm nachgestrebt hat.“ Also auf die verbotene Kritik des Vorschlages lasse ich mich nicht ein, sondern berichte nur die weiteren Erörterungen des Verf., aus denen ich freilich, wie ich offen gestehen muss, keine klare Anschauung habe gewinnen können, wie denn nun praktisch jene Befruchtung unsrer Kunstanschauung durch den Orient vor sich gehen soll. Zwar sagt der Verfasser zunächst, wir müssten, um zu einer tiefern Erkenntniss unsrer eignen Religion zu gelangen, auf den Allgottglauben der Inder zurückgehen, unsre an Geist und Charakter schwächliche Generation müsse sich geistig und moralisch stärken an den urwüchsigen Krafterzeugnissen des Orients, deren phantastischen Gebilden der Verf. doch selbst das Mass abspricht; aber es ist dies alles nichts als Phrase, der jeder praktische Wink, dessen es doch hier gerade am meisten bedurfte, fehlt; freilich setzt er eigenkräftige Meister voraus, welche ihren Schwerpunkt in sich selbst finden, aber gerade diese, meine ich, werden, sobald deren einmal wieder erstehen, seiner Winke am allerwenigsten bedürfen, sondern mit der Kraft ihres Genies sich selbst eine Bahn brechen, die sie auf die Höhen des Geistes führt und geeignet ist, ihre Mitwelt ihnen nachzuziehen. Nicht solche Phrasen waren es, mit denen Lessing einst der Literatur eine neue Bahn vorzeichnete, sondern klare Hinweisungen, feste Regeln, die von mustergültigen praktischen Beispielen unterstützt waren, und solche erwarten wir von dem, der unsrer Literatur zu einer neuen würdigen Stellung verhelfen will.

Der Verf. sucht nun der Poesie zunächst rücksichtlich des Stoffes aufzuhelfen, indem er eine neue Sagen- und Mythenlehre schafft. Die erstere soll nicht weniger als die gesammte indogermanische Sagenwelt umfassen und an Bedeutung und Reichhaltigkeit alle Sagengeschichten der einzelnen Völker übertreffen. Da dieser Plan in seiner Allgemeinheit völlig unübersehbar ist, der Verf. auch versprochen hat, in den nächsten Heften einen Grundplan zum Ausbau der indogermanischen Sagengeschichte vorzulegen, so lassen wir diesen Plan einstweilen auf sich beruhen, um die neue Mythenbildung zu betrachten. Die Mythe soll „die Ergänzung der Weltanschauung über die Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens hinaus sein, sie darf also innerhalb dieser Grenzen kein Reich gründen, sondern nur dort, wo der Verstand dasselbe nicht anzutasten vermag.“ Die Erde bietet demnach für die Mythe keinen Raum mehr dar, der Himmel, der sich vor der Wissenschaft aus einem begränzten Raume in die Unendlichkeit aufgelöst hat, auch nicht mehr; der Verf. weiss aber noch einen Ausweg: er bestimmt die Sonne dazu. Vielleicht wird mancher bei diesem Vorschlage bedenklich den Kopf schütteln, wenn er aber die Auseinandersetzungen des Verf. über die phy-

sischen Verhältnisse der Sonne belegt durch ein Citat aus Humboldts Kosmos, über die Sonne als einen Sitz von Göttern, als Schlachtfeld der Titanenkämpfe, über den Uebergang aus einem Zustande der Dunkelheit, in dem sich die Sonne einst befand, in ein Friedensreich, das Jesus Christus als priesterlicher König beherrscht, gelesen und eingesehen hat, dass dies nicht etwa poetische Phantasien oder wüste Träume einer erhitzten Einbildungskraft, sondern Ergebnisse der historischen Forschungen des Verf. sind, und mit der Wissenschaft heutigen Tages übereinstimmen, so wird ihm dieser Vorschlag erklärlich vorkommen. Wir erwarten mit Sehnsucht die poetischen Werke, zu denen Herrn Krugers Abhandlung begeistern wird!

Eine Hindeutung, wie dieselben beschaffen sein werden, finden wir in dem Capitel: Die Zukunft der Dichtungsgattungen. Die Lyrik wird namentlich in der vaterländischen und religiösen Lyrik besondere Blüten treiben, letztere jedoch erst nach Bildung einer neuen Welt- und Gottesanschauung; ich glaube, hier wird das Sonnenreich recht gute Dienste thun. Für beide Zweige übrigens, so wie auch für die Liebeslyrik, liegen in der Junggermanischen Gesellschaft bedeutende Keime; wir müssen dies dem Verf. auf das Wort glauben, da doch wohl erst die Zukunft den Beweis liefern kann. Das Drama hat sich in Form und innerer Gestaltung überlebt, bietet demnach wenig Hoffnung für die Zukunft; besser sieht es mit dem Stoff aus, den es noch in reicher Fülle aus dem Mittelalter schöpfen kann, für den es aber eine Anschauung aus der katholischen Geschichtsphilosophie, wie sie bei Görres, Lasaulx zu finden ist, mitbringen muss. So kann das Drama noch zu einer Nachblüte gelangen, zu der O. v. Redwitz mit seiner Philippine Welser schon einen recht erfreulichen Anfang gemacht hat. Der Himmel behüte uns vor dieser Nachblüte, namentlich, wenn noch, wie der Verf. verlangt, das indische Drama seinen Einfluss auf dieselbe geltend macht! Für das Lustspiel hofft der Verf. noch mehr, namentlich von einer freieren Entwicklung unsrer politischen Zustände. Er scheint dabei an ein Lustspiel im Sinne der attischen alten Komödie geduchl zu haben, denn er meint, unsre humoristische Tagesliteratur, besonders unsre Witzblätter könnten nach Stoff und Form dazu ausserordentlich beitragen. Es ist ersichtlich, dass man nicht leicht auf eine ungeheuerlichere Entwicklung fallen konnte, als die von Herrn Kruger prophezeihte: eine Tragödie im Sinne von O. v. Redwitz oder auch nach dem Muster des indischen Drama, eine Komödie nach dem Muster der fliegenden Blätter oder des Kladderadatsch! Eine würdige Aufgabe für die Junggermanen!

Das Hauptgewicht für die neue Entwicklung legt der Verf. auf die epische Gattung, in der er namentlich auch dem Roman eine bedeutende Stelle zuweist. Von diesem nämlich hält er besonders die Landschaftsnovelle (Dorfgeschichten), den Zeitroman (Gutzkow) und den historischen Roman einer besonderen Entwicklung fähig. Wir müssen allerdings zugeben, dass der Roman in der neueren deutschen Literatur eine hervorragende Stellung eingenommen hat und auch wohl in Zukunft eine bedeutende Rolle spielen wird, ob in der vom Verf. angedeuteten Weise, möchte jedoch zweifelhaft sein. Die Dorfgeschichten haben sich entschieden überlebt und werden schwerlich noch kräftige Triebe hervorbringen, der Zeitroman in Gutzkowscher Manier hat gewiss nicht den Beifall gefunden und findet namentlich in seinem letzten Erzeugniss nicht den Beifall, der ihn als Muster einer neuen Richtung bezeichnen könnte, und auch der Geschichtsroman, wie ihn der Verf. denkt, als dessen Muster er die Romane von Th. Mundt aufstellt, verspricht in dieser Weise keine grossen Erfolge, sondern kann leicht zu einer Anekdotensammlung werden, die auf den dünnen Faden einer schwächlichen Haupthandlung aufgereiht wird, wie dies z. B. die verwandten Produkte der L. Mühlbach zeigen.

Von der Zukunft des eigentlichen Epos verspricht sich der Verf. ausserordentlich viel; sein Muster soll dasselbe an dem Lieblingsbuche des Verf.,

dem Schachnameh des Firdusi haben; der Stoff umfasst die Ursage des indogermanischen Völkerstammes, die Erlösungsgeschichte und das germanische Mittelalter; die Bearbeitung dieses Stoffes fällt natürlich der Junggermanischen Gesellschaft zu. Ich enthalte mich eines jeden Urtheils über die Ansichten des Verf. in Betracht der Wichtigkeit und Lebensfähigkeit des Epos; der Umstand, dass wir aus der neueren Zeit auch nicht ein epochemachendes, ja nicht ein erwähnenswerthes Epos haben, spricht deutlich genug; was die Junggermanen leisten werden, muss die Zeit lehren. Erwähnenswerth möchte noch der Vorschlag sein, das Epos auf die Bühne zu bringen: „Während im Vordergrund des Theaters ein auch mehrere Schauspieler abwechselnd den Text recitiren oder absingen, wäre der Inhalt im Hintergrunde durch lebende Bilder, Dekorationen, Nebelbilder und dergleichen darzustellen, und auch eine Musikbegleitung könnte bis zu einem gewissen Grade stattfinden." Ich halte diesen Vorschlag für bemerkenswerth, denn wenn man namentlich als Schauspieler die geeigneten Persönlichkeiten, etwa unsre modernen Rhetoren, wählt, auch im gehörigen Masse das Ballet mitwirken lässt, so kann dies in Verbindung mit einem entsprechend ungeheuerlichen Texte, für den unter Leitung des Herrn Kruger die Junggermanen sorgen werden, ein Spektakel werden, das unsre neusten Opern vollständig in den Schatten stellt.

Was der Verf. in dem letzten Kapitel seines Aufsatzes über die deutsch-amerikanische Literatur sagt, kann füglich übergangen werden.

Die ganze nichts weniger als klar und übersichtlich geschriebene Abhandlung macht durchaus den Eindruck eines subjectiven Einfalles ohne Begründung, ohne innere Nothwendigkeit, den Eindruck des Strebens, einen Gegenstand, mit dem der Verf. sich lange mit Vorliebe und besonderem Eifer beschäftigt hat, in weitere Kreise zu bringen und demselben allgemein dieselbe Wichtigkeit zu verschaffen, die er für den Verf. selbst hat. Ob die sogenannten Junggermanen denselben Principien huldigen, wie ihr Wortführer, wissen wir nicht, ob sie denselben Geltung verschaffen können, muss der Zukunft überlassen bleiben.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten von Friedrich Bauer. Vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe für protestantische Schulen. Nördlingen 1859.

Um der Ansicht entgegenzutreten, welche sich leicht aus dem oben stehenden Titel des Buches ergeben könnte, als habe die deutsche Sprache für Protestanten und Katholiken eine besondere Grammatik, diene die vom Verf. in der Vorrede gegebene Aufklärung, dass das Buch in den östreichischen Lehranstalten Eingang gefunden hat, dass aber für diese eine besondere Ausgabe hat veranstaltet werden müssen, in welcher die für Katholiken etwa anstössigen Beispiele z. B. aus Luthers Bibelübersetzung beseitigt sind. Mit Recht hat nun der Verf. die protestantischen Schulen, welche sein Buch benutzen, nicht unter dieser komischen Anforderung der östreichischen Behörden wollen leiden lassen, und daher diese besondere Ausgabe veranstaltet.

Dass das Buch praktisch brauchbar ist, wenn man es überhaupt für nothwendig und zweckdienlich hält, auf den Schulen die deutsche Grammatik systematisch zu betreiben, beweist die nicht unbedeutende Zahl der erneuten Auflagen (die vorliegende ist seit 1850 im Ganzen die siebente); es dürfte daher über diesen Punkt nichts zu bemerken sein. Dass in der Formenlehre

in manchen Punkten vielleicht mehr gegeben ist, als für Schüler brauchbar gemacht werden kann, ist kein Vorwurf für das Buch, da ja dem geschickten Lehrer die nöthige Auswahl des Lehrstoffes überlassen bleibt. Am stärksten macht sich dies in dem Abschnitt von der Wortbildung bemerkbar, der dem äusseren Umfange nach einen sehr bedeutenden Theil des Buches ausmacht, für die Schule aber am allerwenigsten zu verwenden sein möchte.

Das Buch beruht in der Formenlehre auf J. Grimm, in der Syntax auf K. F. Becker; die Eigenthümlichkeiten beider Systeme treten auch hier, in den zusammengezogenen Bearbeitungen, deutlich genug hervor, so dass eine eingehende Beurteilung des wissenschaftlichen Werthes der vorliegenden Schulgrammatik hier keineswegs an ihrer Stelle sein dürfte, da dieselbe mit einer Beurteilung der zu Grunde liegenden Systeme zusammenfallen müsste. Nur scheint die Syntax, welche für die Schule gewiss eine viel grössere Bedeutung hat, als die Formlehre, im Verhältniss zu dieser viel zu kurz abgehandelt zu sein. Ein dem Buche beigefügter Anhang enthält ergänzende Bemerkungen, die bestimmt, in ein tieferes Verständniss der Sprache einzuführen, auf das Althochdeutsche zurückgehen.

Wenn man das Studium der alt- und mittelhochdeutschen Sprache und Literatur in den Kreis des Schulunterrichts ziehen will, so ist als brauchbares Hülfsmittel auch zu empfehlen:

Kurzgefasste Laut- und Formenlehre der mittelhochdeutschen Sprache für die obern Klassen der Gymnasien von Dr. Wahlenberg. Sigmaringen 1858.

Dieses Büchlein giebt auf 19 Seiten eine meist in tabellarischer Form abgefasste Uebersicht über die Laut- und Formenlehre, so wie über die mittelhochdeutsche Metrik, die als Anhalt für einen eingehenderen grammatischen Unterricht wie auch bei der Erklärung der betreffenden Schriftsteller, deren Kenntniss für die Schüler der oberen Klassen höchst wünschenswerth ist, gute Dienste leisten kann.

Zur Einleitung in die Bekanntschaft mit den Schriftstellern der älteren Zeit dient:

Hülfsbuch für den deutschen Unterricht in den obern Klassen höherer Lehranstalten von H. Viehoff. Braunschweig 1858.

Es enthält dieses Buch zunächst für den Unterricht in der Literaturgeschichte eine Sammlung von Musterstücken aus der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1725 und zwar zuerst die Prosa, dann die Poesie. Da für ein Schulbuch möglichst geringer Umfang Bedingung war, so hat sich die Auswahl auf das nothwendigste und am meisten charakteristische beschränken müssen und es gebührt hier dem Herausgeber das Lob, dass er meistentheils mit feinem Takt das Beste aus dem reichen Schatze der Literatur ausgewählt hat. Dass dabei die Kürze der Stücke namentlich in der Prosa zuweilen gar zu sehr an Dürftigkeit streift, dürfte dem Herausgeber nicht zum Vorwurf gemacht werden, sie war wohl nöthig, um für die ungleich wichtigeren und nothwendigeren poetischen Stücke grösseren Raum zu gewinnen. Auffallend aber ist es mir gewesen, dass eine ganze Dichtungsgattung, die dramatische, so überaus kurz abgefertigt worden ist, nämlich mit einem ganz kurzen Bruchstück eines Fastnachtsspieles von Hans Folz und einem Stück aus A. Gryphius Horribilicribrifax. Ich wurde es sowohl für die Charakteristik einzelner Männer, wie Hans Sachs, Lohenstein, für wesentlich halten, mehrere und etwas umfangreichere Stücke aufzunehmen.

Zweckmässig ist die den althochdeutschen Stücken beigegebene neu-

deutsche Uebersetzung; ich glaube auch bei Notkers Uebersetzung des Boethius wäre es besser gewesen, statt der einzelnen in Parenthese gesetzten Ausdrücke den vollständigen leteinischen Text des Originals abzudrucken. Bei den Stücken aus den nächsten Zeiten wird man beim Gebrauch gewiss auf Schwierigkeiten im Verständniss stossen, die allerdings während des Unterrichtes durch den Lehrer beseitigt werden können, aber offenbar dann sehr viel Zeit rauben, die erspärt werden könnte, wenn die Schüler sich auf die zu lesenden Abschnitte vorbereitet hätten. Wie dieser Umstand zu beseitigen ist, ob durch ein kurzes Wörterverzeichniss oder durch Erklärung einzelner Ausdrücke neben dem Text, wage ich nicht zu entscheiden.

Dieser Beispielsammlung folgt dann zunächst ein Ueberblick der Literaturgeschichte, in grössester Kürze überall das wichtigste hervorhebend: dann ein Abriss der Verslehre, der wenigstens dazu dient, den Schüler mit Namen und Form namentlich der fremden Versformen bekannt zu machen, die im Deutschen Nachahmung gefunden. Ausführlicher und dem Bedürfnisse der Schüler reichlich genügend ist der folgende Ueberbliek über die Dichtungsarten. Den Beschluss macht ein Abriss der Stillehre und eine Sammlung von Aufgaben zu Aufsätzen. In dieser letzteren finden sich, nach den eigenen Worten des Verf, manche Themata, die er selbst nicht leicht den Schülern zur Bearbeitung aufgeben würde, und nach meiner Ansicht ist die Zahl dieser Aufgaben nicht gering. Ein jeder, der in dem Falle gewesen ist, in den mittleren und oberen Gymnasialclassen Aufsätze anfertigen zu lassen, weiss, wie schwierig es oft ist, passende Aufgaben zu denselben zu finden, er weiss aber auch, wie sehr man in der Regel von Aufgabensammlungen im Stich gelassen wird. Dieselbe Erfahrung wird ihm hier auch nicht erspart werden. Wir hoffen, dass bei einer erneuten Auflage, die das Buch bei seiner besonderen Brauchbarkeit bald erlangen wird, der Herr Verf. auch diesem Theile seine im Uebrigen bewährte Sorgfalt widmen werde.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Von Dr. C. G. Seibert. Marburg, Elwert. 1860.

Vorliegende kleine Schrift ist der Abdruck eines Vortrages, den der Verfasser in dem Verein für junge Kaufleute zu Barmen zum Besten des Gustav-Adolf-Vereines gehalten. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, dass in dem Vereine ein Gegenstand wie dieser allgemeinen Anklang gefunden, und die Lektüre der kleinen Schrift zeigt andrerseits, dass gerade für den Zweck der Stoff passend gewählt war. Der Verfasser setzt nämlich darin auseinander, dass zu der grossen Vorliebe des deutschen Volkes für Geibel nicht bloss die unbezweifelte Formvollendung seiner Gedichte beigetragen habe, in welcher Beziehung nur Paul Heyse ihm zur Seite gestellt werden kann, sondern die echt deutsche Grundstimmung seiner Poesie, der ideale Schwung, der sittliche Ernst, der sich durch keine Verzerrungen der Zeitideen habe beirren lassen, der patriotische Sinn, vor Allem der religiöse Gehalt. Liegt dieser von vornherein auch nicht jedem gleich vor Augen, so ist er doch von Anfang an in Geibels Gedichten vorhanden und hat sich mit der wachsenden innern Lebenserfahrung des Dichters immer klarer herausgestellt. In dieser Beziehung lässt sich schon eine dreifache Entwicklung wahrnehmen, und diese deutlich gemacht zu haben ist das Verdienst dieser kleinen, sehr lebendig gehaltenen, frischen, warmen Schrift, die allen Verehrern des Dichters empfohlen sein mag. Auch Barthel hat in seiner deutschen Nationalliteratur der Neuzeit S. 479 — 508 schon eine ähnliche gute Charakteristik Geibels gegeben. — H.

Germania. Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 4. Jahrgang. 2. Heft. Wien bei Tendler & Comp. 1859.

Die deutschen Appellativnamen von W. Wackernagel. Nach einer einleitenden Betrachtung über die Uebergänge der Appellativa und Eigennamen in einander, unter denen ursprünglich kein Unterschied Statt fand, bespricht der Verf. zunächst „die erste, älteste und ursprünglichste Classe der Appellativnamen, diejenigen Fälle, wo Gegenstände nicht menschlicher Art dennoch mit Namen nach Art der menschlichen belegt werden.“ Es sind dies besonders Schwerter, Helme, Panzer, Hörner, Ringe, Rosse, Hunde und andere gezähmte und an das Haus gewöhnte Thiere, Schiffe, Geschütze, Thürme und Glocken. Wackernagel beschränkt sich in diesem ebenso anregenden, als durch die Fülle von Einzelheiten belehrenden Aufsatze streng auf das Gebiet der deutschen Philologie.

Haus, Kleid, Leib. Von L. Tobler. An eine gelegentliche Bemerkung W. Wackernagels, dass in der Sprache unseres Stammes die Begriffe Haus und Kleid mehrfach in dieselben Worte zusammenfallen, anknüpfend, sucht er das genannte Begriffsfeld genauer durchzugehen und zu untersuchen, ob und in wie weit die Etymologie sich für die Realien verwerthen lasse. Das Schwierige und Schlüpfrige der ganzen Sache ist ihm nicht unbekannt. Es werden zuerst die verschiedenen Wörter von Haus und Kleid, dann von Leib und Haus, endlich von Leib und Kleid in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zueinandergestellt und besprochen.

Ueber Hartmann von Aue. Von Franz Pfeiffer. „Unter den deutschen Sprachforschern giebt es noch immer manche, die es für eine Vermessenheit, oder gar für eine Fälschung, jedenfalls für unerlaubt halten, Denkmäler altdeutscher Poesie, die nur einmal und in späten Handschriften überliefert sind, kritisch zu bearbeiten.“ Sie nennen dies Textmacherei. Herr Pfeiffer spricht sich dahin aus, dass eine „annährungsweise Herstellung der ursprünglichen Schreibweise erreichbar und daher ebenso, wie in der classischen Philologie nicht bloss zulässig, sondern nothwendig sei.“ Der Erek Hartmanns ist nun ein solches Buch, von dem es nachweisbar mehrere ältere Handschriften gegeben hat, die aber bis jetzt verschollen sind. Die einzige Handschrift ist die Ambraser von 1517. Moritz Haupt versuchte es im Jahre 1839, — es war seine erste kritische Arbeit auf diesem Felde, — den ursprünglichen Text herzustellen, und Lachmann, der ihn dabei unterstützte, hat, wie Haupt selbst sagt, dabei das Besste gethan. Aber es fehlt nicht an Irrungen, und wie viel überhaupt noch dem Scharfsinn und Nachdenken Anderer übrig gelassen war, zeigte schon die Nachlese Haupts in der Zeitschrift f. D. A. 3, 266 — 273. Seitdem sind 15 Jahre verflossen und Niemand hat sich an den Erek gewagt. Herr Pfeiffer lässt nun auf 40 Seiten eine ansehnliche Reihe längerer und kürzerer, allgemeiner und specieller Bemerkungen zum Erek folgen. Am Schlusse des sehr lehrreichen Aufsatzes spricht er sich energisch gegen Moritz Haupt und dessen stürmischen Ausfälle gegen ihn wegen seiner Recension über den Minnesang Frühling in Germania III, 484 aus (S. Haupt's Zeitschrift f. d. D. A. XI, 563 — 593). Er sagt unter Anderem S. 233: „Was ich aber bekämpfe, ist die Unsitte, neben derlei selbstgefälligen Bemerkungen mit Geringschätzung auf Andere herabzusehen, und die Versuche, durch hochmüthige Drohungen der Kritik den Mund zu schliessen.“ Und S. 235: „Man hat aus Mattherzigkeit und Rücksichten viel zu lange geschwiegen: es würde mit der deutschen Philologie anders und besser stehen, wenn man dem Dünkel und der Verunglimpfung zur rechten Zeit entgegengetreten wäre. Ich wiederhole, dass die althochdeutsche Literatur nicht bloss für einige Studenten und Professoren gewachsen,

sondern dass sie ein Gemeingut für alle Gebildeten unseres Volkes ist und werden soll." So hat Prof. Pfeiffer meinen bei der Anzeige des vorigen Heftes ausgesprochenen Wunsch, noch ehe er denselben gelesen, theilweise erfüllt. —

Gedicht auf den Zauberer Virgilius. Mitgetheilt von Prof. K. Bartsch. Es ist dies nach dem Herausgeber die einzige deutsche poetische Darstellung, die es giebt, und stammt aus dem 14. Jahrhundert. Er verweist über das Nähere der in dem Gedicht behandelten Sage auf Massmanns Kaiserchronik 3, 448 flgd.

Zur Legende vom heiligen Nicolaus, wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert, aus einer Handschrift der Nürnberger Stadtbibliothek von K. Bartsch mitgetheilt.

Bruchstück einer Passion des 12. Jahrhunderts. Von K. Bartsch. Wörtlicher Abdruck eines Pergamentblattes in 12°. —

Recensionen. Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moritz Haupt, recensirt von Karl Bartsch; der Spiegel deutscher Leute von Jul. Ficker und: Ueber die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenspiegel von Jul. Ficker, recensirt von H. Spiegel; Der Welt Lohn von Konrad von Würzburg, ein Beitrag zum Verständniss mittelalterlichen Glaubens und Lebensansicht von Fr. Sachse rec. von Fr. Pfeiffer.

Berlin. Dr. Fr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. 1859. Nro. 5 — 8.

Ueber eine Urkunde vom 12. Mai 1268, worin auf die Einfälle der Tartaren in das Land Schlesien Bezug genommen wird. Vom Geh. Justizrath Prof. Gaupp in Breslau. Höchst interessant für die Einsicht in eine Menge von Lebens- und Rechtsverhältnissen zwischen Polen und Deutschen.

Zur Geschichte der Bilderrätsel. Mitgetheilt von Jos. Mar. Wagner in Wien. Rebus aus de Sunde's (Daniel Schwenters) Stenographia et Steganologia aucta. Nürnberg o. J. (zwischen 1619 und 1624 gedruckt) V. p. 173.

Aelteste Kriegsbauwerke. Von Prof. Dr. Heinrich Schreiber zu Freiburg. Ausgehend von den verglasten Wällen (S. Nro. 3 des Anzeigers) bespricht der Verf. die Entstehung genannter Befestigung und kommt dann auf Münzen, die vermuthlich dem keltischen Volk der Kaleten angehören und untermischt mit denen der Bojer aufgefunden sind.

Die freie Reichsritterschaft und der gemeine Pfenning. Von Dr. Roth von Schreckenstein in Ulm. Angaben aus einem Notizenbuche des Ritters Kunz von Wirsberg vom Jahre 1501 über eine Verweigerung des gemeinen Pfennings von Seiten der Fränkischen Ritterschaft.

Ueber einen alten Handschriftenkatalog Von Prof. Bartsch in Rostock. Im Besitz des Germanischen Museums zu Nürnberg befindet sich eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts in 4°., welche Handschriften und Werke des ehemaligen Benedictinerklosters in Nürnberg enthält, von denen die meisten in dem Brande des Klosters im J. 1696 untergegangen sind. wahrs Ein geistliches Spiel aus dem 12. Jahrhundert. Mitgetheilt von kleiner all Morel, Rector des Stifts Maria-Einsiedeln. Bruchstück einer ehrern Gisirten Wundergeschichte des heil. Nicolaus in lat. leoninischen Versen. schen Na Fund von Thonfiguren aus dem 14. Jahrhundert. Vor Charakteri wurde eine Menge meistens weiblicher Thonfiguren unter dem laster von Nürnberg aufgefunden, die in den Besitz des germanischen

Museums gelangt sind. Anfangs wurden diese Figuren, die auch anderwärts vorgekommen sind, für Votivbilder gehalten. Die Nürnberger Gelehrten halten sie jetzt für Puppen und Spielzeug des 14. Jahrhunderts. Zur Veranschaulichung ist dieser Mittheilung eine Tafel mit Abbildungen beigefügt.

Schöne Frauen als Lehen. Von Prof. Fickler in Mannheim. Die in Nro. 4 des diesjährigen Anzeigers mitgetheilte Vermuthung beruht einfach auf einem Druckfehler.

Vom Notrecht. Von Hofrath Dr. Zöpfl in Heidelberg. Ergänzung und Berichtigung zu Nro. 12 des vorigen Jahrgangs.

Zur Geschichte der Vehmgerichte. Vom Archivar Herschel in Dresden. Ueber Abschriften von Urkunden des 14. Jahrhunderts, in niederdeutscher Sprache abgefasst.

Zur Geschichte von Koldiz. (Stadtwillkür. Seelbäder). Von Archivar Herschel in Dresden. Mittheilung von drei Urkunden über Stiftung von Seelbädern, ein Gegenstand, über den die christlichen Archäologieen in ihren Abschnitten über kirchliche Armen- und Krankenpflege wenig zu enthalten pflegen.

Zur Geschichte der Bilderrätsel. Von H. Otte, Pfarrer in Fröhden. „Als älteste Bilderrätsel sind wohl die, bekanntlich bis in die ältesten Zeiten hinaufreichenden, redenden Wappen zu bezeichnen.“ Versteht man aber darunter eine Zusammenstellung von Bild und Schrift, so werden wir auf das 15. und 16. Jahrhundert zurückgeführt.

Die Siegel von Heidenheim und Heidingsfeld. Vom Freiherrn v. Ledebur in Berlin. Die Siegel sind abgebildet und werden kurz besprochen. Die Redaction nimmt Veranlassung, einen schon früher gefassten Vorsatz zur Ausführung zu bringen, nämlich: aus der Siegelsammlung des Museums die Siegel mit Jahreszahlen namhaft zu machen.

Die Grafen von Hohenems nicht Pfandherrn zu Triberg. Von Prof. Fickler in Mannheim. Kurze Erörterung über Eigenthumsrecht der Burg und Stadt Triberg.

Die Familie von Fladung. Von C. Primber, Rechtspraktikanten in Nürnberg. Kurze Notiz über ein im 16. Jahrhundert ausgestorbenes adliges Geschlecht von Fladung zu Lindau.

Zur Geschichte des Baierischen Herzogs Heinrich XVI. Von Archivar Herschel in Dresden. Mittheilung einer Urkunde von 1448 aus der Dresdener Bibliothek, welche Lang in seiner Geschichte des Baierischen Herzogs Ludwig VII (des Bärtigen) anführt, aber deren Inhalt nicht näher angiebt.

Volcher Coiter. Von Prof. Reuss in Nürnberg. Aus einer Nürnberger Handschrift wird zur Ergänzung der bisherigen biographischen Nachrichten eine Aufzeichnung über den Tod des berühmten Nürnberger Anatomen mitgetheilt. Er starb 1576 den 2. Juni.

Anregung zu einer archäologischen Karte Deutschlands. Ein Sendschreiben an alle Alterthumsfreunde von Dr. Riecke in Nordhausen. Der Aufforderung zur Anlegung von Karten und Verzeichnung vorhandener alter Denkmäler, Landwehren, Landgräben, Schanzen, Ringwälle und dergl. fügt der Verf. Vorschläge bei behufs Einrichtung derselben.

Der Gesellschaft der Rebleuten zu Lucern Ordnung. 1517. Mitgetheilt von J. Schneller, Stadtarchivar in Lucern

Der Münzfund bei Weitersdorf in Franken. Von Dr. Joh. Müller. Mittheilung über eine den 23. April dieses Jahres ungefähr drei Meilen von Nürnberg in zwei ungehenkelten Thongefässen aufgefundene Menge (29 grössere und über 1000 kleinere) Silbermünzen.

Die Beilagen bringen in gewohnter Weise ausser Nachrichten über das Museum Anfragen, Mittheilungen, Recensionen.

Berlin. Dr. Sachse.

Dr. K. Reichel: Mittelhochdeutsches Lesebuch für Gymnasien. Wien, K. Gerolds Sohn. 1858. 8°. VI u. 239.

Ein neues Buch auf diesem Gebiete! Ist es denn nöthig, zu den schon vorhandenen noch eins hinzuzufügen? Haben wir nicht Kehreins, Simrocks, Kohlrausch und Schädels, Pütz u. A. Lesebücher? So Treffliches auch von den Genannten geleistet wurde, wir begrüssen das oben angeführte mit wahrer Freude. Jeder hatte seine eignen Zwecke bei der Abfassung seines Buches. Zu des Einen Zeit war Anregung zum Studium der altdeutschen Sprache wünschenswerth, darum erleichterte der das Verständniss durch beigefügte Uebersetzung. Der Andere hatte Studenten, Weitergeförderte im Auge, darum knappe Behandlung. Der Dritte hatte wieder Schulen berücksichtigt, darum Vermeiden von Verweisungen auf fremde Sprachen. Der Vierte schrieb ebenfalls für Schulen, aber schon für höhere, darum mehr erklärende Bemerkungen, obwohl Anfangs auch Uebersetzung des Textes. Aber er lässt uns im Stich bei der selbständigen Darstellung der Sprache und des Stoffes. Wir sind da verwiesen auf die Arbeiten Anderer. Der Schüler soll schon einen grösseren Apparat von Hilfsmitteln besitzen. Unser vorliegendes Buch ist gleichsam eine Vereinigung von all diesen Arbeiten. Es bietet uns als Einleitung einen grammatischen Abriss der mittelhochdeutschen Sprache, der mit klarem Bewusstsein die Zwecke einer höheren Lehranstalt (und Klasse) im Auge behält. Die Arbeit zeigt uns einen denkenden, gewandten Schulmann, der zugleich lehrt und bildet; sie zeigt uns einen tüchtigen Kenner der Sprache, der nicht nur von seinen grossen Meistern gelernt, sondern der auch das Erlernte zu selbsteignen Zwecken zu gebrauchen versteht. Dieser Abriss ist eine durchaus selbständige Arbeit, in welcher der Kundige mit grosser Befriedigung die besten Bausteine der Meister verwendet findet. — Sodann folgen die Lesestücke in V Gruppen: Das volksthümliche Epos. — Das kunstmässige Epos. — Die lyrische Poesie. — Die didactische Poesie. — Prosa, mit dem Nibelungenlied beginnend bis zu einer Predigt Bruder Bartholds und dem Schwabenspiegel. — Nibelungenlied und Gudrun sind wohl nicht vollständig aufgenommen; aber da, wo der Text unterbrochen ist, gibt ein kurzes Argument das Fehlende, so dass der volle Zusammenhang dieser beiden Epen ersichtlich ist. Bei jeder Abtheilung ist ein kurzer Ueberblick vorausgeschickt, der mit wenigen kräftigen Zügen ein gutes Bild der literarischen Gattung entwirft. Jedenfalls der Kernpunkt des Buches. Und dass der Verfasser ein feines Verständniss für Auffassung seines Stoffes besitzt, hat er seitdem auch weiter in der Empfangsschrift der Philologenversammlung zu Wien „über Parzival“ bewiesen. Diese Einleitungen sind treffende und meisterhafte Umrisse zu den Bildern, welche die anknüpfende Erklärung des Lehrers ausfüllen mag. — Vielleicht etwas zu kurz sind die erklärenden Zusätze hinter jedem Textstück, so anregend und trefflich abgefasst sie im Einzelnen auch wieder sind. — In seiner ganzen Erscheinung aber ist das Buch eine äusserst dankenswerthe Bereicherung der Lehrmittel und wir möchten es allen betreffenden Anstalten auf's Beste empfohlen haben.

Biedenkopf. Dr. Fr. Möller.

Programmenschau.

Ueber das Nibelungenlied unter besonderer Rücksicht auf den deutschen Unterricht in einer höhern Töchterschule. Vom Dir. Schornstein. Programm der höhern Töchterschule zu Elberfeld. 1858.

Nicht um gelehrte Zwecke zu verfolgen, tritt der Verfasser mit dieser Einladungsschrift hervor, sondern von dem Bedürfniss getrieben, aus der Schule, hier der Mädchenschule, für die Schule sich zu besprechen sowohl mit Collegen wie mit den Eltern. Für die Mädchenschule ist es namentlich erforderlich, den literargeschichtlichen Unterricht zu beschränken und es ist für die ältere Zeit hauptsächlich das Nibelungenlied zu wählen. Nachdem er in der Schule das Gedicht nach der Uebersetzung von Simrock mit den Schülerinnen gelesen hatte, bietet er nun zunächst für sie diese Blätter dar. Sie haben aber nicht bloss diesen nächsten Zweck im Auge, sie wollen überhaupt zeigen, wie die Lectüre für den Unterricht verwerthet werden könne. Deshalb mag auch hier ihr Inhalt angezeigt werden.

Zuerst zeichnet der Verfasser in einer einfachen, schönen Sprache, indem er sich grossentheils an die vortreffliche Inhaltsangabe bei Vilmar anschliest, die Gestalten des Liedes: Krimhild, Brunhild, Sygfrid, Hagen, Rüdiger, Dietrich. Sodann betrachtet er das Lied als einen Spiegel deutschen Volkslebens, indem er die historische Grundlage zunächst beleuchtet, darauf aber, wie es der Zweck erforderte, das Familienleben, besonders die Stellung der Frauen, ins Auge fasst, weiter das Vasallenthum und die Vasallentreue, die religiösen Vorstellungen, den sittlichen Boden. Er knüpft schliesslich daran einige Aufgaben, die wohl geeignet sind, zu tieferem Nachdenken die Schülerinnen anzuregen. Wenn in ähnlicher Weise die schönsten Gedichte unserer Vorzeit in Mädchenschulen behandelt werden, so ist nicht zu zweifeln, dass die Schülerinnen ein warmes Interesse für dieselben gewinnen werden. —

Proben aus einer alten und ungedruckten lateinischen Bearbeitung der Trutznachtigall von Fr. von Spee. Vom Dir. Dr. J. B. Ahlemeyer. Programm des Gymnasiums zu Paderborn 1858.

Diese lateinische Uebersetzung der Trutznachtigall unter dem Titel: Philomela Friderici Spee, dudum germanica, nunc etiam latina, dicta provocatoria; divinae laudis ac humanae sapientiae, ut ante rhythmis teutonicis, sic nunc metris ausoniis modulatrix. Adiecta inveniuntur alia viginti carmina,

ex eiusdem poetae chrysoaretobiblio i. e. aureo virtutis libello in Latinum converso, ist wahrscheinlich von einem Landsmanne des Dichters verfasst. Trotz einiger Kühnheiten zeichnet sich die Uebersetzung durch Gewandtheit aus. Die Proben enthalten: Erkenntniss und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen, Christus am Oelberge, Xaverius. Der deutsche Text steht zur Seite. —

Ueber Schillers kleinere Lehr-Gedichte von R. Hauer. Progr. der städt. Töchterschule. Berlin 1859.

Unter den kleinern prosaischen Schriften, welche die Schillerfeier erzeugt hat, zeichnet sich diese — als Beigabe zu einem Jahresbericht der ersten städtischen höheren Töchterschule zu Berlin, — durch die Beschränkung auf die Erläuterung von kleinern Lehrgedichten Schiller's aus. Diesen hätten noch eine bedeutende Zahl angeschlossen werden können; aber die zehn hier betrachteten, — „Menschliches Wissen, Sprüche des Confuzius, Breite und Tiefe, Kosmopoliten, das Neue, Hoffnung, Worte des Glaubens, Worte des Wahns, Licht und Wärme“ — sind zweckmässig ausgewählt als solche, „welche in einfachem poetischen Gewande erhabene Lehren vorführen, und in denen die vorwaltende Absicht, belehrend und bestimmend auf unser Erkennen und Wollen zu wirken, nicht zu verkennen ist,“ wie sie denn auch einer Periode angehören, in der sich der Dichter „ein gefasstes, selbstbewusstes Wesen errungen hatte.“ Den diese Gedichte betreffenden kurzen Bemerkungen ist eine etwas längere Vergleichung von Schiller's „Licht und Wärme“ mit einer Stelle aus Goethe's Gedicht „an Lottchen“ beigefügt. Von dem Ergebnisse der Betrachtung der ganzen kleinen Reihe dieser Gedichte möge der Anfang und der Schluss hier stehen: „Sie sind sämmtlich Darstellungen des Menschlichen in edelster Idealität. Der Zauber derselben ergreift nicht nur die Phantasie, sondern auch das Gewissen. — — Alle haben endlich den Zweck, der Zeit die sittliche Richtung anzugeben; sie wollen belehrend die Gedanken zum Ewigen erheben, bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand der Triebe verwandeln, und tragen so das Element in sich, welches das Grundwesen der Schillerschen Poesie ist: Liebe zur Freiheit, zur Freiheit des Geistes und deren Verwirklichung in der Welt.

Der Unparteiische wird sich bei diesen Worten, welche die Lichtseite der Schillerschen Muse ausdrücken, freilich auch der Schattenseite bewusst werden.

K. L. K.

Zur Theorie der Casus. Zweites Stück. Von Prof. C. F. A. Dewischeit. Progr. des Gymnasiums zu Gumbinnen 1857.

Vorliegende Abhandlung ist die Fortsetzung des Programms des Progymnasiums zu Hohenstein vom J. 1846, und behandelt weiter den Genitivus, mit Bezug auf das Griechische und Deutsche. Es geht der Verfasser aus von der Grundbedeutung des Genitivs als des Casus des Woher und hebt hervor, dass die Präposition nur ein die Bestimmtheit des Ausdrucks hebender Zusatz ist. Er geht, zuerst zu dem Griechischen sich wendend, auf kühnere Wendungen ein, die meist übersehen werden, wie der Genitiv bei ἀλύσκω, ἀνχέω, διατρίβω, εἰμί, wozu er auch deutsche Ausdrücke fügt, wie: „da doch allbeide Gottes sind“ (An. Grün), „seis ganz und gar des Ordens“ (Zach. Werner), wo eigentlich nicht der Prädicativus anzunehmen ist. Dann

bespricht er ausschliesslich das Deutsche und findet den Genitiv zunächst a) bei den Verbis, die mit der Vorsilbe ent zusammengesetzt sind: entgelten, entrathen, entlösen, entäussern, entkleiden, entschlagen, entlassen; b) bei Verbis mit der Vorsilbe er, so ersihen bei Wigalois, erwegen bei Hartmann, erlassen, erlösen bei Konrad Flecke, erledigen, erholen, erwehren u. a., und bei der Vorsilbe ver, die aus er entstanden ist, wie bei verjagen, verzinsen, verzihen, versehen, verstehen, verlögen, verhelen in älterer Sprache, und verweisen, vermessen. Mit zahlreichen Beispielen ist überall dieser Gebrauch bestätigt. Wie auch sonst im Gebrauche des einfachen Genitivs ohne Präposition die alte Sprache reicher war, wird an mehreren Beispielen nachgewiesen.

Herford. Hölscher.

Remarques sur le pléonasme de la langue française von H. Mensch. Programm der höheren Bürgerschule zu Lübben. Ostern 1859.

Das vorliegende französisch geschriebene Programm giebt einleitend eine Definition des Pleonasmus im weitern und engern Sinne. Nachdem Beispiele aus Griechen und Römern mit deutscher Uebersetzung aufgeführt worden, erklärt der Verfasser, sich auf den Pleonasmus im engern Sinne beschränken zu müssen, den er der Form nach eintheilt in: 1) pléonasme rhétorique, 2) pléonasme grammatical, 3) pléonasme populaire. Im ersten Abschnitte, der betitelt ist: le pléonasme regardé comme figure rhétorique, wird zunächst die Berechtigung einer solchen Abhandlung, an der Spitze eines Schulprogramms zu stehen, gezeigt, eine Auseinandersetzung, die unsers Dafürhaltens einen passenderen Platz am Anfange der Abhandlung gehabt hätte. Darauf wird dieser pléonasme rhétorique sehr kurz abgefertigt durch Anführung einiger Beispiele aus dramatischen Dichtern, wo er zur Verschönerung und Stärkung der Rede beiträgt. Schliesslich werden Beispiele von Perissologie und Battologie angeführt, beide Arten aber als dem Geiste der französischen Sprache widerstrebend verworfen.

2) Le pléonasme purement grammatical. Veranlassung zu dieser Art des Pleonasmus geben besonders die Formwörter, wohl hauptsächlich deswegen, weil dem Volke grossentheils die Erkenntniss des Ursprungs und der Bedeutung dieser Wörter abhanden gekommen ist. Es wird hier besonders besprochen: der pleonastische Gebrauch der persönlichen Fürwörter als Subject und als rég. indir. im dativus ethicus; der Präpositionen, besonders bei den umschreibenden Sätzen mit c'est und folgendem Relativsatze; der Adjectifs déterminatifs, besonders der possessifs. Am Ende dieses Abschnittes werden die Ausdrücke zusammengestellt, in denen en in Verbindung mit Zeitwörtern wie: être, avoir, finir, tenir, imposer u. a. m. pleonastisch gebraucht wird; aus Mangel an Zeit wird aber leider keine nähere Erklärung dieser Pleonasmen gegeben, denn der Verfasser würde gewiss weit häufiger auf elliptischen als auf pleonastischen Gebrauch der Sprache gestossen sein.

3) Le pléonasme populaire. Was unter dieser Bezeichnung zu verstehen ist, giebt der Verfasser selbst in folgenden Worten an: Nous entendons par là la réunion ou l'accouplement de mots qui, rentrant l'un dans l'autre, ne signifient pas plus qu'un seul, faute qui dépend plus du goût que de la violation des règles de la syntaxe. Auch hier wird eine Reihe von Beispielen gegeben, von denen einzelne eingehend erklärt werden. Einige der angeführten Wendungen können wir jedoch nicht als pleonastisch gelten lassen; so z. B. soll in folgendem Satze: Je saurai, moi, ce qu'il ne peut peut-être pas vous dire à vous, peut-être pleonastisch stehen. Pleonasmus kann

hier nur für das Ohr oder das Auge, für das Verständniss aber nie sein, was man durch den Vergleich folgender drei Sätze leicht erkennen kann: 1) Il ne peut peut-être pas vous le dire; 2) Il ne vous le dira peut-être pas; 3) Il ne peut pas vous le dire. — Weit weniger noch vermögen wir einen Pleonasmus in dem pag. 21 angeführten Satze zu erkennen: C'est prendre la chèvre un peu bien vîte. Auch bûche de bois ist vielleicht nicht so pleonastisch als es scheint; zunächst wenn bois noch näher bestimmt ist, wie in bûche de bois flotté, ist bois unerlässlich; und ohne nähere Bestimmung ist es vielleicht im Gegensatz zur bûche économique der Pariser gedacht.

Soviel über den Gang der Abhandlung; was den Inhalt betrifft, so hätten wir, wie beim dritten Abschnitt, auch bei den früheren Beispiele hervorheben können, bei denen wir mit der Ansicht des Verfassers nicht ganz übereinstimmen. Wenn auf pag. 8 in folgendem Satze: Il y a toujours des gens qui se mêlent de ce dont ils n'ont que faire, dont als de pleonastisch einführend dargestellt, und als Verbesserung dieses Ausdrucks de ce à quoi ils n'ont que faire angegeben wird, so ist dagegen nur zu bemerken, dass man nicht sagt: je n'ai que faire à cela, sondern de cela. Auf pag. 12 heisst es: La conjonction que se place par redondance après pourquoi; dans ce cas il y a inversion. Als Beleg für diese Behauptung wird Scribe citirt: „Cest votre faute, pourquoi que vous ne mettez pas là-dedans des choses drôles. Zunächst müssen wir bemerken, dass inversion hier in einem eigenthümlichen Sinne gebraucht, denn, damit der Satz richtig sei, muss es hier soviel bedeuten, als inversion der Frageconstruction, d. h. inversion de l'inversion. Dann aber gehört das angeführte Beispiel nicht in den zweiten, le pléonasme purement grammatical bezeichneten Abschnitt, sondern in den dritten. Wir kennen zwar das Scribe'sche Stück, aus dem die Stelle citirt wird, augenblicklich nicht, soviel dürfen wir aber mit Bestimmtheit annehmen, dass diese Worte einem Ungebildeten aus dem Volke in den Mund gelegt werden. Beim Volke aber ist dieses que nicht pleonastisch gemeint, sondern gerade im Gegentheil aus einer Ellipse zu erklären, indem es aus dem Satze pourquoi est-ce que vous ne mettez pas nach Wegfall des est-ce übrig geblieben ist. Dies nämliche que finden wir im Munde des Ungebildeten nach allen Fragepartikeln, theils unmittelbar, theils auch mit Beibehaltung des ce aus est-ce z. B. où-c'que tu vas, oder où que tu vas? quoi que tu dis? — Um endlich noch einen der wichtigeren Punkte zu berühren, heben wir folgende Stelle auf pag. 13 hervor: „On ne peut pas se rendre compte de la présence de la préposition de dans l'alternative qui s'exprime par qui, quel, lequel: Lequel fut le plus intrépide, de César ou d'Alexandre. Schmidt (im Quedlinburger Programm 1858) erklärt diesen Pleonasmus des de durch Assimilation der beiden nomina mit dem vorangehenden genit. partit. Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes stimmt ihm zwar bei, fügt aber gleich hinzu: Mais dans la plupart des phrases il n'y a pas de génitif partitif; il vaut mieux les regarder comme des inadvertances et éviter cette tournure. Da aber gerade dieser Pleonasmus nach den oben angeführten Fragewörtern bei den besten Schriftstellern sehr häufig, und daher wohl schwerlich aus Unachtsamkeit angewendet wird, selbst da, wo kein genitif partitif voraufgeht, der indess jedes Mal ergänzt werden kann und muss, so dürfte man nicht ohne weiteres über denselben als einen verwerflichen Flüchtigkeitsfehler weggehen.

Was die Form der Abhandlung anbetrifft, um auch darüber zu berichten, so finden sich, abgesehen von der Unklarheit vieler und gerade solcher Stellen, in denen der Verfasser Resultate eigner Forschung in kurzen Sätzen darlegen will, in derselben mehrfach Verstösse gegen den Geist der Sprache, in welchen mehr einzuführen der Aufsatz ganz besonders bezweckt. Besonders auffällig, und gewiss nicht gut französisch ist die häufige Wiederkehr des ce in erklärenden und umschreibenden Satze; wir führen hier nur das auffälligste Beispiel dieser Art an von pag. 4: Et c'est en effet ce qui est

fort à plaindre. — Was heisst atteindre in folgendem Satze (pag. 6): C'est principalement le pléonasme grammatical et populaire que j'ai tâché d'atteindre. Ist ein Druckfehler vorauszusetzen, wenn es (pag. 11) heisst: un pléonasme qui est difficile d'analyser d'une manière satisfaisante, da es doch entweder qu'il est difficile d'analyser, oder qui est difficile à analyser heissen muss. Selbst auf die Gefahr hin, pleonastisch zu sprechen würde ich auf pag. 13 doch lieber sagen: mais dans la plupart de ces phrases, als mit dem Verfasser: mais dans la plupart d'elles (elles auf phrases im vorhergehenden Satze bezogen).

H. Crouze.

Miscellen.

Einige Bemerkungen zu dem Vortrag des Dr. Lasson über Steinthal's Ursprung der Sprache.

Im 25. Bande des Archivs ist S. 169 ff. ein Bericht über die Sitzung vom 23. November vorigen Jahres gegeben, worin der Vortrag des Herrn Lazarusson mitgetheilt und hinzugefügt wird, dass sich daran einige Bemerkungen von Herrn Hartung und mir geknüpft hätten. Der Inhalt jenes Vortrages lässt es im Dienste der Wissenschaft und zur Orientirung der Leser des Archivs wünschenswerth erscheinen, dass dem Vortrage einige Bemerkungen auch schriftlich entgegentreten. Denn Herr Lazarusson schliesst seinen Vortrag mit den Worten: „Er habe sich weder davon überzeugen können, dass in vorliegender Abhandlung (über den Ursprung der Sprache) irgend ein wesentlicher Fortschritt in der Erkenntniss der Sprache gewonnen ist, noch davon, dass ein solcher auf dem von dem Verfasser eingeschlagenen Wege überhaupt gewonnen werden kann." Es ist jetzt nicht unsere Absicht, diese Ansicht hier zu widerlegen; aber die Bitte möchten wir an die geneigten Leser des Archivs, die sich für die Frage interessiren, richten, dass sie die beiden citirten Werke des Dr. Steinthal selbst zur Hand nehmen und durchstudiren möchten, und sie dürften leicht eine etwas verschiedene Ansicht darüber gewinnen, wie es wenigstens dem Unterzeichneten selbst ergangen ist. — Herr Lazarusson tritt zunächst gegen die Schärfe der Kritik auf, welche Steinthal gegen K. F. Becker geübt hat, indem er zugleich für Schelling's ergreifend tiefsinnige Construction der Religionsentwicklung, in welcher das Bewusstseyn zum Kampfplatz der das Universum umfassenden allgemeinen Potenzen gemacht werde, und die Entstehung der Sprache in einem Momente dieses Kampfes vor sich gehe, eine Lanze bricht. Wir sind nicht geneigt, das Herbe in der Form der Steinthalschen Kritik ganz zu leugnen, aber so unglaublich masslos ist sie nicht, wie Herr Lazarusson annimmt. Becker war zwar allerdings ein achtungswerther und redlicher Forscher, aber der Einfluss, den er durch seine, wie es scheint, dem damals durch Schelling und Hegel stark beeinflussten Zeitgeist zusagende, verführerische Darstellung seines lauter allgemeine Begriffe zu Grunde legenden Sprachsystems gewonnen hat, steht mit dem wahren Verdienst desselben in umgekehrtem Verhältniss. Gerade er hat unglaublich viel zur unrichtigen Auffassung des Wesens der Sprache, sowie zur verkehrten praktischen Behandlung derselben auf Schulen beigetragen. Becker scheint nur auf einer neuen Bahn zu wandeln: Er will die Sprache als ein Naturproduct, als einen Organismus aufgefasst wissen, aber es schlägt bei ihm alles in das gerade Gegentheil, in die allerabstracteste Logik um. Statt die alte unrichtige Auffassung der Sprache als logischen Mechanismus zu widerlegen und zu verdrängen, treibt

er sie nur auf die äusserste Spitze; und daher bleibt, ihm gleichsam zum Hohne, die Sprache neben seinen logischen Schematen stehen.

Nur unter dem verzweifeltsten Widerstande lässt sie sich von ihm seine logische Zwangsjacke anlegen, aus der sie aber nach allen Seiten wieder zu entschlüpfen sucht und wirklich entschlüpft. Ist man nun selbst begeisterter Beckerianer, so nimmt man es natürlich unwillkürlich leicht übel, wenn ein anderer unserm geliebten Meister und unserer durch ihn von der Schule an liebgewonnenen Ansicht polemisch scharf entgegentritt, und man glaubt, dass der andere wohl zu masslos gegen die Person zu Werke gegangen sei, während es diesem doch nur um die Sache zu thun war. Der Ernst und Eifer und die Ausführlichkeit und Gründlichkeit, mit welcher Steinthal Becker kritisirt hat, machen seine Kritik, wie ablehnend sie auch immer sei, gerade zu einer Art von wissenschaftlicher Ehrenerklärung, die er seinem kritisirten Gegner angedeihen lässt. — Herr Lazarusson behauptet dann: „Steinthal stehe auf demselben Flecke, wo Herder und seine Zeitgenossen auch standen," und zwar desshalb, weil sich in ganz allgemeinen Ausdrücken die Theorie über den Ursprung der Sprache ungefähr auf gleiche Weise ausdrücken lässt. Das ist aber gerade so, als wenn man sagte, die Physiologie sei seit Herders Zeiten nicht fortgeschritten; denn wenn man nach dem Wesen z. B. der Ernährung fragt, so hatte man damals auch schon gewusst, dass sie darin besteht, dass man Speisen und Getränke zu sich nimmt und dieselben verdaut. Dass aber der Process der Verdauung heut zu Tage Gegenstaud einer unendlich viel genaueren Erkenntniss ist, dass sie die anatomische Kenntniss aller betheiligten Organe, eine chemische der Verwandlungen der Nahrungsmittel und eine physiologische der bedingenden Bewegungen einschliesst, davon hatte man zu Herders Zeiten wohl kaum eine Ahnung. Für solche positiven und exacten Forschungen sind wir aber mehr und stärker eingenommen als für den wenn auch noch so sehr ergreifenden Tiefsinn der Gottlob! überwundenen Natur- und Identitätsphilosophie, die die mühsame Zergliederung und Beobachtung der Empirie verwirft und alles aus seinem blossen, durch sogenannte speculative Betrachtung oder intellectuelle Anschauung oder reines concretes Denken gewonnenen Begriff zu bestimmen, ja erst zu schaffen sucht. — Herr Lazarusson meint ferner: „Steinthal denkt sich die menschlichen Individuen atomistisch etwa so wie die Steine in einem Steinhaufen;" später aber berichtet er, wie Steinthal auf die Völkerpsychologie hinweise, woraus sich die Verschiedenheit der Sprache solle begreifen lassen. Aber würde wohl jemand vom Volksgeiste reden, oder kann jemand wünschen, dass eine neue Wissenschaft des Volksgeistes gegründet werde, wenn er die Individuen wie Steinhaufen ansieht und deren Gemeinsamkeit läugnet? Aber Herr Lazarusson streitet auch dagegen, dass es eine Völkerpsychologie geben könne, denn „in der Erfahrung, sagt er, sehen wir immer nur Einzelne." Aber ist denn alles, was er vorher und nachher gegen Steinthal von der Einheit und Gesammtheit, von der Substanz des Volkslebens (die aber, beiläufig gesagt, gerade Steinthal selbst annimmt und annehmen muss) nicht in der Erfahrung gegeben? Herr Lazarusson erklärt sich näher darüber: „Die Volksgeister sind nicht sinnlich (sic) wahrnehmbar. Die Erfahrung hört hier auf." Also nur die individuelle Psychologie ist möglich, und zwar weil die einzelne Seele sinnlich wahrnehmbar ist, von der einzelnen Seele kann man etwas erfahren, aber vom Volksgeiste nicht. Dass dies aber mit dem Wesen der Psychologie selbst in Widerspruch stehe, werde ich ausführlicher zeigen, wenn ich bei einem anderen möglicher Weise bald eintretenden Falle Veranlassung dazu finden werde. Die Vorstellungs- und Denkart des Einzelnen, wenn sie auch noch so individuell und subjectiv ist, und die einer Mehrheit oder Vielheit muss doch etwas Gemeinsames haben, was eben die Völkerspychologie aufzuweisen hat. Wenn z. B. einige Völker und Sprachen die Wolken als Berge und Felsen auffassen (englisch cloud, Wolke, angelsächsisch clûd, Fels, Berg), ist das nur der Vorstellungs-

art eines Einzelnen zuzuschreiben oder der einer Mehrheit, also dem Volksgeiste? Wie kamen gerade diese Völker und Sprachen dazu und andere nicht? Warum stellten andere sich die Wolken als etwas ganz anderes vor? Nach Herrn Lazarusson darf man nur eine einzelne Seele darüber um Aufschluss bitten, aber das ganze Volk nicht; aber wie reimt sich das nun wieder mit seiner Annahme, dass die Bildung der Sprache nur denkbar sei, als es noch gar keine Individuen gab? Der Deutsche sagt: „Es gefällt mir in Paris," und der Franzose: „Ich gefalle mir in Berlin." Ist dies ganz dasselbe? Findet hier nicht ein bedeutender Unterschied in der Auffassungsweise statt? Und wie ist der Unterschied anders zu erklären als psychologisch, und zwar völkerpsychologisch, aus dem verschiedenen Character der beiden Nationen, aus der dadurch bedingten verschiedenen Vorstellungsweise derselben für eine und dieselbe Sache? — Unter Apperception muss sich Herr Lazarusson etwas anderes denken als Steinthal, wenn er als dessen Ansicht aufführt: Das Wort ist nur ein Apperceptionsmittel, gegen den Inhalt des Begriffes selbst gleichgültig, ein Zeichen." Steinthal hat aber das Wesen der Apperception überhaupt, so wie das Eigenthümliche derselben, insofern sie im Worte vollzogen wird, in besonderen, häufig von ihm citirten Aufsätzen in der philosophischen Zeitschrift von Fichte und Ulrici dargelegt. Ueberall hat derselbe gegen die Ansicht gekämpft, welche das Wort als todtes Zeichen fasst, ein Irrthum, welchen er selbst an Becker nachweisst, und überall zeigt er dagegen, dass das Wort eine Apperception, d. h. eine lebendige geistige Thätigkeit sei.

Ueberhaupt befürchten wir, dass Herr Lazarusson oft Steinthals Ansicht in einem ganz anderen Sinne nimmt als dieser selbst, und dass er oft gegen ihn etwas anführt, was Steinthal selbst an anderen bekämpft hat.

Dr. C. A. F. Mahn.

Ehrenbezeugungen oder Ehrenbezeigungen? — Bezüchtigen oder bezichtigen?

In Betreff der zweiten Frage kann eigentlich wohl niemand ernstlich in Zweifel sein, und man würde gar nicht in Versuchung kommen ein Wort darüber zu verlieren, wenn nicht die falsche Schreibweise grade bei Neueren so häufig zu finden wäre. „Bezichtigen" (Frequentativform von zeihen) hat natürlich mit „Zucht" und „züchtigen" gar nichts zu thun. Die meisten schreiben es daher auch richtig mit i: vgl. Schill. II, 372 (Mein Vater wurde bezichtigt, in verrätherischem Vernehmen mit Frankreich zu stehen.) III, 310. (So tief als man die Königin bezichtigt herabzusinken, kostet viel). Nur Wieland scheint unter den Aelteren die andre Schreibweise vorgezogen zu haben: vgl. XXI, 48. (... unbesorgt ob man uns Wankelmuths bezüchtigen kann.). Manchmal, besonders in neueren Drucken, mögen wohl auch superkluge Setzer die Hand im Spiele gehabt und den fahrlässigen Autor in ihrer Weise „verbessert" haben — weshalb wir uns auch hierbei nicht länger aufhalten wollen. — Weniger einfach, obwohl ebenfalls nicht zweifelhaft, ist die Entscheidung in dem andern Falle. Die Schreibweise „Ehrenbezeugungen" beruht offenbar auch auf einem etymologischen Missverständnisse; nur liegt hier das wahre Sachverhältniss nicht so klar zu Tage, und man lässt sich hier leichter durch den Schein täuschen. Denn die Ableitung von „bezeugen" scheint ja einen ganz passenden Sinn zu geben, sofern ich durch eine „Ehrenbezeugung" Zeugniss davon ablege, dass ich den andern ehre. Diese Auffassung ist allmählich fast zur herrschenden

geworden. Daher fast überall die Schreibweise mit u: vgl. Schill. IV, 273. (Weil Du so viele Gunst ihm stets bezeugt.). Gleich darauf: Sind es die Töchter, sind's die einz'gen Kinder, womit man seine Gunst bezeugt? u. öfter. Ebenso erklärt man sich: „jemandem seinen Dank, seine Theilnahme, seine Liebe bezeugen, und spricht daher auch von „Dankesbezeugungen:" vgl. Morgenblatt, Jahrg. 1859. Nro. 11. (... unter den lebhaftesten Dankesbezeugungen ...). Manche Autoren, besonders unter den Neueren, schwanken und schreiben bald bezeugen, bald bezeigen, ohne Unterschied des Sinnes: vgl. u. A. A. W. Grube Biographische Miniaturbilder der gewöhnlich unrichtig „bezeugen" schreibt, dagegen S. 264 richtig: „Sie bezeigten ihre Theilnahme" d. h. sie legten sie an den Tag; sie gaben ihre innere Gesinnung auch äusserlich (durch Worte u. s. w.) zu erkennen. Denn dies ist die allein richtige Auffassung. Gehen wir nämlich näher auf die Sache ein, so ist zunächst dies klar, dass man schon des Sinnes wegen unmöglich sagen kann: ich bezeuge Dir eine Ehre oder eine Gunst, sondern höchstens etwa: ich bezeuge Dir meine Gunst, meine Theilnahme, meinen Dank. Denn von einer Ehre, einer Gunst, einer Theilnahme kann ich kein Zeugniss ablegen, sondern höchstens davon, dass ich Dich ehre, dass ich theilnehmend oder günstig gegen Dich gesinnt bin. „Jemandem eine Ehre oder eine Gunst bezeugen" ist also entschieden vollständiger Unsinn, und, wie sich von selbst versteht, sind damit auch alle Verbindungen ohne Artikel oder mit einem Adjektiv (Ehre bezeugen, viel Ehre oder grosse Ehre bezeugen u. s. w.) als in sich widersinnig ausgeschlossen. In dem zusammengesetzten Substantiv indess könnte man dennoch das u durch eine andre Erklärungsweise zu retten suchen. Man könnte nämlich den ersten Theil des Wortes von dem Verbum „ehren" ableiten, wodurch man allenfalls einen Sinn in die Verbindung zu bringen vermöchte; allein diese Erklärung wäre eben nur ein Nothbehelf, und sie ist unzulässig, weil sie ganz gegen die Analogie der übrigen Verbindungen ist. Man vgl. „jemandem eine Ehre erweisen, eine Ehre, eine Wohlthat, einen Gefallen erzeigen. Ebenso „seine Liebe, seine Freude, seine Hochachtung u. s. w. bezeigen." — Den Grund jenes Missverständnisses hat man übrigens nicht weit zu suchen. Er liegt jedenfalls zunächst und vorzugsweise in der doppelten Bedeutung des Verbums „beweisen" (a. = demonstrare, b. = declarare, ostendere, exhibere). Man sagt nämlich ganz richtig; Einem seine Liebe, seine Achtung etc. beweisen. Nun fasst man aber hier das V. „beweisen" fälschlich in dem Sinne von demonstrare und glaubte daher statt dessen auch den verwandten Begriff des „bezeugens" setzen zu können. Oft mag indess auch hier die falsche Lesart auf Rechnung des Setzers zu bringen sein. Dies aber ist sicher, dass die Schreibweise „Ehrenbezeigungen, Gunstbezeigungen" u. s. w. die allein richtige ist, und dass man einem ebensowenig eine Gunst oder Ehre bezeugen, als eine Wohlthat erzeugen kann.

Fr. Ad. Wagler.

Nachtgesang.

Nach dem Italienischen.

(Vgl. Archiv, Bd. XXV. S. 428 fg.)

Du bist ein mildes Feuer,
Bist meine Seele, Du!
Und such' ich, was ich wünsche, —
O schlaf' nur, süss ist Ruh'!

Und such' ich, was ich wünsche,
Den Schlüssel, den hast Du!
Und hier in meinem Herzen —
O schlaf' nur, süss ist Ruh'!

Und hier in meinem Herzen
Allein regierest Du!
Und gerne will ich sterben —
O schlaf' nur, süss ist Ruh'!

Und gerne will ich sterben
Für dich, gebietest Du!
Schlaf', o mein schöner Engel,
O schlaf" nur, süss ist Ruh'!

Anmerkung. Der italienische Liebhaber findet keine Ruhe in seinem Innern; die Liebe lässt ihn nicht schlafen. Es ist der nur leise angedeutete und darum tief ergreifende Contrast zwischen seinem von Liebe geplagten Herzen und dem, wie er annimmt, nicht verwundeten seiner Geliebten, den er beständig betont: „Süss ist Ruh'!" (Göthe, der wörtlicher aber nicht verständlicher übersetzt: „Was willst Du mehr?" hat den Gegensatz zu diesem Grundgedanken kaum in den beiden letzten seiner fünf Strophen markirt.) Du, will der Italiener seiner Geliebten sagen, wirst noch schlafen können, aber ich kann es nicht; wüsstest Du jedoch, wie ich um dich leide, du würdest Theilnahme empfinden — aber ich will nicht grausam sein, dich nicht auch gequält wissen, meine Liebe zu Dir wünscht dein Bestes: „O schlaf' nur!"

Eine auf Grund dieser Betrachtung angestellte Vergleichung des Götheschen Gedichtes: „O gib vom weichen Pfühle," zeigt sofort dessen Grundverschiedenheit. Die Uebersetzung des Schlussverses ausgenommen, ist alles Uebrige nur eine metrische Nachbildung zu nennen; der Sinn beider Gedichte divergirt auf das Entschiedenste.

Diese Bemerkung schien mir passend, da man, so viel ich weiss, die Verschiedenheit beider Gedichte noch wenig der Beachtung empfohlen hat. Man citirt das ganze italiänische Volkslied und sollte nur seinen Refrain citiren.

Dr. Langensiepen.

Eine Berichtigung.

A. Péschier in seinem Cours de littérature française, 1839, bespricht auf Seite 274 ff. André und Marie-Joseph Chénier, welchen letzteren er dann weiterhin als J. Chénier bezeichnet. Trotzdem befindet sich in der Ueberschrift S. 272 die Angabe: Joseph et Marie Chénier. — Leber, Handbuch der französischen Sprache, 1. Band, 1842 erwähnt S. 80 Marie-Joseph de Chénier, S. 83 André Chénier (nicht de). So ist denn auch la Retraite, S. 169, M. J. de Chénier unterschrieben, während la jeune Captive, S. 142 und le Malade (unrichtig statt: le jeune Malade) S. 498 gezeichnet sind: André Chénier. — Castres de Tersac in seinen Blüthen aus dem Gebiete der neueren französischen Literatur nennt den einen S. XIV und S. 268 ff. Marie de Saint-André Chénier (wenigstens müsste es doch wohl heissen: Marie-Saint-André de Chénier), den anderen Joseph de Chénier. — O. L. B. Wolff in seiner France poétique, 1843, bezeichnet S. 188 den einen André Chénier, später S. 404 und 405 wieder A. de Chénier; der andere wird S. 848 M. J. Chénier genannt.

Die französischen Literarhistoriker und die französischen Herausgeber nennen den einen gewöhnlich schlechtweg André Chénier für das allerdings richtige Marie-André Chénier, wie er in Herrig's la France littéraire heisst, den andern Marie-Joseph Chénier, und wir können mithin: André Chénier und Marie-Joseph Chénier als ihre eigentlichen literarischen Namen bezeichnen. Die Bezeichnung adliger Geburt durch de mussten sie beide natürlich in der ersten Revolution fallen lassen, woher das Schwanken zwischen Chénier und de Chénier. Welcher Autorität Castres für Saint-André folgte, wissen wir nicht.

Schlecht ist es nun dem berühmten Gedichte André Chénier's La jeune Captive in einigen Chrestomathien deutscher Herausgeber ergangen. Dies Gedicht ist an eine junge Mitgefangene des Dichters in Saint-Lazare, an Mademoiselle de Coigny gerichtet, der er auch noch ein anderes Gedicht geweiht hat, überschrieben: A Mademoiselle de Coigny. Saint-Lazare. Es beginnt:

Blanche et douce colombe, aimable prisonnière,
Quel injuste ennemi te cache à la lumière?

Das Gedicht, la jeune Captive, enthält neun Strophen, jede zu sechs Versen, Reimstellung a a b c c b. Die sieben ersten enthalten die Klage des Mädchens über ihr Schicksal, ihre so natürliche Bangigkeit vor frühem Tode und den Wunsch, von der süssen, freundlichen Gewohnheit des Daseins nicht so bald scheiden zu müssen. Diesen eignen Worten derselben, die als solche auch in correkten Ausgaben durch Anführungsstriche ausgezeichnet sind, folgen dann in den beiden letzten Strophen die Worte des Dichters. Er hat die Klagetöne der Gefangenen gehört, und die Laute ihrer lieblichen, kindlichen Mundart an die sanften Gesetze der Verse geschmiegt:

Aux douces lois des vers je pliais les accents
De sa bouche aimable et naïve.

Wer war sie? wird man fragen. Er antwortet: Anmuth zierte ihre Stirn und ihre Rede, und wie sie, werden alle, welche in ihrer Nähe leben, fürchten, ihr eigenes Leben endigen zu sehn.

Die zwei letzten Verse der ersten Strophe lauten nun:

Quoi que l'heure présente ait de trouble et d'ennui,
Je ne veux pas mourir encore.

„Was auch immer die gegenwärtige Stunde an Trübsal und Weh bietet, sterben möchte ich noch nicht."

O. L. B. Wolff S. 188 (s. o.) liesst nun den vorletzten Vers also:

Quoique l'heure présente ait de trouble et d'ennui,

was grammatisch ganz unerklärbar ist.

Castres de Tersac (s. o.) macht daraus sogar:

Quoi que l'heure présente ait été trouble, ennui,

was vollends keinen Sinn giebt.

Selbst Lüdecking in seiner fünften Ausgabe der Leçons françaises de littérature et de morale par M. M. Noël et de la Place liest:

Quoique l'heure présente ait été trouble, ennui,

was sich offenbar als eine Conjectur zu einem schlechten, fehlerhaften Text bietet. Wenn der Vers aber bei dieser Lesart wenigstens verständlich ist, so enthält er immer noch schlechtes Französisch. Man erwartet doch

Quoique l'heure présente soit trouble . . . .

Ganz ebenso liest Robolsky, Französische Poetik, 1859, S. 182.

Holzapfel in seiner Auswahl französischer Gedichte 1854. S. 268 bricht vielleicht aus pädagogischen Gründen, das Gedicht mitten in der drittletzten Strophe ab, so dass das Reimwort dévore ganz vereinzelt dasteht, da die Consonanz erst drei Verse später erfolgen würde.

Lamartine, Histoire des Girondins, 57. Buch II. giebt den richtigen Text, lässt aber die neunte Strophe ganz fort. —

Bei der weiten Verbreitung dieses herrlichen, in und ausser Frankreich allgemein bekannten und in Büchern für den Unterricht vielfach verwertheten Gedichtes einerseits, und andrerseits, weil bei der Zusammenstellung von Chrestomathien selbst tüchtige Männer von Fach nicht immer auf die Originalausgaben zurückzugehen scheinen, möchte es nicht unpassend sein, auf jene sich einnistenden Sinn- und Textenstellungen öffentlich aufmerksam zu machen und die Herren Recensenten zu ersuchen, bei Beurtheilung neuer Gedichtsammlungen über jene Verse zu wachen. Einen richtigen Text bieten unter anderen Leber im angeführten Buche und Herrig und Burguy's Handbuch: La France littéraire.

Gern möchten wir allerdings auch in diesen beiden Büchern vor dem Texte die Ortsangabe Saint-Lazare und in einer kurzen Note die historische Veranlassung zu diesen Versen lesen.

Erst der scenische Hintergrund stellt das Gedicht in sein wahres Licht. Der einunddreissigjährige Dichter, als „verdächtig" in den Kerker geworfen, aus dem ihn der eigene Bruder, der Dichter Marie-Joseph Chénier, weil er selbst von Robespierre persönlich gehasst wird, durch Fürsprache zu retten nicht unternehmen darf, das niedersinkende Fallbeil der Guillotine vorausahnend, das am 7. Thermidor, einen Tag vor Frankreichs und seiner Befreiung sein Haupt traf, legt seiner jungen, schönen Mitgefangenen Worte in den Mund, welche, so weit sie die sich an's Leben und an den Gedanken der Befreiung klammernde Hoffnung schildern, ein Widerhall seiner eigensten Empfindungen sind. L'illusion féconde habite dans mon sein. J'ai les ailes de l'espérance. Est-ce à moi de mourir. Je ne suis qu'au printemps. O mort, tu peux attendre, alle diese Ausdrücke treffen auf ihn selbst zu, und wir fühlen erst die ganze Wirklichkeit des Gedichtes, wenn uns unsre Phantasie hinter die Eisengitter und die verschlossene Thür seines Kerkers und in den Kreis seiner zwischen Leben und Tod schwebenden Mitverhafteten bannt.

G. B.

Randglossen.

In Bezug auf Archiv. XXV. Seite 432 und die von Herrn Heller dort aufgestellte „bisher in den deutschen Grammatiken vermisste" Regel:

> Der Bindevokal „e" in der 2. und 3. Person des Präsens muss weggelassen werden, wenn der Vocal des Stammes eine Modifikation erleidet,

erlaube ich mir auf den 17. Abschnitt in meinem „Katechismus der Orthographie" 1856 (Seite 68 — 71) zu verweisen, wo ich dieselbe Regel nur in etwas weiterem Umfang entwickelt habe, indem sie nämlich auch für den Imperativ gilt (Nimm, nicht: nimme; lies, fleug etc.) und fürs Particip Präter. (Genannt, nicht: genannet; gekonnt; gedurft etc.) Namentlich will ich hier die Worte Bürger's hersetzen, auf die ich a. a. O. nur hinweisen konnte. Er hatte nämlich in seiner Leonore als Entwurf den Vers: (wie Wirbelwind) durch dürre Blätter fähret. „Aber" — setzt er gleich hinzu — fähret ist doch auch Nichts, müsste fährt heissen. Einige Zeilen nachher meint er dann: Fähret geht doch wohl an; denn man sagt: Der Wind fähret, wo er will etc. und Voss macht dazu die Anmerkung: „Aus Luthers Bibel schöpften mehrere unsrer Vorzüglichen ihr edleres Deutsch, welches von Manchem, der nur die heutige Umgangssprache versteht, Undeutsch ge-

scholten wird“ etc. Darin ist, däucht mir, das Verhältniss richtig angedeutet: Die gewöhnliche Prosa fordert heute in dem angegebenen Fall nothwendig den Fortfall des Bindevokals „e,“ während ihn die gehobne Rede und zumal die Sprache der Dichter noch hin und wieder duldet, obgleich auch hier Formen wie „er läufet, nimmet, räthet, trittet“ etc. einem feinern Ohr Anstoss erregen.

Sanders.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

D. Asher. On the study of modern languages, and of the English language in particular. (London, Trübner.) 2 Sch.

Lexicographie.

J. & W. Grimm. Deutsches wörterbuch. 3. Bd. 3. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

D. Sanders Wörterbuch der deutsch. Sprache. 8. Lfrg. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch von W. Müller & F. Zarncke. 3. Bd. 4. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

D. H. Lehmann. Synonymisches Wörterbuch der engl. Sprache. 1 Lfrg. (Berlin, Grieben.) 6 Sgr.

P. Dahlmann. Nouveau Dict. polonais-français et français-polonais. 2 Bde. (Berlin, Schletter.) 2 Thlr.

C. P. Reiff. Neue Parallel - Wörterbücher der russisch - französischen, deutschen und englischen Sprache. 1 Thlr. Russ. W. (Leipzig, Köhler.) $2^2/_3$ Thlr.

G. H. F. de Castres. Handels - Correspondenz - Wörterbuch: Französisch, Englisch, Deutsch. (Leipzig, Gumprecht.) 20 Sgr.

Literatur.

G. Lucae, De Parzivalis poëmatis Wolframi Eschenbacensis aliquot locis. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) $7^1/_2$ Sgr.

H. Pröhle. Harzsagen, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. 2 Bde. 2. Ausg. (Leipzig, Mendelssohn.) $2^1/_2$ Thlr.

A. Kuhn. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Supplement. (Leipzig, Brockhaus.) gratis

Deutsche Dichter der Gegenwart. Lyrisches Album herausgegeben von R. Prutz. (Prag, Kober & Markgraf.) $1^1/_2$ Thlr.

F. Kreissig. Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. 3 Bde. (Berlin, Nicolai.) 2 Thlr.

H. W. Longfellow's kleinere Gedichte. Uebersetzt von A. Rieke. (Osnabrück, Backhorst.) 20 Sgr.

Essai sur l'origine de l'Epopée française et sur son histoire au moyen-âge p. Ch. d'Héricault. (Paris, A. Frank.) 18 Sgr.

Les anciens poëtes de la France, publiés sous la direction de M. F. Guessard. 2 vols.
1. Doon de Maience, chanson de geste p. p. M. A. Pey. 5 Frcs.
2. Gauffrey, chanson de geste p. p. A. Guessard et P. Chabaille. (Paris, Vieweg.) 5 Frcs.

J. P. de Béranger's letzte Lieder, deutsch von K. Walter. (Leipzig, Hunger.) 1 Thlr.

Goethe's Hermann and Dorothea. Translated by H. Dale. (Dresden, Gottschalck.) 17 Sgr.

G. v. Leinburg, Hausschatz der schwedischen Poesie mit gegenüberst. Uebersetz. 3 Bde. (Leipzig, Arnold.) $2^1/_2$ Thlr.

Die Schillerfeier im Casino in Oldenburg. (Oldenburg, Schulze.) 4 Sgr.

Die Schillerfeier in Prag. (Prag, Lehmann.) 5 Sgr.

Das Schillerjubiläum in Leipzig (Leipzig, Hinrichs.) 8 Sgr.

A. v. Keller. Beiträge zur Schillerliteratur. (Tübingen, Fues.) 20 Sgr.

J. Günther. Die Schillerfeier in Jena. (Jena, Mauke.) 3 Sgr.

Weissgerber, Sophokles und Schiller. Eine poet. Vision. (Freiburg i. B., Diernfellner.) 4 Sgr.

Rütli- und Schillerfeier, schweizerische. (Aarau, Christen.) 16 Sgr.

Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schillerfeier. (München, Fleischmann.) à Heft 6 Sgr.

Weber & K. B. Stark. Zur Erinnerung an das Schillerfest in Heidelberg. (Heidelberg, Mohr.) 4 Sgr.

O. Elben. Das Schillerfest in Schiller's Heimath. (Stuttgart, Schaber.) 10 Sgr.

Schiller's Jubelfeier in Plauen. (Plauen, Neupert.) 5 Sgr.

M. Meyer. Die Schillerfeier in den. V. St. Nordamerica's. (Philadelphia, Schäfer & Koradi.) 12 Sgr.

W. Assmann. Schiller's nationale Bedeutung. (Braunschweig, Vieweg.) 5 Sgr.

A. Schaefer. Rede, gehalten in Greifswald. (Greifswald, Akademische Buchhandlung.) 3 Sgr.

K. Regel. Goethe und Schiller. Zwei Festreden. (Gotha, Müller. 6 Sgr.

G. Riesser. Festrede. (Hamburg, Meissner.) 5 Sgr.

W. B. Mönnich. Schiller, der Dichter nach dem Herzen der Nation. (Heilbronn, Scheurlen.) 4 Sgr.

E. Köpke. Zu Schiller's Gedächtniss. (Brandenburg, Wiesike.) $2^1/_2$ Sgr.

G. Buchenau. Schiller, der Dichter der Jugend. (Marburg, Elwert.) 2 Sgr.

E. Curtius. Festrede. (Göttingen, Vandenhoeck.) 3 Sgr.

L. Doederlein. Festrede. (Erlangen, Bläsing.) 4 Sgr.

G. Gardthausen. Rede am Schillerfeste. (Kiel, Schroeder.) 5 Sgr.

J. Grimm. Rede auf Schiller, gehalten in der Academie der Wissenschaften. (Berlin, Dümmler.) 10 Sgr.

H. Masius. Festrede zur Schillerfeier in Halberstadt. (Glogau, Flemming.) 3 Sgr.

E. Meier. Festrede, gehalten in der Universität. (Tübingen, Fues.) 4 Sgr.

J. Mithner. Festrede, gehalten im Gymnasio. (Lissa, Günther.) 5 Sgr.

Th. Hofferichter. Festrede, gehalten in Schweidnitz. (Lauban, Baumeister.) $1^1/_2$ Sgr.

E. Baltzer. Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. (Gotha, Stollberg.) 5 Sgr.

W. Kastein. Schiller's Lebensbild. (Hannover, Lohse.) 12 Sgr.

A. N. Niblett. Schiller — Dramatist, Historian and Poet, a Centenary Lecture. (London, Williams & Norgate.) 3 Sh.

F. Vischer. Festrede, gehalten in Zürich. (Zürich, Orell, Füssli & Co.) 8 Sgr.

L. Walesrode. Friedrich Schiller und sein Volk. (Altona, Wendeborn.) 6 Sgr.
H. Wendt. Festrede, gehalten im Fürstensaale zu Rostock. (Rostock, Leopold.) 5 Sgr.
E. Dressel. Rede, gehalten im Gymnasio. (Coburg, Riemann.) 2 Sgr.
K. Grün. Schillerrede, gehalten in Brüssel. (Trier, Lintz.) 4 Sgr.
G. Kinkel. Festrede, gehalten im Krystallpalast. (London, Petsch & Co.) 10 Sgr.

Hilfsbücher.

J. Spitzer. Aufsatzlehre. Für Schule und Haus theoretisch und praktisch. (Wien, Mayer.) 18 Sgr.
J. Spitzer. Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. 4. Schuljahr. (Wien, Mayer.) $4\frac{1}{2}$ Sgr.
F. M. Gredy, Geschichte der deutschen Literatur für höhere Lehranstalten. (Mainz, Kirchheim.) 15 Sgr.
C. Goldbeck. Auswahl französischer Gedichte von Malherbe bis auf die Gegenwart. (Potsdam, Riegel.) $27\frac{1}{2}$ Sgr.
Masterpieces of english literature intended for the use of high-schools. vol. II. Inh. Julius Caesar. (Leipzig, Graebner.) 10 Sgr.

Béranger

und seine Lieder.

Der im Jahre 1856 von Staats wegen begrabene Sänger, welcher während eines Vierteljahrhunderts seine Laute zu den guten und bösen Geschicken seines Vaterlandes und zu allen Gefühlen eines natürlichen Menschenherzens stimmte, ist schon seit lange als eine der bedeutendsten Grössen auf dem Gebiete der französischen poetischen Literatur anerkannt worden. Die meisten seiner Lieder sind bei seiner Nation zu Volksgesängen geworden und schallen fort in Stadt, Wald und Flur des weiten Kaiserreiches. Fremde Völker haben sich seine über den Localzweck hinausgehenden Erzeugnisse angeeignet und erkennen noch in den verkümmerten Nachbildern Muster der Gattung. Den Landsleuten ist Béranger werth, weil sie alle singen möchten wie er; den Fremden, weil er von allen Franzosen am besten singt.

Es fehlt allerdings nicht an Stimmen draussen, welche sich nicht dem allgemeinen Lobe anschliessen und welche sogar bedauern, dass die chansons jemals über die Grenzen der Gallo-Franken hinüber geklungen (und solche Stimmen haben ohne Zweifel ihre Berechtigung vom eigenen Standpunkte der Beurtheilung aus); aber das reine Urtheil, welches Zeit, Zeitgeist und Ort des Dichters berücksichtigt, wird, wie in andern Fällen, so auch hier namentlich nicht seinen frischen Kranz zerpflücken wollen. Deutsche und englische Begriffe von Sittlichkeit (denn an diesen hat man Béranger bemessen) wird man doch nicht in Frankreich und am wenigsten in dessen Hauptstadt suchen.

Abgesehen aber von dem in manchem Auslande verwerflichen Inhalte eines Theiles der Producte Béranger's lässt man auch dort selbst sehr gern den andern gelten und verschliesst sich nicht der Freude über diese lieblichen Früchte am allgemeinen Baume der Poesie.

Béranger als Franzose und Pariser ist ein reiner, edler Mensch, voll des Hochgefühls für Alles, was den natürlichen Erdensohn begeistern und erheben kann. Das Vaterland in Ruhm und Schmach, die Tugend, wie sie das reine Herz gebiert, der Menschen Freude und Glück, wie sie natürlich und zwangslos in der Menschenbrust sich regen und erwachsen, sind seine liebsten Vorwürfe und entlocken ihm hochtönende Hymnen, klangvolle Lieder ohne Misston, Verse zart wie Flötenstimmen. Des Vaterlandes Feinde aber, fremde wie heimische, der Tugend Zerrbild, Heuchelei, die Unnatur in jeder Form, das nachgeäffte Schattenspiel der unbefangenen Herzenslust in den höhern Kreisen der Gesellschaft erregen seinen tiefinnerlichsten Unwillen und er fällt sie an mit den schärfsten Waffen der Satire, des Spottes und des schnödesten Hohnes, wo nur solche Mittel ihm wirksam scheinen; wo freilich nicht der böse Wille ihm gegenübersteht, da weiss er auch mit sanft tadelndem Ernste und harmlosem Humor eben so gut sein Ziel zu erreichen.

Béranger ist kein politischer Dichter im neuesten Sinne dieser Bezeichnung. Er verficht kein System und keine Partei; daher sein Abfall und seine Erklärung, als die letzte Vergangenheit in ihrem Streben nach möchligster Anknüpfung an die alte grosse Zeit auch nach ihm haschte. „Je chantais un grand capitaine," sagte er kühl und abwehrend, als man ihn im Anfange der fünfziger Jahre von hoher und niedriger Stelle aus an seinen „Le Cinq Mai," „Les Souvenirs du Peuple" und dergleichen Gedichte erinnerte. Er sang von Frankreich's Grösse und Frankreich's Hoffnung, unbekümmert um den, welcher beide vermittelte und errang. Jedermann war ihm dazu recht, wie dem ganzen Volke, das ja nur diesen beiden Zielen entgegenexperimentirt. Eben so wenig war ihm aber nun auch alles Das recht, was in der spätern Zeit bescheideneren Zwecken nachstrebte und gegen den alten Aufschwung abfiel; daher der fast durchgängige Tadel unter Karl und Louis Philipp; daher

der politisch polemisirende Ton der spätern Lieder, ohne dass sie selbst politisch sind. Nur die Erinnerung an Frankreich's Glanz und Waffenruhm liegt auch im Hintergrunde der Gesänge „Poniatowski," „Les Gaulois et les Francs" und anderer.

Wenn wir in der Begeisterung Béranger's für das Vaterland in dessen Eigenthümlichkeit, in seiner Ungefügigkeit unter dem zu Recht Bestehenden, in seiner Flatterhaftigkeit der Gefühle, in seinen für den Fremden unhaltbaren Begriffen über Sittlichkeit und selbst das Heilige den Franzosen sehen, in seinem Hasse gegen Unnatur und Heuchelei jeder Art den Menschen sehen und lieben, so bewundern wir in der Mannigfaltigkeit und dem innern Reichthum seiner Erzeugnisse, in der ächt ideellen Auffassung und Behandlung des Gegebenen, in der unaffectirten Lebendigkeit und Plastik seiner Sprache, in der Glätte und Knappheit seiner Verse und im Strophenbau den Dichter und Sprachkünstler. Er hat mitten in der Romantik den Grundsatz der alten Schule festgehalten: Den schönen Gedanken giesse in die schönste Form. Diesem Streben nach Classicität opfert er standhaft allen Ehrgeiz, von vielen Seiten her durch Gewinn und Schmeichelei geweckt, in Drama und Epos sein Heil zu versuchen, und er hat wohl daran gethan, dem andern Grundsatze der Neuzeit ernste Rechnung zu tragen: Nimm dir ein Feld, und dort werde Meister.

Und er ist ein Meister geworden. Geworden, denn er hat es sich, unter grossen Hindernissen mangelhafter Jugendbildung und ungünstiger Berufsarten, sauer werden lassen, Muster zu studiren, seiner starren vaterländischen Sprache die vereinzelten übrigen Biegsamkeiten abzuhorchen, die Kunstgriffe des Liedersängers sich zusammenzulesen, mit denen er Vers und Strophe dem Gedanken dienstbar machen und auf das knappste Mass beschränken könne. So hat er es erreicht, sich eines reichlich lohnenden Vortheils bedienen zu dürfen, des Vortheils alter Melodie zu neuem Texte. So nahm er sich die Weise des Bänkelsängers und Hirten, der Werkstatt und Kinderstube und stieg über sie wie eine Brücke in Kopf und Herz des Volkes hinein, unbekümmert um Kritik und Presse, hohnlächelnd über des Censors Stift und Scheere. Nicht allein aber hat er die Unbequemlichkeit des Anschlusses an ein bestimmtes Mass

überwunden, sondern dasselbe sogar liebgewonnen und da geschickt verwendet, wo er frei gestalten durfte. Der beliebte Refrain, eine kraft- und schmuckreiche Eigenthümlichkeit Béranger's, und mit welchem er verfährt, wie der Orator mit Schlagworten, wie der Kanzelredner mit dem gewichtigen Grundspruche, ist ohne Zweifel dem alten Volksliede abgelernt. Dasselbe darf man wohl von dem Masse für das Ganze seiner kleinen Gemälde sagen, die er meist in den Rahmen von sechs Strophen einengt, häufig auch in einen beschränktern, so epigrammatische Schärfe und Reiz der bequemen Ueberschaulichkeit zugleich erreichend. Verwässerung durch geschwätzige Breite kommt ihm nie zu Schulden.

Die Lieder Béranger's umfassen alle Zweige dieser Gattung mit alleiniger Ausnahme des Kirchenliedes. Sie gelten dem Vaterlande, den Helden der letzten Grösse Frankreichs, hohen wie niederen (zumeist aber den Letzteren), der Liebe, der Geselligkeit und dem Weine, der Freundschaft, der Genügsamkeit, dem Glücke der Armen etc. Bei weitem die meisten gehören der Liebe (in französischer Auffassung) an. Die gleichfalls sehr zahlreichen Lieder politischen Anfluges schildern fast lediglich Zustände Frankreich's und sind, obwohl oft begeistert, doch nie aufregender Natur.

Der Ton ist vorherrschend humoristisch und durchläuft alle Nüancen von der gänzlichen Harmlosigkeit an bis zur bösartigsten Satire. Der ganz ernsten Dichtungen sind im Verhältniss ziemlich wenige, denn bei vielen, die fast durchweg in diesem Tone gehalten sind, bricht doch auch immer noch wieder die natürliche Heiterkeit des Dichters durch. Er bleibt am liebsten der Gehülfe des Momus, wie er den Dichter in seiner „Gaudriole" nennt. Der Humor Béranger's ist stets fein und beruht nicht selten einzig auf der verstellt ernsten Behandlung solcher Gegenstände, die schon an und für sich Lachen erregen und zu welchen in Paris namentlich der betrogene Ehemann gehört. Nach französischer Weise den Hahnrei in allen seinen Entwikelungsphasen als einen unverfänglichen Gegenstand betrachtend, muss man eine grosse Menge der Béranger'schen Scherzgesänge für harmlos erklären; doch sind auch nach den strengeren deutschen Begriffen viele seiner humoristischen Lieder

durchaus unverwerflich. Seine Satire dagegen ist, wie gesagt, oft so boshaft als möglich, und müssen wir Ausländer nicht selten über die Rücksichtslosigkeit staunen, mit welcher er ehrwürdige, hohe und höchste Personen tractirt; freilich ist auch hier dem lächerlichen und erniedrigenden Effecte nie die gute Form und französische Anständigkeit des Ausdrucks geopfert. Durch den ganzen Kreis, vom feierlichen und erhabenen Ernste durch den harmlosen Humor, die feine, schärfere und beissende Satire bis wieder zum unwilligen Ernste zurück, herrscht dieselbe gute, gewählte, glatte und knappe Sprache, die sich von allem dem feinen Geschmacke Widrigen frei und rein bewahrt.

Auf seine Lebenszeit vertheilen sich Béranger's Productionen der Art, dass fast alle von grösserer Bedeutung zwischen sein 30. und 50. Lebensjahr fallen, und unter ihnen liegen die ernsteren in überwiegender Anzahl in der letzten Hälfte seiner Dichterthätigkeit. Dass so äusserst wenige Lieder aus seinem Jünglingsalter veröffentlicht worden sind, erklärt sich aus des Dichters scharfer Selbstkritik und fortgesetzten tiefen Stilstudien.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung füglich auf das Einzelne näher eingehend, führen wir des anschaulicheren Nachweises willen das Hervorragende und für ganze Gruppen Sprechende nicht nur dem Inhalte nach, sondern theils auch in eigener deutscher Uebertragung vor. Wir beginnen mit den ernstern Liedern.

Die Ueberzeugung von seinem innern Berufe zum Dichter und zugleich die allgemeinen Ziele seiner Muse spricht Béranger auf eine sinnige Weise in seinem Geburtstagsliede, am 19. August 1822 seinen um ihn versammelten Festgenossen zuerst vorgetragen, aus. Wir meinen das halb epische Gedicht „Le Tailleur et la Fée" und lassen dasselbe hier folgen:

In dieser Stadt Paris, voll Gold und Jammer,
Just siebzehnhundert achtzig schrieb man da,
Als auf des Aeltervaters Schneiderkammer
Mir, neu gebornem Kinde, diess geschah:
Auf einen Orpheus deuteten die Loose
An meiner Wiege nicht, die arm und klein;
Doch fand der Schneider, kommend auf mein Schrein,

Mich einst in eines Feeenweibes Schoosse.
Und diese Fee, mit Liedern voller Lust,
Beschwor den ersten Schmerz in meiner Brust.

Der Greis fragt sie mit ängstlichen Manieren:
„Was zeiget das Geschick dem Kinde an?“
„„Sieh' ihn, sprach sie, bei meines Stabes Rühren,
Als Kellner, Bücherdrucker, Actenmann.
Ein Blitz soll diesen Wahlspruch so ergänzen:
Es wird Dein Sohn, getroffen, untergehn;
Doch siehst Du neu als Vogel ihn erstehn
Und singend steigen zu der Lüfte Grenzen.““
Sodann beschwor, mit Liedern voller Lust,
Die Fee den ersten Schmerz in meiner Brust.

„„Die Leier wird in seiner Hand erwachen
Bei jeder Lust, die froher Jugend Theil.
Des Armen Hütte wird er heiter machen,
Dem Reichen scheuchen seine Langeweil'.
Doch welches Schauspiel trübet seine Lieder?!
Es ist des Ruhm's, der Freiheit Untergang!
Dem Schiffer gleich, erzählt er im Gesang,
Zum Hafen kehrend, ihren Schiffbruch wieder.““
Sodann beschwor, mit Liedern voller Lust,
Die Fee den ersten Schmerz in meiner Brust.

Der alte Schneider ruft: „Was soll das heissen?
Wird dieser Junge nur ein Verseschmied?
Viel besser führte er das Bügeleisen,
Als, wie ein Echo, sich zu singen müd'.“
„„Bah! sagt die Fee, ganz irrig ist Dein Wähnen:
Viel bess're Köpfe erndten Schlecht'res ein;
Sein leichter Sang wird Frankreich's Freude sein
Und lindern des Verbannten heisse Thränen.““
Sodann beschwor, mit Liedern voller Lust,
Die Fee den ersten Schmerz in meiner Brust.

Als gestern, Freunde, schwach und trüb ich sitze,
Tritt vor mich hin die schöne Feengestalt.
An einer Rose pflückt der Finger Spitze;
Sie spricht zu mir: „Du siehst, Du bist schon alt.
Doch wie in Wüsten Luftgebilde glänzen,
Erfreut Erinn'rung oft des Lebens Rest.
Die Freunde machen morgen Dir ein Fest;

Sei neu denn dort, wie einst in Deinen Lenzen."
Sodann beschwor, mit Liedern voller Lust,
Die Fee, wie einst, den Schmerz in meiner Brust.

Dass er in der Poesie, mit deren Pflege er eine Lebensaufgabe zu erfüllen überzeugt ist, auch Befriedigung und Trost finde, versichert er in einem früheren Gedichte „Ma Vocation," welches zugleich wieder sein entschiedenes Dichterbewusstsein bekundet. Die Uebersetzung ist folgende:

Ich war auf diesem Balle
Gebrechlich, hässlich, schwach,
Erstickte fast im Schwalle,
Weil Länge mir gebrach.
Mich quälten diese Dinge
Und Klagen fehlten nicht:
Sprach Gott, der gute: Singe,
Singe, Du kleiner Wicht.

Des Reichthums prächt'ger Wagen
Hat fahrend mich bespritzt;
Den Hohn hab' ich ertragen
Dess, der die Macht besitzt;
Ich las, dass ich geringe,
In seinem Spottgesicht:
Sprach Gott, der gute: Singe,
Singe, Du kleiner Wicht.

Da ungewisse Stätte
Und Mangel mich erschreckt,
Hab' ich des Dienstes Kette
Den Nacken hingestreckt.
Wohl liebt' ich frei die Schwinge,
Doch nicht der Kost Verzicht:
Sprach Gott, der gute: Singe,
Singe, Du kleiner Wicht.

Die Liebe liess mich finden
Wohl Trost in meinem Leid;
Doch mit der Jugend Schwinden
Entfloh sie schnell und weit.
Umsonst, wenn Amor's Klinge
Mir nun in's Herze sticht;
Doch Gott spricht wieder: Singe,
Singe, Du kleiner Wicht.

Singen ist zur Genüge
Gewiss mein irdisch Ziel.
Die, welche ich vergnüge,
Sie lieben auch mein Spiel.
Wenn im Gesellschaftsringe
Der Wein die Sorgen bricht
Sagt Gott, der gute: Singe,
Singe, Du kleiner Wicht.

Seinen Standpunkt als Dichter für das Volk, gegenüber den Hohen und Grossen, fixirt Béranger in dem wahrscheinlich mit dem vorigen gleichzeitigen Liede, das ihm die mit der Restauration wieder auftauchende Aristokratie abdrängte, indem sie ihn, auf sein „de Bér.“ fussend, gern zu sich und, versteht sich, in ihren Dienst herüberziehen wollte. Er überschreibt dieses Lied: Le Vilain; unsere Uebersetzung ist die nachstehende:

Was denn? ich seh' und höre Glossen
Zum Wörtlein „von“ im Namen mein? —
Bist du aus edlem Blut entsprossen? —
Ich Ritter? — oh wahrhaftig nein!
Nein, keinen Adelsbrief, geschrieben
Auf Eselshaut, hab' ich im Schrein;
Weiss nur mein Vaterland zu lieben.
Ich bin gemein, und sehr gemein.
Ich bin gemein,
Gemein, gemein.

Warum musst' auch das „von“ ich erben!
Es sagt mir deutlich doch mein Blut,
Dass meine Väter einst Verderben
Der Macht gewünscht mit kühnem Muth.
Die Macht, auf alter Bahn getrieben
War sie der Mühle Mühlenstein;
Sie waren's Korn, das er zerrieben.
Ich bin gemein, und sehr gemein.
Ich bin gemein,
Gemein, gemein.

Es war nie meiner Väter Ringen,
Dass sie die Sclaven frech geplagt;
Sie haben nie mit Adelsklingen

Im Wald das Volk in Furcht gejagt;
Von Langeweile abgestossen,
Mocht' Keiner je verwandelt sein
Zum Kammerherrn von Karl dem Grossen.
Ich bin gemein, und sehr gemein.
Ich bin gemein,
Gemein, gemein.

Nie haben meine wackern Ahnen
Dem Bürgerkrieg den Arm gelieh'n;
Nie sah man sie mit England's Fahnen
Verrätherisch nach Frankreich zieh'n.
Es hat, als einst den Staat getrieben
Der Kirche Trug zum blossen Schein,
Die Ligue Keiner unterschrieben
Ich bin gemein, und sehr gemein.
Ich bin gemein,
Gemein, gemein.

So lasst mich denn bei meiner Fahne,
Ihr Knopflochritter, hochbenas't,
Die ihr, in eurem Adelswahne
Bei jedem Neuen jauchzt und ras't.
Ich achte Volk von niederm Schlage,
Denn fühlend (mag ich boshaft sein),
Sing' ich für's Unglück, ohne Frage;
Ich bin gemein, und sehr gemein.
Ich bin gemein,
Gemein, gemein.

Dem Volke nur will er angehören und wie ihn weder Glanz noch Reichthum jemals mit Verlangen erfüllt und zu unehrenhaften Schritten verleitet haben, so auch nicht einmal die Liebe, welche doch sonst nicht nach Rang und Kaste fragt. Das singt er in „La Fille du Peuple“ seinem Mädchen vor, dessen Herz und Schönheit mit denen einer Herzogin wetteifern und das zugleich des Frohsinns voll ist bei bescheidenen Wünschen. Als Zeugin der Treue und Wahrheit der Liebe, auch in seinem Dichterstreben bekundet und seine stete Richtschnur, ruft er in „La bonne Vieille“ seine junge Geliebte an, wenn sie dereinst in ihren alten Tagen über den todten Poeten werde befragt werden.

Dass sich Béranger in dieser Stellung und Richtung seiner Poesie einen bedeutenden Einfluss auf die französische Geschichte nach der Kaiserzeit zugeschrieben, beweis't namentlich sein Liederabschied „Adieu, Chansons," worin er sich als den Vorkämpfer zum Umsturz des ersten Restaurationsthrones darstellt, dessen treffende Pfeile das Volk (in seinen Gesängen) zum zweiten Male aufgelesen und in den Königsmantel geschleudert habe. In der schon angezogenen „La bonne Vieille" wünscht er auch, dass man seiner Liebe zum Vaterlande gedenken möge, dessen Leiden er beweint und beweinen gelehrt, dessen Muth er mit Hoffnung zu beleben gesucht habe.

In der That ist Béranger nicht nur am innigsten und zum höchsten Fluge begeistert in den ernsten Liedern, die Frankreichs Grösse (und Fall) zum Gegenstande haben, sondern auch in seinen übrigen andern Charakters, welche ihn nur entfernt und vorübergehend auf Frankreich führen, sind die Blicke auf dasselbe entweder das Schwungvollste der kleinen Gemälde oder führen ihn auf die glücklichsten nachfolgenden Gedanken.

Wie ein Hymnus klingt sein „Retour en France;" sein „Champ d'Asile," sein „Retour dans la Patrie," seine „Enfants de la France" und sein „Exilé" sind von herzinnigem Pathos wahrhaft strotzende Ergüsse des im Gefühle seines Heimathlandes freudig-stolzen Franzosen. „Les Tombeaux de Juillet" und „Le Quatorze Juillet," Prachtgesänge der Freiheit, sind zugleich grossartige Bilder französischer Thatkraft, in der neuesten Geschichte bewiesen, und feiern in ein paar mächtigen Zügen namentlich den Träger des kaiserlichen Kriegsruhms (Dans son linceul tiendraient tous vos [der Könige] aïeux). In ihm, dem Kaiser, erkennt Béranger natürlich den Höhepunkt von Frankreich's Glanz und ihm allein gelten einige der schönsten Ergüsse des Dichters. „Le Cinq Mai" ist eine wahrhafte Apotheose aus dem Munde eines alten Kriegers; „Les Souvenirs du Peuple" sind eine unvergleichlich einfach-poetische Schilderung des allgemeinen Kaiserrausches; „Les Deux Grenadiers" eine ergreifende Darstellung des Gefühls im Heere gegen den fallenden Helden und seine französischen Feinde und treulosen Freunde. Wenn hier des Dichters Freiheitsgluth mit der Verehrung Napoleon's schwer vereinbar scheint, so muss man be-

denken, dass ihn, wie jeden Franzosen, der Ruhm vor Allem fasst und ihm jedwedes Leid versüssen kann.

Die gemeinsame Ueberschrift „Frankreich's Grösse und Ruhm" möchte man ebenso über eine Anzahl anderer Gedichte setzen, obschon sie nicht immer auf diesen Inhalt hinweisende Titel führen. Zu diesen gehören „Le Feu du Prisonnier" „Couplets sur la Journée de Waterloo" (Preis in der Klage) „Le Bon Français" (mit scharfen Seitenhieben auf das Ausland) und die beiden herrlichen Elegien aus dem Munde alter Soldaten „Le Vieux Drapeau" und „Le Vieux Sergeant." Von hierhergehörenden eigentlichen Kriegsliedern hat Béranger nur eins in der drängenden Zeit (1814) geliefert, „Les Gaulois et les Francs," das wir in der Uebersetzung mittheilen:

Frisch! frisch! schliesst die Reih'n!
Frankreich's schöne
Starke Söhne,
Frisch! frisch! schliesst die Reih'n!
Gallier, Franken, schlaget d'rein!

Folgend Attila's Gebot,
Zieh'n die Schaaren
Der Barbaren
Wieder in den sichern Tod,
Der auf Galliens Feldern droht.
Frisch! frisch! etc.

Flink verlassen Zelt, Morast
Die Kosaken,
Ostiaken,
Hoffend — wie es England passt —
Hier zu hausen im Palast.
Frisch! frisch! etc.

Und der Russ' in ew'gem Frost,
Wo die Ohren
Ihm erfroren,
Müd' des Oels, der Eichelnkost,
Lechzt nach Weissbrod hier und Most.
Frisch! frisch! etc.

All' die Weine, aufbewahrt
Für die Gäste,

Siegesfeste,
Flössen in der Sachsen Bart?
Sie, für uns're Lust gespart?
Frisch! frisch! etc.

Sicher für Kalmückenbrut
Uns're Mädel
Sind zu edel,
Uns're Frauen viel zu gut;
Sind nur für Franzosenblut.
Frisch! frisch! etc.

Was die Zeit als Mäler liess,
Der Geschichte
Steinberichte
Uns'res Ruhms, zertrümmert dies?!
Wie! die Preussen in Paris?!
Frisch! frisch! etc.

Gallierhelden, Frankenleu'n,
Aller Frieden,
Der hienieden,
Kehret bald nun bei euch ein,
Soll der Thaten Lohn euch sein.

Frisch! frisch! schliesst die Reih'n!
Frankreich's schöne
Starke Söhne,
Frisch! frisch! schliesst die Reih'n!
Gallier, Franken, schlaget d'rein!

Die Erinnerungen an die grossen Zeiten des Vaterlandes machen den sonst dem Auslande so abholden Dichter selbst für fremde gleiche Bestrebungen theilnahmsvoll und geben ihm seine Gesänge auf Griechenland „Le Pigeon messager," „Le Voyage imaginaire," „L'Ombre d'Anacréon" ein, sowie sein Polenlied „Hâtons-nous!" und vor Allem die schöne, episch-grossartige Elegie „Poniatowski," welche wir übersetzt hierherstellen:

Wie! flieht ihr, deren Ruhm die Welt durchschollen?
Hat das Geschick vor Leipzig sich verthan?
Wie! flieht ihr? ist's des Flusses dumpfes Rollen,
Das Brückentrümmer wälzt auf nasser Bahn?
Soldaten, Pferde, Waffen wild sich mengen

Den Fluthen hier; die Elster fliesset schwer.
Sie fliesset, taub den schrillen Schreckensklängen:
„Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

„Nur eine Hand! — Verflucht, wer sie begehret! — —
Fort! fort! — Hier stille steh'n! — Für wen? und wie?“
Für einen Held, den wild der Fluss verzehret,
Dreimal verwundet, für Poniatowski.
Was hilft's! man flieht. Der Schrecken macht Barbaren.
Sein Hülferuf rührt keine Herzen mehr.
Vom Rosse reisset ihn der Strömung Fahren:
„Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

Er sinket — nein — er kämpft — er steiget wieder,
Ergreift des Pferdes Mähnen noch einmal.
„Ertrinkend sterben! — ruft er — wenn hernieder
Vom Ufer blitzen Feuerrohr und Stahl!
Hierher! ihr Brüder, die mein Schwerdt gepriesen;
Ich liebe euch! mein Blut ist euch Gewähr!
Ach, könnt' es länger noch für Frankreich fliessen!
Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

Kein Retter nahet! — und die Hand im Sinken
Lässt los den Halt. „Leb' wohl, o Polen, Du!“
Doch noch ein Traum, ein Bild wie Himmelsblinken
Lacht seinem Geist aus Gotteshöhen zu:
„Was seh' ich! — endlich steigt der Aar, der weisse —
Fliegt — kämpft — und Russenblut träuft um ihn her! —
Mein Ohr vernimmt des Siegsgesanges Weise! —
Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

Kein Retter kommt! — und hin ist er. Bald ragen
Der Feinde Zelte aus des Ufers Rohr. —
Sind diese Zeiten nun auch fern — ein Klagen
Dringt stets aus Wassertiefen noch hervor.
Und kürzlich noch — bei Gott! kein eitles Wähnen —
Scholl himmelwärts dasselbe gell und her.
Warum der Ruf, den Wolken wiedertönen:
„Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

Er ist für's Land und Volk der treuen Polen,
Die sich so oft im Kampf zu uns geschaart.
Es schwimmt in Blut vom Kopf bis zu den Sohlen,
In Blut, das fliessend seinen Werth bewahrt.
Wie dieser Held, für unser Land gefallen,

Dess Leib die Elster spie, kaum kenntlich mehr,
Lässt uns ein Volk an's Ohr den Wehruf prallen:
„Nur eine Hand, Franzosen, reicht mir her!“

In der nachnapoleonischen Zeit und unter der wachsenden Beschränkung aller freieren Bewegung durch das ruhmlose neue Königsthum taucht bei dem Dichter mehr und mehr wieder die Begeisterung für die republikanische Freiheit auf; sein Vaterlandslied wird wieder reines Freiheitslied und besingt und beklagt entweder den über dem Schlachtenbraus verlorenen und vergessenen Aufschwung des Geistes der neunziger Jahre, wie in „La Déesse,“ „Lafayette en Amérique,“ „Le Tombeau de Manuel;“ oder er sperrt sich mit dem Volke gegen die rückschreitende Gegenwart, tröstet sich selbst in „Le Malade“ und sagt in der „Prédiction de Nostradamus“ das demüthigende Ende der Bedrücker vorher. Meistentheils aber wird der Ton bei solchen Productionen sarkastisch, und sie gehören also nicht dem ernsten Liede an.

Die Innigkeit der Vaterlandsliebe Béranger's führt ihn natürlich zu einem ächt-französischen Hasse des Auslandes, das dem Stolze des Franzosen schliesslich so mächtigen Abbruch that, und es fehlt daher nicht bei ihm an zahlreichen erniedrigenden Ausfällen, die freilich seltener geradezu zum Gegenstande eines Liedes gemacht sind und meist nur im Vorbeigehen seitab gezielt zu sein scheinen. „Le Violon brisé,“ „Le Prisonnier de Guerre“ und viele Gedichte humoristischen und satirischen Tones wimmeln davon. Als Repräsentanten dieser so zu sagen negativen Vaterlandsgesänge führen wir das schon erwähnte Lied „Le Bon Français“ an und theilen wir den „Chant du Cosaque“ in der Uebersetzung mit, dieses seltene Exemplar eines vom Hasse dictirten begeisterten Kriegsliedes für den Feind:

Heran, mein Ross, du Liebling des Kosaken!
Fleug', wenn dem Horn entdröhnet das Signal!
Geschwind zum Plündern, kühn den Feind zu packen,
Leih' Flügel du dem Tod durch meinen Stahl.
Der Thaten Preise sollst du halb erheben,
Bis dass dir Gold an Zaum und Sattel blitzt.

Schrei' auf vor Stolz! mein Renner, mir ergeben,
Der Völker du und Könige zertrittst.

Der Krieg gab deinen Zügel mir zu Willen;
Europa's Wälle wurden Staub und Dunst.
So komm, mit Schätzen meine Hand zu füllen;
Komm, ruhen sollst Du in dem Land der Kunst.
In dem Rebellenflusse Seine trinke Leben,
Der dich gewaschen als du Blut geschwitzt.
Schrei' auf etc.

Als einst die Fürsten, Edle, Kardinäle
Belagerte der arme Unterthan,
Schrie'n sie uns zu: Kommt, gebet uns Befehle!
Wir werden Sclave, bleiben wir Tyrann.
Ich nahm die Lanze — Kreuz und Scepter schweben
Voll Demuth bodenwärts, wo sie erblitzt.
Schrei' auf etc.

Ein riesiges Gespenst hab' ich gesehen;
Auf uns'rem Heer lag seines Auges Brand.
Es schrie herab: Mein Reich wird neu erstehen!
Gen Abend wies das Beil in seiner Hand,
Des Hunnenkönigs Schatten war es eben.
Sohn Attila's — hab ich den Speer gespitzt.
Schrei' auf etc.

All' dieser Glanz, der Stolz beim Abendvolke,
All' dieses Wissen, d'rin es sorglos spielt,
Ersticken sollen sie in staub'ger Wolke,
Die ringsumher dein Hufschlag aufgewühlt.
Vertilg' in deines neuen Laufes Schweben.
Gesetze, Sitten, Tempel, Schlösser itzt.
Schrei' auf vor Stolz! mein Renner, mir ergeben,
Der Völker du und Könige zertrittst.

Nichts Geringeres, als diese ein Jahrtausend hinter der Gegenwart zurückliegende Rohheit genügt dem Dichter, um es dem Feinde, den er freilich noch nicht gesehen, zuzutrauen und darin seine Motive des Handelns zu suchen. Eine genauere Bekanntschaft mit dem anerkannt sanftmüthigen Anwohner des Don jedoch verschafft diesem sogar eine Mitgliedschaft in der „Sainte Alliance des Peuples," welches Gedicht

überhaupt den nun (1818) eingetretenen Respect Béranger's für die Fremden bekundet.

Von den übrigen nationalen Liedern vorläufig absehend, die ihrer Richtung nach zwar hierher gehören würden, ihres launigen und theilweise lustigen Tones zufolge aber nicht, zählen wir noch die andern Gesänge Béranger's hier auf, welche sich durch gleich ernste und würdige Stimmung anreihen.

Sie behandeln einander ganz fremde, meist schon an und für sich ergreifende Vorwürfe und diese fast ohne Ausnahme in echtpoetischer und tief-wirksamer Weise. Zu ihnen rechnen wir in erster Reihe die erschütternden Trauerbilder „Le Vieux Caporal" (Hinrichtung eines alten, durch verletztes Ehrgefühl zur Insubordination getriebenen, Soldaten der Kaiserarmee); „Jacques" (Der Tod als letzter Retter des Armen); „Le Vieux Vagabond" (Resignation des Aufgegebenen); „Le Juif Errant;" „La Pauvre Femme" (Wechsel des Geschickes); „Le Suicide" (Eitelkeit alles Irdischen); „Le Prisonnier" (Die Hoffnung als Trösterin); „La Nostalgie;" „Jeanne-la-Rousse" (Die treue Gattin und Mutter) und das schon längst durch Bevorzugung bei Mustersammlungen ausgezeichnete Lied „Les Hirondelles," welches hier übersetzt folgen mag:

Ein Krieger, Sclav' am Mohrenstrande,
Gebeugt von Fesselnlast und Müh'n,
Sprach: Willkomm euch im Mittagslande,
Ihr Vögel, die den Winter flieh'n.
Ihr Schwalben, denen Hoffnungsfrieden
Selbst folgte in der Wüsten Brand —
Gewiss aus Frankreich erst geschieden —
Erzählt ihr nichts von meinem Heimathland?

Drei Jahre bat mit Sehnsuchtsbeben
Ich um ein Angedenken euch
Vom Thälchen, wo mein stilles Leben
Verfloss, in Zukunftsträumen reich.
Wo eines Bächleins Wellen gehen
Durch Fliedergrün im Sonnenstrahl,
Habt uns're Hütte ihr gesehen;
Erzählt ihr nichts von meinem stillen Thal?

An jenem Dach vielleicht geboren,
Wo mir der Morgen einst getagt,
Habt ihr die Mutter, leidverloren,
In ihrer Liebe Schmerz beklagt.
Im Sterben, hört in eitlem Wähnen
Sie nah'n den Fuss, der ferne blieb —
Sie horcht — dann rinnen ihre Thränen.
Erzählt ihr nichts von meiner Mutter Lieb'?

Ist meine Schwester schon verbunden
Dem Liebsten? Sah't die Burschen ihr,
Die sich zur Hochzeit eingefunden,
Sie feiern durch der Lieder Zier?
Und meiner Jugendzeit Gefährten,
Die mir gefolgt zum Schlachtenschwall,
Wisst ihr, ob alle wiederkehrten?
Erzählt ihr nichts mir von den Freunden all'?

Vielleicht, dass über sie die Schritte
Ein Fremder in dem Thale kehrt;
Dass er gebeut in meiner Hütte;
Den Frieden meiner Schwester stört.
Für mich bleibt keiner Mutter Flehen;
Nur Fesseln harren meiner hier.
Ihr Schwalben, die mein Land gesehen,
Erzählt ihr nichts von seinem Falle mir?

In zweiter Reihe ordnen sich hier die Lieder ein, welche man nicht ganz unpassend Lehrgedichte nennen möchte und die in der eigenthümlich lebhaften und plastischen Weise Béranger's irgend eine philosophische Wahrheit zur Anschauung bringen oder illustriren. Sie sind:

„Les Quatre Ages Historiques" (Phasen der Geschichte und Richtungen des menschlichen Geistes im Grossen); „La Nature" (Der Friede und die Freude folgen jedem Schmerz und Leide; Liebe und Wein bleiben die ewigen Tröster); „Les Rossignols" (Nur das unbefangene und gute Herz ist den Reizen der Natur geöffnet); „Les Etoiles qui filent" (Wir müssen Alle davon, ohne Unterschied, und plötzlich); „Le Temps" (Die Welt vergehet mit ihrer Lust); „Le Bonheur," welches wir in der deutschen Uebertragung hersetzen:

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück! so spricht das Hoffen.
Monarch, Vasall, Bedienter, Lord
Von Ferne grüssen's froh betroffen.
Das st das Glück! so spricht das Hoffen.
Geschwind! geschwind! und eilig fort!
Das wir es treffen, dort ja dort,
Ja dort, ja dort!

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück auf grüner Halde!
Da blüht die Schönheit ewig fort;
Da flieht die Liebe nicht so balde.
Wie glücklich ist man doch im Walde!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück auf Feld und Wiesen!
Man schwelgt in Hüll' und Füll' auf Mord;
Kein Kuss wird da zurückgewiesen.
Wie schön ist's doch auf Feld und Wiesen!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück im Wechselhause!
Es ist die Lust an diesem Ort,
Dem Goldesmarkt, zu reichem Schmause.
Wie schön ist's doch im Wechselhause!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück im Kriegesheere!
Da ist der Freude rechter Hort
In Waffenlärm und Waffenehre.
Wie schön ist's doch im Kriegesheere!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück auf stolzem Schiffe!
Sein Wimpel wallt im weiten Port;
Ihm lächeln Meere, Inseln, Riffe.
Wie glücklich ist man doch zu Schiffe!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück im schönen Osten!
Da schwingt man Säbel bester Sort'
Frei um das Haupt, die nimmer rosten.
Wie glücklich ist man doch im Osten!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück im freien Westen.
Im blossen Hemd, am Waldesbord,
Spricht man zum allgemeinen Besten.
Wie glücklich ist man doch im Westen!
Geschwind! geschwind! etc.

Seht ihr es nicht? Seht dort! seht dort!
Seht dort das Glück in Wolkenkreisen! —
Doch — alt und müd' — bei diesem Wort
Sagt man: Genug mit schlechten Weisen.
Wer will, mag in die Wolken reisen.
Geschwind! geschwind! und eilig fort!
Dass ihr es treffet dort, ja dort,
Ja dort, ja dort!

Drittens und schliesslich haben wir hier eine kleine Anzahl von Gedichten zu nennen, welche sich unter gar keinen gemeinsamen Namen bringen lassen.

Es sind die Lieder „Souvenirs d'Enfance" und „Passy" (Couplet), welche des Dichters Jugend und Alter betreffen; die „Couplets aux Mauritiens" (Gelegenheitsgedicht), ein Ausdruck seiner Freude über französisches Sinnen und Denken auch jenseits des Oceans; das Preislied auf Corinna „L'Ange exilé;" das dramatisch getheilte Lied über die Heilkraft der Liebe „Le Voyageur;" das Klagelied über die rücksichtslose Verletzung des Briefgeheimnisses in Frankreich „Le Cachet;" das Klagelied „Adieux de Marie Stuart;" das gleichfalls elegische Winterabschiedslied an die Vögel „Les Oiseaux;" das kleine Geschichtsbild „Louis XI." und die Gelegenheitsgedichte „L'Ecrivain public," „Ma Lampe," „Le Commencement de Voyage," „Bouquet à une Dame agée de 70 ans," „Chant Funéraire," „Emile Debraux," meist Loblieder.

Den grösseren und bunteren Kreis der heiteren Muse Béranger's behalten wir uns für eine spätere kurze Betrachtung vor.

Bremen.

H. Schmick.

Was ist zu thun,

wenn der Unterricht in den neuen Sprachen

in Schulen, welche die alten Sprachen nicht pflegen,

in einen organischen Zusammenhang kommen soll?

Es ist nicht zu leugnen, dass der deutsche Sprachunterricht, wie er gegenwärtig in den bessern Schulen unsers deutschen Vaterlandes in die Hand genommen wird, eine so zweck- und naturgemässe Bearbeitung gefunden hat, wie sie ein jeder, dem Fortschritte huldigender Schulmann nur wünschen kann.

Wir sind nicht bloss über die Aufgabe des Muttersprachunterrichtes in den höhern Lehranstalten, sondern auch in der Volksschule im Klaren, oder können es doch wenigstens sein; wir wissen, welche Ziele auf jeder Stufe des Unterrichtes zu verfolgen, und welche Ziele auf jeder Unterrichtsstufe zu erstreben und welche Wege zu deren Erreichung zu betreten sind. Ausserdem fehlt es uns nicht an vortrefflichen Lehrmitteln, welche den Schülern in die Hände gegeben werden können; wir haben Zeitschriften, so wie specielle Anleitungen, aus denen zu erfahren ist, wie der praktische Schulmann zu Werke zu gehen hat, wenn sein Unterricht Nutzen bringend, geistig bildend sein soll.

Diese unverkennbaren Fortschritte auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes sind nicht ohne wohlthätigen Einfluss auf den Unterricht in den neuen, namentlich in der französischen und englischen Sprache geblieben. Die neuen Sprachen haben Bearbeiter gefunden, welche verstanden, einen naturgemässen, vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Weg vor-

zuzeichnen und den Lehrenden und Lernenden die Arbeit zu erleichtern.

Dessen ungeachtet scheint es mir, als ob es noch Mancherlei zu thun gebe, wenn, was doch wohl der Fall sein sollte, der gesammte moderne Sprachunterricht, der in einer Schule Aufnahme findet, in einen organischen Zusammenhang kommen soll.

Nur eine sehr geringe Anzahl der Lehrer der neuen Sprachen scheint über die Aufgabe des gesammten Sprachunterrichtes in den höhern Lehranstalten im Klaren zu sein; noch weit geringer mag die Zahl derer sein, welche über die Aufgabe des modernen Sprachunterrichtes in den niedern Schulen nachgedacht haben. Selbst wenn ich dies nicht in Abrede stelle, so kann ich doch mit Recht behaupten, dass noch kein strenger Anschluss der Aufgabe des modernen Sprachunterrichtes in den höhern und niedern Lehranstalten statt findet.

Gehen wir die Lehrpläne der verschiedensten Lehranstalten durch, so werden wir in den wenigsten derselben die Aufgabe des Unterrichtes in den neuen Sprachen besprochen, noch viel weniger eine Einstimmigkeit in deren Feststellung finden. In der Regel ist dem betreffenden Lehrer nur der Weg ganz im Allgemeinen angedeutet; es wird gesagt: in der und der Grammatik musst Du in Deiner Klasse so weit kommen.

Bedenken wir nun, wie gross die Zahl der Sprachmeister und Meisterinnen ist, die nie ein Wort über Pädagogik u. d. g. gehört, keinen Blick in eine Erziehungslehre geworfen hat; so darf man sich wohl nicht wundern, wenn sie die Aufgabe eigentlich gar nicht kennen, die sie lösen sollen. So wie die Arbeiter in einer Fabrik ihren Obliegenheiten nachkommen, so auch diese Sprachmeister.

Sind wir über die Aufgabe des Unterrichtes im Unklaren, so werden wir es auch in Bezug auf die Ziele sein, die auf den verschiedensten Unterrichtstufen erreicht werden sollen; wir werden die verschiedensten Wege zu den Zielen einschlagen und deshalb der verschiedensten Lehrmittel bedürfen.

Ein zweiter Punkt, der nach meinem Dafürhalten fast noch gar keine Berücksichtigung gefunden hat, betrifft das Ineinandergreifen des Unterrichtes in den verschiedenen Sprachen. Soll die Schule wirklich nur einer guten Fabrik gleichen, so

wird von der untersten Stufe bis zur höchsten Alles in einander greifen und das Eine das Andere unterstützen und fördern müssen.

Soll der Unterricht einer Anstalt ein organisches Ganze bilden, so wird jeder Lehrzweig als ein Glied der ganzen Unterrichtskette angesehen und nicht als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden dürfen; entweder hat der eine Lehrzweig dem andern den Boden zu bereiten, oder er hat den andern zu ergänzen, zu vervollständigen, zu unterstützen. Aus diesem Grunde verlangt man auch mit Recht, dass z. B. der Geschichtsunterricht sich an den geographischen anschliesst und dass mit diesem wieder der naturwissenschaftliche Unterricht in Verbindung tritt. Dass von einem derartigen Anschluss und Ineinandergreifen des Sprachunterrichtes noch keine Rede ist, lässt sich leicht darthun; einige wenige Ausnahmen hierin mögen sich da oder dort vorfinden; sicher gehören sie aber zu den Seltenheiten. In der Regel wird der Unterricht in einer fremden Sprache als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen; keine schliesst sich streng an die andere an und baut auf dem gelegten Grunde fort. Die natürliche Folge hiervon ist nicht nur eine Zerrissenheit im Unterrichte, sondern der Jugend wird das Erlernen der Sprachen auch unnöthiger Weise erschwert; sie wird in ihren Fortschritten gehemmt, ja wohl dadurch mit Abneigung gegen den Sprachunterricht erfüllt. Hierzu kömmt ferner, dass die Lehrer der verschiedenen Sprachen, namentlich desjenigen, der nach dem Lehrer der Muttersprache auftritt, in Collision kommen; der eine wird niederreissen, was der andere aufgebaut hat, oder er wird Dinge verlangen, welche der Andere nicht befriedigen konnte; hierdurch wird gar nicht selten eine Missstimmung in den Lehrkörper gebracht, die den Schülern nicht entgeht und sie zur Parteinahme veranlasst.

Ein dritter Punkt, der wohl ebenfalls einer Beachtung werth ist, betrifft den Uebergang von einer schon erlernten fremden Sprache zu einer zweiten und dritten.

Werfen wir in irgend eine Lehranstalt einen Blick, wo nach einer neuen schon gelehrten Sprache eine zweite beginnt, so werden wir finden, dass in der Regel diese zweite neue Sprache eben so ABCmässig begonnen wird, als es bei der

ersten geschehen musste. Man nehme die Ollendorf'schen, Robertson'schen, Ahn'schen u. a. Sprachlehren zur Hand und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Es sind mir sogar Gymnasien bekannt, in denen die Schüler, welche einen Cornelius Nepos, einen Julius Caesar u. d. g. gelesen haben und auf dem grammatischen Boden gar nicht fremd sind, den französischen Srpachunterricht mit dem Ahn'schen ABCbüchlein beginnen und dasselbe durchleiern müssen. Wer darf sich dann wundern, dass Schülern dieser Classe alle Lust und Liebe zum modernen Sprachstudium vergehen muss; die guten Leute sollen auf einmal Wasser trinken, nachdem sie Jahre lang an den Wein gewöhnt worden sind. Kann unter solchen Umständen wohl noch ein Mensch, der seinen gesunden Verstand hat, behaupten, dass die Ursache der Abneigung gegen das moderne Sprachstudium in der Sprache oder in der Faulheit der Schüler u. d. g. zu suchen sei?

Ergibt sich aus diesen Andeutungen, dass der Unterricht in den Sprachen noch in keinem organischen Zusammenhang steht, so mag es wohl nicht unzweckmässig erscheinen, wenn ich versuche, die Frage zu beantworten:

> Was ist zu thun, wenn der Unterricht in den neuen Sprachen, in Anstalten, die den alten keine Berücksichtigung schenken, in einen organischen Zusammenhang kommen soll?

Da ich im Vorstehenden die Behauptung aufgestellt habe, dass man in Betreff der Aufgabe des modernen Sprachunterrichtes noch nicht so im Klaren sei, wie es erforderlich ist, so will ich zuerst diesen Punkt besprechen, jedoch nur in Bezug auf Lehranstalten, in denen keine alte Sprache gelehrt wird. Sollten sich die Zeiten in München noch so gestalten, dass ich als Protestant die alten Sprachen lehren darf, so werde ich auch diesen meine Aufmerksamkeit zuwenden.

Dass das Auswendiglernen einer Grammatik und das Einprägen einer tüchtigen Anzahl von Wörtern, als Aufgabe des Unterrichtes zu stellen sei, wird Niemand behaupten, der die Bestimmung der Schule überhaupt kennt; selbst die zweckmäs-

sigste Behandlung der Grammatik wird nur eine sehr einseitige Bildung gewähren; die Grammatik soll nur das Mittel zum richtigen Verständniss der Sprache sein, daher wir wohl auch letzteres als den Zweck des Sprachstudiums ansehen und als Aufgabe des modernen Sprachunterrichtes die Befähigung des Schülers, sich mit der Denk- und Handlungsweise fremder Nationen bekannt zu machen und mit denselben in mündlichen und schriftlichen Verkehr zu treten, gelten lassen werden.

Ich weiss sehr wohl, dass man auch von dem Einführen in die Literatur, Literaturgeschichte u. d. g. redet, allein ich weiss auch, was man in einer Schule leisten kann, und dass man schon zufrieden sein muss, wenn die Schüler nur eine Anzahl guter Musterstücke gelesen haben.

Bis zu welchem Grade die Befähigung, sich mit dem Nationalgeiste eines fremden Volkes bekannt zu machen, gefördert werden kann, das hängt von der Zeit ab, welche dem Sprachstudium gewidmet werden kann. Die Mehrzahl der Lernenden wird schon zufrieden sein, wenn sie nur so weit kömmt, dass sie sich mündlich und schriftlich über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse leidlich zu verständigen mag. Eine zweite Klasse wird über das Alltagsleben hinaus gehen und sich dem Geiste der fremden Nation entsprechend mündlich und schriftlich ausdrücken lernen wollen. Die letzte Klasse werden endlich diejenigen bilden, welche wirklich in die Literatur einer fremden Nation einzudringen wünschen. Ob die Schule wirklich dazu Gelegenheit geben kann, will ich nicht entscheiden.

Kann die oben gestellte Aufgabe des modernen Sprachunterrichtes keine andere sein, als die bezeichnete, so werden wir doch zwei Ziele erst zu erreichen streben müssen, bevor die volle Aufgabe gelöst werden kann, wenn wir den Bedürfnissen der Zeit entsprechen wollen. Das erste Ziel wird sein, den Schüler so weit zu führen, dass er im Stande ist, sich mündlich und schriftlich über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse auszudrücken, und das zweite Ziel wird sein, den Schüler zu befähigen, sich dem Geiste der betreffenden Nation entsprechend mündlich und schriftlich auszudrücken.

Wer das erste Ziel erreichen will, dem wird zunächst zu einer tüchtigen Kenntniss von Wörtern verholfen werden müssen, die im Alltagsleben vorkommen und also vorzugsweise die sinnliche Welt betreffen; ausserdem wird er aber auch die wesentlichsten Sprachformen, welche im einfachen und zusammengesetzten Satze vorkommen, kennen und richtig anwenden lernen müssen; endlich wird er auch eine gewisse Fertigkeit im richtigen Fragen und Antworten zu erlangen haben.

Derjenige, welcher höher strebt, wird die eben bezeichneten Kenntnisse und Fertigkeiten nicht entbehren können und folglich mit der erst genannten Klasse von Lernenden denselben Weg zu verfolgen haben; hierauf wird er aber auch in ein höheres, grammatisches Studium eingeführt und zum Lesen guter Musterstücke veranlasst werden müssen.

Diejenigen endlich, welche in die Literatur der fremden Nationen gründlich eindringen wollen, werden wieder die Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt haben müssen, welche zuletzt genannt worden sind.

Aus dem Vorstehenden folgt, dass die bezeichneten Ziele zur Lösung der Sprachaufgabe stufenmässig führen, dass sie in der engsten Verbindung stehen und keins ohne Nachtheil für das andere übersprungen werden kann; folglich der Unterricht ein zusammenhängendes Ganze für sich bildet.

Soll nun aber auch der Unterricht in einer fremden Sprache mit dem übrigen Sprachunterrichte in einen organischen Zusammenhang gebracht werden; so fragt es sich, welche fremde Sprache die nächste Stelle nach der deutschen einnehmen und welche auf diese folgen soll, indem die Sprache, welche nächst der Muttersprache erlernt werden soll, sich viel enger an letztere anschliessen muss, als die andern und ausserdem auch ein weit elementarer Weg zu betreten ist, als bei den nachfolgenden. Dr. Hauschild räumt der englischen Sprache die nächste Stelle nach der Muttersprache ein, weil sie wenig Formen habe, ein grosser Theil der Wörter deutschen Ursprunges sei, und sich folglich leichter erlernen lasse. Ich dagegen bin der Ansicht, dass da, wo die italienische Sprache gelehrt wird, diese nächst der Muttersprache auftreten sollte und zwar aus ganz entgegengesetzten Gründen, als die von Herrn Dr. Hauschild angeführten,

nämlich wegen ihres Formenreichthums und der grossen Verwandtschaft mit der französischen. Dazu kömmt, dass die Schüler, welche noch zum Studium der lateinischen Sprache sollten übergehen wollen, durch das Studium der italienischen Sprache nicht nur im Besitze einer grosser Kenntniss lateinischer Wörter sind, sondern auch leicht zu vielen lateinischen Sprachformen übergeführt werden können.

Mögen wir die Sache ansehen, wie wir wollen; mögen wir unsre Ansichten mit den schlagendsten Gründen unterstützen, so werden wir doch immer nur eine geringe Partei für uns gewinnen, und zwar eine Partei, die sich durch lokale Verhältnisse und Bedürfnisse bestimmen lässt, auf unsre Seite zu treten, oder, was auch der Fall sein kann, weil sie die eine Sprache kennt und die andere nicht.

So lange die Mehrzahl der Deutschen französisch spricht und schreibt; so lange wir so halb und halb unter französischem Commando stehen, so lange wird es heissen: „Die französische Sprache muss nächst der Muttersprache auftreten.“ Mit allem gelehrten Apparate die Wichtigkeit des französischen Sprachstudiums darthun, ist eben so überflüssig, als wenn Herr Dr. Hauschild und ich für unsre Ansichten auf dem Disputirplatze auftreten wollten. Usus est tyrannus heisst es, und diesem Tyrannen muss man sich unterthänigst unterwerfen: gegen den Volks-Willen lässt sich selbst in der Schule nichts ausrichten.

Hieraus ergibt sich, dass, wenn wir Einheit in den Sprachunterricht bringen wollen, wir dem französischen Sprachunterrichte die erste Stelle nach dem Muttersprachunterrichte einräumen müssen, sofern wir nicht Sonderinteressen, sondern das Interesse des deutschen Schulwesens überhaupt verfolgen wollen.

Wird dem französischen Sprachunterrichte die genannte Stelle eingeräumt, so dürfen wir ihm doch nicht gestatten, eine unabhängige Rolle zu spielen, sondern wir müssen ihn unsrer Muttersprache unterwerfen und ihm nicht mehr gestatten dürfen, als einem Gliede der ganzen Sprachkette zukömmt; er wird also auf dem, durch den Unterricht in der Muttersprache gelegten Grunde auftreten und fortbauen müssen, wie dieser vorschreibt;

ja er wird selbst zur Förderung gründlicher Kenntniss der Muttersprache beitragen müssen; besitzt dann der Lehrer auch noch etwas deutschen Patriotismus, so wird er auch oft Gelegenheit finden, den Schüler die Vorzüge der Muttersprache vor der französischen fühlen zu lassen und also dazu beitragen, dass der Schüler seine Muttersprache nicht der gallischen nachsetzt.

Will ich nun nachweisen, was in dieser Hinsicht zu thun ist, so werde ich den französischen Sprachunterricht von der untersten bis zur obersten Stufe verfolgen und darthun müssen, wie er zu betreiben ist, wenn er ein für sich bestehendes Ganze, aber auch ein Glied der ganzen Sprachkette in der Schule sein soll. Ist solches nachgewiesen, so werde ich dann erst zu den andern fremden Sprachen übergehen.

I. Der französische Sprachunterricht.

Nachdem ich oben die verschiedenen Ziele bezeichnet habe, die nach und nach zu verfolgen sein möchten, zwischen diesen Zielpunkten aber immer wieder Zwischenzielpunkte zu verfolgen sind, so will ich verschiedene Sprachcurse hier durchgehen.

Erster französischer Sprachcursus.

Ist das Sprachgefühl des deutschen Schülers durch Sprachübungen gebildet worden, welche die Sprachformen des einfachen und zusammengesetzten Satzes, nicht aber, wie der so genannte Anschauungsunterricht, die Anschauung und Begriffe der sinnlichen Welt, zur Richtschnur nehmen; ist der Sprachstoff auch schriftlich verarbeitet, das richtig betonte Lesen geübt worden; haben wir ferner die Schüler die Sprachformen zerlegen und die Beziehungsverhältnisse der Begriffe auf einander bezeichnen lassen, und zwar auf ganz elementarem Wege: so ist der Schüler befähigt zur Erlernung der französischen Sprache überzugehen, aber nicht eher.

Da der Schüler auf dem bezeichneten Wege nicht nur alle Redetheile kennen lernte, sondern auch mit den wesentlichsten Sprachformen im einfachen und zusammengesetzten Satze bekannt gemacht worden ist; so ergibt sich hieraus, dass auf der ersten französischen Sprachstufe auch nichts anderes in Betracht

gezogen werden sollte, und dass nicht einmal das Verb in allen seinen Zeitformen berücksichtigt werden kann, wenn wir der Jugend nicht zu viel zumuthen wollen.

Der Weg, welcher zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen ist, lässt sich ohne grosse Calculationen finden, denn ein guter deutscher Sprachunterricht hat ihn vorgezeichnet. Derselbe begann mit dem einfachen, engen Satze, ging zum erweiterten über und schloss mit dem zusammengezogenen und zusammengesetzten Satze. Da nun derjenige, welcher einen einfachen engen Satz bilden will, einen Gegenstand haben muss, von dem er Etwas aussagen kann, so wird er zunächst Namen der Dinge, d. i. Personen oder Sachen kennen müssen; will er ferner aussagen, wie ein Ding ist, was es thut oder was es ist, so wird er Namen der Eigenschaften, Thätigkeiten und allgemeine Namen der Dinge wissen müssen. Mit den Namen der Dinge lernt der Schüler die Geschlechtswörter, die Geschlechter und die Pluralform der Dingwörter kennen. Hieran werden sich am natürlichsten Sätze anknüpfen lassen, welche aussagen, was das Ding ist. Ohne dem Schüler grosse Schwierigkeiten zu bereiten, können ferner die Pronoms possessifs und demonstratifs, an die Stelle des Artikel treten, und bei der Pluralbildung finden die Grundzahlwörter ebenfalls ihre passende Stelle.

Da jedoch mit blossen Substantiven sich kein Satz bilden lässt, so müssen die Hilfszeitwörter être und avoir auftreten. Diese Verben sollten jedoch nicht wie blosse Vocabeln auswendig gelernt werden, sondern es sollte der Schüler auch finden, wie die verschiedenen Zeitformen gebildet werden.

Lernt der Schüler von dem Dinge aussagen, wie es ist, so wird er denn auch bald das Adjectif als Attribut gebrauchen lernen können. Nun kommen Sätze an die Reihe, welche aussagen, was der Gegenstand thut oder in welchem Zustande er sich befindet. In diesen Sätzen lernt der Schüler nicht nur das Verb im Infinitif kennen; sondern auch die persönlichen Fürwörter und die Bezeichnung der Personenbeziehungen auf das Verb in der Gegenwartsform.

Da der Schüler das Adjectif hat brauchen lernen, so werden wir nun das Verb in der Adjectif- oder Participform auftreten

lassen können; fügen wir hierzu noch den Impératif; so sind dem Schüler alle im einfachen engen Satze vorkommende Sprachformen bekannt und wir brauchen nur noch die fragende und verneinende Rede zu üben.

In dem erweiterten Satze halten wir uns zunächst an das Substantif und führen es als Attribut, Object und Adverbiale auf und der Schüler lernt die wesentlichsten Prépositions und Adverbes kennen.

Da das Pronom personnel der Stellvertreter des Substantif ist, so schliesst es sich am natürlichsten an letzteres an.

Beginnen wir nun eine récapitulation der Adjectifs, so finden wir hier Gelegenheit, den Schüler mit der Comparation der Adjectifs bekannt zu machen, woran dann sich die übrigen Zahlwörter anreihen.

Mit den Pronoms rélatifs gehen wir zum zusammengesetzten Satz über, in welchem der Schüler nur noch die Conjunctionen kennen lernt. Hier angelangt, steht der Schüler am Schlusse des ersten Cursus; mehr auf dieser Stufe zu bieten, ist nicht rathsam.

Bevor aber der Schüler mit den Sprachformen bekannt gemacht werden kann, wird er an eine richtige Auffassung der fremden Laute, so wie an deren richtige Aussprache gewöhnt werden müssen. Dem Schüler durch ausführliche Belehrungen über die Aussprache zum richtigen Aussprechen der Laute zu verhelfen, ist ein vergebliches Unternehmen auf dieser Stufe, hier kann nicht anders geholfen werden als durch vieles Vor- und Nachsprechen von Wörtern, in denen die zu erlernenden Laute vorkommen; die gesprochenen Wörter müssen dann viel gelesen, auswendig gelernt und dictando geschrieben werden. Dieses Sprechen, Lesen und Schreiben führt zur Lesefertigkeit, welche so ziemlich erreicht sein sollte, bevor zur Formenkenntniss übergegangen wird. Durch ein blosses Vor- und Nachsprechen wird aber auch bei vielen Schülern nicht zum Ziele zu kommen sein, da sie wohl Ohren haben, aber noch nicht hören, oder ihren Sprachwerkzeugen die erforderliche Biegsamkeit abgeht. Aus diesem Grunde wird es nothwendig sein, die fremden Laute mit den deutschen viel vergleichen zu lassen, damit das Ohr die Unterschiede der Töne erfassen lernt; wo

es angeht, sind selbst die mundartlichen Laute mit herbeizuziehen. Dass ungeachtet dieser Uebungen die Aussprache noch vieles zu wünschen übrig lassen wird, ist ausser Zweifel und der beste Lehrer wird sie nicht auf einmal in's Leben rufen; daher auch in der Folge derselben immer die nöthige Sorgfalt zu schenken ist.

In Betreff der Sprachformen ist hier noch zu bemerken, dass die Einübung einer jeden neuen Form drei verschiedene Uebungsaufgaben erfordert, als: 1. Sätze in deutscher und französischer Sprache, damit der Schüler durch Vergleichung mit der Muttersprache die Form selbst finden kann. Hier sind auch verschiedene Fragen über die betreffenden Satzglieder zu geben, damit, wenn die betreffende Form gefunden worden ist, die übrigen Sätze französisch abgefragt werden können. Z. B.

Der Vater lobt die Tochter. Le père loue la fille. Comment dit-on en français der Vater? Der Vater se dit en français le père. Le père que peut-il faire? Que fait-il? Il loue. Qui est-ce que le père loue? — Sind alle Sätze, welche der Schüler natürlich vor sich haben muss, abgefragt; ist namentlich auf eine richtige Aussprache gesehen worden, so werden die Sätze nun mehrmals gelesen, zu Hause gut auswendig gelernt und dann in der Schule dictando geschrieben. Anfangs dictirt man sie französisch, späterhin deutsch und der Schüler corrigirt sein Dictat nach dem Buche.

Hierauf folgen zwei Sätze in französischer Sprache. Bevor diese durchgenommen werden, sind alle darin vorkommenden, dem Schüler fremden Wörter zu sprechen; dann wird das Stück gelesen, hierauf jeder Satz zergliedert und der Schüler muss angeben, wie die verschiedenen Beziehungen der Satzglieder auf einander bezeichnet worden sind. Sind diese Sätze mündlich ins Deutsche übersetzt, so wird eine schriftliche Uebersetzung und zwar in richtiger, deutscher Wortstellung gemacht, damit der Schüler auch in seiner Sprache vorwärtsschreitet. Drittens folgen deutsche Uebungsaufgaben, an denen der Schüler beweisen soll, ob er das Gelernte auch anwenden kann. Die Uebersetzung corrigirt der Lehrer an der Wandtafel; haben die Schüler viele Fehler gemacht, so müssen sie die Arbeit copiren; diese Copie geht dann der Lehrer durch. Ist letzteres geschehen, so wird

die Uebersetzung auswendig gelernt. Sowohl die deutsche als die französische Uebersetzung wird in der Schule zurück übersetzt; oder der Lehrer dictirt die Sätze deutsch und lässt sie französisch nachschreiben; auch kann der Lehrer mit den, in den Uebungsaufgaben vorgekommenen Wörtern selbst Sätze bilden und sie dictiren.

Der Stoff zu diesen Aufgaben ist so viel wie möglich aus dem Alltagsleben zu nehmen, da der Schüler sich zunächst über dieses ausdrücken lernen will.

Da die Fortschritte der Schüler durch Nichts mehr gehindert werden, als wenn ein und und derselbe Gegenstand oft auftritt und bis zu einem bestimmten Ziele in einem Zuge fortgesetzt wird, so erachte ich es für zweckmässig, das Lesen zusammenhängender Lesestücke erst dann auftreten zu lassen, wenn der Schüler die wesentlichsten Sprachformen kennt. Der Inhalt dieser Lesestücke wird ebenfalls aus dem Alltagsleben zu nehmen, und womöglich in einfachen Sätzen zu geben sein. Jedem Lesestück sind Fragen über dasselbe in französischer Sprache beizufügen, damit der Schüler auf ein Abfragen des Lesestückes vorbereitet werde. Die Antworten hat der Schüler selbst auf die Frage zu ertheilen. Jedes der Lesestücke ist aber auch zu Wiederholungen des Gelernten zu benutzen; daher es nicht unzweckmässig erscheinen möchte, wenn Aufgaben beigefügt würden, die der Schüler zu lösen hat.

Sind eine mässige Anzahl von Lesestücken mündlich und schriftlich verarbeitet worden, hat der Schüler alle auf die Sprachformen bezüglichen Uebungen durchgenommen und die Aufgaben gut gelernt, so kann er nun zum

Zweiten französischen Sprachcursus

übergehen, dessen Aufgabe keine andere sein kann, als den Schüler mit Allem bekannt zu machen, was sich auf die Formen der regelmässigen und der unregelmässigen Verben bezieht; ausserdem ist aber auch die Wortbildung und die Wortbedeutung, das onomatische oder lexiaklische Element, in Betracht zu ziehen.

Auch hier wird eine jede Sprachform die oben beschriebenen drei Uebungen verlangen, daher auch hier Sätze in

deutscher und französischer, dann blos in französischer und endlich blos in deutscher Sprache gegeben werden müssen.

Die Infinitivform, das Présent und die Participes hat der Schüler auf der vorigen Stufe kennen gelernt, daher sie hier zu repetiren und dann zum passé défini überzugehen ist. Von diesen Grundformen werden nun nach und nach die andern Zeitformen abgeleitet und eingeübt. Ist dieses geschehen, so wird es nicht unzweckmässig sein, wenn nun noch eine Sammlung von Sätzen in französischer Sprache folgen, die zu öftern Wiederholungen benutzt werden können. In allen diesen Sätzen ist das Verb in den Infinitif zu stellen, und durch die Pronoms zu bezeichnen, welche Person der Schüler in einer bestimmten Zeitform bilden soll. Letzteres wird ganz besonders in Betreff der unregelmässigen Verben nothwendig sein.

Neben diesen rein formalen Uebungen geht das Lesen und Uebersetzen passender Lesestücke her und zwar so, dass immer die gelernte Form in Anwendung kommen muss. Dies wird möglich sein, wenn nach jedem Lesestücke, wie im ersten Cursus, Fragen, jedoch in deutscher Sprache, gegeben und diese immer in die einzuübenden Zeitformen gestellt werden. Auf diese Fragen werden endlich onomatische oder lexikalische Uebungen folgen müssen, jedoch in der Ordnung, dass der Schüler zunächst mit der Wortbildung und der Wortbedeutung vertraut wird, zuletzt können ganze Wörterfamilien in guten Beispielen vorgeführt werden. Auch diese Sätze können zur Einübung der Verben sehr gut benutzt werden.

Die Wortbildung beginne ich mit den zusammengesetzten Verben, wie:

Voir; prévoir les événements; revoir sa patrie; revoir un manuscrit: à revoir. — Lever: lever les mains au ciel; relever une statue qui est renversée; se relever d'une grande maladie. Courir: accourir en grande hâte; accourir pour féliciter de son succès; concourir au bien public; concourir pour le prix de peinture; parcourir la carrière en cinq minutes etc.

Dem Schüler wird nur die Bedeutung des Grundwortes gegeben, die Nebenbedeutungen muss er selbst finden.

Von den Verben gehe ich zu den Substantif-, Adjectif-,

Verb- und Adverbableitungen über und schliesse mit ganzen Wörterfamilien. Z. B.

Poser. Je trouvai une jeune servante qui avait posé sa cruche sur la dernière marche de l'escalier. Qui posa les livres dans la bibliothèque. Des bataillons entiers posèrent les armes. Dans une discussion, le plus important est de savoir poser la question. Posons que cela sert. Comme une aigle qu'on voit toujours, soit qu'elle vole au milieu des airs, soit qu'elle se pose sur le haut de quelque rocher, porte de tous côtés ses regards perçants. La pose de grandes pierres est quelque fois fort difficile. Cette question ne paraît difficile à resoudre que parce qu'elle est mal posée. Préférez l'habitude de parler aussi posément que l'on écrit, à celle d'écrire aussi vile que l'on parle. On nous a donné cela pour une chose positive. Ce tableau offre des beautés positives. Ce jeune homme a des connaissances positives. Cette ville est dans une position agréable. Je voudrais bien être en position de vous rendre le service que vous me demandez. Dieu, en créant le monde a disposé toutes choses dans cet ordre admirable où nous les voyons. Avez-vous disposé votre salle pour le bal? Dieu en disposera peut-être autrement. Il dispose de tous les emplois civiles et militaires. Il se disposait à venir lui-même à la tête d'une puissante armée. Tout se dispose pour recevoir Monsieur le Duc. Tout était disposé pour une révolution. Les danseurs de corde doivent être dispos. J'ai cent francs disponibles pour telle chose.

Nachdem alle die genannten Uebungen durchgenommen worden sind, wird der Schüler nicht nur alle Sprachformen kennen und anwenden können, sondern er wird auch im Besitze einer tüchtigen Wortkenntniss sein; daher nun der

Dritte französische Sprachcursus

beginnen kann, welcher nicht blos die beiden ersten Curse zu recapituliren, sondern auch zu ergänzen hat. Aus diesem Grunde wird nun die Biegungslehre, sowie auch die Laut-, Silben-, Wort- und Satzlehre durchzunehmen sein, jedoch in der Ordnung, dass ein Redetheil nach dem andern, sowohl in formeller als in syntaktischer Hinsicht vorgeführt wird.

Da der Schüler vielfach im Fragen und Antworten geübt worden ist, so wird er nun auch zum Verständniss eines Lehrgespräches befähigt sein, wozu die Grammatik den besten Stoff bietet. Da jedoch die grammatische Sprache dem Schüler noch fremd ist, so erscheint es mir zweckmässig, ihm die Sprachlehre in deutscher und in französischer Sprache zu geben, damit er sich auf den Unterricht vorbereiten kann, welchen der Lehrer nun in französischer Sprache zu ertheilen hat.

Will der Lehrer mit seinen Schülern Lehrgespräche über die Grammatik anstellen, so ist die Kunst im richtigen Fragen so wie im Entwickeln der Begriffe nicht zu entbehren. Da diese Kunst vielen Lehrern ganz fremd ist, so habe ich dieselbe so weit bearbeitet, als sie ein Sprachlehrer braucht und sie unter dem Titel: die Kunst zu fragen und Begriffe zu entwickeln, zu Freysing, bei Datterer herausgegeben.

Die oben genannte Grammatik würde in zwei Theile zu scheiden sein; der eine Theil hätte die eigentlichen Sprachregeln zu umfassen, der andere den Stoff zu den Sprach- und Denkübungen zu liefern und zwar so, dass letztere wieder eine Vorschule zur Stylistik abgeben.

Wie gesagt worden ist, möchte die Grammatik die Redetheile nach der Reihe vorzuführen haben und zwar so, dass Alles, was sich auf das Formale bezieht, vorangeht und hieran sich sogleich die syntaktischen Regeln anschliessen. Vieles wäre blos zu wiederholen, wozu am besten die Beispiele wieder benutzt werden, die in den ersten Cursen sich vorfinden. Zu dem Uebrigen wären dann weitere Beispiele zu liefern, jedoch mehr in deutscher, als in französischer Sprache.

Der zweite Theil, welcher den Sprachstoff zu liefern hat, würde mit der Lautlehre zu beginnen haben, dann zur Silben-, Wort- und Satzlehre übergehen müssen und zwar in derselben Weise, wie sie der Schüler in seiner Muttersprache hat kennen gelernt.

Obgleich der Schüler Lesen gelernt und gesprochen hat, so werden sich dessen ungeachtet noch Mängel und Fehler in der Aussprache vorfinden, die nun beseitigt werden müssen. Aus diesem Grunde die Lautlehre gründlich durchzunehmen ist, namentlich in Hinsicht auf die Laute, welche dem Deutschen

Schwierigkeiten bereiten. An die Lautlehre schliesst sich die Silbenlehre an, in welcher die Ableitungsendungen in Hinsicht ihrer Bedeutung besonders vorzuführen sind. Auch der Reim der Silben möchte hier zu besprechen sein.

Die Wortlehre hat das Wort nach seinem Ursprunge, seiner Bildung, nach seiner eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung zu besprechen; auch sind Uebungen im Vergleichen und Unterscheiden, im Ueber- und Unterordnen der Begriffe u. d. g. anzustellen. Der hierzu erforderliche Uebungsstoff möchte im Lesebuche zu geben sein. Z. B.

1. Es wird der Theil gegeben und der Schüler soll das Ganze nennen, z. B.

minute (heure); semaine (mois); jour (semaine); mois (année); année (siècle).

2. Es wird das Ganze genannt und der Schüler nennt dessen Theile z. B.

Fleur. parties: pétale, pédencule, calice, corolle, étamine.

3. Es sollen die gleichen Merkmale zweier Gegenstände angegeben werden. z. B.

La voiture et la charrue (ont des roues) — L'eau et le vin (sont fluides) — L'aiguille et l'épine (piquent).

4. Es sollen die ungleichen Merkmale gesucht werden. z. B.

L'aiguille est faite de métal; l'épine est la partie d'une plante. L'eau vient des sources et des nuées; le vin se fait des grappes.

5. Die Begriffe werden über- oder untergeordnet. z. B.

Le fusil, le pistolet et le canon servent à tirer, ils sont des armes à feu. Des corps sont: le soleil, la lune, la terre, la pierre, la plante. On peut se mouvoir de différentes manières: aller, courir, sauter, aller à cheval, aller en voiture. etc. etc.

6. Es soll das Gegentheil der Angabe genannt werden, z. B.

Vrai (faux); long (court) — la naissance (la mort) — la guerre (la paix) — récompenser (punir) — augmenter (diminuer).

Oder: Le plus fort a toujonrs raison (Le faible a toujours tort). Un écrivain a dit: Soyons indulgents envers les vivants! (Un écrivain a dit: Soyons indulgents envers les morts). etc. etc.

Derartige Uebungen geben reichen Stoff zu Sprechübungen, fördern das Denken und tragen zur Bildung des Styles bei.

Ehe zur Satzlehre übergegangen wird, erscheint es mir nicht unzweckmässig, auch Uebungen im Bilden der Urtheile, im Unterscheiden derselben u. d. g. anzustellen.

Die Satzlehre hat sich streng nach der, in unsern bessern deutschen Sprachlehren aufgenommenen, Satzlehre zu accomodiren, namentlich in Hinsicht auf Terminologie, Erklärungen u. d. g. Die Analyse von Noël und Chapsal, welche bei manchem Professeur noch das Non plus ultra ist, obschon sie selbst in Frankreich in den Hintergrund gestellt wird, muss aus unsern Schulen, so wie aus dem Privatunterrichte verschwinden; die Satzlehre bietet ebenfalls reichen Stoff zu mündlichen und schriftlichen Uebungen, die ich übergehen zu können glaube.

Neben diesen grammatischen Uebungen geht das Lesen guter Musterstücke her, die jedoch mit den grammatischen Uebungen in Verbindung stehen müssen.

Während in den beiden ersten Cursen die jedem Lesestück beigefügten Fragen keinen andern Zweck hatten, als den Schüler im Abfragen des Gelesenen zu üben; so müssen sie nun dazu dienen, den Schüler zu veranlassen, vergleichend, also denkend, den erhaltenen Stoff zu überblicken. Des Schülers Antworten sollen Urtheile sein.

Auch hier wird einem jeden Lesestück onomatischer oder lexikalischer Uebungsstoff beizufügen sein. Die Synonymen glaube ich in den folgenden Cursus verlegen zu müssen.

Hat der Schüler alle die so eben angedeuteten Uebungen durchgemacht, so kann er so weit sein, dass er sich mündlich und schriftlich über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse auszudrücken vermag und er also das dem Sprachunterrichte gesteckte erste Ziel erreicht hat.

Sollten sich nun Schüler vorfinden, welche sich in kein tieferes grammatikalisches Studium einlassen, dagegen sich mit der feineren Umgangs- und mit der Geschäftssprache noch vertrauter machen wollen, so wird sich der ganze Unterricht nur auf die Lectüre zu beschränken haben und zwar des Echo de Paris, so wie auf das Lesen guter Briefe, Geschäftsaufsätze, Handelsbriefe, u. d. g., die schriftlich zu imitiren sind.

Der höhere Unterricht.

Vierte französische Sprachstufe.

Diese Stufe betreten diejenigen Schüler, welche nicht nur tiefer in die Grammatik eindringen wollen, als auf der letzten Stufe möglich war, sondern welche auch schön und richtig sprechen und schreiben lernen und sich mit der Sprache und den Ideen anerkannt guter Schriftsteller bekannt machen wollen.

Um dieses Ziel zu erreichen, wird eine wissenschaftliche Satzlehre durchzunehmen sein, aus welcher jedoch Alles fern zu halten ist, was nur der eigentliche Sprachforscher zu wissen braucht. Da wir jedoch hier Schüler vor uns haben, welche in der Grammatik schon bewandert sind; so wird eine ausführliche Erörterung der Regeln nicht mehr nothwendig sein. Der Schüler kann die Grammatik selbst studiren und der Lehrer kurze Lehrgespräche über das Studirte anstellen. Am zweckmässigsten erscheint es mir, wenn der Lehrer das, gute Musterstücke enthaltende, Lesebuch als das Centrum ansieht, um welches sich Alles zu drehen hat, und mit dem Lesen die grammatikalischen Lehren in Verbindung setzt.

Von dem Schüler muss verlangt werden, dass er sich auf das zu lesende Stück gut vorbereitet. Beim Uebersetzen ins Deutsche muss auf gutes, dem Französischen entsprechendes Deutsch streng gehalten werden, indem er dadurch sehr viel für seine Muttersprache gewinnt. Ist das Stück übersetzt, so wird, wie wir es beim deutschen Unterrichte thun, der Inhalt des Stückes abgefragt, der Grundgedanke desselben festgestellt und zuweilen die Disposition zu demselben schriftlich geliefert und die Darstellungsweise u. d. g. besprochen. Ganz besonders ist der Schüler auf die schöne, edle Darstellung aufmerksam zu machen und dieselbe mit der deutschen Darstsellungsweise zu vergleichen. Ausserdem sind grammatikalische Belehrungen zu geben und lexikalischer Stoff ist zu besprechen. Hier sind nun ganz besonders die Synonymen in Betracht zu ziehen. Die lexikalischen Uebungen sind anfangs in französischer Sprache zu geben; späterhin werden dieselben aber nur in deutscher Sprache gegeben, jedoch nicht in Uebersetzungen aus dem Fran-

zösischen, sondern wie ich sie z. B. in meinem deutschen Sprachbuche von Seite 80 bis 130 aufgestellt habe.

Die Synonymen muss der Schüler durch Beispiele kennen und sie sogleich auch anwenden lernen, z. B.

Accusateur. Délateur.

L'accusateur dénonce une mauvaise action au grand-jour et la tête levée; le délateur épie et dénonce sourdement. L'accusateur peut être un honnête homme irrité, indigné (le mot se prend en bonne part). Le délateur est toujours un espion vendu (ce mot se prend en mauvaise part).

Application. Le front du coupable est un terrible.... [1]) Les ... [2]) abondent ou la ... [3]) est récompensée. Le ... [4]) est un odieux personnage qui est à la solde du gouvernement soupçonneux et tyrannique. Quand les moeurs ont été outragées, tout bon citoyen doit s'ériger en ... [5]) public.

1. accusateur. 2. délateurs. 3. la délation. 4. le délateur. 5. accusateur.

Hierauf können Uebungen im Unterscheiden des eigentlichen und bildlichen Sinnes folgen, z. B.

Le feu s'allume (pr.); et pétille (pr.); l'eau bout (pr.)

Le courage s'allume (fig.); ses yeux pétillent (fig.); son sang bout (fig.).

Oder Sens figuré:

Il faut séparer l'ivraie du bon grain.

Il n'y a pas de roses sans épines.

etc. etc.

Sens propre.

Il faut séparer les bons des méchants.

Nos plaisirs sont toujours mêlés de peines.

Auch die Erklärung von Sprichwörtern können hier eine Stelle finden, z. B. Pour un moine l'abbaye ne manque pas.

Quand plusieurs personnes ont projeté quelque partie ensemble et que l'une d'elles fait défaut, on ne laisse pas de s'amuser pour cela.

Tous les chiens qui aboient ne mordent pas.

Tous ceux qui menacent ne sont pas redoutables etc. etc.

Auch die Satzlehre bietet zu verschiedenen Uebungen Veranlassung, z. B.

1. Zum Hauptsatz soll der Nebensatz angegeben werden, z. B.

Quand on a menti une fois, (on n'est plus cru de personne). Si tu veux que les autres pensent du bien de toi, (fais-en). Si quelqu'un te flatte, (sois persuadé qu'il cherche à te tromper).

2. Zum Hauptsatz soll der Nebensatz gebildet werden, z. B.

On ne croit plus un enfant (quand il a menti).

Abraham aurait immolé son fils, (si l'ange du Seigneur n'eut arrêté sons bras).

So leicht es wäre, die Zahl dieser Uebungen zu vermehren, so unterlasse ich es doch, indem ich hoffe, dass man aus diesen Andeutungen schon ersehen wird, wie die Bildung des Styles, worauf es hiermit ankömmt, gefördert werden kann.

Ist ein Musterstück auf die hier beschriebene Weise gelesen, erläutert und verarbeitet, so gibt man noch eine kurze Biographie des Verfassers, welche der Schüler zu Hause niederschreiben kann.

Dass manches gelesene Stück zu Imitationen benutzt und auswendig gelernt werden sollte, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung. Neben diesem statarischen Lesen geht aber auch das cursorische Lesen her, wozu ich besonders historischen Stoff empfehlen möchte, über welchen sich eine Unterredung anstellen lässt.

Ist der Schüler auf die hier beschriebene Weise geübt worden, so wird nun auch zum Uebersetzen von deutschen Lesestücken ins Französische geschritten werden können, wie sie sich in Wildermuths Musterstücken, bei de Castres und andern vorfinden.

Soll auf dieser Stufe Alles gründlich durchgenommen werden, was von mir angedeutet worden ist, so bezweifle ich, dass der Lehrer noch Zeit finden wird zur Literatur und Literaturgeschichte übergehen zu können. Aus diesem Grunde ich den

fünften französischen Sprachcursus

der Hochschule zuweise, welche dem, der in die Literatur der französischen Nation gründlich eindringen und sich auch in stylistischer Hinsicht noch ausbilden will, Gelegenheit dazu

geben sollte. Wem es nicht vergönnt ist, eine höhere Anstalt zu besuchen, der wird sich auf dem Privatwege oder durch Selbststudium forthelfen müssen.

II. Englischer Sprachunterricht.

Soll der Unterricht in der englischen Sprache nicht ohne nachtheilige Einwirkung auf den französischen bleiben und der Schüler rasch vorwärts geführt werden können, ohne dessen Kräfte zu sehr in Anspruch zu nehmen; so darf er nicht eher auftreten, als bis der Schüler mit den wesentlichsten französischen Sprachformen bekannt ist und sich eine tüchtige Wortkenntniss erworben, er also die beschriebenen beiden ersten französischen Sprachcurse absolvirt hat.

Da die englische Sprache nicht den Formen-Reichthum der französischen hat und in dieser Hinsicht dem Schüler weniger Schwierigkeiten als die französische zu überwinden bietet; so wird er dieselbe nicht nur leichter finden, sondern sie auch lieber gewinnen und die französische Sprache, wenn er nicht über den formellen Theil hinaus ist, zurücktreten lassen, ihr nicht mehr den Fleiss zuwenden, den er ihr vielleicht zugewendet hat und desshalb in seinen Fortschritten gehemmt werden. Dass die Kräfte eines Schülers, der in der französischen Sprache noch nicht hinreichend vorgeschritten ist, zu sehr in Anspruch genommen werden müssen, wenn der englische Sprachunterricht zu zeitig begonnen wird, bedarf keines Beweises.

Betrachten wir nun die englische Sprache ebenfalls als ein Glied der ganzen Sprachkette, so muss in Bezug auf den Unterricht in derselben hier Alles das Anwendung finden, was oben von der französischen Sprache gesagt worden ist, d. i. er muss mit dem Unterrichte in der französischen und deutschen Sprache in die engste Verbindung gebracht werden und auf dem schon gelegten Grunde fortbauen, zugleich aber auch zur Förderung der Kenntnisse in den beiden vorangegangenen Sprachen beitragen.

Aus diesem Grunde wird sie denselben Weg verfolgen müssen, welchen die französische Sprache verfolgt hat, und da das französische Element in der englischen Sprache das deutsche

überwiegt, der Schüler auch in der französischen Sprache vorgeschritten ist, so wird der englische Sprachunterricht sich vorherrschend mehr an den französischen, als an den deutschen anzuschliessen haben.

Obgleich die englische Sprache weit weniger Sprachformen als die französische hat, so wird es doch nothwendig sein, den Schüler mit denselben gründlich vertraut zu machen. Aus diesem Grunde erscheint es mir sehr dienlich, wenn auch hier mit dem einfachen engen Satze begonnen und der Schüler mit Allem bekannt gemacht wird, was in demselben vorkommen kann. Dass hier schneller vorwärts gegangen werden kann als im französischen Sprachunterrichte möglich war, versteht sich von selbst. Von dem einfachen engen Satze wird zum erweiterten und dann zum zusammengezogenen und verbundenen übergegangen. Dass hier schon verschiedene syntaktische Regeln mit gegeben werden können, bedarf keines Beweises. Auch wird schon der erste Cursus sowohl die Formen der regelmässigen als der unregelmässigen Verben vorführen und also in einem Curse sehr leicht das zum Abschlusse bringen können, wozu die französische Sprache zwei Curse in Anspruch nahm.

Mehr Schwierigkeiten als das Formale der Sprache stellt die Aussprache, das richtige Sprechen, Lesen und Schreiben entgegen; desshalb die Sprechübungen hier ebenfalls nicht entbehrt werden können und mit diesen zu beginnen ist.

Diese Sprechübungen können zwei verschiedene Wege zum Ziele einschlagen. Auf dem einen Wege werden dem Schüler eine gewisse Anzahl von Wörtern vorgelegt, in welchen ein einzuübender Laut nach dem andern auftritt. Der Lehrer spricht das Wort vor, der Schüler nach und liest dann die aufgestellten Wörter. So hat z. B. Degenhardt in seinem praktischen Lehrgange zur schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache eine sehr gute Sammlung von Wörtern. Ob aber der Schüler, welcher in einigen wenigen Stunden diese Wörter gelesen haben kann, sie auch richtig lesen wird, wenn sie ihm ausser der Reihe späterhin vorkommen, das ist eine Frage, die ich nicht bejahen mag. Weit zweckmässiger erscheint es mir daher, den andern Weg zu betreten, auf welchem der Schüler die betreffenden Laute in ganzen Sätzen findet,

welche der Lehrer, wie oben gezeigt worden ist, erst durchsprechen, dann lesen, lernen und zuletzt schreiben lassen kann.

Für Schüler, welche durch den französischen Sprachunterricht an ein Vergleichen gewöhnt sind, wird es weit interessanter und bildender sein, wenn sie die Lautbezeichnungen durch Vergleichungen mit den deutschen oder französischen Lauten kennen lernen. Aus diesem Grunde sind die zu sprechenden Sätze entweder in deutscher oder in französischer und englischer Sprache zu geben, je nachdem es die Abstammung der Wörter bedingt.

Bei diesen Vergleichungen stellt sich schon in wenigen Beispielen heraus, dass die Vokale die wandelbarsten Laute sind und dass ein und derselbe deutsche oder französische Laut in der englischen Sprache in die verschiedensten Laute übergegangen ist und dass hier dasselbe Verhältniss statt findet, wie wir es in unsrer Schriftsprache und in den Mundarten finden. So wenig sich gegenwärtig mit Bestimmtheit nachweisen lässt, nach welchen Gesetzen die mundartlichen Laute in die Schriftlaute übergegangen sind, eben so wenig können hier keine Regeln über den Lautwechsel in der englischen Sprache gegeben werden. Selbst wenn es möglich wäre, so möchte hier nicht der Ort dazu sein. — Weit weniger Schwierigkeiten als die Vokale stellen die Consonanten entgegen, da sie ziemlich nach festen Regeln in die englische Sprache übergegangen sind.

Obgleich, wie gesagt worden ist, sich keine festen Regeln über den Lautwechsel geben lassen, so scheint es mir doch von grossem Nutzen, wenn dem Schüler Beispiele zur Vergleichung gegeben werden und zwar zuerst Wörter, die deutschen, dann französischen Ursprunges sind, z. B.

1. Das deutsche a ist im Englischen geblieben, bezeichnet aber verschiedene Laute.

Ape, Affe; — flax, Flachs — axe, Achse — apple, Apfel — arm, Arm — to bake, backen — bath, Bad — balk, Balken — band, Band — balls, Ball — bank, Bank — cap, Kappe — cat, Katze — fall, Fall — fast, fasten — flamme, Flamme — u. s. w.

Französisch.

L'acre, the acre — l'acte, the act — adorer, to adore — l'âge, the age — la face, the face — changer, to change — la pâte, the paste — pâle, pale — la page, the page — damnable, damnable.

Deutsch.

2. Das deutsche a wird e oder ee.

Bank, bench — Thal, dell — Abend, even — Gast, guest — lassen, to let — Schale, shell — Aal, eel — That, deed — Nadel, needle — Schaf, sheep — schlafen, sleep — Stahl, steel — Strasse, street.

3. Das deutsche a ist im Englischen i.

Kasten, kist — Macht, might — Nacht, night.

4. Das deutsche a ist im Englischen o.

Blasen, blow — kalt, cold — Falte, fold — Kamm, comb — halten, hold — lang, long — Nase, nose — alt, old — sanft, soft — Sang, song.

5. Das deutsche a ist im Englischen au oder aw.

Die Fracht, fraught — der Magen, maw — kauen, chaw — lachen, laugh.

6. Das deutsche a ist im Englischen ea, ai.

Bart, beard — klar, clear — Mehl, meal — Haar, hair — nahe, near — mager, meager — Nagel, nail.

7. Das deutsche a ist oo oder u.

Gans, goose — Amsel, ousel — Zahn, tooth — Wald, wood.

Französisch.

Das französische a ist im Englischen ea, e.

L'apparence, the appearence — la jalousie, the jealousy — le messager, the messenger. u. s. w.

Es versteht sich, dass der vorstehende Stoff so zu ordnen ist, dass der Laut a mehrmals nach einander als ein und dasselbe Lautzeichen vorkommen muss, z. B. 1. ape, bake, cap, flame — 2. act, brand, cat, cramp — 3. arm, bark hard, mark — 4. ball, fall malt.

Werden auf diese Weise dem Schüler die Vokale und Consonanten vorgeführt, dann auch die Ableitungsendungen beigefügt, so wird der Schüler nicht nur mit grösserm Inter-

esse die Lautlehre studiren, sondern auch bald im Besitze einer guten Wortkenntniss sein. — Gibt man ihm dann noch eine gute Sammlung solcher Wörter zum Selbststudium, so wird er sie gewiss auch mit Interesse durchgehen und seinem Gedächtnisse einprägen.

Wenn ich hier weder das Altdeutsche, noch das Angelsächsische u. d. g. zur Sprache bringe, so wird dies keiner Entschuldigung bedürfen, wenn man bedenkt, welche Schüler ich im Auge habe.

Dass in dieser Leselehre gleich vom Anfange an Sprachformen z. B. die von to have, to be u. d. g. mit auftreten können, bedarf keines Beweises; dagegen bin ich der Ansicht, dass es vortheilhaft ist, wenn man nicht zu schnell über die Leseregeln hinweggeht. Sobald nur ein erweiterter Satz auftritt, so wird der Schüler diesem seine Aufmerksamkeit mehr zuwenden, als der Aussprache.

Der zweite Cursus

wird ganz dem dritten französischen Cursus gleich sein und also einerseits die wesentlichsten Lehren der Grammatik vergleichend mit dem Französischen und Deutschen theils recapituliren, theils ergänzen; anderseits wird er aber auch die Laut-, Silben-, Wort- und Satzlehre zum Sprachstoff benutzen und hier die logischen Uebungen auftreten lassen, die oben als Vorschule zur Stylistik besprochen worden sind. Dessgleichen wird auch hier die Onomatik oder Lexicologie mit in Betracht zu ziehen sein.

Der dritte Cursus

hat dieselbe Aufgabe, die dem vierten französischen gestellt worden ist; daher er auch denselben Weg zu verfolgen hat, wie dieser.

Was über den fünften französischen Cursus bemerkt worden ist, wird auch auf den vierten englischen Cursus Anwendung finden müssen.

III. Italienischer Sprachunterricht.

Auch dieser Unterricht muss sich, wie der englische, eng an den französischen anschliessen und auf dem gelegten Grunde

fortbauen. Da jedoch die italienische Sprache der französischen noch viel näher als die englische steht und sich regelrecht mit dieser aus der lingua rustica entwickelt hat, so ist es auch leichter, von der französischen zur italienischen überzuleiten, als von der französischen zur englischen.

Auch hier wird damit zu beginnen sein, den Schüler die Gesetze kennen zu lehren, nach denen die italienischen Wörter aus den französischen sich ableiten lassen.

Zuerst erfährt der Schüler, wie die italienischen Artikel sich aus dem lateinischen ille, illa, illud und aus dem Zahlworte unus, una entwickelten; dann wie sich die französischen End-, Aus- und Inlaute im Italienischen gestalten, z. B.

1. Das stumme weibliche e am Ende der Wörter wird im Italienische a, z. B. Marie, Maria — Caroline, Carolina — l'Europe, l'Europa.

La colonie, la colonia — la philosophie, la filosofia.

2. Die Endung as wird a, z. B. Epaminondas, Epaminonda.

3. Die Endungen ée und das stumme männliche e werden a, z. B. Enée, Enea — Andrée, Andrea — le pirate, il pirata — le prophète, il profeta.

4. In Namen griechischen Ursprunges bleibt das e auch im Italienischen, z. B. Rhodope, Rodope — Mitilène, Mitilene.

5. ée aus dem latein. ae entstanden, wird e, z. B. Cannée, Canne.

6. Die Endung e (entstanden aus dem a der 3. latein. Declinat.) wird a, z. B. Messie, Messia — le problème, il problema.

Oder:

1. au wird al: auberge, albergo — sauter, saltare — sauver, salvare.

2. ou wird ol: coup, colpo — couteau, coltello — cou, collo.

3. ou wird o: bourse, borsa — boutique, bottega.

4. eau am Ende wird ello: chapeau, chappello — couteau, coltello — château, castello.

5. ai vor l, m, n, r wird a: aile, ala — faim, fame — vain, vano — air, aria.

6. ei wird e: veine, vena — baleine, balena — peine, pena. u. s. w.

Wird die Verwandlung der Laute stufenmässig fortschreitend durchgenommen, werden dem Schüler auch Uebungsaufgaben gegeben, an denen er beweisen muss, dass er das Gelernte anzuwenden versteht, so wird er in kurzer Zeit im Besitze einer reichen Wortkenntniss sein. Neben diesen Uebungen kann auch die Formlehre hergehen, die Bezeichnung der verschiedenen Casus kann der Schüler bald wissen; desgleichen lassen sich die Zeitformen der regelmässigen und der Hilfsverben in wenigen Stunden durchnehmen, selbst die unregelmässigen Verben werden, wenn man sich streng an die französischen Verben hält, in kurzer Zeit erlernt sein. Hieraus ergibt sich, dass man hier nicht so sorgfältig von einer Form zur andern fortzuschreiten braucht, wie es in den französischen Cursen nothwendig war, sondern dass man gleich mehrere Uebungen in eine zusammenfassen kann. Alles, was im einfachen engen Satze vorkömmt, kann der Schüler in wenigen Stunden wissen, desgleichen Alles, was auf das Substantif als Attribut, Object und Adverbiale Bezug hat. Da die Aussprache, das Lesen und Schreiben der Wörter nicht die Schwierigkeiten bereitet, welche sich in der englischen Sprache entgegenstellen; selbst die Formen der Pronomen und der Verben nicht viele Zeit in Anspruch nehmen; die italienische Syntax auch wenig von der französischen abweicht, so kann binnen einem Jahre der Schüler ganz gut das Ziel erreichen, was er in der französischen Sprache erreichte, als er die beschriebenen drei ersten Curse beendigt hatte. Wo er etwa noch zurück sein möchte, das könnte die lexikalische Kenntniss sein. Lässt man jedoch den für die französische Sprache gegebenen lexikalischen Stoff in's Italienische übersetzen, so wird man finden, dass auch selbst hier viel Uebereinstimmung statt findet.

Auch der höhere Sprachcursus wird keinen andern Weg einschlagen können, als er für die französische Sprache oben vorgezeichnet worden ist. Auch hier kömmt es darauf an, dass der Schüler eine Sammlung guter Lesestücke in der Hand hat und dass der Lehrer versteht, an dieselben Alles anzuknüpfen, was eben angeknüpft werden sollte.

Dass die Sprachbücher und Uebungsbücher, welche erforderlich sind, um den Schüler von der französischen Sprache zur englischen oder italienischen überzuleiten, eine ganz andere Gestalt erhalten müssen, als die vorhandenen haben, geht aus meinen Andeutungen hervor, welche Manchem noch nicht so recht klar erscheinen werden. Ausführlicher den Gegenstand hier zu behandeln, ist nicht wohl möglich; sollte es mir jedoch vergönnt sein, meinen Plan durchzuführen, so werde ich solches thun, zumalen da ich bereits viel Material gesammelt habe und ausserdem ein Engländer, Franzose und Italiener mir zur Seite stehen, die bereit sind, meinen Plan durchführen zu helfen.

München. Prof. Dr. A. Gutbier.

Die

Runen der Finnen.

Wenn irgendwo ein Volk durch den imposanten Charakter des von ihm bewohnten Landes einen mächtigen Impuls zur Poesie empfangen konnte: so haben wir mit Recht die Nation der Finnen, jenes hervorragendsten unter den tschudischen Stämmen Russlands, in erster Linie zu nennen.

Sie bewohnen Bezirke, zwar nicht von einem heissen und wolkenfreien Himmel beschienen, zwar nicht durchweht von Würzhauchen, die das Arom betäubender Lenzblüthendüfte ihnen üppig zutragen, vielmehr ist die Flora des Landes eine sehr bescheidene, wie die Fauna eine gar dürftige: aber das Terrain jenes Landes, welches von Süden und Westen her amphitheatralisch emporsteigt in Gebirgsterrassen, die aus den Spiegeln der klaren Golfe und Sunde des finnischen und bothnischen Meers gleichsam als eine Fortsetzung der Wellenschwingungen, dicht neben und über einander, bis zu den Säumen der Wolken sich erheben; welches durchzickzackt ist von einer der malerischesten und pittoreskesten Ketten der Seen, die ein so reines, krystallhelles Wasser haben, dass es fast farblos erscheint; welches durchbraust ist von Katarakten, deren Brandungen ihre Donner auf Meilenweite durch die Urmoosfelsen des Landes rollen lassen; welches bekränzt ist zwar nicht mit einer Krone von Palmen und Cedern, aber mit den Wipfeln elastischer, schneeweisser Birken und starkstämmiger, nachtschwarzer Tannen; welches auf seinen granitenen Klippen zwar nicht die Gestalten zierlicher Gazellen und leichtfüssiger Antilopen zeigt,

aber die fliehenden Umrisse schlanker Rennthiere und windschneller Elenne; — das Terrain jenes Landes, sage ich, bietet Reliefverhältnisse dar, die zu den grossartigsten wie anmuthigsten Europas gehören.

Der Norden unsers Erdtheils hat auch seine Reize; das wissen Diejenigen wohl, die Schottland und Skandinavien gesehen; aber wechselreicher und schöner denn beide ist Finnland, das Land der wogenwälzenden Golfe, der tief in das Herz der Felsen hineinschneidenden blauen Sunde, der weissschäumigen Stromfälle, der blitzenden Seen, der wie ein Festungsgürtel vor den Dünenstand hingegossenen Skären, der purpurfarbigen Granitklippen, der noch das Eis der Urschöpfung tragenden Felswände, der glitzernden Schneeflächen und der reinen, klaren, man möchte sagen keuschen Luft, der die Durchsichtigkeit an Reiz hinzulegt, was die Schärfe an Werth ihr nimmt.

In solchem Lande kann nur ein frischer, gesunder, urkräftiger Volksstamm leben. Und das sind die Finnen. In solchem — zwar schönem, jedoch kaltem Lande, ob da aber auch die zarte der Wärme und des Frühlings frohlockende Poesie gedeiht? Oder scheint der Hauch der Dichtung unabhängig zu sein von Lenzluft, Rosenduft und Sonnenlicht; und können die Triebe der Poesie gedeihen, wenn auch ringsumher die Knospen der Sträucher unter ewigem Schnee starren? — Nun, man belausche die Runen der Finnen, und man wird überraschende Antwort vernehmen auf jene Frage. —

Die Runen (Runot, vom Nom. Sing. Runo) der Finnen haben nichts gemein mit den isländischen oder skandinavischen Runen. Sie bezeichnen nicht Lettern — markirte Steine und Stäbe giebt es in Finnland nirgends — sie bezeichnen Lieder, Gesänge, Melodien. Die Etymologie mag sicher für beide Worte gleiche Anhaltspunkte gewinnen:*) aber die finnischen

*) Gehen wir genauer auf die Etymologie des Wortes ein, so scheinen es vornehmlich zwei Begriffe zu sein, die in dem Ausdruck „Runen“ ihre Vertretung finden: der Begriff des Einritzens und des durch diese Einritzung hervorgebrachten Zeichens, der altnordischen Geheim- und Zauberschrift. Nebenher laufen noch eine Menge andere Begriffe, die sich aber unschwer aus jenen beiden Stammbegriffen deriviren lassen. Auch im Sanscrit, der grossen Sprachenmutter, an deren Brüste jede Sprachenforschung

Runot stellen sich in viel bedeutsamerer Begriffsentwickelung dar, als die Runen der alten Germanen des Nordens. Wie Zeichen- und Bildersprache, wie Malerei und Musik, oder die Lilie und ihr Duft sich unterscheiden: so der Geist der skandinavischen und finnischen Runen.

Dort haben wir nur die öde Form, die todte Hieroglyphik, den irdischen Leib des gefangenen Prometheus: hier den blühenden Gehalt, die lebensvolle Poetik, die göttliche Psyche des entfesselten Titanen.

---

sich ansaugt — auch im Sanscrit giebt es zwei Stämme: ru tönen, ertönen lassen (ranaç Ton: vrata Ausruf, Schwur; bhran murren; dhran seufzen, dröhnen) und vran verwunden, in denen das doppelte Etymon des Wortes „Rune" auffindbar ist.

Mit dem letztgedachten Sanscritstamme vran, verwunden, schneiden, ritzen, stehen in Verbindung eine Menge durch alle Sprachen Europas durchtönende Wortformen wie: im Altslawischen rana Wunde. Ebenso im Neurussischen, Bulgarischen, Serbischen, Slowenischen; ferner im Polnischen, Cechischen und in den serbischen Dialekten der Lausitz. Im Littauischen róna und ronà Wunde (ronas Schnitt Holz, Scheit, Kerb; rauka und raukas Runzel, Falte; runku, rukti und raukiu, raukti falten; rándas und randà Narbe, schemaitisch rundas, lettisch rehta). Im Griechischen ῥίνη Feile, Raspel. Im Althochdeutschen: raunen schneiden, einschneiden, kerben (raun Wallach, der Verschnittene). Im Deutschen der Gegenwart gehören hierher Wortformen wie: Rain. Rand, Ranft, Strand, trennen, Rinne, Kriunen, Grenze (russisch graniza).

Hiernach ist also „Rune" (Gothisch rûna, Althochdeutsch run, rune, Mittelhochdeutsch rune) der Kerb, Einschnitt, der in Stäbe, Steine u. s. w. bewerkstelligt wird. Daraus entwickelt sich sofort der Begriff der Schrift, des Eingekerbten, Eingeschnittenen. Diese Schrift war nur den Geweihten kund: daher bedeutet denn Rune auch Geheimniss, Zauberformel (goth. rûna Rath, Geheimniss; angels., isländ., irisch run, runa, rune, geryne Weibe, Zauberspruch; althochd. run, chiruni Geheimniss, runstaba Runenstab, Runen-, Krinnenschrift; mittelhochd. rune Geheimschrift; schwed. runa, dän. und engl. rune Letter, Buchstab, Geheimschrift; wallisisch rhyn, rhin Zauberei, rhinian zaubern, spanisch adrunar rathen, errathen, Divinationsgabe besitzen; dän. rune vertrauen, auf ein Gotteszeichen bauen).

Jenes Zaubern ist aber mit einem Hersagen von Sprüchen, mit einem geheimnissvollen Gemurmel verbunden. Und so entsteht die anderweite Deutung und Herleitung des Worts „Rune" von dem Sanscritetymon ru, einen Ton von sich geben (ranaç Ton, vrata Gelübde, bhran, dhran murmeln, grunnire). Auch im Hebräischen heisst ranan murmeln. Lateinisch ist rana der Frosch: d. i. der Singende, Quakende. Im Altslawischen bezeichnet rjuti, Stamm rju-, rugire brüllen brummen. Im Althochdeutschen ist rûnên,

Die skandinavischen Runen sind allein dem Archäologen theuer, dem ein Strich genügt, um durch ihn die Erstanfänge der Kultur zu belauschen; die Runen der Finnen sind werth, werden ewig werth sein allen Jenen, die den Verlauf der Civilisation erspähen und die einen Höhenpunkt der Gesittung anerkennen bei einem Volke, dessen Geist geschwellt werden kann durch den himmlischen Anhauch der Dichtung und dessen ganze Seele sich ausgiesst in klangvollen, harmonischen Liedern.

Denn jene finnischen Runot sind das Erzeugniss nicht

---

rûnôn leise reden, raunen. Dasselbe bedeutet das angels. runian; das engl. round, rown; das schwed. runa; das mittelhochd. und niedersächs. runen. Im Isl. heisst rûni Unterreder; im Althochd. runa Ohrenbläser, Zischer, Zuträger. Im Lateinischen stimmen hierzu die Radices grunnire grunzen, grus Kranich u. s. w. Im Slawischen würden wir wran und gawran, d. i. Rabe, litt. varnas und wrana, d. i. Krähe, hieherzählen, wennnicht zugleich ein Sanscritetymon varn färben, vorläge, auf welches jene Radices mit grösserer Sicherheit zurückzuführen wären. Im Deutschen stehen dagegen entschieden mit der Sanscritform ru in Verbindung Ausdrücke wie: raunen, röhren (schreien wie Hirsche); dröhnen, greinen, grunzen, Kranich u. s. w. Auch heisst schon althochd. rûnazan, rûnzan, mittelhochd. runzen murren (Bair. rauneln schmeichelnd knurren; raunzen winseln, weinerlich reden, greinen). In diesen Begriffskreis hinein gehört denn auch das finnische runo, plur. runot, Lied, Sang, Gedicht, runoja, runolainen, runottaja, runoseppä u. s. w. Runensänger, Runendichter, in Sawolax und Karelen auch runoniekka.

Das Altslawische runo Vliess, Fell, gehört durchaus nicht in diese etymologischen Kreise hinein. Es hat seine Ableitung vielmehr vom Altslaw. r'wati scheren, rupfen. Dagegen schliesst sich an die oben aufgeführten Stämme sehr bestimmt an das Gothische rinnan (althochd. rinnan, runnan, angs. rinan, irnan, isl., schwed. rinna, engl. run, spr.: ronn, nds. rönnen, neuhochd. rinnen; dänisch in Jütland rund ein Rinnsal, Bach), welche Worte nicht bloss den Ton, sondern auch die damit in Verbindung stehende Bewegung ausdrücken, und zwar so, dass der erstere Begriff dem letzteren gegenüber meist ganz untergeht. Hierher gehört auch rennen, laufen (goth. runs und angels. ryne Lauf; isl. runa Linie, fortlaufende Rede, Rundung in Schall und Bewegung, wo beide Begriffe also noch zusammentreffen). In der Jagdsprache drücken raunen und reinen das Hin- und Herlaufen des Hasen, sowie das Traben des Fuchses aus, wo auch die Begriffe Bewegung und Klang in einander übergehen. —

Wir enden hier unsere etymologischen Ermittelungen, um nicht zu weitläufig zu werden. Doch liessen sich sicherlich den obigen noch verschiedene andere Radices anreihen, käme es darauf an, die Vergesellschaftung der gesammten zum Begriffe „Rune“ gehörenden Gruppe von Wortstämmen herbeizuführen.

Der Verfasser.

einer durch Stand und Rang bevorzugten Volksklasse — Kasten giebt es ja unter den Finnen nicht, die da sammt und sonders als Bauern erscheinen, als unterjochte Autochthonen, erst den Schweden, dann den Russen gegenüber — nein, jene Runot sind Erb und Eigenthum des gesammten finnischen Volks, eines armen, darbenden, in Mühsalen aller Art grossgezogenen, ungelehrten und ungeschulten Volks, dessen Lehrmeisterin alleinzig die Natur und dessen Rathgeber, Freund und Trostsprecher das Unglück ist; wir stehen hier im Angesicht einer wahrhaftigen, ureigenen und urechten Nationalpoesie, vor deren Grösse und Tragweite wir fast erschrecken!

Die Poesie der Runen (soweit sie unser noch immer beschränkter Blick überschaut, der einst noch mit stolzerem Triumph auf den erweiterten literarischen Horizont blicken wird) rollt hin wie ein gewaltiger, unaufhaltsamer Strom, der allerorten und Tag für Tag neue Quellen und Schleusen sich eröffnet: denn sie ist keine fertige und abgeschlossene, wie die Volksdichtung im Romanen- und Germanenthum. Nur die Nationalpoesie der Slawen, die auch noch fortwächst und fortwuchert, steht ihr darin, aber als Schwesterblume zur Seite, deren Keime nicht viel über das Embryonenthum hinausgehen. Die Arena des Finnismus, die Entwickelungssphäre des Runenthums ist eine weit grössere, glänzendere. Die finnische Poesie gestaltet, reproducirt sich fort und fort aus sich selbst heraus, belebt und beseelt sich immer wieder, dem Phönix gleich, der sich aus der eigenen Asche erneuert. Sie gleicht einer Krystallisation, die, durch das Sonnenmikroskop gesehen, immer neue, überraschende Bildungen ansetzt, so ins Riesiege und Ungeheuerliche anwachsend, dass den Beschauer fast Schwindel ergreift, und er ungewiss bleibt, soll er die alten oder die neuen Zweige dieser Poesie verfolgen. Es scheint kühn gesagt: jeder Finne sei ein geborener Dichter, jede Finnin von Natur eine Dichterin — und doch haben wir durch jenen Ausspruch nur die Wahrheit constatirt. So echt, so tief, so allgemein poetisch, wie das finnische, ist kein Volk der Erde. Die Natur scheint das Füllhorn der Dichtung ausgegossen zu haben über die Stämme Jumala's zur Entschädigung für manches Herbe, Herzzerschneidende, Untragbare, was Christuskult, Königsknecht-

schaft und Zarenfrohn im Laufe der Zeiten über sie verhängt haben. Freilich hat das Sklaventhum der Finnen im Wortlaut längst aufgehört, und dem Namen nach ist der finnische Bauer ein Freier. Aber das Recht, das der Finne sucht, wird ihm am grünen Tische von russischen Richtern gesprochen, einem Beamtenthum, welches nach Art chinesischer Mandarine zum Inquiriren wie zum Händeöffnen für gleich befähigt gilt. Der arme, in kümmerlicher Noth lebende Finne hat aber keine Assignationen und Rubel, oft kaum Kopeken, in die weit ausgestreckten Hände seiner Richter hineinzulegen. Und daher wird das Recht der empfindenden Seele des Klagenden wie des Verklagten oft schmachvoll gekrümmt und zerbrochen wie das Holz eines fühllosen Bogens. Es geht heutiges Tags in den Marken Finnlands zu wie allerorten und zu aller Zeit, wo der Knecht seinem Herrn, der Darbende dem Reichen, der Elende dem Glücklichen gegenübersteht.

„Der Schwede ist des Finnen Voigt, der Russe des Finnen Büttel.“ Ein ähnlicher Gedanke kehrt in hundert Sprüchen und Sprüchwörtern der Finnen wieder. Das Deutschthum wie das Zarenthum, sie sind beide den tschudischen Völkern am russischen Ostseestrande in gleicher Weise missliebig und von übler Bedeutung. Aber der Finne ist gutherziger Art — wie könnte er denn sonst Dichter sein? — Wehmuth tritt bei ihm an der Rache Platz und seine Thränen lösen sich auf in Lieder. Und jene Wehmuth wiegt schwer: denn sie ist die ernste, feierliche Stimmung einer ächzenden zu Boden getretenen Mannesseele; und schwer auch wiegen jene Lieder: denn sie gleichen wuchtigen ehernen Geschossen, die nicht meuchlings die Unterdrücker tödten, aber, da sie ja selber unsterblich sind, auf ewighin vor den Augen der Welt sie vernichten. Wie viele Runot der Finnen sind nicht vorhanden, die da als schmerzliche Grabgesänge auf die zarische Rechtspflege und als düstre Glockenklänge sich dokumentiren, welche die Moskovitischen Verdammnissukase betrauern, anklagen, verspotten!

Wohin man kommt in Finnland, da tönet Gesang; nicht wüster, bacchantischer, lärmender: nein stiller, friedlicher, weihevoller. Mit der elegischen Stimmung ist fast immer die heroische, begeisterte und begeisternde unauflöslich verbunden.

In die seligen Tage der Vorzeit, einer ihm nebelhaft vorschwebenden Glanzzeit, in die Glorie der Freiheit, des Heldenthums versenkt sich der Geist des Finnen zurück: die Mythe wird ihm zur Aegis, die Poesie zum Palladium. Die Wellen des Gesanges durchschifft er, um sich das goldene Vliess zu holen. Ja, jeder Finne ist schöpferischer Dichter selbst, und zugleich andachtvoller Zuhörer fremder Dichtungen!

Vor Kurzem ward in St. Petersburg eine Finnin als Improvisatorin bewundert, der eine erstaunenswerthe Begabung eigen war, finnische Runot zu citiren wie selber zu dichten. Sie war eine einfache Bauersfrau, Greta Jakobstochter geheissen, und gebürtig aus Haapasalo in der Filialgemeinde Ober-Wetil des Kirchspiels Gamla-Karleby. Von da reisete sie durch ganz Finnland, und sang zur Kantele, der nordischen Harfe, die sie sich selbst gebaut und besaitet, mit glockenreiner Stimme die schönsten Melodien. Sie zog wandernd durch die Städte des Landes: Gamla- und Ny-Karleby, Jakobstad, Brahestad, Uleaborg, Jywäskylä, Tawastehus, Helsingfors, Wiborg lauschten mit inniger Freude dem süssen, rührenden Liede, welches von den Lippen dieser nordischen Sappho klang. Aber am liebsten sang sie selbst in stillen, traulichen Kreisen, unter Ihresgleichen, wo ihre Stimme am lebendigsten verstanden ward. Und ein Scherflein für die Ihrigen, begleitet von einem freundlichen Händedruck genügte ihr. „Das Kind des grünen Waldes, was sollte es im Lampenschein eines Salons? Das Volkslied giebt keine Conzerte!" so ruft Topelius, der talentvolle Redakteur der Helsingforser Zeitung aus, der die liebliche Erscheinung bereits im Jahre 1853 gesehen und bewundert. — Auch hätte sie nimmer um Lohn gesungen, aber bittere Armuth drängte sie: sie hatte Brot zu schaffen für einen kranken Mann und für acht Kinder! Man befragte sie: wer sie dichten gelehrt? Sie schlug die Augen nieder und sagte tonlos: „Waiwa," d. h. zu deutsch: der Kummer! —

Das ist nun Eine jener finnischen Kantelesängerinnen, die berühmt geworden, just, weil sie die Welt durchzog, weil sie in der Newastadt sich hören liess, weil öffentliche Zeitschriften die Tuba ihres Ruhms erhoben. Denn auch die St. Petersburger Zeitung vom 10. (22.) März vorigen Jahres widmet

unter der Aufschrift: „Eine finnische Volkssängerin in St. Petersburg“ dem Verdienste jener Bäuerin drei Spalten ihres Feuilletons. Wäre Greta Jakobstochter, die schon im 6. Jahre ihres Lebens auf einer sechssaitigen Kantele sang, begleitend das Lied eines heimathlichen Greises, in Haapasalo geblieben: wer hätte ihrer und ihrer Runen gedacht? In der Wildniss ihrer Heimath sang ja ein Jeder, und als ein superkluger Dandy aus St. Petersburg ihr die Frage vordolmetschen liess: mein Täubchen, wie erlernt sich denn so süsser Gesang? Da antwortete sie unbefangen, der erlerne sich ja von selber, sie sänge ja nur Das heraus, was in ihrem Innern lebe. Und als ein Anderer sie über den Gesang ihrer Landsleute befragte, da wunderte sie sich ob der Frage und sprach: Unsere Bauern singen Alle; der Sohn singt Das nach, was er vom Vater gehört hat, und vergisst er's einmal, so erfindet er selber Neues. —

Aus diesem Umstand ist denn die Textvariation in den finnischen Runot erklärlich. Nirgends circuliren soviel Abweichungen eines Textes als in Finnland. Jedes Kirchspiel, jede Gemeinde hat ihre besonderen Volkslieder. Zudem fehlt ein eigentlicher Grundtext, da das Lied nur im Munde lebt und nicht aufgezeichnet ist. Was überhaupt von den Tagen Porthen's, Gottlund's, Schröter's und Anderer her in Büchern zerstreut und gesammelt ist, haben nicht Finnen geschrieben, sondern Fremde, die sich für die Poesie des Nordens interessirten. Hatten doch Goethe und Herder bereits den Sinn für die Schönheiten des Volksliedes empfänglich gemacht; hatte doch neben der Theilnahme für die antike Dichtung schon der Glaube sich geltend gemacht, dass Classicität auch in der Poesie des Orients, bei Indern, Persern, Arabern zu finden sei; hatte man sich doch sogar berauscht durch den Nebelbecher, den des geistvollen und urpoetischen Macpherson schlaue Hand der gläubigen Welt kredenzte: wie hätte man unempfindsam bleiben sollen, als die zauberhafte Rose der finnischen Poesie so mit einem Male ihren duftreichen Kelch entfaltete? Wie wäre es denkbar gewesen, dass nicht allüberall, wo die Phantasie noch ihre Wunder zu üben weiss, alle Saiten der menschlichen Seele angeklungen und gebebt hätten, bezwungen von der Harmonie der Töne, die in den Liedern der Runot lebt? Und wie wäre es endlich zu erklären

gewesen, wenn nicht selbst die zur Wolkenburg Wäinämöinen's (des nordischen Apollo) heranklimmende gelehrte Forschung von der poetischen Uranlage des finnischen Volks entzückt gewesen wäre und die Vollzahl der runischen Dichtungen dokumentirt hätte? —

Hinsichts des Numerischen hätten wir nun freilich nicht Vieles zu bewundern, dafern es sich hier um gehaltlose und unförmliche Dichtungen handelte, wie sie wohl der Genius manches anderen halb verwilderten und unkultivirten Volkes zu Tage fördert. Denn ein gewisser poetischer Schaffensdrang beseelt nach unserm Dafürhalten ein jegliches Volk der Erde. Auch der Barbar übt sich im Sange. Er muss singen, da Ahnungen der Gottheit durch seine Seele ziehn: und die Religion ist die Mutter der Dichtung.

Aber Das ist das wahrhaft Interessante und in der That Staunenswerthe, dass der Urtyp jener nordischen Poesien meist von vollendeter Schönheit ist; dass der Genius der finnischen Sänge nicht bloss eine freie und fröhliche Seele zeigt, sondern auch einen stolzflatternden Königsmantel um die blendenden Schultern geschlagen; und dass selbst die Splitter jener durch Jahrhunderte fortgewachsenen Runeneiche noch so zahlreich und so zierlich sind, dass sie die blühendste aller Zauberschöpfungen, das wunderherrliche Nationalepos der Finnen, die Kalewala oder Kalewsage, zur Entfaltung zu bringen vermochten.

Ueber diese Dichtung, die den Glanzpunkt der Runenpoesie bildet und die mir recht eigentlich eine Verherrlichung jenes finnischen Apollo, Wäinämöinen, zu sein scheint, die aber auch treffliche Episoden enthält, die mit jener Göttersage in Verbindung stehen und mit ihr zusammen ein abgeschlossenes und harmonisches Ganze bilden, will ich hier kein Wort verlieren. Der Altvater Grimm und viele Andere haben sattsam ihrer gedacht und sich für sie begeistert, wie einst der Altmeister Goethe sich an der Sakuntala erfreute.

Hier liegt übrigens keine Mystifikation vor, wie bei Macpherson's Ossian. Denn dem schönen in Helsingfors im Jahre 1852 erschienenen deutschen Texte von Anton Schiefner, läuft der finnische Urtext, gesammelt von der Finnischen Literarischen Gesellschaft und herausgegeben von Dr. Lönnroth, vom Jahre

1849, zur Seite. Er enthält 50 Runengesänge in 22,793 Versen. Männer von europäischem Ruf wie Castrén, Sjögrén, Kellgrén, Renvall und unser gelehrter Sino-, Fino- und Philologe Schott haben die Wahrheit und den Werth der Kalewala auf der Wage der Forschung gewogen. Am gründlichsten und zugleich zugänglichsten ist Jakob Grimm's Untersuchung: „Ueber das finnische Epos" in Hoefer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache (Bd. I. S. 13 — 55). Diese Abhandlung erschien im Jahre 1846, als der ursprünglich gesammelte und gesichtete Text der Kalewala nicht viel über 10,000 Verse enthielt. Eine fleissige Forschung fügte im Laufe weniger Jahre, wie aus unserer obigen Angabe zu ersehen, mehr als das Doppelte an Versen hinzu, und begeisterte Gelehrte im benachbarten sprach- und stammverwandten Estland, auch die Rudera der Kalewsage aufzuzeichnen und zusammenzustellen, wie sie im Munde der Bauern in der Umgegend des vielbesungenen und sagenreichen Peipussees lebt. Schon Fählmann in Dorpat, mein theurer, unvergesslicher Freund, der Gelehrteste unter den Esten, und für die Wissenschaft viel zu früh Dahingeschiedene, gab den ersten, starken Impuls dazu. Sein Tod riss eine Lücke in die Forschung. Dann begeisterte sich Kreutzwald in Werro aufs Lebendigste dafür. Und ihm verdanken wir bereits die Ansammlung von 13 Gesängen in 12,145 Versen, welche die Gelehrte Estnische Gesellschaft in Dorpat zugleich mit der fliessenden, vielleicht etwas zu elegisch gehaltenen, deutschen Version von Reinthal seit dem Jahre 1857 herausgiebt. Vor wenigen Tagen erst ward mir aus dem Centralpunkte der gelehrten estnischen Forschung, aus Dorpat her, die vierte Lieferung dieses estnischen Nationalepos zugesendet, welches die Aufschrift trägt: „Kalewi poeg," d. i. Kalews Sohn, worunter *κατ' ἐξοχήν* der jüngste der drei Kalewiden verstanden wird.

Obschon ein Vergleich lockend erscheint zwischen den Nationalepopöen der beiden Hauptstämme der baltischen Finnen*)

*) Es scheint hier der Ort zu sein, wenigstens andeutungsweise die grosse ethnographische Schaubühne des Finnismus zu überblicken. Die Finnen gehören zur Gruppe jener Völkerschaften, deren Ursitz das Uralgebirge war, von wo aus sie strahlenförmig durch die Tiefebenen Europas und Asiens sich vor aller historischen Zeit verbreitet haben. In Europa

und Anhaltspunkte genug vorhanden sind, selbst heut schon, wo die Kalewidensage noch unfertig vorliegt, kritische Gegensätze festzustellen zwischen einer hier und da mehr vorwaltenden poetischen Tendenz im Finnismus oder Estonismus — so unterdrücken wir doch für heut jede derartige Ausführung und

kannten Griechen und Römer jene Völkerschaften schon unter dem Sammelnamen der Skythen. Damit scheint der Name Tschuden, den sie bei den Slawen (den Sarmaten der alten Geschichte) führen, verwandt. Die ganze ungeheuere Völker- und Sprachengruppe nennen wir am besten „Uraler." Sie scheidet sich in zwei Sondergruppen: die der „Tschuden" und „Ugrer." Jene reichen vom Ural bis zum Baltischen Meere; diese bis zum Oby. Jeder dieser beiden Hauptstämme zerfällt wieder füglich in drei Seitenstämme. Der Tschudische Hauptstamm besteht aus den germanisirten oder eigentlichen Finnen, den Wolgischen Finnen und den Permiern, die einst das alte Kulturland Biarmien innehatten. Sirjänen, Permjäken und Wotjaken bilden heut die drei Unterabtheilungen der Permier; Mordwinen, Mokschaner und Tscheremissen die drei Unterabtheilungen der Wolgischen Finnen und die eigentlichen Finnen, Esten und Lappen die drei Zweige der baltischen oder germanisirten Finnen. Die Lappen haben nur eine gemeinsame Hauptsprache, die Esten ihrer zwei, diejenige, die in Reval, und jene, die in Dorpat geredet wird. Unter den Finnen selbst hat man auf mehr sprachliche Nüancen zu reflektiren. Die Kareler im Norden und Osten reden einen sehr rauhen Dialekt, die harte Obersprache, beeinflusst durch die Nähe der Russen, deren scharfe Zischlaute sie selbst übernommen haben; die südlichen Finnen, die eigentlichen Suomalaiset, um Åbo, sprechen einen überaus weichen Dialekt, die schmeidige, consonantarme und vokalreiche Untersprache, beeinflusst durch die Nähe der Schweden und durch das flüssige Element des Meeres. Mitteninne zwischen dem Dorismus der finnischen Sprache (dem karelischen Dialekt) und ihrem Ionismus (dem åbosehen Dialekt) finden wir den eigentlichen Atticismus des Finnenthums in den mittleren Distrikten des Landes, in Satakunta, Tawastland und Oesterbotten. Hier fehlen die entstellenden Russicismen und Sueticismen in der finnischen Sprache und sie giebt sich dar in aller ihrer Reinheit, Correktheit und Glätte. Diesen edelsten Kern des Finnismus können wir als den tawastischen Dialekt kennzeichnen. Ein vierter Dialekt ist der olonzische, gesprochen von den Finnen des Gouvernements Olonez; er gilt für rauh, unbiegsam, aller Elasticität in der Flexion entbehrend, die doch gerade das Hauptkriterium der finnischen Sprache ist. Ausserdem zeigt sich dieser Dialekt mit vielfachen russischen Elementen amalgamirt. Dasselbe gilt von einem fünften Dialekt, den die Watialaiset um Narwa reden. Hier ist zwar nicht Rauhheit und Härte in den Formen vorhanden, aber eine anderseitige Entstellung durch abschwächende und erweichende Elemente, die durch die Deutschen in ihn eingedrungen sind. — Konnten wir den bis jetzt betrachteten ersten Haupt-

wollen vor der Hand nur folgende, ganz allgemeine und oberflächliche Andeutungen uns erlauben, die schon ein flüchtiger Hinblick auf die beiderseitigen Sagenkreise uns an die Hand gab. Ich möchte sagen: ich habe die estnische Sage mit Entzücken gelesen, aber die finnische mit Ehrfurcht. Durch das

---

stamm der Uraler, den tschudischen, zugleich als den Nord- und Weststamm dieser weitverbreiteten Sprachen- und Völkergruppe betrachten, so bilden die ugrischen Völker den Süd- und Oststamm derselben, der sich, mit Ausnahme der Magyaren zumeist in den Niederungen Sibiriens ausdehnt. Auch er enthält drei Unterabtheilungen, die Magyaren, die Wogulen und die Ostjaken. Die Einreihung der Völker Ungarns in dieses Sprachengeschlecht ist längst nachgewiesen und über allen Zweifel erhoben. Sie bilden nebst den baltischen Finnen das einzige Kulturvolk des ganzen riesigen uralischen Stamms. Keiner der übrigen Zweige hat Literatur und Schrift, oder doch höchstens nur das Neue Testament und die Psalmen. Vermöge der politischen Lage hat das Magyarenthum sich mit Elementen des Germanen-, Slawen- und Tatarenthums befruchtet. Aber indem es alle jene Sprachen in sich absorbirt, hat es die schöne Selbständigkeit nicht zum Opfer gebracht. Ja die türkischen Sprachreste der Kumanen und Jazygen sind spurlos in dem Wohllaut und der Fülle der magyarischen Sprache unter- oder vielmehr aufgegangen. Was die eigentlichen Finnen in der Nordgruppe, das sind die Ungarn in der Südgruppe der uralischen Völker. Wogulen und Ostjaken bildeten, wie wir zeigten, die weiteren Stämme dieser letzteren Gruppe. Bei den Wogulen lassen sich vier, bei den Ostjaken fünf Unterabtheilungen mit dialektischen Sprachunterschieden herausstellen. Die Wogulen an der Tschussowaja reden anders, als jene um Werchoturje, Tscherdym oder Beresow. Bei Beresow reiht sich an die wogulische Sprachensphäre der Kreis der ostjakischen Dialekte an; wir zählen als solche die von Beresow, am Narym, am Jugan, bei Lumpokolsk und Wassjugansk. Die übrigen Stämme der Ostjaken, die sich bis zum Jenisei und drüber hinaus verbreiten, gehören zum samojedischen Sprachengeschlecht, das zwar Wortbildungen mit den Uralern gemein hat, in der Syntax aber gewaltig abweicht. — Klaproth hat in seiner z. Th. veralteten, oft unkritischen Asia polyglotta, Sjögren in seiner gediegenen Abhandlung „über die finnische Sprache und ihre Literatur“ (St. Petersb. 1821) vergleichende Uebersichten zur Linguistik der uralischen Sprachen gegeben. Leider fehlen bei Sjögren mehrere Hauptsprachen; so das Estnische, worüber Hugel, das Lappische, worüber Possart belehren konnte. Auch kann der sirjänische Theil jenes Verzeichnisses nunmehr bereichert werden durch Flörow, Castrén und v. d. Gabelentz, welcher letztere auch hinsichts des Wotjakischen zu vergleichen ist. Für die Sprachen der Ostjaken können nun die Forschungen Erman's wie Erdmann's als rechtgültig eintreten. Das Ungrische aber hätte Sjögren aus zahllosen Compendien und Lexicis entlehnen und einschalten können.

Epos der Esten ward ich im innersten Herzen gerührt, durch das Epos der Finnen bis in die Nerven der Seele erschüttert. Die Kalewala der Finnen gleicht einer im Felsen des festen, ewigen Urgebirges wurzelnden Ceder; der Kalewi poeg der Esten ist einer Cypresse gleich, aus weichem, schwellendem

---

Wir wollen hier nicht zu ausführlich sein, und nur ein paar Wortbegriffe durch die Reihen des uralischen Sprachstammes hindurchführen, überhaupt aber nur da die Radices aufzeichnen, wo sie sich auf ein gemeinsames Etymon zurückleiten lassen. Wir wählen folgende Worte:

Gott: Tawastisch-finnisch Jumala, Karelisch jumala, Olonzisch jumal, jomal; Estnisch in beiden Hauptdialekten jummal; Lappisch jupmel, ipmel. Tscheremissisch jumò. Sirjänisch, permisch jen; Wotjakisch jumar.

Wasser: Finnisch (bei Tawastern, Karelen, Olonzen) wesi; Estnisch (bei Revalern und Dörptern) wessi; Lappisch tjatse. Mordwinisch, mokschanisch wied; Tscheremissisch wüt. Sirjänisch, permisch wa; Wotjakisch wu. Wogulisch uti, wti. Ungrisch vis.

Feuer: Finnisch (in allen Dialekten) tuli; Estnisch (R. D.) tulli; Lappisch tällä (spr. tollo). Mordwinisch tol, Mokschanisch tol, Tscheremissisch tül. Permjäkisch tol; Wotjakisch tül. Ungrisch tüz. Wogulisch taut, tat. Ostjakisch tut, tjod.

Stein: Tawastisch kiwi, Karelisch-Olonzisch kiwi, ziwi, tschiwi; Estnisch (R. D.) kiwwi; Lappisch ketke, kalle. Mordwinisch käw; Mokschan. kéw; Tscher. kjü. Wogulisch ku, kow. Ungrisch kö. Ostjakisch kiw, kéu, koch, kooch.

Wolke: Finnisch (in allen Dialekten) pilwi; Estnisch (R. D.) pilw; Lappisch palw, palwa. Mordwinisch pjel, Tscheremissisch pil. Wotjakisch pilem. Wogulisch pul. (Türkisch-tschuwaschisch pjult.)

Nacht: Tawastisch üö; Karelisch üö; Olonzisch üo; Estnisch (R. D.) ö; Lappisch ija. Mordwinisch, mokschanisch wä, wei; Tscherem. jüt. Sirjänisch woi; Permisch oi; Wotjakisch ui. Wogulisch ji, jy. Ungarisch ej. Ostjakisch ei, jig.

Schnee: Finnisch (in allen Dialekten) lumi; Estnisch (R. D.) lumni; Lappisch lopme. Mordwinisch, mokschanisch lo, lóu; Tscherem. lúm. Sirjänisch ljym; Permisch lüm; Wotjakisch lümü. Ostjakisch lontsch, lontschi, lans.

Erde: Tawastisch maa, mulda; Karelisch ma, mua, müa; Olonzisch ma; Estnisch (R. D.) ma, muld. Mordwinisch, mokschanisch moda. Sirjänisch, permisch mu, ma; Wotjakisch musjèm. Wogulisch ma, mag. Ostjakisch my, mü, müg.

Winter: Tawastisch talwi; Karelisch talawi; Estnisch (R. D.) talwe, talw (Rev. auch talli); Lappisch talwe. Mordwinisch, tscheremissisch tele. Wotjakisch tollte. Ungarisch tél. Wogulisch teli. Ostjakisch telli.

Moosgrunde emporsteigend. Diese rührt an den rosigen Saum der vorüberschwebenden Wolke, jene erreicht das unsterbliche Blau des himmlischen Aethers. Schmetternde Nachtigallenklänge dringen aus der Kalewala an die Seele des sich selber vergessenden Horchers und betäuben ihn und reissen ihn stürmisch

---

Mond: Tawastisch kuu; Karelisch kudoma; Olonzisch ku, kòu; Estnisch (R. D.) ku; Mordwinisch ko; Mokschanisch kóu.

Thon: Tawastisch sawi, sawwü; Karelisch sawi, schawi; Olonzisch sawi; Estnisch (R. D.) sawwi. Mordwinisch söwon, süwon; Mokschanisch süwan; Tscheremissisch schun. Sirjänisch, permisch, wotjakisch siui. Wogulisch sul. Ostjakisch sare.

Eiche: Finnisch (in allen Dialekten) tammi; Estnisch (R. D.) tam. Mordwinisch tumà; Tscheremissisch túmo. Wotjakisch tii.

Birke: Finnisch (in allen Dialekten) koiwu; Estnisch (D.) köiw; (R.) kask. Tscheremissisch kuä. Permisch küidsch; Wotjakisch kuits.

Hand: Tawastisch käsi; Karelisch, olonzisch kasi, käsi, zäsi, tschäsi; Estnisch (R. D.) kässi; Lappisch kät, käta. Mordwinisch kede, ked; Mokschanisch käd; Tscheremissisch kít. Sirjänisch, permisch, wotjakisch ki, ku. Wogulisch kata, kat, kät. Ungarisch kéz. Ostjakisch ket, kót.

Zunge: Tawastisch kieli; Karelisch, olonzisch kijali, keli, kelli, zieli, tschieli; Estnisch (R. D.) keel; Lappisch kiäl, kiäll. Mordwinisch, mokschanisch kjel, kel; Tscheremissisch jolma. Sirjänisch kyw; Permisch, Wotjakisch kyl.

Herz: Tawastisch-finnisch südän, sülän; Karelisch suiwän; Olonzisch süwen; Estnisch (R. D.) südda (D.) söa. Mordwinisch, mokschanisch sidi; Tscheremissisch schíum', schym. Sirjänisch sjölöm; Permisch tschöllem; Wotjakisch siulem. Wogulisch schim, schyma. Ungarisch szü, sziv. Ostjakisch sem, semel.

Blut: Finnisch (in allen Dialekten) weri. Estnisch (R. D.) werri. Lappisch warr, warra. Mordwinisch war; Mokschanisch wer; Tscheremissisch wor, wíur'. Sirjänisch, wotjakisch wir. Wogulisch ur, ure, wygr. Ungarisch vér. Ostjakisch wyr.

Bein, Knochen: Tawastisch, karelisch luu; Olonzisch lu; Estnisch (R. D.) lu. Tscheremissisch lu. Sirjänisch, permisch, wotjakisch ly. Wogulisch lu. Ostjakisch luu, lu, ly, luch.

Leber: Finnisch (in allen Dialekten) maksa; Estnisch (R.) maks; (D.) mas, mass; Lappisch muekse. Tscheremissisch móksch. Wotjakisch muss.

Ader: Finnisch (in allen Dialekten) suoni; Estnisch (R. D.) soon. Tscheremissisch schén'. Wotjakisch sän.

Auge: Tawastisch, olonzisch silmä; Karelisch silmä, schilmä; Estnisch (R. D.) silm; Lappisch tjalme. Mordwinisch sielmä; Mokschanisch

hinfort mit der feierlichen Magie des Gesanges; leise, liebliche Lerchentriller wiegen im Kalewi poeg den Lauschenden ein und stehlen sich süss und spielend in die Tiefen seiner Brust. Dem Leser des Letzteren begegnet es wohl, dass er sanft entschlummert während des weichen Gesanges, aber der Leser des Ersteren bleibt in ewiger Spannung: alle Fibern seines Herzens sind straff angezogen und seine Pulse flammen empor. Die Kalewala ist eine Zauberin, sie trägt in Händen einen mächtigen goldenen Zauberstab und eine demantene Fessel; damit berührt und umschlingt sie Alle, die in die Wunderkreise ihrer Dichtung treten. Der Kalewi poeg ist auch ein Zauberer, aber er berührt die Herzen nur leise mit silberner Ruthe und die

---

selma. Sirjänisch, permisch, wotjakisch sin. Wogulisch scham, schem. Ungarisch szem. Ostjakisch sem.

Fuss: Tawastisch jalka; Karelisch jalja; Olonzisch jalgu; Estnisch (R. D.) jalg; Lappisch juolke. Tscheremissisch jal, jol.

Fisch: Finnisch (in allen Dialekten) kala; Estnisch (R. D.) kalla; Lappisch kwele. Mordwinisch kal, kala; Mokschanisch kal; Tscheremissisch kol. Wogulisch kol, kul, kwol, chul. Ungarisch hal. Ostjakisch kul, chul. Samojedisch chálä, chálle, chálija, chárre, kárre, kólle; kolle, kuál, kuéllé; kola, kállà, kele. Bei den Südost-Asiaten in Annam und Pegu ka, kâ. Tschuwaschisch bei Klaproth póla, púlo, bei Sjögren pála. In allen übrigen türkischen Sprachen: balych, balyk, balák, balók, baluch, palach u. s. w.

Ei: Finnisch (in allen Dialekten) muna; Estnisch (R. D.) munna; Lappisch månne. Mordwinisch monàh; Tscheremissisch múno. Wogulisch mong; Ungarisch mony. Ostjakisch mok. Samojedisch mona, mónna, mónu, múni.

Dieses Verzeichniss, welches zwar nur eine sehr geringe Anzahl von Wörtern enthält, die wir durch die sprachlichen Kreise des Uraler-Stammes hindurchgeführt haben, wird gleichwohl genügen, die Verwandtschaftsverhältnisse aller derjenigen Sprachen darzuthun, die zu jenen Kreisen gehören. Unter allen hier verglichenen Sprachen ist die eigentlich finnische die weichste, biegsamste, schmeidigste. Man könnte sie als den italienischen Dialekt in der Gruppe jener uralischen Sprachen bezeichnen. An Flexibilität und Formenreichthum, sowohl was Declination (die 14 Casus zählt) als Conjugation betrifft (wo sie in Hinsicht auf Tempora und Derivation Unglaubliches leistet), kommt der finnischen Sprache vielleicht keine Sprache der Erde gleich. Sie überbietet hierin nicht nur weit die germanischen und romanischen Sprachen, sondern selbst die slawischen, vor welchen sie ausserdem den Wohlklang voraus hat. Der Verf.

magische Kette, die er schlingt, ist aus edelen Steinen gewebt, die zwar flimmern, jedoch des Diamantgefunkels entbehren. Der Kalewidengesang, das Lied vom Kalewi poeg, ist dem falben mitternächtlichen Mondlicht gleich, das über Sümpfen und Haiden hinsterbend und zaghaft zittert; der Sang von Wäinämöinen, das Lied der Kalewala, ist dem brennenden mittäglichen Sonnenstrahl gleich, der über Seespiegeln und Granitfelsen lebenskräftig und freudig leuchtet. Die Kalewala ist ein Götterepos, der Kalewi poeg ein Heldenepos. Jenes ist die nordische Ilias, dieses die nordische Odyssee. Beide sind der Kränze der Ewigkeit werth, beide ergänzen sich, wie Goethe und Schiller, wie Geist und Seele, wie Verstand und Gefühl sich ergänzen, vervollständigen, durchdringen. Etwas Charakteristischeres zur Bezeichnung der Hauptunterschiede beider tschudischen Dichtungen wissen wir in der That nicht zu sagen. —

Und somit lassen wir das estnische Nationalepos fallen und kehren zum finnischen Nationalepos zurück. Es drängt sich uns, wenn wir dieser letzteren grossen Dichtung gegenüberstehen — denn vergessen wir nicht, dass der Umfang der Kalewala durch 23,000 Verse bestimmt wird — unabweisbar die Betrachtnahme auf, dass das Homeridenthum jener Nationaldichtung ein urpoetisches, sang- und gottbegabtes, hochgeniales sein müsse. Ein Volk, welches im Stande ist, eine so umfang- und inhaltreiche Heldendichtung, wie sie uns in der Kalewala vor Augen liegt, rein aus sich selbst herauszuschaffen, ohne dass ihm eine Anregung und Unterstützung von Aussen ward, ohne dass fremde Poesien und Sagenkreise bei der geistigen Conception und dichterischen Zeugung influirten; ein Volk, welches solche Wunderschöpfungen hinstellte ohne Ehrgeiz, ohne Ruhmsucht, ohne Anspruch auf Veröffentlichung, auf Bekanntwerdung, auf Verbreitung jener Dichtungen (denn der Finne liest nicht, schreibt nicht, und der Deutsche, Schwede und Russe versteht kein Wort seiner vokalreichen, melodischen Sprache); ein Volk, welches gar keinen Werth legt auf die eigenen Poesien, die da würdig sind unvergänglicher Palmen, und welches es Fremden überlässt, dieselben zu sammeln und zum ewigen Kranze zusammenzuflechten; ein Volk also, welches rein aus poetischem Urtriebe, unbewusst, wie es die Nachtigall thut, sinnt, schafft, dichtet und

singt und Runot ersinnt, dichtet und singt, wie die Kalewala: — ein solches Volk ist als ein hochbegabtes, poesiereiches, beneidenswerthes, fast einzig dastehendes zu kennzeichnen. —

Wir haben oben die Finnen charakterisirt als eine vollkräftige, markige und unverderbte Nation, einen Abdruck wiederspiegelnd ihrer unberührten Berge, ihrer jungfräulichen Seen, ihrer keuschen Luft — wie das Volk der Finnen, so ist nun auch seine Poesie eine reine, urgemüthliche und kerngesunde. Da ist nichts Klägliches, Weinerliches, Fröstelndes, was Schauer und Unbehagen weckt und die Saiten der Seele herabstimmt: vielmehr ist vorhanden in ihr Ernst, Kernigkeit, Vollkraft; kein Kastratenthum weder in Gedanken noch Bildern, nein eine Mannheit, die sich ebenbürtig zeigt jedem vollkommenen Volksgesange, wo immer Klänge desselben angeschlagen worden sind von den Tagen Griechenlands her bis zu den Zeiten hinab, wo das Lied der provençalischen Troubadours, der britischen Minstrels, der nordischen Skalden oder der deutschen Minnesänger tönte.

Etwas merkwürdig Unterscheidsames hat die Poesie der finnischen Runot gleichwohl von fast jedweder anderen Volksdichtung. Während das epische Element in der einen, das lyrische Element in der andern Nationalpoesie sich vorwiegende Geltung schuf, ja manchem Volksliede, wie dem italischen, sogar eine dramatische Färbung eigen ist, bedingt durch die gestikulirende Lebhaftigkeit und das feurige Naturel des Südländers: so erscheint die Runenpoesie der Finnen als eine belehrende, berathende, warnende, tröstende, sittliche, ernste, die aus den Schätzen der Erfahrung goldene Lehren und Heilsprüche in das Leben mitgiebt und die Jugend zur Tugend und Tapferkeit im Ertragen der Uebel des Lebens befeuert. Selbst mitten in das ruhige, klare Meer des Epos hinein springt der flüssige Born der Didaktik und die Weisheit gränzt Thaten und Gedanken ab und giebt dem Drange der Handlung eine sichere Haltung und dem Feuer der Gefühle eine wohlthuende Schattirung: wie wenn ein frischer, fröhlicher Windhauch über den majestätischen Spiegel eines Sees daherweht und auf demselben ein stets wechselndes Wellengekräusel hervorbringt.

Die finnische Kalewala ist reich an Sentenzen; der estnische

Kalewi poeg nicht minder. Zwar will der verdienstvolle Schröter, der uns Deutschen vor Zeit die ersten finnischen Runot vorgelegt hat (Stuttg. und Tüb., Cotta, 1834), auch der epischen Gattung derselben eine rein lyrische Färbung abgemerkt haben: dem Sammlertalent jenes Mannes die Ehre! aber wir meinen dennoch, er habe in seinem Urtheil sehr geirrt. In einem zu Leipzig (bei Falcke und Rösler) bereits vor 4 Jahren erschienenen Büchlein, u. d. T.: „Runen finnischer Volkspoesie" habe ich die Ansicht Schröter's durch vielfach beigebrachte Citate zu widerlegen versucht. Ich beziehe mich denn hier auf dieselben. Ein genaueres Studium der tschudischen Dichtungen hat mich belehrt, dass mein Abweichen von der Schröter'schen Ansicht durchaus gerechtfertigt sei. Ich habe seitdem eine Menge Beweisstellen gesammelt, die meine frühere Meinung unterstützen und begründen. Die Kalewala hat mir hierbei als weitere logische Handhabe gedient, und neuerlich auch der Kalewi poeg, worüber Näheres zu melden einer späteren Gelegenheit und einem anderen Orte vorbehalten bleiben mag. —

So hat denn also, wie man mir hier ohne scharfe mathematische Deduction glauben mag, das finnische Epos die Stütze der Didaktik gewonnen. Aber auch der finnischen Lyrik ranken sich Gnomologie und Parömiosophie wie üppige, sie von allen Seiten umschlingende Blumen zu. Ja, Didaktik ist die blühende Liane am Stamm der grünen Runeneiche. Das eigentliche finnische Lied selbst, Leid oder Liebe athmend, ist reich an Bedacht, Ernst und Würde, bei aller Glut, Inbrunst und Schalkheit. Das ist eben eine Folge seiner didaktischen Färbung. Darin sind die finnischen Liebesrunot völlig das Gegentheil von den erotischen Volksdichtungen der russischen und überhaupt slawischen Völker. Der Ernst fehlt bei den letzteren fast immer, die Würde geht verloren in Wehmuth und Weichlichkeit, daneben herrscht oft plumper, massiver Witz, Ungebundenheit und Rohheit. Dem Finnen geht die Grazie selten ab; es giebt finnische Volkslieder, die man den zartesten und edelsten an die Seite stellen kann, die je in einem Lande gesungen wurden. Und wenn man die Luwut oder Zaubergesänge der Finnen aus ihrer Poesie hinwegrechnet, Dichtungen, die in jeder Volkspoesie als überflüssige Auswüchse erscheinen, so darf man

sagen, dass der Baum der finnischen Nationalliteratur nur überhaupt frische, kräftige und blüthenreiche Triebe hervorgebracht habe. —

Dabei ist die metrische Form der finnischen Lieder, der trochäische Tetrameter, als Verstaktik geschickt angewandt wie zur Technik des Gesanges sehr wohl geeignet. Mit dem viermal aneinandergereihten Trochäus schlägt der Finne die rohe Ausgelassenheit und den üppigen Aufschwung der Gefühle nieder, wo solche Empfindungen sich je in den Vers hineindrängen wollen. Wie man Sonnenstrahlen wohl Pfeile nennt, so könnte man — denn der Sonnengott ist ja zugleich der Gott des Gesanges — so könnte man, meine ich, die Lieder der Finnen auch Schwerter heissen, geschwungen wider das Unrecht, die Unmoral, die Feigheit, die Lieblosigkeit und Herzenskälte.

Das Herz des Finnen schlägt für Recht und Gerechtigkeit; Biederkeit, Redlichkeit, Wahrheit, diese hohen Güter des Lebens sucht man in der niederen Hütte des Finnen nicht vergebens. „Miestä sanast', härkää sarwest'" (den Stier beim Horn, den Mann beim Worte): das ist ein Spruch, den jeder Finne kennt. Für die Heiligthümer der Tugend, in der Verfechtung der Ehre, der Sitte, der Treue opfert der Finne sein Leben.

Und so auch spricht sich in den Runen der Finnen ein Abglanz jener Gesinnung aus, die, weil sie edel und adelig ist, auch oft dem Vers eine aristokratische Glätte und eine saubere, harmonische Abrundung verleiht. Denn mit der Hoheit des Gedankens wächst jederzeit auch die Erhabenheit der Form wo eines vollendet ist, ist, meine ich, auch das andere vollkommen. Die schönste der Blumen, die Rose, verstreut auch den lieblichsten Duft. —

Wir sprachen vom trochäischen Tetrameter der finnischen Runot, als dem gewissermassen legalen Metrum derselben. Der heitere, aufspringende Jamb, oder gar der kecke, hüpfende Anapäst würden ganz unpassend und unharmonisch erscheinen dem ernsten, sittlichen Gehalte der finnischen Runot gegenüber. Ausser dem trochäischen Tetrameter, der oft, aber nicht immer, als trochäische Dipodie erscheint, besitzt der Finne nur noch den trochäischen Trimeter und den trochäischen Pentameter.

Beides sind aber höchst seltene Ausnahmen und gleichsam als regelwidrige Abweichungen und metrische Nachlässigkeiten zu kennzeichnen. Sie mischen sich (und besonders gern geschieht dies in den Luwut, jenen Zaubersängen) auch wohl zuweilen absichtvoll ein und dienen dann zur Erhöhung des Nachdrucks, wie Virgils unfertige Daktylen und Spondeen zwischen den fertigen Hexametern, die von einigen Philologen ja in solcher Weise gedeutet werden, obwohl Andere nur eben das noch Unvollendete, einer späteren Ausglättung Vorbehaltene, darin erkennen wollen.

Auch tritt der Trochäus der Finnen zuweilen untermischt mit Daktylen auf, aber auch dies ist selten, und bei weitem die Mehrzahl aller finnischen (sowie estnischen und lappischen) Verse ist gebildet durch das Metrum des zu vier Malen wiederkehrenden Trochäus.

Um ein paar Beispiele solcher trochäischen Rhythmen anzuführen, setzen wir nachfolgende Verse her, die zugleich dem, der keine Ahnung von der finnischen Sprache hat, die fremdländischen Klänge derselben verdeutlichen werden:

Túlee | míes me- | rén ta- | káinen,
Waan ei | tule | turpeen | alta.
Deutsch: Wohl zurück vom fernen Meere
Kehrt der Greis, nicht aus dem Grabe.

Hü'wä | kéllo | káuwas | kúulu,
Paha | sano- | ma e- | demmäs.
Weithin schallt die gute Glocke
Weiter schallt die böse Rede.

Sáapi | tü'hjän | pü'ütä- | mä'tä,
Kowan | onnen | osta- | mata.
Nicht'ges findet man ohn' Suchen,
Ohne Kauf ein herbes Schicksal.

Ue'ksi | lámmas | wéttä | mä'äkii,
Koko | karsi- | na ja- | noopi.
Blökt auch nur Ein Lamm nach Wasser,
Durstet gleich die ganze Heerde.

Tíkka | kírja- | wá met- | sässä,
I'hmïsën | íkä | kirja- | wampi.
Schillernd ist der Specht im Walde,
Schillernder ist das Menschenleben.

Ae´mmät | ä´hkü- | én e- | lä´wät,
Kúuset | paukku | en pa- | lawat.
Stöhnend leben stets die Frauen,
In dem Feuer knattern Tannen.

Kéwe- | ä´t les- | kengin | kéngät,
Miestä | toista | toiwo- | essa.
Auch die Wittwe drückt der Schuh nicht,
Harret sie des neuen Freiers.

Willai- | nén on | ä´iden | wítsa,
Isän | ruoska | runte- | lewa,
Witsa | wiera- | han we- | rinen.
Wollig ist der Mutter Ruthe,
Strenger geisselt die des Vaters,
Blutig schlägt des Fremden Ruthe.

Diese Verse sind, wie tausend und abertausend andere finnische, ganz rein im trochäischen Metrum gehalten. Nur einmal in dem Verse:

I´hmĭsĕn | ikä u. s. w.

mischte sich, wie wir sahen, ein Daktylus ein.

Auch in folgenden Beispielen gesellen sich einzeln, oder mehrfach, Daktylen dem trochäischen Grundrhythmus, und schwächen denselben ab, ohne ihn indess zerstören zu können:

Ky´llă mă | sŭllen | ky´ywin | ánnan
Oder: I´tkĭsĭn | ítkĭsĭn | kulla- | stani.
Gerne den Reisezelter geb' ich.
Weinen um meinen Geliebten sollt' ich.

Dagegen erscheint der trochäische Rhythmus allerdings beinahe aufgehoben in solchen Fällen, wo der Finne den sonst gebräuchlichen Tetrameter abwarf, und ihn gegen den Trimeter oder Pentameter vertauschte. Hier wird das Metrum denn oft ganz frei und die Rhythmen erscheinen gar locker, zumal wenn die Daktylen an den Ausgang des Verses treten. Da macht sich denn beinah ein dithyrambisches Versmass geltend, welches sich leichter zum Gesange eignet als zur Deklamation.

Wir geben einen Beleg für den finnischen trochäischen Trimeter:

Silmäni | wéttä | wuotäwät,
Niin kuin | wirta | wäkewä,
Kóskest | alas | mänewä.
Thränen dem Aug' entperleten,
Wie die Bäch' ergiessen sich,
Die vom Hochberg schäumen her.

Und ferner ein Beispiel eines finnischen trochäischen Pentameters:

Kä'win | minä | käunistä | källiötä | myö'ten,
Hiekka- | rannan | liewettä | myöten,
Mänin | minä | piskönï | karta- | nohon,
Siskŏpä | minun | syömään | pani.
Ging ich längshin eines entzückenden Hügels,
Längs des dünentragenden Strandes,
Ging zum Hof ich meiner geliebten Schwester,
Speise mir setzte vor die Schwester.

Man wird zugeben, dass hier der trochäische Rhythmus dem Zerfall nahe ist, während derselbe immer noch durch ein zartes Band zusammengehalten erscheint, wenn der trochäische Tetrameter in Daktylen ausläuft; denn der Tonanschlag ist hier doch wenigstens ein trochäischer, da er wiederholt die ersten Arsen trifft.

So klingen die finnischen Tetrameter:

Hü'wät | pijat, | käuniit | tü'ttärĕt;
Mistä | pahat | woimot | tulĕwät?
Gute Mägdlein, liebe Töchterchen;
Sagt: woher die bösen Gattinnen?

fast regelrecht, zumal die beiden Kürzen am Ausgange im Finnischen sehr schnell gesprochen und fast in eine Sylbe contrahirt werden.

Was den Reim betrifft, dies Kennzeichen germanischer und romanischer Dichtkunst, der aber auch dem Orient und selbst der slawischen Poesie der Heutzeit eigen ist, so kennen die finnischen Runot davon auch nicht die leiseste Spur. In den Sprichwörtern der Finnen kommen wohl ein paar vereinzelte Beispiele von Reimversuchen vor, es sind aber das solche Fälle, wo es unzweifelhaft erscheint, dass hier das deutsche oder schwedische Vorbild influirt habe. Diese so ganz ausnahmsweise auftretenden Reime verdienen demnach gar keine Beachtung. Wo aber in den lyrischen oder epischen Liedern der

Finnen, vor allen in der „Kalewala," einmal ein Reimklang sich hörbar macht, da ist derselbe ganz unwillkürlich und keineswegs zur Erwirkung eines Effekts in die Dichtung hineingekommen. Da die finnische klangvolle und mit Vokalen so reich ausgestattete Sprache den Reim so leicht ermöglichen könnte, so muss man eben bei der Verzichtleistung des Finnen auf denselben um so entschiedener die Absichtlichkeit des Reimes bezweifeln, wo immer derselbe einmal auftritt.

So hat denn also die finnische Poesie freiwillig sich eines der Hauptmittel entschlagen, um dichterische Effekte zu erzielen. Und welches ist denn die Ausgleichung, wodurch der Finnismus die Magie der Klänge zu ersetzen weiss, die in den übrigen abend- und morgenländischen Poesien so zauberische Wirkungen für das Ohr, und nicht für das Ohr allein, sondern auch für den Geist und die Seele hervorbringt? Oder hätte die finnische Dichtung gar kein Ersatzmittel für den fehlenden Reim? — Man blicke doch auf die Vertheilung der Gaben hin, welche die mütterliche Hand der Schöpfung spendet: der farblosen Lilie lieh sie den entzückenden Duft; für den Misston der Stimme entschädigte sie den Papagei durch den Farbenglanz der Federn; unten dem grauen Gefieder der Lerche liess sie pochen ein sangreiches Herz. — Und so auch suchte und fand die Poesie der Runen einen Schatz, der sie die Entbehrniss des Reimes vergessen machte. Das ist die Alliteration. Vorhanden und bräuchlich ist dieselbe in so ausgebildetem Masse, dass sie einem Uebersetzer, wenn derselbe sie nachbilden wollte, eine wahrhafte Herkulesarbeit verursachen müsste.

In der Uebersetzung der finnischen Runen, deren ich oben gedachte, habe ich mich wohl zuweilen an die finnische Alliteration herangewagt: aber ich gestehe freimüthig, dass mich fast die darangesetzte Zeit gereut. Was in der Ursprache gesund und ursprünglich erscheint, will zudem in fremder Sprache stets matt und kränkelnd erscheinen, wenn der Genius dieser letzteren überhaupt solcher Eigenthümlichkeit abhold ist. Man füge dem Schwan des Pfauen Schweif hinzu und Keiner wird jauchzen: seht den stolzen, königlichen Vogel! Und so auch ist jene Alliteration das ureigene, alleinige und wesentliche Kenn-

zeichen der finnischen Poesie, wie sie diese Anlage und Eigenthümlichkeit in solcher Erscheinung und in solchem Masse mit keiner andern Dichtung Europas und Asiens theilt.

Fast kein Vers kommt ohne das eine oder andere Genus derselben vor. Es giebt nämlich erstlich den sogenannten Buchstabenreim oder diejenige Art der Alliteration, wo in einem und demselben Verse zweimal oder mehrfach derselbe Konsonant zu Häupten eines Wortes auftritt.

Z. B.: Hüwä | **k**ello | **k**auwas | **k**uuluu
Oder: **T**ule | tänne | tuttu | wani.
Weithin **g**ellen **g**ute **G**locken.
Komm **k**eck her, Du mein Be**k**annter.

Und zweitens hat man im Finnismus den sogenannten Sylbenreim, d. i. jene Art der Alliteration, wo die Wiederholung nicht bloss den Konsonant, sondern auch den sich zunächst anreihenden Vokal trifft.

Z. B.: **Tu**le | **tu**rka | **tuu**tu | huni,
Liki | **li**ki | **li**ntu- | seni,
Kuki | **ku**ki | **kul**ta- | seni!
Lagre dich **la**nghin aufs **La**ger,
Nahe, **na**he, **Na**chtigallchen,
Liege, **lieg**' hier, **lie**bes Goldchen!

Und so in unzähligen Fällen!

Diese Alliterationen, zumal die letztere, schlingen sich wie lachende Knospen und frisch aufspringende Blüthen durch den ganzen Kranz der finnischen Dichtung, und leihen ihr von anderer Seite her Duft und Farbenfülle, da, wie wir bemerkten, der schillernde Kelch der Reimblume hier verschlossen ist.

Die Alliterationen sind die spielenden Blitze des Finnismus, die sich durch alle Runot flimmernd und funkelnd hindurchschlängeln, und die leicht hinrollenden Wellen derselben gleichsam vor dem Stagniren und der Monotonie beschützen.

Eine Alliteration übrigens in dem Sinne der germanischen und romanischen Völker, deren Konsonanten aus einer Versreihe in die andere überspringen, giebt es, was wohl zu beachten ist, im Finnismus nicht, oder sie kommt wenigstens nur höchst selten und wahrscheinlich ohne künstlich bezweckt zu sein vor.

Auch die Assonanz ist nicht eben häufig. Doch giebt es einige Beispiele, wie:

	Astu	**a**rmas	sänky	hyni
Oder:	**I**hmîsên	**i**kä	kirja-	wampi
Oder:	**Ae**mmät	**ä**hkü	en e-	läwät

Komm in meine **A**rme, **A**rmer!
Immer **i**st schillernd Menschenleben.
Durch **Ae**onen **ä**chzen Frauen.

Zu den eben angeführten charakteristischen Merkmalen der finnischen Poesie kommt endlich noch als weiteres bedeutsam hervortretendes Kriterium der sogenannte Sinnreim, wie ihn Renwall geistreich nennt, d. h. der Parallelismus der Gedanken. Eine Eigenthümlichkeit, welche die finnische Sprache, hervorgegangen aus den östlichen Sprachen, zunächst aus der grossen tatarischen Sprachgruppe, mit allen orientalischen Völkern, besonders den semitischen, gemein hat.

Besondere Beispiele hier anzuführen, enthalten wir uns, da wir sofort Gelegenheit finden werden, die letztgedachte Eigenthümlichkeit in den finnischen Liedern häufig genug wahrzunehmen.

Wir erlauben uns nämlich nunmehr, einige dieser Runot dem geneigten Zuhörer vorzulegen, und bemerken dazu, dass dieselben keineswegs als ein Extrakt aus der oben angezeigten, vom Vortragenden früher veranstalteten Lese u. d. T. „Runen finnischer Volkspoesie“ sich geriren, sondern dass sie einer neuen grösseren Sammlung von Runen entlehnt sind, welche in die 3 Abschnitte: „Jumala,“ „Wäinämöinen“ und „die Kantele“ zerfallen soll.

Die Uebertragung dieser von mir durch besondere Gunst der Umstände veranstalteten Aufzeichnung, die grossentheils auf der prächtigen Schaubühne der finnischen Poesie selber ermöglicht ward, wird zugleich die oben aufgestellte Ansicht, dass das didaktische Element im Finnismus sehr bedeutsam vertreten sei, über jeden Zweifel erheben. —

Die Runot, welche ich ausgehoben habe und zwar ohne alle ängstlich-kritische Wahl, da mir zu solchem Geschäft Musse wie Laune gebricht, lauten, mit Beiseitelassung des finnischen Textes, in der deutschen Uebersetzung, wie folgt:

Unbeständig ziehn die Winde
Ueberm Haupt der Menschenkinder,
Itzt aus Norden, itzt aus Süden,
Nun aus Osten, nun aus Westen,
Wechselnd täglich in der Richtung,
Aendernd sich mit jeder Stunde.
Unbeständig schwankt im Sunde
Auch die Welle, friedlich heute,
Aber morgen aufgewühlet.
Unbeständig treibt die Wolke
Auch entlang am blauen Himmel,
Ist bald klar und mild und friedlich,
Wie ein Lämmchen, welches spielet;
Ist bald wüthig, Blitze dräuend,
Wie ein Wolf, der tückisch blicket.
Unbeständig ist der Tag auch,
Streitet stets sich mit dem Abend;
Unbeständig ist das Licht auch,
Streitet stets sich mit dem Dunkel;
Unbeständig ist der Sommer,
Streitet stets sich mit dem Winter;
Unbeständig ist auf Erden,
Ungewiss und schwankend jedes,
Unterthan dem Wechsel alles:
Aber eines Weibes Sinne,
Eines Mägdleins Gedanken,
Einer Jungfrau Herzgefühle,
Und Empfindung und Gesinnung,
Und ihr Will und ihre Neigung
Wechseln schneller noch als Winde,
Sind noch schwankender als Wellen,
Ungewisser noch als Wolken,
Unbeständiger als Tage,
Flücht'ger als des Lichtes Strahlen,
Und verändern sich viel rascher
Als die raschen Jahreszeiten.

Sehr zu preisen ist ein Jüngling
Und fürwahr der Ehre würdig,
Er der starke, kecke, kräft'ge,
Den die Dirnen selber locken,
Dem die Jungfraun gerne dienen,
Und die Mägdlein freudig winken
Mit den schönen weissen Händen,
Mit den süssen rothen Lippen,
Und den lieben hellen Augen:
Wenn er wehrt den Liebesküssen,
Und entgeht der Anmuth Netzen,
Und zerreisst der Wollust Stricke,
Schwingend nur das Schwert mit Wonne
Und nachlebend stolzem Ruhme,
Aechtem Preis und wahrer Ehre,
Schlachtenfroh und kriegesfreudig,
Thatendurstig, siegbegehrend,
Kranzeswerth und runenwürdig.
Aber welcher Ruhm, ihr Leutchen,
Krönt den Greis, den ausgezehrten,
Abgelebten, abgewelkten,
Wie er auch enthaltsam wandelt
Und Versuchung standhaft meidet?
Flieh'n ihn selber doch die Dirnen
Und enteilen ihm mit Lachen,
Meiden selbst ihn doch die Mägdlein
Und verspotten ihn den Alten,
Rufen pfui! doch alle Jungfraun
Und enthüpfen ihm hohnlachend.

Der Gerechtigkeit, es fehlen
Nicht allein ihr beide Augen,
Ihr gebrechen beide Ohren
Auch, und lahm sind ihre Hände,
Und auf jedem Fusse hinkt sie,
So auf rechtem, wie auf linkem,
Und gekrümmt ist ihr der Buckel,
Gänzlich steif sind ihre Glieder
Und zu keinem Dienste tauglich;
Ja, Gerechtigkeit ist völlig
Ein spottaltes Weib zum Ekel,
Eine hässlich leid'ge Vettel,
Eine widerwärt'ge Hexe.
Aber alle Richter prahlen:
Seht die schöne liebe Jungfrau,
Seht die holde schmucke Dirne,
Seht das ros'ge süsse Mägdlein!
Ist sie werth nicht der Umarmung?
Und nicht würdig eines Kusses?

Süssigkeit verführet Fliegen,
Und die Liebe locket Menschen.
Doch den Adler reizt nicht Zucker,
Und den Helden nicht die Schönheit.

Berg und Felsen können schwinden,
Und die Meerflut kann vergehen:
Nur des Mannes Tugend bleibet,
Nur des Wackern Name währet.

Immer findet sich sich ein Sänger,
Ist nur Heldenwerk zu singen.
Und die Runen sie gesellen
Sich dem Ruhm, wie Gold dem Ringe.

Schlage einen breiten Schleier
Ueber die empfang'ne Wunde,
Wenn die Hand, die sie geschlagen,
Sich dir neu zum Segen öffnet.
Nur der Zornige vergisst nicht,
Der Unlautre nur vergiebt nicht;
Aber stets bereit zur Sühne,
Und stets willig zur Vergebung
Ist die lieb'erfüllte Seele,
Ist das Herz des edlen Mannes.

Mehr zu fürchten als der Tod selbst
Ist des Alters leid'ge Schwäche.

Bruder ist gar hoch betrübet,
Stirbt ihm die geliebte Schwester;
Aber bald hört auf sein Trauern,
Hat ja mehr wohl der Geschwister,
Bräutigam ist gar bekümmert,
Steht er an der Liebsten Sarge,
Aber bald hört auf sein Kummer,
Giebt ja andrer Dirnen mehr noch;
Mutterherz ist ganz zerbrochen,
Stirbt der Sohn ihr, er der einz'ge,
Nie hört auf ihr stilles Klagen,
Der ihr schied, er war ihr Alles.

Wider Fieber dienen Pillen,
Wider Kopfweh helfen Säfte,
Wider Zahnweh frommen Tropfen,
Magenweh kuriren Kräuter,

Bei Verrenkung ziemt ein Umschlag,
Brüchen nutzen die Verbände:
Wider Herzweh nutzt kein Tröpflein,
Seelenleid kurirt kein Tränklein,
Raschen Pulsschlag zähmt kein Pillchen,
Schnellen Blutlauf hemmt kein Kräutlein,
Heisse Sehnsucht stillt kein Säftlein,
Heft'ge Liebe heilt kein Bändlein
Als allein — das Band der Ehe!

Hoffnung ist der Erde Speise,
Ist der Wasserquell des Lebens.*)
Alsolange lebt der Mensch nur,
Alsolang' er Hoffnung heget.

Aus den Augen quillt die Thräne,
Welche weint der Lieb'erfüllte;
Aus dem Herzen jene Zähre,
Die vergiesst der Kummervolle.

Wenn es wettert auf dem Felde,
Flüchte zu des Fürsten Eiche:
Denn sie wird der Blitz nicht treffen,
Und der Strahl sie nicht berühren.

Schaut der Edelherr die Sonne,
Sagen Alle: ja sie blendet!
Schaut die Edelfrau die Wolken,
Spricht ein Jeder: o wie dunkel!

Jenes ist ein schlechtes Lachen,
Welches Andrer Thrän' hervorlockt;
Jenes ist ein böses Scherzen,
Welches Andrer Herz zerschneidet.

Freue dich, Du wackrer Kämpe,
Wenn man Opfer von dir heischet!
Hast du schon gehört, dass Grosses
Von den Schelmen man gefordert?

*) Wie edel und einfach! Die Hoffnung wird hier als Dasjenige bezeichnet, was dem Menschen das Nöthigste auf Erden ist — als Speise und Trank. Viel emphatischer würden südliche Dichter, der Schlichtheit dieser nordischen Poesie gegenüber, sich ausgedrückt haben. Worte wie Manna, Nektar u. s. w. wurden da nicht gefehlt haben.

Eines Wack'ren Namen singet
Gern der wack're Runensänger;
Von des Schwächlings Preise klinget
Die Kantele nur des Schwachen.

Schaut der Zwerg empor zum Berge,
Trocknet er sich schon den Schweiss ab.
Doch der Ries' er schreitet muthig,
Siehet gar nicht auf zum Gipfel.

Gold zu sagen lernt der Stumme,
Dem die Rubel du verheissest.
Deine Tochter sieht der Blinde,
Dem du sie versprichst zur Gattin.

Wenn die Magd fiel in den Brunnen,
Wird ihr Ungeschick getadelt;
Fällt hinein die Herrentochter,
Einzig trägt die Schuld der Brunnen.

An der Klippe leckt die Brandung,
Und die Missgunst an der Tugend.

Schluckt die Scheegans zu viel Steine,
Kann sie leicht daran ersticken.

Wer ein Strecklein auf dem Sunde
Fuhr, das Meer von Ferne schauend,
Immer spricht vom Meere Jener,
Und von aufgewühlten Wellen.

Wer sog Kraft schon aus dem Wasser?
Wer Begeistrung aus der Quelle?
Trinke, wackrer Runenmeister,
Trinke Muth aus vollem Horne.

Hoffe nicht zuviel vom Glücke,
Gründe selber dir dein Schicksal.
Eig'nes Schwert thut bessre Schläge
Als der Schwertstreich der Genossen.

Alle müssen wir hinunter
In des Grabes tiefen Abgrund,
Und des Todes öde Strasse
Wandeln muss von uns ein Jeder.
Lasst uns denn, solang' wir athmen,
Ruhmvoll leben und in Ehren,
Lasst uns denn, solang' wir leben,
Freudvoll leben und in Frieden.

Jener nur hilft aus der Noth dir,
Wer empfunden selbst dein Wehe;
Und nur der weiss dich zu trösten,
Wer selbst litt, was dich bedrücket.

Schön entfaltet sich der Liebe
Blume, reich mit Meth begossen.
Ei, der Freundschaft Blüth' erschliest sich,
Trägst aufs Beet du Gold als Dünger.

Michtmehr lockte uns das Fliegen,
Wär' des Fluges Kunst erfunden.
Könnte Jeder auf dem Meere
Wandeln, Keiner riefe: Wunder!

Ward gefragt der Weise: Lieber,
Sage: wo doch wohnt Jumala?
Sprach der Weise: ei du Närrlein,
Allda, wo du selbst nicht weilest.

Sünderstrick ist leicht gedrehet,
Henkerschleife leicht geschlungen.
Willst du, dass der Brave büsse,
Willst du, dass der Wackre hange.

Als der Schmied starb, seiner Reden
Allerletzte war: bringt Kohlen!
Als der Müller enden musste,
Rief er sterbend: her den Mehlsack!

Hoffen ist des Thoren Sache,
Fürchten aber Thun der Feigen;
Der vernünft'ge Mann ist ruhig,
Und es schwingt das Schwert der Tapfre.

Rufest in den Wald du: Feuer!
Nicht antworten wird es: Kohlen!
Rufest in den Wald du: Kohlen!
Leicht antwortet es dir: Feuer!

Beispringt Alles einem König,
Für ihn kämpfet selbst sein Schatten,

Doch verloren ist der Arme,
Steht er selbst in voller Rüstung.

Wäinämöinen sprach, der Alte,
Wäinämöinen sprach, der Gute:
Laut vom Kriege spricht der Feige,
Still im Kriege kämpft der Wack're.

Zeit, du gleichst der Eisensäge,
Du zerschneidest harte Felsen;
Zeit, du bist ein ehr'ner Hammer,
Du zerklopfest starke Mauern.

Lieb' ist eine Maienblume,
Ach wie bald wird sie verwelken!
Doch des Maienblümchens Same,
Streut sich aus, wird neu erblühen.

Lieb' ist eine schöne Rose,
Die im edlen Herzen keimet,
Die entknospt in reinem Busen,
Und in milder Seel' erblühet.
Wer sah wuchern eine Rose
Wild im ungepflügten Acker?
Wer sah wachsen eine Rose
Anders als im schönen Garten?

Wie das Harz quillt aus der Tanne
In der schönen Zeit des Lenzes,
Quillet Muth auf in den Herzen
Junger in der Liebe Tagen.

Frohe haben viele Runen,
Freud'ge Lieder ohne Ende;
Doch Betrübte haben viele
Thränen nur und ew'ge Klagen.

Sorg' ist überall zu finden,
Doch nach Freude musst du suchen;
Allerorten wuchern Nesseln,
Nur in Gärten blühen Nelken.

Selbst der Nachtigall Geflöte
Aergert Jenen, der voll Gram ist,
Selbst der Lerche Trillern locket
Den nicht, dessen Herz voll Harm ist;
Doch des Raben heisres Krächzen
Freuet Jenen, der voll Lust ist,
Und der Eule Schrei rührt Jenen,
Dem die Brust erfüllt von Lieb' ist.

Wenn die Rubel zu uns sollen,
Sind sie eckig, gehn an Krücken;
Wenn die Rubel von uns wollen,
Sind sie rund und haben Flügel.

Ist des Klugen Krug zerborsten,
Schöpft er Wasser mit den Händen,
Ist des Dummen Krug zerbrochen,
Guckt er an das Loch verzweifelnd.

Wenn von Wachs sind deine Gäste,
Hüte sanft sie vor dem Feuer.

Will der Fürst das Meer durchwaten,
Trocken findet er es immer;
Will der Bauer in der Wüste
Wandern, stets ist sie durchnässet.

Wenn der Graue*) stirbt, nicht feiern
Ihm ein Todtenfest die Weissen.

Selbst die Weisen nicht durchspähen,
Was verbirgt der Zukunft Schleier.
Jumala allein erkennet,
Was da ist und war und sein wird.

Streckt der Fürst sich auch gewaltig,
Und erhebt auch stolz das Haupt er,
Nicht drückt er des Himmels Dach ein
Und zertrümmert nicht die Sterne.

Langt der König auch zur Fackel,
Nimmt zur Hand er eine grosse,
Brennende mit hellen Flammen,
Sprühende mit glühen Funken:
Doch das Herz ist mir gar ruhig

*) Der Graue d. i. der Wolf; unter den Weissen dagegen sind die Schafe gemeint.

Wegen meines kleinen Sees,
Nicht wird er ihn mir verbrennen,
Nicht versengen nur ein wenig.

Schnelle Flügel hat die Rede,
Und der Ruf gar leichte Schwingen;
Auch der Held, er wird beschrieen,
Und der Weise selbst bekrittelt.

Leichte Fersen hat das Rennthier,
Doch des Jägers Pfeil hat Flügel.

Wenn sich Will' und Wort vermählen,
Wird die schöne That geboren.
Als Jumala sprach: es werde!
Gleich entspross die Wunderschöpfung.

Ausgespannt sind Jumals Garne,
Menschen fänget er gleich Vögeln;
Ausgelegt sind Jumals Reusen,
Menschen fänget er wie Fische.

Gelten will für eine Krähe
Jener Sperling, der da sitzet
Auf dem obern Ast der Tanne;
Gelten will für einen Adler
Jene Krähe, die sich wieget
Auf der Tanne höchstem Wipfel.

Schenkt der Wirth Bier statt des Methes,
Alle Welt schreit: du Betrüger!
Füllt er Meth ein statt des Bieres,
Nicht ein Einz'ger ruft: du irrtest!

Leicht ins Sieden kommt ein Tropfe,
Schwer erwarmt des Wassers Fülle;
Einen magst du leicht begeistern,
Aber nicht des Volkes Menge.

Dir gilt mehr nicht als ein Knöchlein
Deines Nachbars Zahn im Munde;
So auch deinem Nachbar, wisse,
Dünkt dein ganzer Kopf ein Schädel.

Stets vor andern Erzen strahlet
Hell an Glanz das Gold, das gelbe;
Immer glänzt des Helden Name
Ruhmesreich vor andern Namen.

Wer ein Schwan ist, der bespiegelt
Sich im Bach und denkt: schön bin ich!
Wer ein Weib ist, der besiehet
Sich im Glas' und ruft: ei, seht mich!

Aendert ihren Klang die Glocke,
Weh, geborsten ist die Glocke.

Blut säuft stets des Krieges Rachen,
Aber aus nur speit er Wasser.

Wann denn höret auf zu brausen
Der Wuoksen? wann zu schäumen
Der Imatra? und der Nordsturm
Wann ist er ohn' Schneeswehen?
Ach so wird auch nie des Mannes
Herz dem wilden Kampf entsagen,
Nie der Qualen sich entschagen,
Nicht der Noth entfliehn und Arbeit,
Bis es einging in Tuoni's*)
Reich, ins Reich der ew'gen Schatten,
In das Reich der dumpfen Ruhe.

Schaue doch vom Erdenjammer,
Thränend Aug', empor zum Himmel,
Bitte hoffend von Jumala,
Dass er ende deinen Kummer,
Dass er stille deinen Jammer.
Ei, wer schuf den schönen Luftkreis,
Und die schöne Frühlingserde,
Und die blauen Meeressunde,
Und die hohen Felsenberge,
Und die ew'gen Eisesrücken,
Und die Tannen auf den Höhen,
Und die Blumen in den Thalen:
Ei, der schuf auch dich zur Freude,
Schuf dich nimmermehr zur Trübsal;
Er wird enden deine Trauer,

*) Tuoni ist der Gott des Todes, Tuonela das Schattenreich.

Er wird stillen deine Thränen,
Ists nicht heut, so ist es morgen,
Oder nächstens ganz gewisslich;
Aber nicht musst du verzweifeln,
Aber nicht musst du verzagen,
Und im Jammer nicht vergehen
Und im Kummer nicht erliegen,
Sondern Hoffnung musst du hegen,
So im Lächeln, wie in Thränen:
Denn die Hoffnung ist das Beste,
Ist der armen Menschenseele,
Was der Thau ist für die Rose,
Und der Wolke Fluth dem Saatfeld.

Wenn das Laster offen schreitet,
Frei mit Frechheit, baar in Blösse,
Nackt in täppischer Gemeinheit,
Widrig, niedrig, unverhohlen,
Nicht gegürtet mit Verstellung,
Eingeschleiert nicht in Arglist,
Aufgeputzet nicht mit Tücke,
Und gehüllet nicht in Bosheit:
Ei, wohl ist es werth der Hölle,
Und der ew'gen Flammen würdig.
Aber schlimm'res Uebel giebt es,
Und verderblicheres Laster,
Welches zweier Höllen werth ist
Und verdient der Flammen Schürung,
Dass sie doppelt qualvoll lodern,
Und im heissern Brande glühen
Jenes Laster ist's (o hüte
Dich, mein Sohn, zumeist vor diesem!)
Welches schlau sich deckt und birget
Und sich herrlich schmückt und schminket,
Bunt sich gürtet und staffiret,
Und in goldnen Flittern prunket,
Und mit Himmelsmiene gleisset,
Lieblich nickt und schelmisch blinzelt,
Süss bestrickt und sanft umhalset,
An das Herz drückt, leiselächelnd,
Zärtlich winkt und küsst und koset,
Und Verrath übt durch Verblendung,
Und betrüget durch Verleitung;
Hintergehet durch Verlockung,
Fälscht und täuschet durch Verstellung,
Netze stellt und Garne breitet,
Als ob's gälte Vöglein fangen,
Und wann du im Netze hangest,
Laut auflacht und triumphiret —
Just wie es die Priester treiben
Und der Kirche Diener machen.

Wäinämöinen sprach, der Gute,
Wäinämöinen sang, der Wackre:
Huldigt nicht dem Streit, ihr Leute,
Fröhnet nicht dem Zank, ihr Bauern,
Seid geduldig und geruhig,
Seid einträchtig und verträglich,
Gütig, friedlich und gemüthlich,
Lasset fahren Zwist und Zwietracht,
Alle Fehde und Entzweiung,
Und entsagt dem Groll und Grimme,
Und der Heuchelei und Bosheit,
Der Verleumdung und der Tücke,
Der Verlästrung und der Lüge,
Und dem Trug und dem Verrathe.
Lebt in Ruhe, lebt in Frieden,
Und in Harmonie und Eintracht;
Steht wie Felsen bei einander,
Wie die festen Urgebirge;
Haltet fest und treu zusammen
Wie des Baumes starke Wurzeln;
Drängt euch schützend an einander
Wie der Eisenkette Glieder:
Denn vereinte Kraft, sie fördert,
Und geschaarte Macht, sie schirmet,
Und verbundne Arme schaffen.
Auch die Götter sind nur Götter,
Weil der Liebe Kraft sie einet
Und der Himmel sie verbindet.

Hundertmal den Düngerkäfer
Trug der Narr hin auf die Rosen.
Hundertmal weg von den Rosen
Flog der Käfer nach dem Dünger.
Heftig schalt der Narr die Rosen,
Rief mit grimmiger Geberde:
O ihr garstig bösen Blumen!
Was nicht fesselt ihr den Käfer?
Sah's ein andrer Narr und lachte,
Sprach: was zürnest du den Rosen?

Mit dem Käfer musst du zanken,
Mit dem gottlos dummen Käfer.
Was denn achtet nicht der Ros' er?
Was denn locket ihn der Dünger?
Sah's ein weiser Mann und lachte,
Sprach: ihr Beide seid zu schelten,
Weil ihr scheltet Beide thöricht,
Du die Rose, du den Käfer.
Jeder lebt nach seiner Weise,
Und nach seiner Art ein Jeder,
Wie's Jumala ihm beschieden,
Er, der ew'ge Hort des Himmels,
Er, der Bringer ew'ger Wonnen,
Er, der ew'ge Gnadengeber.
Wie er kann, so schwirrt der Käfer,
Schwirret ganz nach seiner Weise,
Flattert nimmer hin zu Rosen,
Fliegt nur immer um den Dünger.
Wie sie mag, so blüht die Rose,
Blühet ganz nach ihrer Weise,
Duftet nicht für Düngerkäfer,
Duftet nur für liebe Mägdlein.

Julius Altmann.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Bd. I. Heft 1 — 3. Berlin. Dümmler, 1859.

„Völkerpsychologie" bedeutet im Sinne der Verfasser nicht die Psychologie, die die Völker treiben, sondern die an ihnen getrieben wird. Das Volk, die Gemeinschaft vieler Menschen, habe wie der einzelne Mensch eine eigne Seele und eigenthümliche seelische Prozesse. Sonst versteht man unter Seele das lebendige Prinzip eines körperlichen Organismus, die sinnlich vermittelten Prozesse eines lebenden Wesens. Es wäre daher wohl richtiger, von Volksgeist und Nationalgeist zu sprechen, wie es bisher immer geschah. Von einer Volksseele zu sprechen, nicht bei Gelegenheit eines Gleichnisses und vorübergehend, sondern im vollem Ernste und um eine wissenschaftliche Theorie auf solchen Sprachgebrauch zu bauen: das scheint höchst gewagt zu sein. — Die Völkerpsychologie ist eine neu erfundene Wissenschaft, „ihr Gedanke noch völlig neu und vermuthlich vielen unserer Leser noch unerhört." (Heft I. p. 1.) Es ist dies das Zeitalter der Erfindungen: wir werden nicht überrascht sein, auch wenn neue Wissenschaften erfunden werden. Wir möchten wünschen, dieser allerneuesten Erfindung eine längere Lebensdauer weissagen zu können, als der Physiognomik oder Phrenologie oder dem Mesmerismus. Patentirt ist sie noch nicht, so wenig wie die neue „Entwicklungswissenschaft" des Herrn Fridegar Mone, vor dem es bekanntlich noch keine Wissenschaft der Geschichte gegeben hat.

Die Aufgabe auch der „Völkerpsychologie" ist keine geringere, als die Restauration aller geschichtlichen Disciplinen auf solideren Grundlagen der „Erfahrung," besonders eine Restauration der Sprachwissenschaft, und beiläufig wird noch so Manches abfallen, wie die Stärkung des deutschen Nationalgefühls (Heft I. p. 66) und die Lösung der homerischen Frage (ibid. p. 59). Es giebt ohne Zweifel wissenschaftliche Epidemien. Wir bitten, davon, als von einer völkerpsychologischen Thatsache, Akt zu nehmen. Die absolute Dialektik sind wir los: die absolute Methode ist geblieben. Heut zu Tage giebt es nur eine Wissenschaft: die Physik, und nur eine Methode: die physikalisch-mathematische. Das Widersprechendste wird in diese Form gespannt. Die alten Identitäten kehren wieder, nur auf entgegengesetzte Weise. Geist und Materie sind identisch; das heisst jetzt: es giebt keinen Geist; auch der Geist ist nur verkappte Materie. Die Krankheit hat nur eine andere Form angenommen. Der physikalische Aberglaube herrscht überall, und sein schlimmstes Symptom ist die „Psychologie." Mit Schwertern und Stangen ziehn sie aus, die arme Psyche in das Netz mathematisch behandelter „Empirie" einzufangen. Nur eine Domäne gab es noch, in welcher der Idealismus ungehindert schalten konnte: die Geschichte. Hier

brach doch noch die freie That durch alle Armseligkeit der Regel; hier hörte doch der langweilige Complexus der Ursachen mit seiner eintönigen Nothwendigkeit auf; hier erschien doch noch in der Form des Glaubens die wissenschaftliche Hypothese, dass sich die Freiheit als ein Reich von Zwecken verwirklicht. Auch aus dieser letzten Zuflucht muss der Idealismus vertrieben werden. Auch die Geschichte muss in Mechanismus verwandelt, die geistigen Prozesse des freien Willens in mathematisch nothwendige Vorstellungsprozesse umgesetzt, die Schöpfung des Genies dem Calkul unterworfen werden. Das prätendirt die „Völkerpsychologie."

Jede Wissenschaft muss ein Objekt haben. Das Objekt der Völkerpsychologie ist die Volksseele. Ganz gut. Die Prozesse des individuellen Geistes können aus sich selbst nicht verstanden werden. Das Individuum wird mehr geschoben, als es schiebt. Die Gesammtheit hat eine geistige Geschichte; die Absichten und Ansichten des Einzelnen richten nichts aus gegen den grossen unbewussten Drang der Gemeinschaft. Unsre Gedanken beruhen, so weit sie Werth haben, auf der grossen Tradition der Bildung; unsern Charakter, die bestimmte Art unsres Fühlens bedingt die Nation, der wir angehören. Wir schwimmen in einem grossen, mächtigen Elemente; der Gewaltigste kann sich ihm nicht entziehen. Grade solche Ueberzeugungen bilden das eigenthümliche Wesen unsrer neueren Bildung und insbesondre unsrer Geschichtsschreibung. Die Gesichtspunkte der Völkerpsychologie aber kündigen sich als neu an. Es handelt sich darum, wie man den Begriff der Volksseele fasst. Will man von einer Volksseele sprechen, so muss man zuerst wissen: was ist ein Volk? Die Verfasser geben bereitwilligst Antwort. Ein Volk wird nicht konstituirt durch gemeinsame Abstammung, nicht durch gemeinsame Sprache oder Sitte. Was ist denn aber das Volk? Nun, ein Volk — ist eine Menge von Menschen, welche sich für ein Volk ansehen! (Heft I. p. 35.) Die Verfasser meinen selbst, dass sich die Definition besser geben liesse. Gesagt ist mit diesem kostbaren Beispiel von Tautologie, dass die Einheit des Volks auf der Gemeinsamkeit des Selbstbewusstseins beruhe. Welches aber der bestimmte Inhalt dieses Selbstbewusstseins ist, der es bedingt, dass diese Menge grade ein Volk, und nicht etwa eine Gemeinde, eine Provinz, eine Armee bildet, das ist nicht angegeben. Und Religion, Sprache, Gesetz, Kunst sind wohl Manifestationen dieses Bewusstseins der Einheit, machen aber die Einheit keineswegs aus. Es bleibt also die Frage: was ist denn nun ein Volk? Das Objekt der Völkerpsychologie ist keineswegs genau begränzt. Sie soll überhaupt im Gegensatze zur individuellen Psychologie die Gesetze erforschen in dem geistigen Leben einer Mehrheit von Menschen, die in irgend einem Sinne geistig zusammengehören. Wir haben also ausser der Psychologie der Völker und Staaten auch eine Psychologie der Clubs, der Zünfte, der Akademien und vielleicht gar der Actiengesellschaften zu erwarten.

In solchen Gemeinschaften wird eine eigne Seele und eigne seelische Prozesse vorausgesetzt. Wer will denn aber an solch ein mystisches Wesen glauben? Haben wir hier irgend mehr, als eine mythische Fiktion? Es giebt eine allgemeine Form über allem individuellen Geistesleben, eine ideale Macht und Einheit, und man nennt sie wohl Nationalgeist. Aber wo ist hier das Zeichen konkreter Existenz? Es existiren die Individuen und ihre Thätigkeiten und ihre Seelen. Alle diese einzelnen stehen in Wechselwirkung des Gebens und Empfangens. Die Natur des Landes und die Tradition der Vorfahren und die Gemeinschaft des Lebens und mehr als Alles die ideale Form der nationalen Einheit, die der Einzelne nicht mit Bewusstsein, nur als Ahnung dunkel in seiner Seele trägt, deren Macht er sich aber nicht entziehen kann, — alle diese schlagen die Brücke von dem Einzelnen zum Einzelnen und machen aus der Summe von Individuen eine geistige Einheit, aber doch auch nur eine geistige Seele haben nur die

Individuen, wie nur diese einen körperlichen Organismus haben, und die physisch bedingten Prozesse des Vorstellens, Willens, Empfindens gehen nur in den Individuen vor sich. Jener gemeinsame Typus denkt nicht und empfindet nicht. Giebt es eine Psychologie, die die Naturgesetze des Vorstellens erforscht, so giebt es doch in jedem Falle nur eine Psychologie des Individuums. Sie könnte dahin erweitert werden, dass auch die Form der Seelenthätigkeiten erforscht wird, welche im Individuum aus der Wechselwirkung mit den andern Individuen und aus den Beziehungen zu den allgemeinen Formen des nationalen Lebens entspringen. Aber eine Volksseele und Prozesse einer solchen Seele giebt es nicht, also auch keine Wissenschaft derselben. Volksseele ist ein uneigentlicher Ausdruck, eine Metapher, die man vorübergehend im Gleichniss wohl gebrauchen mag. Aber es ist abenteuerlich, diese Metapher in bitterm Ernste zu nehmen und auf ihr eine neue Wissenschaft zu begründen. Die Völkerpsychologie nimmt unter den historisch-philosophischen Doktrinen etwa dieselbe Stellung ein, wie die Pflanzengeographie des Mondes in der Astronomie oder die Ausmessung des kreisrunden Quadrats in der Geometrie.

Die Völkerpsychologie hat also kein Objekt. Zu einer Wissenschaft gehört aber zweitens auch eine Methode. Geben wir einmal zu, die grossen Bewegungen des geschichtlichen Lebens liessen sich auf die Prozesse der Volksseelen zurückführen. Wie sollte man die letzeren erkennen? Die psychologischen Anschauungen der Verfasser sind im Wesentlichen die Herbartischen. Es lässt sich über dergleichen nicht streiten. Die Thatsache ist da: wie es Leute giebt, die an die Homöopathie glauben, so giebt es andere, die auf die „Enge des Bewusstseins“ schwören, obgleich wir doch vergleichen und unterscheiden; die aus Strebungen, Hemmungen und Verschmelzungen, Apperception und Verdichtung etc. die niedrigsten wie die höchsten Erscheinungen des Geisteslebens, Wille und Gefühl, wie das Denken, erklären zu können meinen. Und doch ist das von Anfang zu Ende eine wüste Bildersprache, bei der sich kaum etwas Vernünftiges denken lässt. Die Mechanik der Körperwelt wird auf das geistige Gebiet angewandt, und das absolut Inkommensurable in den Kalkül gezogen. Denn das ist der Sache wesentlich, so gern man auch das Rechnen bei Seite lässt, weil darin der Widersinn der ganzen Betrachtungsweise am schreiendsten hervortritt. Dagegen aber streiten wir nicht. Es könnte das sein Recht haben bei der Betrachtung der individuellen Seele, es könnte manche ihrer Prozesse verdeutlichen. Aber selbst dann wäre es noch immer dieselbe Verkehrtheit, diejenige Methode, deren eigentlichste Absicht es ist, alles Geistige in Mechanik zu verwandeln, auf die grossen Thatsachen der geschichtlichen Entwicklung anzuwenden. Die erste Kategorie in dieser ist die Freiheit. Niemand will die Naturbestimmtheit des Geistes leugnen Aber auch diese macht er durch freie Absicht zu seiner eignen That. Will man aber durch die psychologische Methode alle Erscheinungen des Geisteslebens auf die Mechanik und den Causalnexus, auf die äusserlichste und begrifflosete Nothwendigkeit zurückführen, so versündigt man sich auf das Schreiendste gegen die erste aller geistigen Bestimmungen: gegen die Freiheit. Was man nach Gesetzen zu bestimmen unternimmt: man mag sich wenden, wie man will: der Geist ist nicht das Objekt, das sich solchem Verfahren unterwerfen lässt; der fügt sich unmöglich so geistlosem Thun.

Schon in der äusseren Natur vermag das Gesetz keineswegs, den Inhalt der Erscheinungen zu begreifen. Es verallgemeinert nur unsre Wahrnehmung, es bestätigt uns, dass wir nichts Einzelnes als solches sehen; dass das Einzelne nur der besondere Fall eines Allgemeinen ist, und für dieses Allgemeine statuirt es das Maass in der quantitativen Bestimmtheit der Bedingungen. So wird die Qualität der Erscheinung grade durch das Gesetz aufgehoben; es gilt nur das Verhältniss von Zahlen, und alle Veränderung wird räumliche Bewegung. Was ist in den Schwingungszahlen des Licht-

äthers noch übrig geblieben von der Natur der Farbe, die wir sehen? Nur wo das Einzelne das absolut Gleichgültige ist, hat das Gesetz einen Sinn. Wo das Individuum grade das absolut Werthvolle ist, hat das Gesetz keine Macht über dasselbe, das nicht bloss fordert, sondern zwingt. Ja, gesetzt, es liessen sich Gesetze aufstellen, so wären sie uns schlechthin gleichgültig auf diesem Gebiet. Denn nicht um die Ursachen handelt es sich, sondern um den Sinn der Erscheinungen, der nicht in der Art ihrer Abhängigkeit von andern, sondern in ihrer selbstständigen Bedeutung liegt, die sie an sich haben. Die Erforschung der Gesetze träfe also in keinem Falle den eigentlichen Gegenstand unsrer Wissbegierde.

Wir gestehen: wir haben von je an vor der Psychologie ein eignes Grauen empfunden. So sonderbar das ist, es sind nicht eben üble Männer, mit denen wir eine solche Empfindung theilen. Zu wahrem Entsetzen steigert sich dies Grauen dem blossen Namen der Völkerpsychologie gegenüber. Es ist ein so ungeheuerer Begriff von so undeutlichen Umrissen; man kann sich so viel und so wenig dabei denken; die Phantasie hat einen so ungeheueren Spielraum; das Oxymoron in dem Namen ist so pikant: dass ein hoher Grad des Staunens gewiss natürlich ist. Freilich, wenn man die Sache genauer kennen lernt, so erscheint sie um Vieles harmloser.

Es ist das die alte psychologische Flachheit, das angeborne Erbtheil aller Mittelmässigkeit, die idealen Mächte, welche dem Leben und Dasein des Menschengeschlechts den Inhalt geben, in tausendfacher Vermittlung aus der Natur der Seele entspringen zu lassen. Das Verhältniss wird so grade umgekehrt: das Bedingende wird zum Bedingten; das, was seiner Natur nach thätige Substanz ist, zum Attribut seines Attributs. Nur dass diesmal nicht freie Erfindsamkeit mit ihrer Willkühr, sondern in noch viel missverständlicherer Weise die nothwendigen mechanischen Vorstellungsprozesse als Grund angesehen werden, welcher die Ideen erzeugen soll. Solcher Irrthum liegt in diesen schwachmüthigen Zeiten in der Luft, wie die Hypothese der Erfindung in dem Zeitalter der Popularphilosophie. Aber nichtsdestoweniger, nur das stumpfeste Auge sieht nicht, dass er durch die wissenschaftliche Bewegung des Gedankens längst überholt ist.

Der Unterschied zwischen den Anschauungen der Erfinder der Völkerpsychologie und dem, was als unzweifelhafter Gewinn unsrer historischen und philosophischen Wissenschaften bisher galt, besteht in Folgendem: 1. Bisher glaubte man, dass die Ideen selbst ein eignes Leben führen in dem Geiste der Menschen, und dass mit der innern Gliederung der Ideen auch der nothwendige Prozess ihrer Entwicklung in der geschichtlichen Erscheinung gegeben ist, dass also die Vernunft der Dinge die Prozesse des Menschengeists leite und bestimme. An die Stelle der innern, vernünftigen Entwicklung der Ideen setzen die Verfasser die psychologische Thätigkeit der Einzelnen und der Gesammtheit und überlassen daher den Inhalt dem durch Causalzusammenhang nothwendigen, aber gegen den Begriff der Sache zufälligen Spiele der Seelenprozesse. 2. Die Methode der Erkenntniss jenes idealen Inhalts bestand darin, dass man die symbolische Bedeutung der geschichtlichen Formen für den Ausdruck der geistigen Mächte darzustellen versuchte. Das Aeussere ist Darstellungsmittel für das Innere, und die herrschende Kategorie dieser Betrachtung ist der Zweck. Die Verfasser suchen dasselbe auf das Gebiet der Ursachen zurückzuführen. Die innere Nothwendigkeit des Organischen, wonach immer erzeugt wird, was der Natur der Sache nach erzeugt werden musste, lässt die Freiheit in der Entstehung bestehen und zeigt nur, dass alle freie Absicht zuletzt nach der innern vernünftigen Ordnung der Dinge zustrebt. In der Betrachtungsweise der Verfasser ist die Freiheit aufgehoben. Statt einer Erklärung geistiger Prozesse geben sie uns daher höchstens physikalische Theorien. Sie spalten Holz mit einem Strohhalm und ersticken das Feuer, indem sie ein Gewand darüber breiten.

Die neue Wissenschaft der Völkerpsychologie hat daher weder ein Objekt, noch eine Methode, die an die Erkenntniss jenes Objekts heranreichte. Sie ist wie jenes Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehlt.

Aber näher besehen, ist die Völkerpsychologie nichts als ein neuer tönender Name für eine alte Sache. Es ist der eigenthümliche Fortschritt in der Geschichtswissenschaft dieses Jahrhunderts, dass es sich für uns in der Geschichte nicht mehr um einzelne Individuen handelt, sondern um die Entwicklung der Völker. Immer mehr tritt das Individuum in unsrer Anschauungsweise zurück, so weit es nicht ein charakteristischer Träger der nationalen Ideen ist. Unsre Geschichte ist einerseits Volksgeschichte, andrerseits die Erkenntniss, wie sich die idealen Lebensmächte Recht, Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sitte in der Sphäre des Volkslebens ausgeprägt und gestaltet haben, d. h. Kulturgeschichte. Wie unterscheidet sich denn nun die Völkerpsychologie von der Kulturgeschichte? Eigentlich, bisher wenigstens, nur durch den Anlauf und die Forderungen, im Verlauf aber bloss durch den vielleicht vornehmer klingenden Namen. Alles, was wir in den Bereich der Kulturgeschichte zu ziehen gewohnt sind, tritt auch in die Völkerpsychologie ein. Es gilt, zu erforschen, wie sich in den geschichtlichen Thatsachen des Völkerlebens die innere geistige Anlage der Gesammtheit ausdrückt. Die Völkerpsychologie möchte diesen ganzen Kreis von Erscheinungen auf seine abstrakteste Formel reduziren und diese allgemeinsten Gesetze aus dem nothwendigen Verlauf der Vorstellungsprozesse einer Gesammtseele ableiten. Aber es ist zu einer Ausführung dieses Gedankens auch noch nicht im entferntesten ein Anlauf genommen, und wir müssen zweifeln, ob es überhaupt einen Weg giebt, der Gesammtseele auf die Spur zu kommen und jenes phantastische, traumhafte Projekt der Ausführung näher zu bringen. Natürlich wünschen wir, durch eine wirkliche Leistung dessen, was wir als unmöglich bezeichnen, widerlegt zu werden. Aber wie sich die Hefte der Zeitschrift für Völkerpsychologie bis jetzt präsentiren, enthalten sie ausser der Einleitung nichts, was nicht in einer Zeitschrift für Kulturgeschichte eben so wohl stehen könnte. An irgend eine abstrakte Grundlegung ist wenigstens im Mindesten nicht zu denken. So ungeeignet daher der Titel an sich ist, so unpassend ist er in Bezug auf das bisher Gebotene.

Aber wir müssen auch die Einrichtung der Zeitschrift als durchaus unpraktisch bezeichnen. Die Zeitschrift nennt sich „für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft." In der That, — und das ist keineswegs von den Verfassern zuerst ausgesprochen worden, — ist die Sprache die innerste Manifestation des Volksgeistes und darf daher eine besondre Berücksichtigung in Anspruch nehmen als wichtigste Quelle völkerpsychologischer Thatsachen. Aber wir denken, die Sprachwissenschaft ist für sich selbst so umfangreich, dass sie nicht nebenbei auch noch einen Theil einer Zeitschrift füllen kann, ohne weniger als das dilettantischste Bedürfniss zu befriedigen. Und welchen Umfang hat die Völkerpsychologie schon an sich! Im Grunde ist nichts von ihr ausgeschlossen: denn zuletzt steht alles Studium zur Erkenntniss des Volksgeistes in natürlicher Beziehung. Alles geistige Streben und alles Geschehen geht auf dem Grunde des Volkslebens vor, und die Naturwissenschaften beschäftigen sich nur mit der Erkenntniss der natürlichen Bedingungen, unter denen die Völker auf Erden leben. So soll denn die Zeitschrift nach dem Plane mehr nicht als bloss Folgendes umfassen: „1. Abhandlungen, welche die Erforschung und Aufstellung von völkerpsychologischen Gesetzen auf dem Grunde von gegebenen Thatsachen bezwecken, gleichviel ob das Gesetz die psychische Einheit einer Nation oder aber eines Staates oder einer andern geistigen Gemeinschaft und Einheit betrifft; (!) 2. Darstellungen von historischen, ethnologischen oder geographischen Thatsachen (!), dergestalt dass sie die Erkenntniss von allgemeinen psychologischen Gesetzen veranlassen oder unterstützen können. 3. Ueber Werke,

welche unmittelbar Gegenstände unsrer Wissenschaft zum Inhalt haben, sollen Berichte und Urtheile geliefert werden; aber auch auf solche Schriften, welche zu den Hilfsquellen derselben gehören und sich darum mittelbar auf sie beziehen, soll hingewiesen werden" etc. Das ist aber noch nicht alles. Zum Besten der Sprachwissenschaft kommt dazu noch: „1. Allgemeine sprachwissenschaftliche Aufsätze, in welchen etc. 2. übersichtliche Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch besonderer Gruppen von Formen, wie z. B. verbale Formen u. s. w. 3. Endlich Besprechungen solcher Schriften, welche entweder auf dasselbe Ziel wie wir absichtlich hinsteuern oder zu demselben hinführen etc." Nicht wahr, das heisst doch ein Jagdgebiet, wie es sich nur ein Indianer wünschen kann! Und das sich in dieser hochcivilisirten Zeit, wo Alles künstlich umhegt ist und jeder Zollbreit Landes seinen eignen Herrn hat, mitten unter der Gesellschaft, die nur durch Theilung der Arbeit besteht, zu beschaffen, das ist doch ein Kunststück!

Und in wie verwegenem Sinne die Verfasser dieses grossartige Projekt eines unbegrenzten Sammelsurium, eines Sprechsaales für alles Mögliche und noch einiges andere ausführen, davon zeugt gleich das erste Heft. Da finden wir ausser „einleitenden Gedanken über Völkerpsychologie" und einer Abhandlung über die unpersönlichen Zeitwörter Anzeigen von „Riehl, die Volkskunde als Wissenschaft," von Duncker's Vortrag über Feudalität und Aristokratie, von einer Festrede von Boeckh über das Verhältniss des Volksthümlichen und Dynastischen.

Trotz alledem: Die Verfasser haben ehrenwerthe Mitarbeiter, und aus der Zeitschrift könnte etwas werden. Entschliessen sie sich dazu, den Inhalt mehr zu konzentriren; beschränken sie sich etwa auf Studien über den Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen mit den innern Anlagen und dem geschichtlichen Leben der Völker: so mag der absonderliche Titel nicht schaden, und ein solches Unternehmen kann ein höchst förderliches sein. Denn mit Entschiedenheit nach dieser Richtung ist noch Keiner vorwärts gegangen, und die Verfasser haben Recht, von solchen Studien interessante Resultate zu erwarten.

Aber freilich müssten diese sprachlichen Forschungen auch noch in anderer Weise betrieben werden, als sie Dr. Steinthal in den bisher erschienenen Heften betrieben hat. Wir wollen schliesslich noch davon sprechen.

Herr Dr. Steinthal zeichnet sich durch nichts so sehr aus, als durch die erbitterte Bekämpfung des Standpunkts, der in der Architektonik der Sprache die leibgewordene Logik sieht. Trotzdem kommt es in dem Aufsatze über die unpersönlichen Zeitwörter (Heft I., p. 73) wenigstens zu keinem Resultate, das nicht die „organische" Hypothese längst gehabt hätte. Dass keine Thätigkeit ohne ein thätiges Sein gedacht oder sprachlich ausgedrückt werden kann, und dass dieses thätige Sein ursprünglich als Person vorgestellt wird, darf man Herrn Steinthal in jedem Sinne zugestehen. Ganz originelle Resultate dagegen ergeben sich in der längeren Abhandlung desselben Verfassers über die Assimilation und Attraktion (Heft II., p. 91). Schon die Gleichstellung dieser beiden Begriffe entspricht der Sache nicht. Eine gewisse Analogie lässt sich wohl behaupten in Fällen, wie die griechische Attraktion des Relativs; aber Herr Steinthal nimmt auch solche Metaphern viel zu ernst. Was haben Fälle, wo das Wort, das wir in den Hauptsatz stellen, in den alten Sprachen im Nebensatz steht mit der Assimilation zu thun? Und doch werden sie als Beispiele der Attraktion angeführt. Der Verfasser giebt sich nun Mühe, die Erscheinungen der lautlichen Assimilation auf psychische Gesetze zurückzuführen. Nun leidet aber seine Entwicklung an einer, für uns wenigstens, schier unleidlichen Breite und Ausführlichkeit, bei der man Seiten lang nicht vom Fleck kommt. Die Erhabenheit des Standpunkts, von dem der Verfasser die sprachlichen

Erscheinungen betrachtet, offenbart sich auch in mancherlei angeführtem Detail, von Köchinnen, die „Morim“ statt „Mohrrüben“ schreiben, von verkannten Aschbechern, von Freunden, die die Gabe des freien Vortrags in so hohem Grade besitzen, dass sie die abgerundetsten Perioden drechseln, ohne ein Bewusstsein von solchem ihrem Thun zu haben, von den Erlebnissen des Verfassers, als er einst auf Sprichwörter Jagd machte. Solcherlei ist keineswegs gleichgültig, sondern ein Beleg für die eigenthümliche Grösse der Anschauungsweise des Verfassers.

Der Verfasser leugnet nun zunächst, dass die Assimilation auf rein physiologischen Beschaffenheiten der Sprachwerkzeuge beruhe: nur aus psychischen Gesetzen lasse sie sich genügend erklären. Und nun gilt das Wort als eine Reihe von Lauten! und nun müssen wir, um eines Wortes uns zu erinnern, uns erst alle seine einzelnen Bestandtheile reproduziren! So müssten wir also auch, um einen Freund wiederzuerkennen, erst alle die unendlichen Einzelheiten der körperlichen Erscheinung, wie sie in unsrer Erinnerung haften, stückweise mit dem vergleichen, was wir in Wirklichkeit vorfinden! und würden also in endlicher Zeit nicht damit zu Stande kommen! Und die in der Assimilation erscheinende Verschmelzung der Laute ist also in Wahrheit ein Gedächtnissfehler, eine mangelhafte Reproduktion. (Heft II., p. 138.) Und wenn denn doch diese Verschmelzung ein Gesetz ist, warum tritt sie einmal ein und unterbleibt das andre Mal? Ist das ein Gesetz, das unter gegebenen Bedingungen nicht Nothwendiges schafft? Die allgemeinen psychischen Verhältnisse, wie sie Herr Steinthal entwickelt, sind ferner für alle Menschen gleich. Woher kommt denn doch das verschiedene Verhalten der einzelnen Sprachen zu dem durch psychologische Gesetze Nothwendigen? Es ist das derselbe Fehler Becker's, der über die logisch gleiche Grundlage alles Sprachbau's vergessen hat anzugeben, aus welchem Prinzip sich nun die geschichtlich gegebene Verschiedenheit in dem Bau der einzelnen Sprachen erklären lässt. — Und nun erst die Erklärung der Attraktion! Auch der Satz ist ganz antediluvianisch eine Reihe von Worten, die in ähnlicher Weise reproduzirt werden, wie die Laute eines Wortes. Um die allgemeinen psychischen Gesetze darzustellen, auf denen die sprachliche Erscheinung der Attraktion beruht, zeigt der Verfasser an einer Reihe von einzelnen Fällen, wie ein gewisses Wort nach der Natur dieser Fälle sich an eine besonders wichtige Stelle gedrängt habe! Ist denn die Attraktion ein Ergebniss der einzelnen Stellen und ihres Sinnes, wie lassen sich über sie allgemeine psychische Gesetze geben? So gewinnt man höchstens eine Gruppe gleichartiger Anomalien. Und mit welchem seltsamen Bombast wird das Vordrängen eines Begriffs an eine ihm eigentlich nicht gebührende Stelle geschildert! Man sehe der Kuriosität wegen p. 148 — 150, p. 153, 158, 161, 167. Zugleich aber will der Verfasser die Attraktion weder für Anomalie, noch für das Erzeugniss bewusster stylistischer Kunst gelten lassen. Stylistische Kunst ist aber selbstverständlich nicht durchgängig bewusst, sondern beruht auf dem Talent leichter Erregbarkeit, die ganz im Gegenstande zu leben vermag und dem Zuge der Begriffe mit Leichtigkeit folgt. Ist die Attraktion also nicht bewusste Kunst, so kann sie doch immer das Zeichen des stylistischen Talentes sein und aus der eigenthümlichen Begabung des Individuums folgen, das die allgemeinen Formen des sprachlichen Organismus seiner Empfindungsweise anpasst. Nun bezeichnet aber der Verfasser eine Reihe von Erscheinungen als Attraktion, die nur vom Standpunkte des deutschen Sprachgebrauchs aus so erscheinen, *πάντες οὗτοι νόμοι εἰσὶν οἷς τὸ πλῆθος ἔγραψε*, alle diese (nämlich Gesetze) sind Gesetze, erscheint auffällig nur dem deutschen „dies“ gegenüber. Nur von demselben Standpunkt aus kann die Wortstellung: quam quisque norit artem, in hac se exerceat auffällig erscheinen u. s. w. Das ist also eine Analogie zu Becker's Art, die deutsche Sprache als die absolute, als die verwirklichte Sprachidee zu betrachten und nach ihr die andern Sprachen

zu messen. Jedenfalls ein seltsames Zusammentreffen mit dem angefeindeten Urheber des „Organismus.“ Ueberhaupt aber: werden gewisse sprachliche Erscheinungen, als Attraktion, d. h. als etwas Auffälliges herausgehoben, so wird damit zugestanden, dass sie als Ausnahme gegen eine Regel verstossen. Und diese Regel, was kann sie anders sein, als der einfache Ausdruck des logischen Verhältnisses der Begriffe? Es können also besondre psychische Prozesse Ausnahmen begründen. Aber grade dadurch wird ja das Logische als die Regel, als die Grundform der Sprache zugegeben, eben das, wogegen der Verfasser am heftigsten streitet. Dass aber psychische Erregung im Stande ist, den logischen Bau der Sprache zu unterbrechen, das wird der enragirteste Anhänger der logisch organischen Theorie nicht leugnen. Zur Grundlegung seiner psychologischen Theorie hat der Verfasser die schöne Hypothese „schwingender Vorstellungen“ erfunden: „eine Erregtheit der nicht im Bewusstsein sich befindenden Vorstellungen, welche dadurch veranlasst wird, dass eine lange Reihe oder Kette von Vorstellungen durch irgend eine Ursache in das Bewusstsein gehoben ist, ohne dass sie sich hier, wegen der Enge des Bewusstseins, vollständig entwickeln könnte. Dann werden einzelne wenige Glieder jener Kette bewusst sein, während andere, besonders vorangehende, aber auch folgende, unter dem Bewusstsein bleiben werden, aber natürlich nicht ruhig.“ „Zappelnde“ Vorstellungen also wäre besser gesagt. Dabei denke sich etwas, wer's kann. Wir möchten meinen, dass des Verfassers Theorie der Attraktion selbst ein Beleg für die „schwingenden Vorstellungen“ sei. — Wenn die psychologische Betrachtung der Sprache nichts Besseres zu produziren vermag, so würde es leicht werden, sie zu entbehren.

Lasson.

Gedichte von Heinrich Pröhle. Leipzig. Verlag von Gustav Gräbner. 1859.

In einer Zeit industrieller Erfindungen und praktischer Schöpfungen, einer Zeit, die vom Stoff und vom Bedürfniss beherrscht wird, kann die Dichtkunst keine guten Tage haben; sie muss naturgemäss mehr als je ein fremder Gast auf Erden, mehr als je ein schönes Jenseitige sein, dessen Wunderfülle mehr geahnt, als lebenskräftig empfunden und tief ergreifend erfahren wird. Jene Ahnung poetischer Schönheitswunder ist der Vater des Mäcenatenthums, das im Mutterschoosse materiellen Behagens und höfischen Glanzes zur Reife getragen wird. Aber das Mäcenatenthum des materiellen Behagens ist unbehaglich und nichts weniger als fördernd für die poetische Kunst, weil es durch die Natur seiner Ansprüche den Dichter stets zum dienenden Gelegenheitsdichter herabsetzen wird; ja wir dürfen behaupten, alle Beispiele erspriesslichen Mäcenatenthums lassen sich auf das eine Verhältniss zurückführen des poetischen Mögens zum poetischen Vermögen, des dichterischen Sinns zur dichterischen Schöpferkraft, der *δύναμις* zur *ἐνέργεια*. Mit andern Worten, der Mäcen muss selbst ein Dichter sein, der Reception, der Reproduction, ja der Anfänge poetischer Gestaltung fähig und an der Vollendung dieser nur durch eigne Schwäche oder durch fremde Schuld gehindert. So bedurfte Mäcenas selbst der gestaltenden Kraft des Horaz, um seine eigne Poesie, die sich nur zu schnell zerfliessenden Wellenpulsen zusammenzuraffen wusste, in feste Formen gebracht zu sehen. So liessen die hohenstaufischen, babenbergischen, thüringischen und andre deutsche Fürsten den Hoch- und Feinsinn ihres höfischen und ritterlichen Lebens im Minnegesang und im Kunstepos ausprägen, oft auch nur mit ausprägen, weil sie selbst als Sänger auftraten. So endlich musste Goethe

den stürmischen Drang seines genialen Herzogs poetisch entbinden und verklären.

Diese geistig ebenbürtigen Mäcene können in einer vorherrschend materialistischen Zeit nur seltene Vögel sein, und darum ist es ein Glück, dass der so protegirten Dichter nicht zu viele sind. Die nicht protegirten zerfallen in zwei Klassen: die einen leben von ihren Erzeugnissen, die andern verwerthen ihre Nebenstunden mit Poesie und poetischen Versuchen. Eine dritte und höchste Klasse mag ziemlich ausgestorben sein; das sind diejenigen, welche im wahren und vollen Sinne des Worts für die Dichtkunst leben. Selbst Lenau, der nichts vom Leben wollte als dichten, konnte besser sterben für die Poesie, als er für sie zu leben wusste; er gewann die dichterischen Impulse und Anschauungen durch Aufreibung seines Organismus, er „macerirte" sich, wie er selbst in einem Briefe sagt, um ein schönes Gedicht zu machen. Hieraus erklärt sich Ton und Stimmung in Lenau's Gedichten; aber wir wollen nicht verkennen, dass jeder Dichter, dem es wahrer Lebenszweck und Lebensernst ist um die Poesie, und dem es so unmöglich fällt, den epischen Geist zu beschwören, wie Lenau, sich durch die Poesie aufreiben wird und muss, wenn er nicht in reichbewegter, vollbegeisterter Zeit sich von dem hohen Strome tragen lässt. Lohenstein sagt, nur dichten können sei so gut, wie ein Kleid bloss von Spitzen tragen, und jeder Dichter der schlesischen Zeit hätte es mit ihm sagen können, denn für eine Epoche, wo die Dichtung nur ein Spiel des Verstandes und ein sprachlicher Zierrat war, hat das Wort seine volle Wahrheit. Bei unsern heutigen Lyrikern, wenn wir das Wort auf sie anwenden wollten, hätten die Spitzen eine andre Bedeutung, es wären Dorn- und Dolchspitzen, mit denen sie sich hundert und tausendfach die Lebensader öffnen, um ihr eigen Herzblut fliessen zu sehen. Wer uns nur seine „überflüssigen Gedanken," wer uns „Rosen, Himmelschlüsseln und Hyacinthen," wer uns „Tändeleien" oder „Kleinigkeiten" bietet, den rechnen wir nicht mehr zu den Dichtern. Und ist nun die Zeit arm an poetischen Impulsen, was bleibt da dem Lyriker anders, als er selbst, als sein individueller Geist, den er immer wieder aufstacheln, immer wieder reizen muss, nicht Stoffe zu gestalten, sondern rein aus sich heraus zu schaffen. Der Epiker, der Dramatiker, überhaupt jeder Dichter, der zum Stoffe noch ein Verhältniss hat, findet an diesem einen Halt, findet im Ringen mit dem Stoff dieselbe Erkräftigung und Erfrischung, dieselbe Erhöhung des Selbstbewusstseins, welche dem Menschen der Kampf mit dem Leben und seinen feindlichen Gewalten giebt. Unsere Gefühlslyriker, welche diesen Wiederhalt und Gegensatz am Stoffe nicht haben, hören auf zu singen, wenn die Wogen jugendlicher Empfindung minder hoch zu gehen anfangen, oder sie reiben sich auf, wie Lenau, Hölderlin, Heine, auch Bürger und schon Günther sich aufgerieben haben. Nicht durch ihr Leben, wie man mir in Betreff mehrerer von diesen entgegnen könnte, nein durch ihr Dichten haben sie sich aufgerieben, weil sie den Gegenstand und Gegensatz, den sonst der Stoff giebt, stets in sich selbst erzeugen mussten und so in sehnlicher Selbstbeschauung und wollüstigem Selbstgenuss zu Grunde gingen. Der Conflict muss sein, sie schufen ihn in sich, und ihr edleres Theil rieb das unedlere auf.

Der Brotdichter, wenn es wirklich solche giebt, und der Dichter der Nebenstunden sind vor diesem Schicksal sicher; der erstere, weil ja die Erhaltung seiner Existenz eben sein Zweck ist, der andere, weil er die Dichtung zu seinem Privatvergnügen herabsetzt, zu einem Erholungsmittel, einem Spaziergang, bei dem der Geist einmal die Arbeitslast abwirft und seine Glieder in harmonischer Freiheit zu bewegen sucht. Natürlich gehorchen die Glieder nicht immer, denn sie sind an Last gewöhnt; da ist hier eine Wendung steif, da eine Bewegung ohne Anmuth, dort ein Schritt ohne Schwung: mit einem Wort, der Geist, welcher der Wahrheit der Wissenschaft oder der Nützlichkeit im praktischen Leben so lange gedient hat,

kann nicht so ohne Weiteres hineinspringen in die Welt des Schönen, die andre Gesetze, aber eben auch Gesetze hat, welche ganz angeeignet, ganz unser Fleisch und Blut werden müssen, wenn wir Schönes schaffen wollen.

Pröhle ist ein Dichter der Nebenstunden. Der Abfall von seiner Zeit und grossentheils der Abfall von seinen Studien ist in Gedichten verwerthet: den Eindruck verliert man nur bei einem oder dem anderen seiner erzählenden Gedichte. Es hat nicht die Vollkraft eines gesammelten Geistes im tiefen Mutterschoosse des Gemüthes die Stoffe umgeschaffen und wiedergeboren, sondern der unüberwundene Stoff ist mit metrischem und klingendem Zierrat versehen, also es ist mehr versificirt und gereimt als gedichtet.

Nro. 1. „Die Osterjungfrau" ist nach Pröhle's Harzsagen S. 161 gemacht. In den drei ersten Strophen ist die poetische That des Verfassers, dass er an die Stelle des Ritters in der Sage „Ich" gesetzt hat. In dem Folgenden heisst die poetische That Combination, Combination mit der Sage von der Wunderblume, vor der sich alle Wunderschätze und Geheimnisse des Gebirges offenbaren. Diese Combination ist nicht ungeschickt, da der Verfasser in der That die Schätze des Harzes in sehr verdienstlicher Weise gehoben hat, und so mag das Gedicht als recht passende Einführung gelten. Aber es ist eben der Nebenzweck, der das Gedicht hebt, es ist ein gutes Gelegenheitsgedicht.

Nro. 2. „Kaiserwoort" gehört zu den besterzählten. Die Sage an und für sich ist anmuthig und patriotisch anregend. Die Fiction des Dichters, dass der Wirth in der Kaiserwoort seinem Gaste oder seinen Gästen bei der Flasche die Sage erzählt, ist recht glücklich, führt aber zuletzt zu einem toastartigen Schluss, wodurch das Gedicht seine Einheit verliert. Der erste Vers: „Noch eine Flasche gebt heraus" erweckt die Vorstellung, als raffte sich der Sprecher zu etwas Schwerem, Gewaltigem zusammen, es frappirt daher der zweite Vers mit seinem friedlichen „Herr Wirth, und sagt, wer schuf dies Haus." Wenn ein schweres Scheiden, ein Gang in die Schlacht so eingeleitet wäre, würde man es vielleicht natürlicher finden.

Nro. 3. „Der Kaiserbrunnen" ist mehr aus einem Guss, doch fehlt es an Einheit der Anschauungen.

„Die Auswanderer" sind wirklich ein schönes Gedicht; es spricht nicht bloss eine Stimmung des Verfassers, es spricht zugleich eine allgemeine krankhafte Zeitstimmung aus und legt sich uns deshalb erschütternd ans Herz. Der vaterländische Sinn, der sonst durch das ganze Büchlein geht, bildet eine schöne Folie für dies Gedicht. Es erschüttert uns tief, dass selbst in die einsame Dichterzelle eines so patriotischen Sängers der Wanderruf: „Wer kommt mit?" hineintönen konnte.

Im allgemeinen: je weniger die Gedichte mit dem Stoffe zu thun haben, desto besser sind sie. Stoffe sich zu assimiliren und dann als eignes Herzblut wiederzugeben, hat der Dichter der Nebenstunden keine Zeit; solche Früchte reifen still langsam, während Gedanke und Empfindung, oft in Verse gestiefelt und mit Reimen gespornt, plötzlich aus dem Menschenhirne springen, wie ihre Patronin Athene aus dem Haupte des Zeus. Es ist daher viel leichter, in diesen lyrischen Kurzwaaren etwas Rundes, in sich Vollendetes zu schaffen, als in der epischen Lyrik, und wenn wir eben dem Dichter aus Passion eine möglichst nahe Beziehung zum Stoff gewünscht haben, so dürfte sich dagegen für die Dichter der Nebenstunden die Maxime empfehlen, mit poetischer Schöpfung zu warten, bis der Impuls dazu drängt. Sonst wird er unfehlbar in dieses fatale Machen gerathen, gegen welches die deutsche Welt seit Goethe sehr empfindlich ist. Man will jetzt gewachsene Gedichte, und trotz der Vorrede des Dichters kann ich diesen Charakter nur in den lyrischen Gedichten Pröhle's und auch da nicht überall finden.

Wohlthuend ist, abgesehen von allem poetischen Schaffen und Gestalten,

der patriotische Sinn, der dem ganzen Büchlein als gemeinsamer Grund unterliegt.

Gleichzeitig liegt mir noch ein zweites Buch von Pröhle zur Beurtheilung vor:

Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Leipzig. Verlag von Gust. Graebner.

Der Titel kennzeichnet das Buch gut, wenn gleich der Singular noch besser wäre. Es ist eine auf verschiedenen Feldern gesammelte Garbe, aus der das Korn noch nicht gedroschen, geschweige denn das Brodt gebacken ist, dass aber Korn darin ist, kann nicht geleugnet werden. Das Buch, die Garbe ist nun dadurch entstanden, dass Verfasser die einzelnen Aehren, die er früher gefunden und zerstreut in Zeitschriften aufgehoben hatte, äusserlich zusammengebunden hat. Wenn diese Art, ein Buch zu Stande zu bringen, einer Entschuldigung bedürfen sollte, so glaube ich, Verfasser würde sich behufs einer solchen auf das von Varnhagen zu ihm gesprochene Wort berufen, das er p. 474 mittheilt, das Wort: „Ja, ja, wenn man etwas recht verstecken will, braucht man es nur in einem Journal abdrucken zu lassen."

Die erstere Hälfte des Buches bildet eine Darstellung der kirchlichen Bewegungen in der Provinz Sachsen seit den vierziger Jahren und ist auch selbständig ohne Angabe des Verfassers erschienen unter dem Titel: „Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen." Auch die zweite Abhandlung „Johann Christian Edelmann," hat noch vorherrschend kirchengeschichtliches Interesse, und da diese Zeitschrift einem solchen nicht zu dienen hat, müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, dass beide Abhandlungen für jeden Gebildeten höchst lesenswerth sind. Indessen constatire ich auch hier wieder die mehrgerügte Methode des so zu sagen stofflichen Aphorismus.

Die folgenden Aufsätze enthalten so mannigfaltige literar- und culturhistorische Notizen, dass sie in einer Anzeige füglich nicht charakterisirt werden können. Mit besonderem Interesse habe ich die mythologischen Sachen, darunter die Briefe von J. W. Wolf, und das Reisegespräch Friedrichs des Grossen nach Gleim gelesen.

Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nebst einem Anhange. Gesammelt und herausgegeben von W. Lohrengel, Lehrer. Clausthal, Verlag der Grosse'schen Buchhandlung. 1860. (VII. und 83.) kl. 8.

Der Titel des kleinen Buches ist gut gewählt, doch mehr in Bezug auf die Bedeutung des Sprichworts selbst, als zur Bezeichnung der hier gebotenen Sammlung; denn es befinden sich in derselben auch viele aus dem frischen Quell der Gegenwart genommene neuere Sprichwörter und Redensarten in niederdeutscher und Oberharzer Mundart. Vorherrschend gibt der Verfasser meist ältere, mehr oder weniger schon bekannte hochdeutsche Sprichwörter; es wäre indessen jedenfalls besser gewesen, wenn er die aus dem Volksmunde oder aus dem Dialekte gesammelten Sprichwörter allein gestellt und so eine klarere Uebersicht dessen gegeben hätte, was der Oberharz an sprichwörtlichen Eigenthümlichkeiten und bemerkenswerther Fassung einzelner Sprichwörter bietet. Auch hätte er die Begriffe „Sprichwort" und „sprichwörtliche Redensart" schärfer begränzen sollen, denn unter den

525 sprichwörtlichen und bildlichen Redensarten befinden sich viele wirkliche Sprichwörter, vgl. Nro. 93. 118. 131. 172. 173. 175. 298. 427. 478 etc. Der Anhang enthält: eine kleine Sammlung synonymer Sprichwörter, über den Ursprung einiger Sprichwörter und Redensarten, einige Sprichwörter mit Auslegung und zuletzt Wort- und Sinnerklärungen; — bietet aber durchaus nichts Neues. Das Büchlein ist trotz dieser Ausstellungen mit seinen 925 Sprichwörtern immer ein dankenswerther Beitrag für das seit Kurzem neu angeregte Studium der deutschen Mundarten und hilft eine kleine Lücke in der Reihe der landschaftlichen Sprichwörtersammlungen ausfüllen, deren wir jetzt folgende besitzen: niederdeutsche (Dortmund, 1800. — Schütze holst. Idiot. 1800 — Goldschmidt, holst. 1847. — Schambach, Götting. 1851 — Raabe, Mecklbg. 1854 — Musaeus und Günther, 1854 — Lübben, 1855 — Höfer, 1856 — Eichwald, 1860 —), Triersche (Laven, 1858), Meursische (1846), von der Eifel (Schmitz, 1853), elsässische (Stöber, 1842), waldeckische (Curtze, 1860), schwäbische (1780), schweizerische (Kirchhofer, 1824), baslerische (1857), bairische (Zaupser, 1789. Meyer, 1812), hennebergische (1803. Spiess, 1855), meininger (Schleicher, 1857), schlesische (Robinson, 1720), preussische (Pisanski, 1760), und niederländische (Willems, 1826. Scheltema, 1826 — 31. Harrebomée, 1853).

C. Schulze.

Grammatik der italienischen Sprache. Nebst einem Abriss der italienischen Metrik. Von Julius Wiggers und Moritz Wiggers. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8°. S. XVI, 448.

Die italienische Grammatik hat sich weit weniger als die französische und englische einer wissenschaftlichen Behandlung zu erfreuen gehabt. Die Theilnahme für dieselbe ist in unserm nördlichen Deutschland immer noch zu spärlich, als dass es hätte gelingen können, sie von jener eingewurzelten Oberflächlichkeit zu befreien, welche sich damit begnügt, dem sogenannten praktischen Bedürfnisse zu dienen, aber die Mühe scheut, den Stoff und Kern der Sprache selbst zu untersuchen.

Um so mehr muss man eine Arbeit willkommen heissen wie die vorliegende, welche dahin strebt, die italienische Sprachlehre — nach den Worten der Vorrede — aus der Sphäre des Mechanischen auf eine wissenschaftliche Stufe zu erheben und ihr dadurch zugleich, wie mit Recht hinzugesetzt wird, die wahre praktische Brauchbarkeit zu verleihen.

Hier wiederholen sich nicht jene der Geschichte widersprechenden Behauptungen von dem absonderlichen Wohlklange, unter dessen Einflusse sich die italienische Sprache gebildet haben solle; hier wird der Artikel nicht für ein Geschlechtszeichen ausgegeben; hier werden nicht unverstandene Wortverbindungen durch den Nothbehelf absurder Ellipsen erklärt, hier wird nicht von Füllwörtern gefabelt — und was man dergleichen sonst noch in den gewöhnlichen Lehrbüchern antrifft.

Im Gegentheil sieht man hier zu seiner Befriedigung manches alte Vorurtheil beseitigt, wie z. B. dass der Comparativ durch Hinzufügung des Artikels zu einem Superlativ werde, dass den possessiven Fürwörtern der Artikel nothwendig sei, dass das reflexive Fürwort si „man“ heisse, dass die Negationen nulla und niente auch „Etwas“ bedeuten, dass der Imperativ auch Formen für die dritte Person habe, dass die Verba fare und dire zur ersten und dritten Conjugation gehören statt zur zweiten u. s. f.

Als besonders wohlgelungen verdienen bezeichnet zu werden: die Darstellung der Fürwörter, deren oft sehr verdunkelte Formen überdies in den hinzugefügten lateinischen Urformen ihre willkommene Erklärung finden; die

Behandlung der unregelmässigen Verba, deren abweichende Bildung mit richtiger Einsicht auf den Charakter oder Endconsonanten der Stammsylbe zurückgeführt wird; die Besprechung der Zeitformen, der Zeitfolge, des Conjunctivs und des Gerundiums, die einen Haupttheil der Syntax ausmacht. Denn diese, die Syntax, ist mit Recht von der Formenlehre unterschieden worden, mit der sie bisher in eben so ungerechter als störender Weise vermengt zu werden pflegte.

Die Darstellungsweise ist durchaus einfach und gediegen zu nennen. Man sieht ihr die gründlichen Studien an, welche dem Gegenstande gewidmet worden, und so wird sie auch nicht verfehlen, dem Lernenden überall die klare und richtige Auffassung des Vorgetragenen zu erleichtern.

Im Ganzen und Wesentlichen muss sich daher die Kritik, auch wenn sie Strenge üben will, mit dem hier Geleisteten einverstanden erklären. Doch sei es erlaubt, auch auf Einiges hinzuweisen, was einer Berichtigung oder schärferen Bestimmung fähig oder bedürftig erscheint.

Hierzu gehören vor Allem die Lautverhältnisse, die, obwohl in der Hauptsache gut und einsichtsvoll behandelt, doch hie und da noch sorgfältiger in Acht zu nehmen gewesen wären. So lautet z. B. die Consonantverbindung gn (S. 4) wie nj nicht nur „in der Mitte von Wörtern," wie in dem Beispiele ignudo, sondern auch am Anfange derselben, wie in dem abgekürzten gnudo oder in gnucca, gnaccherа u. a. — S. 233 werden die Verba auf gliere (cogliere etc.) als auf iere ausgehend betrachtet; aber das i ist hier nicht Bestandtheil der Endung und überhaupt ohne eigentlichen Buchstabenwerth, sondern gehört in Gemeinschaft mit dem g zur Bezeichnung des dem l eigenthümlichen Quetschlautes oder suono schiacciato. — S. 228 wäre von den Verben auf dere (z. B. evadere) das Perfectum (evasi) besser durch die Ausstossung des d vor dem Endungs-s als durch eine Verwandlung desselben in dies s zu erklären. Auf ähnliche Weise stossen die Verba auf gere mit vorangehendem Consonanten (z. B. volgere) vor jenem s das g aus (volsi), während die mit vorangehendem Vocal (z. B. dirigere). dasselbe dem s assimiliren (diressi, lat. direxi, d. i. diregsi). — S. 236 ist von den Verben auf nere mit Recht gesagt, dass sie in mehreren Formen des Präsens das n durch ein g (tenere, tengo) „verstärken;" hiermit würde besser übereinstimmen, wenn auch S. 234 in Betreff der Verba auf lere der Zutritt eines ganz ähnlichen g (dolere, dolgo) als eine Verstärkung, nicht „Erleichterung" bezeichnet wäre. — Dass S. 183 suadere denjenigen Verben beigezählt worden, welche im Lateinischen ein kurzes Endungs-e (ere) gehabt, ist wohl nur ein zufälliges Versehen.

Mehr von principiellem Interesse ist die Frage: Giebt es im Italienischen Diphthongen? Die Herren Verfasser scheinen dies (S. 2) nicht anzunehmen und sind dabei allerdings weit mehr im Rechte als diejenigen, welche so oft einen Diphthongen vor sich zu haben glauben als sie zwei Vokale neben einander stehen sehen. Gleichwohl wird man angesichts von Wörtern wie aura, reuma das Vorhandensein von Diphthongen auch trotz der getrennten Aussprache ihrer Bestandtheile und trotz der geringen Anzahl dafür aufzubringender Beispiele nicht ganz verleugnen dürfen. Die Sylbentheilung würde z. B. unbedenklich pa-ura (lat. pa-vor), aber nicht a-ura gestatten. — Von Triphthongen und gar Quadriphthongen zu reden (sonst ein Lieblingsthema italienischer Grammatiker) ist dagegen mit Recht vermieden worden.

In der Darstellung des Doppelklanges der Vocale e und o, die überdies in einen besondern Anhang verwiesen ist, sind die Herrn Verfasser ihrer sonst so glücklich behaupteten Selbständigkeit untreu geworden und der herrschenden Theorie gefolgt. Diese Theorie ist jedoch bei näherer Untersuchung nicht haltbar. Anstatt eines festen, bestimmt erkannten Grundsatzes stützt und beruft sie sich auf zufällige Beobachtungen, die, unsicher an sich selbst, auch ihren Gegenstand um so weniger mit Sicherheit zu er-

fassen vermögen als dieser auch seinerseits manchen Zufälligkeiten und Schwankungen unterliegt. Es sei erlaubt, in dieser Hinsicht auf meine in Band XXVI, Heft 2 (S. 190 fl.) dieses Archivs mitgetheilte Abhandlung zu verweisen, welche in gedrängter Kürze, aber doch vollständig das hier in Betracht kommende Princip zu entwickeln versucht.

Zu den alten Vorurtheilen, deren die Herrn Verfasser so viele beseitigt haben, dürfte auch dies zu rechnen sein, dass das Accentzeichen unter Anderm den Zweck habe, gleichlautende Wörter zu unterscheiden (S. 16). Die angeführten Wörter sì, lì, nè, costà haben das Accentzeichen, weil sie, wenn auch nicht in Ansehung einer Sylbe, sondern nur eines Consonanten, voci tronche sind (lat. sic, illic, nec, iste-hac); si, li, ne, costa (lat. se, illi, inde oder altital. inne, costa) sind dies nicht, und dies ist der Grund, weshalb ihnen auch jenes Zeichen nicht zukommt.

Mit näherer Rücksichtnahme auf die Betonung hätte sich auf S. 104 auch leicht der Grund angeben lassen, warum die Pronominalformen mi, ti, si, ci, vi, gli, vor andern Fürwörtern (lo, la etc.) ihr i in e verwandeln; diese Verwandlung ist eigentlich eine Verstärkung, herbeigeführt durch den in solchen Verbindungen auf das sonst tonlose i fallenden Accent.

In etymologischer Hinsicht mögen hier folgende Bemerkungen Raum finden: Gire und ire (S. 246) sind nicht verschiedene Verba, sondern nur verschiedene Formen eines und desselben Verbs. — Mente (S. 249) ist streng genommen nicht Adverbial-Endung, sondern das Substantiv mente (lat. mens), so dass dolcemente, lentamente u. dergl. (wofür die Alten nach lateinischem Vorbilde noch getrennt dolce mente, lenta mente etc. schrieben) nicht sowohl Ableitungen als vielmehr Zusammensetzungen oder eigentlich blosse Zusammenschiebungen sind. — Mica oder miga Seite 258 ist als das lat. mica (franz. mie) wohl nicht mit dem franz. guère (ital. guari) zusammen zu stellen. — Sino (Seite 278) ist Nichts als eine durch Irrthum veranlasste andere Schreibart statt fino (vom lat. finis), also nicht aus dem lat. tenus entstanden.

In Betreff des Syntaktischen ist es unter Anderm wohl nicht, wie S. 64 und S. 255 gesagt wird, gleichgültig, ob dem Comparative di oder che folge. Das durch di bezeichnete Genitiv-Verhältniss (das in ähnlichen Fällen übrigens an den griechischen Genitiv oder den lateinischen Ablativ erinnert) drückt weniger eine eigentliche Vergleichung als vielmehr eine Massbestimmung aus, wobei nur in Betracht kommt, dass der Italiener für diese eine so grosse Vorliebe hat, dass er sie oft (besonders bei folgendem Fürworte) auch da aufrecht erhält, wo im Grunde eine Vergleichung vorliegt und che richtiger wäre. — Eben so darf es nicht für schlechthin beliebig erachtet werden, das Participium mit seinem nachfolgenden Objecte congruiren zu lassen oder nicht (S. 202). Häufig soll, sobald das Particip mit dem nachfolgenden Objecte in Uebereinstimmung gesetzt ist, die Handlung als an Letzterem in zuständlicher Weise fortdauernd gedacht werden; z. B. avevano atterrati gli alberi sie hatten die Bäume gefällt, so dass diese nunmehr am Boden lagen; wogegen nur die Handlung als solche ins Gewicht fällt, wenn ohne Rücksicht auf das Object bloss gesagt wird: avevano atterrato gli alberi. — S. 49 scheint eine fehlerhafte Interpunction zu einer irrigen Auffassung des Beispiels: per impetrare dal papa soccorso, di danaro e di truppe Veranlassung gegeben zu haben. Wenn man das offenbar falsche Komma hinter soccorso tilgt: so heissen die Worte nicht: „Beistand, Geld und Truppen," sondern: Beistand an Geld und Truppen. Die Sache ist darum erheblich, weil die Herrn Verfasser auf den Ausdruck di danaro (und zwar mit sichtbarem und nur allzu gerechtem Widerstreben) die Behauptung gründen, dass der Theilungssinn gelegentlich auch ohne Artikel vorkomme. — Auch ist es wohl nicht richtig, in Beispielen wie tra colle sue prediche e le sue lagrime oder tra per l'una cosa e per l'altra (S. 279) eine Verbindung von tra con oder tra per (wie sonst su per, in su u. dergl.) anzunehmen, da tra hier Nichts weiter als ein Correlativum zu dem folgenden e ist.

Man sieht jedoch, dass diese Ausstellungen von geringem Belang sind und den allgemeinen Werth des Buches nicht beeinträchtigen. Wer nicht unverständiger Weise gleich in der ersten Lehrstunde auf das leidige „Parliren“ ausgeht, sondern darauf bedacht ist, sich die Sprache mit ernster und nachhaltiger Einsicht anzueignen, darf sich von dem Gebrauche der vorliegenden Grammatik sowohl unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers als auf Grund schon anderweitig erworbener (lateinischer oder französischer) Sprachkenntnisse auch beim Selbststudium den besten Erfolg versprechen.

Der anhangsweise hinzugefügte Abriss der italienischen Metrik enthält in Kürze und gleichfalls auf guter Grundlage das Wissenswertheste des bezeichneten Gegenstandes; doch wäre zu wünschen, dass dabei auf die Cäsuren und die Accentuation der italienischen Verse näher eingegangen worden wäre.

Auch im Aeusseren zeichnet sich das Buch durch Sauberkeit und Correctheit des Druckes sehr gefällig und vortheilhaft aus.

Prof. Dr. Staedler.

Programmenschau.

Observations sur l'Enseignement de la Langue Française dans les Classes moyennes de l'Institution dite Ecole secondaire supérieure, par Ch. Gillhausen. Programm der höheren Bürgerschule zu Aachen, 1859.

Der Verfasser legt hier im Anschluss an eine frühere (1841) Arbeit, welche sich auf die unteren Classen bezog, seine Methode des gedachten Unterrichtes in den mittleren Classen dar. Diese Methode in ihren Einzelheiten zu verfolgen, würde eine umfangreiche Wiederholung der vorliegenden Schrift erfordern, ohne doch das allgemeine Interesse in entsprechendem Masse fesseln zu können, da theils der Lehrstoff, theils die zu seiner Verarbeitung ausgesetzte Stundenzahl dem Lehrer die Momente des Unterrichtes im Ganzen überall auf dieselbe Weise vorschreiben. Nichts desto weniger verdient hervorgehoben zu werden, dass Herr Gillhausen mit ernster und strenger Sorgfalt darauf Bedacht nimmt, dem französischen Unterricht, der für jede höhere Bürgerschule ein Hauptobject ausmacht, eine durch alle Classen derselben hindurchgehende organische, sachgemäss gegliederte Stufenfolge zu sichern, selbst auf die Gefahr hin, dass Schüler, welche von andern Schulen her in diese übergehen, in Folge der abweichenden Vorbereitung, die sie dort erhalten haben, manche Schwierigkeiten überwinden müssen, bevor es ihnen gelingt, sich dem hier befolgten Unterrichtsgange auf die gewünschte Weise einzuordnen. Denn wenn eine Lehranstalt eigentlich nur für diejenigen Schüler verantwortlich zu machen ist, welche sie mit dem Zeugniss der Reife aus ihrer obersten Classe entlässt; so hat sie wesentlich die Verpflichtung, schon von der untersten Classe an einen Weg einzuschlagen, der mit Sicherheit zu dem erstrebten Endziele hinführe, und hierauf weist Herr Gillhausen mit Nachdruck hin. Dazu gehört nach des Verfassers Ansicht hauptsächlich, dass in jeder folgenden Classe das Pensum der vorhergehenden sorgfältig repetirt, befestigt und angemessen erweitert werde, ehe der weitere Fortschritt unternommen wird. Mit gleichem Rechte verlangt Herr Gillhausen, dass die mündlichen und schriftlichen Leistungen, die häuslichen Exercitien und die in der Classe anzufertigenden Extemporalien, die Gedächtniss- und Sprechübungen stets in einem solchen Einklange und Zusammenhange erhalten werden, dass sie sich wechselseitig ergänzen und fördern, und dass das in der einen Richtung erworbene Material stets in der andern zu einer entsprechenden Anwendung komme. Herr Gillhausen empfiehlt überdies das Rückübersetzen und das Uebersetzen aus dem Stegreife. Ein vorzügliches Gewicht aber legt er darauf, dass die schriftlichen Arbeiten der Schüler von dem Lehrer sorgfältig durchgesehen und corrigirt werden; denn nur so könne der Lehrer ein sicheres Urtheil über die einzelnen Schüler

gewinnen und auch sie zu der erforderlichen Sorgfalt und Genauigkeit anhalten.

Die Tendenz der vorliegenden Schrift ist demnach nicht sowohl eine wissenschaftliche als eine pädagogische. Ist sie deshalb schon für Lehrer von Interesse, so hat sie vielleicht noch einen grösseren Werth für die Eltern, die ihre Söhne der gedachten Schule anvertrauen. Diesen ist es ohne Zweifel nicht gleichgültig, wie ihre Kinder unterrichtet werden. Es muss ihnen daher erwünscht und willkommen sein, wenn ihnen auf eine so klare und ausführliche Weise, wie hier geschieht, eine Einsicht in die Methode des Unterrichtes, welchen ihre Kinder geniessen, gegeben wird und sie dadurch in Stand gesetzt werden, sich über die Zweckmässigkeit desselben ein deutliches Urtheil zu bilden. Wenn wissenschaftliche Arbeiten von den Kenntnissen des Lehrers Zeugniss ablegen, so dienen solche pädagogische dazu, nicht nur die Lehrgeschicklichkeit desselben erkennen zu lassen, sondern auch die Schule mit dem elterlichen Hause zu vermitteln und dieses mit jener in Uebereinstimmung zu setzen. In Programmen, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, in die Hände der Eltern zu gelangen, haben sie daher besonders eine berechtigte Stelle, und es wäre zu wünschen, dass sie an dieser Stelle öfter angetroffen würden.

Prof. Dr. Staedler.

Die Dichtungen Schillers als Unterrichtsmittel höherer Lehranstalten. Von Oberlehrer Dr. Schauenburg. Progr. der Realschule zu Düsseldorf. 1859.

Es macht dem Ref. Vergnügen, seine Collegen auf diesen Aufsatz aufmerksam machen zu können. In warmen begeisterten Worten weist der Verf. auf den grossen Schatz hin, der uns für den deutschen Unterricht in Schillers Dichtungen geboten ist. Mit Recht hebt er hervor, dass das nicht ihr Hauptwerth ist, dass sie wie von selbst den, der sich einige Zeit mit ihnen beschäftigt hat, an einen edelern geschmackvollen Ausdruck gewöhnen, und warnt davor, im Unterricht die grammatische wie die ästhetisch-kritische Betrachtungsweise zu sehr hervorzukehren; diese letztere besonders schiesse gar leicht über das Ziel hinaus, verkümmere gar leicht den Genuss, reisse die Form unnatürlich vom Inhalt los und lege den Schülern Fragen vor, die über ihren Standpunkt hinausgehen. Dagegen sei die ethische Bedeutung der Dichtungen Schillers nicht hoch genug anzuschlagen, an ihnen sei für eine edlere Lebensauffassung der Schüler zu gewinnen und sein Gemüth zu läutern. Ueberall sei daher der Geist zu erkennen, aus welchem die Dichtungen Schillers hervorgegangen sind. Nicht auf ein System Schillerscher Ethik, bemerkt mit Recht der Verf., kommt es dabei an, sondern es bedarf nur eines Nachweises des Reichthums der sittlichen Ideen aus den einzelnen Gedichten bei ihrer Lectüre. Wie diese dahin führen solle, zeigt er an mehreren der kleineren Gedichte, welche zuerst dem Schüler vorgelegt werden, an den Balladen zunächst, von denen er sechs der wichtigsten auswählt. An dem Ring des Polykrates zuerst soll nicht blos die Ansicht der Alten von dem Neide der Götter dargelegt, sondern auch eine bedeutungsvolle Wahrheit, wenn auch in verhüllendem Gewande vorgeführt werden, die Wahrheit nämlich, dass der Mensch nimmer sein höchstes Glück in äusseren Gaben suchen solle, sonst werden sie ihm selbst zum Verderben. In ähnlicher Weise ist die tiefe sittliche Idee in den Kranichen des Ibykus, in der Bürgschaft (die Gewalt des idealen Charakters), im Taucher, im Kampf mit dem Drachen, im Grafen von Habsburg zur Erkenntniss zu

bringen und zum Eigenthum des jugendlichen Herzens zu machen. Wie in ähnlicher Weise die culturhistorischen Gedichte zu behandeln sind, um die Würde und Macht der göttlichen weltbeherrschenden Ordnung dem Schüler zum Bewusstsein zu bringen, führt an dem eleusischen Fest, dem Spaziergange, den Künstlern der Verf. in einer gründlichen Uebersicht vor.

Metrische Uebersetzungen ins Griechische und Lateinische aus Schiller und Göthe, nebst einem Anhange aus der Bibel. Von C. F. Crain. Progr. der grossen Stadtschule zu Wismar. 1858.

Der Verf. entschuldigt die Bekanntmachung seines Versuchs mit ähnlichen Arbeiten, wie mit den Uebersetzungen der Bruchstücke aus Göthes Iphigenie von Th. Kork im Stolper Programm von 1858. Zunächst ward er aufmerksam auf die Aehnlichkeit des Abschiedsgesanges des Philoktetes mit dem Monolog der Jungfrau von Orleans am Ausgang des Prologs. Dies brachte ihm den Gedanken an den Einfluss der antiken Dichterwerke auf Schiller und Göthe selbst in Inhalt und Ausdruck nahe. Schiller, meint er, habe freilich weniger als Göthe sich mit dem Griechischen beschäftigt; er bringt dafür die bekannten Stellen aus dem Humboldtschen Briefwechsel bei. Indess möchte hier zuviel die Bescheidenheit mitsprechen, und ein eindringlicheres Studium Schillers wohl anzunehmen sein, und zwar nicht blos der Uebersetzungen, sondern auch des Originals. Abgesehen von direkten Beziehungen auf griechischen Ausdruck in kleineren Gedichten, wie in den Kranichen des Ibykus, mag vor Allem hingewiesen werden auf die Braut von Messina, in der Gerlingers Verdienst es ist, die Entlehnungen aus Sophokles aufgezählt zu haben.

Die Verwandtschaft des Götheschen und Schillerschen Geistes mit dem Alterthum, bemerkt weiter der Verf., wird sich aber auch daraus erkennen lassen, dass sich beider Gedichte grossentheils leicht in das Gewand der griechischen und lateinischen Sprache hüllen. Das deutlich zu machen hat er vorliegende Uebersetzungen gemacht und erscheinen lassen. Die Besorgniss, dass sie dem Schicksale der meisten Programme, ungelesen bei Seite gelegt zu werden, nicht entgehen möchten, hat Ref. aufheben wollen, und theilt daher hier schliesslich mit, was die Leser in dem Programme zu suchen haben. Zuerst aus Göthes Iphigenie I, 2. (Gespräch zwischen Iphigenie und Arkas) in Trimetern. (Beiläufig sei bemerkt, dass eine prosaische Uebersetzung der Götheschen Iphigenie unter dem Titel: *μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ Γερμανικοῦ ὑπὸ Ἰωάννου Παπαδοπούλου*, mit deutscher Dedication an Göthe, und einem griechischen Vorwort *πρὸς τοὺς Ἕλληνας* in Jena 1818 erschien; über dieselbe vergl. Göthe an E. Weller, 18. Aug. 1818 in Göthes Briefen von Döring S. 321. Gesellschafter 1826. Bl. 39. S. 195). Es folgt das Gebet Iphigenias I, 4 (S. 8), dann des Orestes III, 2 (S. 9), dem der Verf. die Kocksche Uebersetzung beigefügt hat. Daran schliessen sich aus Schiller die Uebersetzung der Jungfrau von Orleans Prolog I. Auftr. (die Rede Thibauts) und 4. Auftr. (Johannas Abschied), dann II, 7, endlich Braut von Messina Anfang. Hierauf die lateinischen Uebersetzungen (S. 18) des Ringes des Polykrates, der Theilung der Erde (S. 20). Ferner kommen die Stücke aus der Bibel, nämlich Buch der Richter IX, 8 — 15., Sprüche Salom. 25, 5. 6. 11. 14. 20. 27. Der Göthesche Spruch: was in der Zeiten Bildersaal einmal ist trefflich gewesen, wird immer wieder einmal Jemand auffrischen und lesen, ist, um eine Probe des Ganzen zu geben, übersetzt:

Quas vetus egregie res scriptas exhibet aetas,
Quisquam qui repetat, qui legat, alter erit. —

Wie im obigen Programm der Versuch gemacht ist, neuere deutsche Dichter in die Sprache von Hellas und Latium zu übertragen, so hat

K. W. Osterwald in: Lateinische Uebersetzungsproben. Progr. des Domgymnasiums zu Merseburg. 1858.

zwei alte Gedichte, nämlich von Walther von der Vogelweide die Lieder: „Ir sult sprechen willekomen“ und „Nieman kann mit gerten“ meisterhaft in Distichen übersetzt. Ausserdem enthält das genannte Programm eine Reihe vorzüglicher Uebersetzungen, wie mehrerer andrer Gedichte, so längerer prosaischer Stücke (aus Bernhardys römischer Literaturgeschichte, Mommsens römischer Geschichte und eines Aufsatzes über den Ocean und sein Leben im Magazin f. Literatur des Auslandes) und metrische Bearbeitungen von Sentenzen Senecas. —

Herford. Hölscher

Miscellen.

Einige Bemerkungen über die Fügungen des deutschen Hilfszeitworts lassen.

I.

Dass in der Fügung des Accus. mit dem Infinitiv, wenn das Zeitw. zu denen gehört, die einen doppelten Nominativ bei sich haben, wie „sein, werden, bleiben, scheinen“ etc., nicht bloss das Subjekt, sondern auch das Prädikat in den Accus. zu setzen sei, darüber herrscht bekanntlich im Lateinischen nicht das geringste Schwanken. Anders aber ist es im Deutschen, wo der Accusativ mit dem Infin. eines mit doppeltem Nomin. verbundnen Zeitworts überhaupt nur von sehr wenigen Verben abhängen kann, z. B. von „heissen“. Da fragt es sich denn, wie der latein. Satz: „Jussit eum tyrannum fieri“ deutsch lauten muss, ob, dem Lateinischen gemäss: „Er hiess ihn einen Tyrannen werden“ — oder: „Er hiess ihn ein Tyrann werden,“ wie sich das Letztere z. B. bei Pfeffel, Poet. Versuche (Basel 1790) 3, 152 findet:

„Den Vesier des Borboniden,
Der ein Tyrann ihn werden hiess,“ —

ferner noch häufiger bei „lassen,“ wo Diejenigen, welche in der Fügung des Accus. mit dem Infinitiv das Praedikat nicht in den Accusativ setzen, sondern im Nomin. bleiben lassen, sich auf eine sehr gewichtige Auktorität stützen können, auf die Lessing's nämlich, der Bd. 12, p. 348 (Lachmann'sche Ausg.) an seinen Bruder in einem Brief, wo es sich um die Korrektur der Emilia Galotti handelt, schreibt:

„Lassen Sie den Grafen diesen Gesandten sein. So habe ich gewiss nicht geschrieben und es ist undeutsch. Es muss heissen: Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein.“

Ich habe diese Stelle schon im Arch. 18, 221 und 21, 334 besprochen und Belege für den von Lessing für undeutsch erklärten Gebrauch nicht nur aus andern mustergültigen Schriftstellern, sondern aus Lessing's Werken selbst beigebracht, woraus denn wohl erhellen dürfte, dass Lessing das Setzen des Praedikats in den Accus. nicht immer für so entschieden undeutsch kann gehalten haben, wie er es in dem flüchtig hingeworfnen Zettel an seinen Bruder zu thun scheint. Wenn nun aber vielleicht die Gegner des Accus. den Gebrauch desselben als durch das Lateinische herbeigeführt bezeichnen möchten, so ist dagegen, wie ich es schon früher gethan, hervorzuheben, dass grade in einer entschieden volksthümlichen Wendung der Accusativ, nicht der Nominativ des Prädikats, herrschend ist, nämlich: „Gott einen guten Mann (den Kaiser einen guten Kaiser) sein lassen,“ s. Arch. 18, 221. Zu den für diese Redensart dort angeführten

Belegen liessen sich mit leichter Mühe eine Menge andrer fügen; aber — so sorgfältig ich auch darauf gerechnet — es ist mir nie der Nomin. des Prädikats in dieser sprichwörtl Wendung vorgekommen, der sich allerdings in andern Wendungen bei Schriftstellern findet, doch viel seltner als der Accus., wie die folgenden Belege zeigen werden (wobei wir der Vollständigkeit halber die schon früher im Archiv mitgetheilten wiederholen und zum Behuf der Uebersichtlichkeit die Stellen nach den Autorennamen*) alphabetisch ordnen):

1. Belege für den Nomin. des Prädikats:

Lass mich der Fels sein. Hartmann Petöfi 144; Lass mich der Erste sein, der etc. Klinger Faust 401; Lass mich ein Bauer werden. Kompert Pflug 1, 119; Lass mich der Narr sein. 2, 319; Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein. Lessing (s. o.); Ich lass es ein Vorzug des lieben Gottes sein 12, 505; Lassen Sie Alles ein Traum sein. Mügge Roman 2, 29; Lass mich dein Wesier, o Harun Alraschid, sein. Platen 4, 275; Lasst mich arm und meinetwegen ein Lump sein. Spindler Stadt 1, 28; Lass ihn der Gott der Odendichter sein. Sturz 2, 340 — wozu wir eine für das Schwanken sehr bezeichnende Stelle fügen:

> Lass mich nur dein Werkzeug bleiben, deinen Hammer, Nagel, lass mich sein deine Säge, dein Stock. Stilett, was du willst. Alexis Dorothe 1, 85 (ebenso Nationalzeitung 1855 Nro. 590).

Dagegen: 2. Belege für den Accusativ des Prädikats:

Lass es ihren Trost sein. Bürger 309a; Du lässest deiner Heerde mich nun einen Hirten sein. S. Dach (Wh. Müller Bibl. 5, 159); Den Verstand, das eigene Urtheil den Meister sein zu lassen. Devrient 2, 117 (s. u. Schlegel); Lasset mich in den Savannen euren Patriarchen sein. Freiligrath 1, 95; Lasst mich euren Zweiten sein. Goethe 8, 52; Lass das Büchlein deinen Freund sein. 14, 3; Wir lassen uns dies einen Wink sein. Herder Rel. 7, 234; So lass denn mich den Ersten sein. Kinkel 419; Einen Schlosser habt ihr ihn müssen werden lassen. Kompert Böhm. 335; Mein Vater hätte mich sollen einen Frankfurter Kaufmann werden lassen oder einen Mainzer Domherrn. König Klub. 1, 113; Lassen Sie ihn den Ersten und Letzten sein, der etc. Lessing 1, 283; Das lasst uns einen rechtschaffenen Advokaten sein 373; Dass lasst mir den Mann sein, der sich rühmen darf etc. 11, 528; Ich hab das Geld noch nie lassen meinen Trost und Zuversicht sein. Luther 1, 254a; Man muss den auch einen guten Schützen sein lassen, der etc. 5, 246a; Wir wollen ihn einen Menschen lassen bleiben, 500b; Und will die Herrschaft und Majestät nicht lassen sein einen seligen, guten, göttlichen Stand. 6, 10b; Damit lässt er Christum den Schatz und den Mittler bleiben. 405b; Lasse man dies einen ewigen und seligen Ruhm sein. Mathesius Lthr. XXXIII; Jedoch lassen Sie immer Gottsched den grossen Deutschen sein. Mendelssohn 4, 2, 343: Vielleicht hätten Sie sich's alsdann einen Abendzeitvertreib sein lassen. Ders. Lessing 13, 16); So lasst mich diesen glücklichen Sterblichen sein. Musaeus Märch. 1, 41; Lasst mich euren Diener sein. Palleske Sch. 1, 117; Lass diesen Augenblick den letzten meines kummervollen Lebens sein. Pfeffel Pros. 2, 126; Lass mich den Aermern sein. Raupach Isid. 50; Musen, lasset mich sein eueren Hirten hinfort. Rückert 2, 280: Lass mich deinen Engel sein. Schiller 263b; So lasst mich nicht mehr Staatsbeamten sein. Schlegel Hamlet 2, 2; Lasst euer eignes Urtheil euren Meister sein. 3, 2; Lasst mich euren Diener sein. Shakesp. 2, 196; Lassen Sie mich doch einen raschen Menschen sein.

*) Ueber die Ausgaben der Schriften s. das Quellenverzeichniss zu meinem Wörterbuch (noch nicht gedruckt).

Schücking Ges. Erz. 3, 121; Lass Du mich Deinen Gesellen sein. Uhland 383; Lasst mich euren Diener sein. Voss Shakesp. 2, 305; Lasst mich stets euren Hausvogt sein. 3, 576; Lass ihn immerhin nur einen beseelten Atom auf einem Planeten sein. Wieland 6, 297; Lass mich deinen Sohn bleiben. 8, 121; Will mich Gott lassen einen Fürsten bleiben. Zinkgräf 1, 103; Den lass mir einen Baumeister sein. 257.

Danach möchten wir den Accusativ des Prädikats, wie im Lateinischen und aus denselben Gründen wie in dieser Sprache, auch im Deutschen, sowohl in der Volks- als Schriftsprache als Regel bezeichnen, doch so, dass sich dafür auch (vgl. namentlich die oben angeführte Stelle Lessing's) der Nominativ findet, wie z. B. schon im Parzival 715, 29 die Lesart schwankt: Lâz mich sin dîn oder dînen dienstman (s. Weigand). Die Fügung mit dem Nomin. aber scheint uns hervorgegangen theils aus dem formellen Zusammenfallen des Accus. mit dem Nomin. in vielen Fällen, z. B.: Lass uns Freunde sein; Lass das unsre Aufgabe sein; Verhülle | des schönen Busens Fülle | mit des Habites Grün! | Lass, mohrumspannt, mit seinen | göttlichen Formen scheinen | ein süsses Räthsel ihm. Freiligrath 1, 294. Du lässest deine Kirch' ein reines Herze sein. Opitz 1, 10; Lass mich ein Kind sein. Schiller 425a etc., vgl. namentlich auch Archiv 18, 221. Dann aber scheint auch besonders die gedankliche Vermischung mit gleichbedeutenden Wendungen, die nach der Regel das Prädikat im Nominativ verlangen, einzuwirken, so namentlich im Imperativ, vgl. z. B. Lass das — (das mag immer) — der Fall sein, was schadet's mir? Lass das Büchlein dein Freund sein! (es sei dein Freund) u. ä. m.

Anders urtheilt freilich ein Lexikograph, der nicht die Regel aus dem sich im Munde des Volks und in den Werken unsrer Schriftsteller kundgebenden Sprachgebrauch abziehn zu müssen, sondern vielmehr die Meister deutschen Stils nach einer von ihm ohne Angabe eines Grundes aufgestellten Regel meistern zu können glaubt. Weigand in seinem kurzen deutschen Wörterb. 2, 13 dekretiert:

> „Der doppelte Accus. bei sein lassen" = wofür gelten lassen, wofür annehmen, ist zu meiden und das, wofür Jemand oder Etwas gelten soll, im [in den] Nominativ zu setzen. So müsste z. B. Schiller's „lass mich deinen Engel sein! (Don Carlos 2, 8)" richtig: „lass mich dein Engel sein!" lauten.

„Die Worte Schiller's müssten richtig so lauten," nicht etwa: „sie könnten so lauten." Kann ein Wörterbuchschreiber seinen Standpunkt einem Meister deutscher Rede, wie Schiller, gegenüber ärger verkennen? Trotz dem Machtbefehl Weigand's aber wird immer für richtig gelten, was Schiller und Goethe, Luther und Voss, Herder und Wieland, Bürger und Lessing, Uhland, Rückert, Schlegel u. A. m. übereinstimmend mit dem in sprichwörtlichen Wendungen sich kundgebenden Sprachgebrauch des Volks schreiben.

II.

Weigand lehrt ferner, dass das Verbum den blossen Infinitiv, d. h. ohne „zu" neben sich hat, — „wobei indessen Fügungen mit dem Dativ wie „Hippokrates liess ihnen Nichts von seinem Erstaunen merken" (Wieland's Abderiten) selten und nicht empfehlenswerth sind."

Zuvörderst ist der Ausdruck verfehlt; denn Fügungen mit dem Dativ sind zuweilen die ausschliesslich richtigen, z. B.: Er liess ihnen zum Tänz aufspielen; Er liess ihnen melden, dass etc., wo der Accusativ statt des Dativs einen ganz andern Sinn geben würde (s. u.). Weigand wollte sagen, dass in der Fügung des Accus. mit dem Infin. bei „lassen" das Subjekt in den Accus. zu setzen sei, dass aber dafür auch wohl nach französischem

Muster, wenn bei dem Zeitwort schon ein Objekt oder ein Objektsatz steht, der Dativ der Person (zuweilen auch personificirter Gegenstände) vorkommt. Und zwar ist dieser nicht so selten, wie Weigand es darstellt. Wir geben Belege, alphabetisch geordnet nach dem daneben stehenden Infinitiv (bei Zsstzg. nach dem Grundwort, also: vermissen, wie missen unter „m"; geniessen unter „n" etc.):

Von welchen mir deine Briefe so vielen Genuss ahnen lassen. J. Paul H. V. 47.

Ihr hättet | den Schatten eines Wunsches nur nach Recha | ihm blicken lassen. Lessing Nath. 3, 10.

Ihm sodann es doppelt empfinden zu lassen. Lessing 12, 386.

Es Ihnen empfinden zu lassen etc. 12, 405; Goethe 33, 104.

Ihm alle die Verachtung fühlen lassen. Iffland 5, 3, 18; Kompert Pfl. 1, 145; Möser Ph. 3, 117; Rabener 4, 369; Streckfuss Rol. 12, 49.

Doch warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen. Lessing 1, 511; Gotthelf G. 22.

Ihm Nichts als Wahrheit hören, Nichts als gute Beispiele sehen zu lassen. Wieland 27, 304.

Deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen liess. Goethe 23, 103.

Ohne der Tochter sie lesen zu lassen. Mörike Nob. 137.

Man muss den Männern niemals merken lassen, dass etc. Benedix 8, 185.

Wenn er's mir gleich sonst nicht will merken lassen. Goethe 9, 375.

Wenn er mir diesen zu stark merken lässt. Lessing 1, 563.

Ich lasse ihm merken, dass etc. 8, 190.

Davon Sie mir kurz vor Ihrer Abreise Etwas merken liessen. 13, 21 (Mendelssohn).

Was hab' ich merken lassen? Wem habe ich es merken lassen? Schiller 204b.

Sie haben mir es niemals merken lassen, dass ich zu eitel sei. F. Schlegel Flor. 56.

Darf ich ihm diese Gesinnung auch nicht merken lassen. Tieck Nor. Kr. 2, 414.

Dummer ..., als Mancher ... | dem Andern merken lassen wollte. Wieland 3, 176.

Die jungen, artigen Leuten nicht ungern merken liess | wie viel sie etc. 15, 251.

Es wäre unartig gewesen, ihr merken zu lassen, dass etc. 23, 56; 105.

Als ich Ihnen etwas merken liess. 33, 316 und oft (s. u.).

Die mir eine Mutter | so wenig missen lassen. Lessing Nath. 5, 6.

Ihr die edle Gastfreundschaft vermissen lassen. Forster Sakont. XXVIII.

Den abgehärmten Frauenzimmern einige Ruhe geniessen zu lassen. Heinse Ard. 1, 159.

Wollen Sie mir diesen Schatz geniessen lassen? Lessing 13, 167 (Reiske).

[Dies] wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen lassen. Lessing 3, 290.

Der Plan des Vf. nöthigte ihn, verschiedene Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gewesen wären. Er musste sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Lessing 3, 161 (s. u.).

Die ihr ... euch schauen lasset | ungefälschten Sinn. Kosegarten Po 2, 264.

Mir doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen. Chamisso 4, 276.

Drauf liess ich mich auf einer höhern Bühne | Gesichtern voll von Ernst und tiefer Weisheit sehn. Gellert 1, 220.

Liess mir im Traum sie sehen. Gessner 4, 194.

Wo man's so nach und nach den Leuten sehen lässt. Goethe 11, 123.

Und wenn Ihr mich denn ja behalten wollt, | so lasst es mir durch Eintracht sehn. 13, 134.

Er liess ihr im Allgemeinen seinen Plan, seine Wünsche sehen 16, 44.

Da ich ihr alle Briefe, die ich erhielt, sehen liess. 22, 128.

Was ihr Kleid, gebläht vom losen West, | und bis an's Knie geschürzt, dem Jüngling sehen lässt. Wieland 10, 79.

Dem Oberon die Geschichte | des treuen Paars im Bilde sehen liess. 20, 270.

Ihm auch die Malerin sehen zu lassen. 23, 315.

Während ... | dem Türk der Kaiseradler | seine Fäng' verspüren lässt. Scheffel 7, 187.

Dem selbst die Gefahr, in der er schwebte, die Worte nicht abwägen liess. Alexis Hof 2, 3, 145.

Fern sei es, diesem Einfall auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Lessing 6, 460.

Lass es mir bei Zeiten wissen. Goethe Stein 3, 15.

Dieses Blatt lässt Dir die Namen wissen. Lessing 3, 342.

Lassen Sie mir ja ihre Ankunft voraus wissen. 12, 417; 13, 654.

Sie liessen mir erst die Bitte wissen. Möser Phant. 4, 98.

Meiner Schwester wissen zu lassen, dass etc. Schiller 647b; Sealsfield Leg. 1, 38.

Dein Bruder ... lässt Dir wissen, dass etc. Wieland 23, 316; Merk 2, 90 u. o.

So will er Ihnen diese Freundschaft ... sehr theuer bezahlen lassen. Lessing 12, 320 u. ä. m.

Das durch das Vorstehende wohl zur Genüge belegte Vorkommen des persönl. Dativs bei lassen mit einem transit. (von einem Objekt oder Objektssatz begleiteten) Zeitwort ist wahrscheinlich, wie oben angedeutet, auf Rechnung des Französischen zu schreiben, wo der Dativ in demselben Falle bekanntlich Regel ist, vgl. die entsprechenden Wendungen mit machen, z. B: Indem Sie mir ... mein Unrecht lebhaft empfinden machen. Goethe 9, 266. So musste er ihr nur glauben machen, es sei etc. 3, 194; 10, 24 etc. und die Fügung sinnverwandter Wörter, z. B: Einem Etwas sehn lassen oder zeigen. Einem Etwas wissen lassen oder kundthun, anzeigen, melden etc. Doch veraltet dieser immer vereinzelt gebliebne Gebrauch wieder, und im Allgemeinen gilt heute die Fügung des Accusativs, nicht des Dativs, mit dem Infinitiv, wie es z. B. schon bei Luther heisst: Du lässest mich erfahren viel und grosse Angst. Psalm 71, 20 (bei Mendelssohn: Viel Angst und Leiden liessest du mich dulden). Er liess es die Leute fühlen. Richt. 8, 16 etc. — wofür aus neuern Schriftstellern kaum Beispiele nöthig erscheinen, wie: Freilich liessen ihn die Folgen seiner Handelsweise keine Entschuldigung aufbringen. Goethe 19, 375. Der Fürst hatte sie bemerken lassen, wie etc. 386. Ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleist meine Empfindlichkeit darüber merken zu lassen. Lessing 12, 148. Seine eigne Einfalt den armen Dichter entgelten lassen. Schiller 102b etc.

Damit ist aber nicht (s. o.) ein neben dem von lassen abhängigen Infinitiv stehender und dazu gehörender Dativ zu verwechseln, vgl.: Er liess die Musikanten zum Tanz aufspielen [ordnete an, dass sie aufspielten] und: Er liess den Gästen zum Tanz aufspielen [ordnete an, dass ihnen aufge-

spielt würde]. Er liess den Diener dies melden [veranstaltete, dass er es meldete] und: Er liess es dem Könige melden [veranstaltete, dass es ihm gemeldet würde] u. s. w. So würde es z. B. namentlich in der oben unter „sagen lassen“ angeführten Stelle nach dem heutigen Gebrauche heissen:

> Er muss also ein Frauenzimmer diese Wahrheiten sagen lassen,

sie ihr in den Mund legen, während die von Lessing gebrauchte Wendung:

> Er muss sie einem Frauenzimmer sagen lassen,

eher bedeuten würde, dass ein Frauenzimmer sie hören, nicht sagen soll, — wenn man nicht das Zusammenstossen der beiden Accusative durch eine dem passiven Sinn des von lassen abhängigen Infinitivs entsprechende Präposition vermeiden will (s. darüber an andrer Stelle, in meinem Wörterb. s. v. lassen):

> Er muss sie von einem Frauenzimmer oder durch ein Frauenzimmer sagen lassen,

vgl.: Die Schmähsucht lässt sich doch den Eifer nicht bekehren. Günther 533 [oder durch den, — von dem Eifer]. Lass Dich den [oder: von dem] Teufel bei einem Haare fassen und Du bist sein auf ewig. Lessing Gal. 2, 3. Dass ich mich den [oder vom] Teufel reiten liesse und einmal spielte. Lessing 13, 165 (Ebert). Da ward ich wie ein Kind entwehnt, | das sich nach seiner Mutter sehnt | und lässt sich Niemand [oder von Niemand] schweigen. Waldis Ps. 131, 3 etc.

Dem heutigen Gebrauch gemäss heisst es nun auch: Einen Andern Etwas merken lassen, — und: Sich (Dativ) Etwas merken [im Sinne von anmerken, ansehn etc.] lassen, z. B.: Doch liess ich mir Nichts merken. Goethe 20, 215; Wieland 27, 254 u. o. Wir heben dies hervor, weil Adelung, der unter „lassen“ dem heutigen Gebrauch gemäss die Fügung des Accusativs und Infinitivs bei lassen von dem Dativ, der neben einem von lassen abhängigen Infinitiv steht, richtig scheidet, doch, Beides vermischend, unter „merken,“ unter welchem Worte man weder bei Campe noch bei Weigand Etwas über die Fügung findet — sagt:

> „Lass dir Nichts merken,“ wie Viele sprechen und schreiben ist eben so [?] unrichtig, als: lass mir es nicht empfinden, lassen Sie mir es thun,

wobei er eben übersieht, dass es aufgelöst nicht heissen würde: Gieb keinen Anlass, dass Du Etwas merkst, — sondern: dass Andre dir Etwas anmerken (wofür ausser dieser Wendung freilich eben das blosse merken mit dem Dativ nicht üblich ist). Zu erwähnen aber ist dabei, dass auch Lessing, von dem wir oben gesehn, dass er schwankend schreibt: Einem und Einen Andern Etwas merken lassen, — Adelung's Vorschrift gemäss schreibt:

> Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, dass ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? 8, 207,

vgl. vereinzelt: Ich lasse mich nicht von dir befehlen (s. u. 3 in meinem Wörterb. I, 423a). Gotthelf Geld 55. — Ich lasse mich hier weder von einem Professor noch von sonst Jemand Grobheiten machen. Stilling 4, 165. Eine vereinzelte Anwendung des Dativs statt des Accus. bei lassen mit dem Infin. s. III.

III.

Ist das von lassen abhängige Zeitwort ein reflexives (oder reciprokes), so kann der Fall eintreten, dass dieselbe Form des persönl. Fürw. zweimal unmittelbar hinter einander stehen müsste, wie z. B. in der That Brockes 9, 475 schreibt:

So lasst uns uns annoch bemühn.

Die Härte dieses Zusammenstosses wird aber gewöhnlich vermieden (vgl. in unserm Wörterb. I, S. 325c die kurze Bem. unter „Du“ 8), indem theils zwischen die beiden Fürwörter Etwas tritt, so dass sie nicht unmittelbar zusammentreffen (So lasst uns annoch uns bemühn) oder sonst ein Fürwort fortfällt, z. B. Jenes:

Lass mich in Andacht, | lass mich in Demuth | mich verneigen dem Herren mein. Chamisso 3, 13.
Lasst uns auf nächsten Samstag uns vertagen. 4, 77.
Lass, | von irgend einem alten zuverläss'gen Knecht | begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen | beglückten Auferstehung mich begraben. Goethe 13, 352 etc.,

vgl.: Ein stärker Laster heisst Dich schwächern dich entziehn. Heller 86.

Ferner Beispiele vom Fortfall des einen Fürworts schon bei Luther:

Lasset uns freuen und fröhlich drinnen sein. Psalm 118, 24.
In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes. 2. Korinth. 6, 4.
Lasset ihn sich gebaren, wie es seine Art ist. Und sie liessen Dich gebaren etc. Alexis Doroth. I, Cap. 5.
Lass mich hier ausweinen. Freytag, Dr. W. 477.
Lasset mit Rebschossen uns kränzen. Gessner 2, 175.
Lasst wieder satt an Blüthenduft mich saugen | ... Lass mich an deine Kniee wieder drängen. Mosen Ahasv. 95.
Lasst umarmen uns bei der Musik. Schlegel Shak. 6, 164.
Lasst mit Entschlossenheit gerüstet, wieder | uns in der Halle treffen. Tieck Makb. 2, 2.
Lasst zu neuem Feste jetzt uns schmücken. Viel Lärm. 5, 3.
Lass, ewig treu, dem Treuen mich vereinen. Werner Osts. I, 218 etc.
Lasst hurtig uns entgürten. Wieland Ober. 3, 55, wo die neuere Lesart lautet: Lasst hurtig euch entgürten.

Vereinzelt findet sich auch hier (s. II.) der Dativ mit dem Infin.:

Lasse Dir Gott Dich freuen. Goethe Kestner 160,

etwa = Gebe er Dir Freude, — Dich zu freuen.

Statt der Umschreibung des Imperativs wendet man, wie auch sonst häufig, die Wendung an: Freuen wir uns! etc., was, nebenbei bemerkt, Mendelssohn 4, 2, 527 noch „eine unerlaubte Neuerung“ bei Iselin nennt. —

Daniel Sanders.

Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten

von Karl Eichwald.

Seit Dr. Bärmann in Hamburg seine plattdeutschen Gedichte, Lustspiele und Redensarten herausgegeben, hat die Literatur in dieser alten, herzigen Sprache fast ganz geruht, bis Claus Groth sie wieder in's Leben gerufen und dabei einen gewiss unerwarteten Erfolg gehabt hat.

Hier in Bremen, wie in andern Städten Niederdeutschlands, verschwindet das Plattdeutsche seit 30 Jahren zusehends, und obgleich es früher die Hausprache der meisten Familen war, so versteht es die heranwachsende Generation kaum, deshalb wird auch der Bürgereid jetzt auf Hochdeutsch geleistet, und selten findet man in einem Localblatte ein plattdeutsches Gedicht, welches aufbewahrt zu werden verdiente. Nur unter den Landleuten und Schiffern wird es sich länger erhalten; Erstere kleben zu sehr an der Ge-

wohnheit, um sich eine andere Mundart anzugewöhnen, und den letztern ist sie wegen ihrer Kürze und Bestimmtheit unentbehrlich, denn zu Schiffscommandos wird sie an Zweckmässigkeit nur von der englischen und dänischen erreicht, während die hochdeutsche, französische und spanische Sprache sich sehr schlecht dazu eignen.

Claus Groth hat aber noch einmal die alte Muttersprache der Niederdeutschen zu Ehren gebracht und dadurch Andere veranlasst, auch in dieser Sprache dem Publikum etwas zu bieten. So erschienen kürzlich bei H. Hübner, Leipzig: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten von Karl Eichwald," eine reichhaltige Sammlung echter Kernsprüche, wie sie im Munde des Volks leben, die jeder Kenner der niederdeutschen Sprache mit Vergnügen lesen wird. Der Verfasser ist augenscheinlich ein Friese, oder aus den Marschen, denn manche Redensarten und auch viele einzelne Ausdrücke erinnern an das Leben in den Marschgegenden, z. B.: Eenen an'n Dik jagen. He fritt as'n Diker.

Von holländischen Wörtern findet sich Jüffer, Gatt und Baas, letzteres nur in der Redensart:

He sitt Baas an.

Wenn nun auch im Allgemeinen das Wort Baas in der ganzen Wesergegend einen Schiffsbaumeister bedeutet, so kommt es doch auch vielfach in der ursprünglichen Bedeutung in Redensarten vor, wie:

He finn't nich lichte sienen Baas.
Ick will di wiesen wer dien Baas is.

Auch von Redensarten, die unter den Schiffern entstanden sind, und sich durch den Verkehr mit denselben im Volke eingebürgert haben, finden sich eine Menge, wie:

Wat to Backbord inkummt mutt to Stürbord ut.
Gissen ist missen.

Von echten Bremer Redensarten der Seeschiffer finde ich nur:

So lank as Leverenz sin Kind.

Bei einigem Verkehr unter den Bremer Seeleuten wird man aber auch, ausser Capitain Lewerentz, dessen Kind an Länge, Dicke, Weisse, Klugheit u. dgl. alle andern übertraf, noch Kläner, Martin Peper, Harm Janssen, Sagemähl, Lappenbarg und andre merkwürdige Persönlichkeiten aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts kennen lernen, und die Sammlung wesentlich bereichern können.

Obgleich, wie schon erwähnt, der Verkehr in plattdeutscher Sprache sehr abgenommen hat, so findet man doch noch vielfach Gelegenheit, namentlich unter alten Leuten, Redensarten zu sammeln, woran das Bremer Plattdeutsch besonders reich ist. Herr Eichwald hat z. B.:

Art let von Art nich.
De Appel fallt nich wit vunn Stamm.

welche beide aus dem Hochdeutschen übertragen sein können, dagegen fehlt das hier sehr bekannte und treffende:

Uhlen sitt't Uhlen uht. (Eulen brüten Eulen aus.)

Vom Bauer handeln natürlich eine Menge Redensarten, doch könnte auch diese Sammlung darin aus hiesiger Gegend bedeutend vermehrt werden. So sagt man z. B von einem Bauer, der sich bemüht, die Sitten des Städters nachzuahmen:

De Bu'r blifft en Bu'r und wenn he ok bit Middag sloppt.

Von einem Bauer oder einem Menschen ohne Bildung, der, weil er Vermögen hat, in seiner äussern Erscheinung mit vornehmen Leuten wetteifern will, sagt man:

He gemahnt mi as'n koppern halben Groten, man kann em teinmal vergulden, he gelt doch nich mehr as'n halben Groten.

Das Gesagte soll aber keineswegs dem fleissigen Sammler zum Vorwurf gereichen, sondern nur zeigen, dass ausser den 2096 Sprichwörtern

und Redensarten, die sein Werk enthält, es noch manche giebt, die ebenfalls aufgeführt zu werden verdienen.

Das Einzige, was wir anders gewünscht hätten, ist die Orthographie, die freilich in manchen Stücken der in Cl. Groth's Quickborn gleich ist, doch ist sie nicht durchgehends befolgt. Cl. Groth sagt selbst, dass das Plattdeutsche sich schwer schreiben lässt, dabei gilt seine Orthographie nur für die Ditmarscher Mundart, welche mir viele Aehnlichkeit mit dem harten Hamburger Plattdeutsch zu haben scheint, da das e am Ende der Wörter und in der Endsilbe en meistens stumm ist. Dies ist aber im andern, bei Weitem dem grössern Theile von Niederdeutschland nicht der Fall, wo den Endsilben, auch in der Declination und Conjugation, mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, denn wir sagen: Föte, Straate, Lüe (auch Lüde), Göse, vertellen, backen, kriegen, lopen u. s. w.; dagegen sagt man in jenen östlichen Gegenden: Föt, Straat, Lü, Gös, vertelln, backn, kriegn, lopn, was uns hier nicht anders als sehr hart vorkommen kann. — Auch sind die langen Silben von den kurzen zu wenig unterschieden, so dass ein Unkundiger vieles gar nicht lesen kann, auch der in der Sprache Wohlerfahrne manchen Satz zum zweiten Male erst richtig liest. Wenn z. B.: Nro. 47 statt „Beter en Ap as en Schap," „Beter en Aap as en Schaap" geschrieben wäre, so könnte man es beim ersten Durchlesen verstehen. So sind kurz: um, tut, is, wit, wat, al, in, vun, dagegen sollen lang gelesen werden: ut, gan, sin, fin, wis, wit, lat, ful, vel, Flesk u. s. w., welche daher besser: uht, gahn, sien, fien, wies, wiet, laat, fuhl, veel, Fleesk geschrieben würden. Ferner finden wir Dak in zwei Bedeutungen, doch würden wir empfehlen Dack (Dach) und Daak (Thau) zu schreiben. Ebenfalls drapen (getroffen) und Drapen (Tropfen), welches letztere Wort in hiesiger Gegend Druppen und auch Drüppen ausgesprochen wird. Viele Wörter sind jedoch mit dem richtigen Dehnungszeichen geschrieben, wie Aantvagel, Been, keen, Steen, Stohl, Dehl, Tähn u. s. w.

Wörter wie Eesken, Flesk, Fisk, Kleweräsken, wusken, Taske, Döwel und andre der Art sind ganz ostfriesisch, und würden jedenfalls der grossen Mehrzahl der Niederdeutschen verständlicher sein, wenn sie: Eeschen, Fleesch, Fisch, Kleweräschen, wuschen, Tasche, Düwel geschrieben wären, welches auch die Schreibart im Quickborn ist.

Bei der grossen Abweichung in der Aussprache des Niederdeutschen in den verschiedenen Provinzen und Städten, sogar in einzelnen sich ganz nahe liegenden Dörfern ist es gewiss schwer, die in verschiedenen Gegenden gesammelten Sprichwörter richtig zu schreiben, daher sollte eine Mundart befolgt werden, und würde es jedenfalls besser sein, wenn die Orthographie von Cl. Groth ganz befolgt, oder wenn sie ganz nach der Hamburger, der Bremer, der ostfriesischen oder der westphälischen Mundart wäre.

Bremen. C. A. Pajeken.

Die neueren Sprachen an den preussischen Universitäten im Sommersemester 1859.

Bonn. Simrock, ordentlicher Professor: Erklärung ausgewählter altdeutscher Gedichte. (Oeffentlich.) Deutsche Mythologie. (Privatim.) — Diez, ordentlicher Professor: Elemente althochdeutscher Grammatik. (Privatim.) Geschichte der italienischen Literatur. (Privatim.) Praktischer Unterricht im Italienischen. (Privatim.) Dante's göttliche Komödie, 1. Theil. (Oeffentlich.) — Monnard, ordentlicher Professor: Ausgewählte Theaterstücke Racine's nebst Sprech- und Schreibübungen. (Privatim.) Französische Literatur seit 1815. (Oeffentlich.) — Delius, ausserordentlicher Professor: Vergleichende

Grammatik der romanischen Sprachen. (Privatim.) Shakspeare's lyrische Gedichte. (Oeffentlich.) — Nadaud, Lector: Geschichte der französischen Sprache bis zum 18. Jahrhundert in französischer Sprache. — Disputir- und Schreibübungen verbunden mit Erklärung ausgewählter französischer Autoren. (Ob die beiden letzten Vorlesungen publice oder privatim gehalten werden, geht aus den Katalogen nicht hervor.)

Breslau. Kahlert, ausserordentlicher Professor: Die schlesische Dichterschule. (Oeffentlich.) — Rueckert, ausserordentlicher Professor: Die Anfänge der christlichen und kirchlichen Literatur in Deutschland. (Oeffentlich.) — Das Nibelungenlied. (Privatim.) — Gothisch. (Privatissime.) — Pfeiffer, Privatdocent: Deutsch. (Privatissime und gratis.) Der Heliand. (Oeffentlich.) Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. (Oeffentlich.) — Karow, Privatdocent: Altfranzösische Grammatik verbunden mit Erklärung altfranzösischer Schriftsteller. (Oeffentlich.) Don Quixote. (Oeffentlich.) Parallele zwischen Calderon, Shakspeare, Goethe. (Oeffentlich.) — Behnsch Lector: Englische Grammatik. (Privatim.) Byron's Cain. (Oeffentlich.) — Freymond, Lector: Französische Grammatik mit Sprech- und Schreibübungen. (Privatim.) Lamartine's Confidences. (Oeffentlich.) — Marochetti, Lector: Italienische Grammatik. (Privatissime.) Didactische Dichter Italien's des sechszehnten Sec. (Oeffentlich.) — Fritz, Lector: Polnische Grammatik mit Sprech- und Schreibübungen. (Oeffentlich.) Erklärung eines zu bestimmenden polnischen Schriftstellers. (Oeffentlich.) — Krainski, Lector honorarius: Polnische Grammatik. (Oeffentlich.) Polnische Literaturgeschichte. (Oeffentlich.) Polnische Kanzelredner. (Oeffentlich.)

Koenigsberg. Giesebrecht, ordentlicher Professor: Erklärung deutscher Geschichtschreiber des Mittelalters. (Privatissime und gratis.) — Herbst, Privatdocent: Englische Grammatik. (Oeffentlich.) Französische Schreib- und Disputirübungen. (Oeffentlich.) Ariost's rasender Roland. (Oeffentlich.) — Michaelis, Privatdocent: Englische Literaturgeschichte. (Oeffentlich.) Auserwählte Gedichte Lamartine's. (Oeffentlich.) — Gregor, Privatdocent. Polnische Grammatik mit praktischen Uebungen im polnischen Seminar. (Oeffentlich.)

NB. 1) Für deutsche Sprache und deutsche Litteratur, das Giesebrechtsche, mehr der Geschichte angehörige Privatissimum abgerechnet, geschah nichts. — 2) Unter der Ueberschrift: Linguarum recentiorum et artium liberalium magistri finden wir: Gesangübungen, Generalbass und — — Reitstunde! Sonst nichts.

Halle. Leo (ordentlicher Prof). Angelsächsische Grammatik. (Privatim.) — Blanc (ordentlicher Prof.). Komödien Molière's. (Oeffentlich.) Italienische Literaturgeschichte. (Oeffentlich.) — Ulrici (ausserordentlicher Professor). Shakspeare's Leben und Werke. (Oeffentlich.) — Prutz (ausserordentlicher Professor). Ueber Goethe's Leben und Werke. (Oeffentlich.) — Deutsche Literaturgeschichte bis zum 15. sec. (Privatim.) — Zacher (ausserordentlicher Professor, seit Michaelis in Königsberg). Gothisch. (Oeffentlich.) Deutsche Literaturgeschichte. (Privatim.) Deutsche Uebungen. (Privatissime.) — Haym (Privatdocent). Ueber Schiller's Leben und Schriften. (Oeffentlich.) — Hollmann (Lector). Spanisch. (Oeffentlich.) Französisch. (Privatim).

Greifswald. Hoefer (ordentlicher Professor). Das Nibelungenlied. (Oeffentlich.) Derselbe leitet (privatissime) die Uebungen der deutschen Gesellschaft. — Schmitz (Lector). Montesquieu sur les causes etc. (Oeffentlich.) Englische Grammatik. (Oeffentlich.) Einleitung in das Studium der neueren Sprachen. (Privatim.) Englisch, Französisch, Italienisch. (Privatissime.)

Berlin. Haupt (ord. Prof.). Die Gedichte Neithart's von Reuenthal. (Oeffentlich.) — Müllenhoff (ord. Prof.). Deutsche Grammatik. (Privatim.) Deutsche Uebungen. (Oeffentlich.) — Massmann (Hon. Prof.). Das

Nibelungenlied. (Oeffentlich.) Mannhardt (Privatdocent). Altsächsische Grammatik. (Privatim.) — Solly (Lector). Englische Literatur. (Oeffentlich.) Privatissima im Englischen. Fabrucci (Lector). Italienische Grammatik. (Privatim.) Italienische und Französische Privatissima.

Die neueren Sprachen an den preussischen Universitäten im Wintersemester 1859 — 1860.

Bonn. Deutsch: Die Uebersetzung des Marcus von Ulphilas. (Diez.) Erklärung ausgewählter altdeutscher Gedichte. Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. (Simrock.) Uebersicht der deutschen Literatur vom Anfange des 18. sec. (Löbell, ord. Professor.) — Englisch. Shakspeare's Twelfth-Night. Englische Literaturgeschichte. (Delius.) — Französisch und Provenzalisch. Ueber provenzalische Sprache und Poesie. (Diez.) Altfranzösische und provenzalische Grammatik. (Delius.) Französische Literaturgeschichte bis zum 17. sec. Dramen von Corneille, mit sich anschliessenden Sprach- und Schreibübungen. (Monnard.) Franz. Grammatik mit Uebungen. Französische Lustspiele. (Nadaud.) — Italienisch. Praktische Uebungen. (Diez.) Spanisch. (vacat). Portugiesisch. Os Lusiadas. (Diez). Slavisch. (Nicht vertreten.)

Breslau. Deutsch. Encyklopädie der deutschen Alterthümer. Walther von der Vogelweide. Die gothische Bibel. (Rückert.) Gothische Grammatik. (Rumpelt.) Deutsche Uebungen. Gothische Grammatik. Altnordisch. Geschichte der deutschen Bühne. Geschichte der Universitäten. (Pfeiffer.) Ueber Schiller als Philosophen. (Oginski.) Englisch. Marlow's Faust. Englische Grammatik. (Behnsch.) Romanische Sprachen: Romanische Grammatik. (Karow.) Französisch. Recits des temps mérovingiens par Thierry. Französische Syntax. Die Chansons. (Freymond, Lect.) Italienisch. Die Romantiker der italienischen Litteratur. Praktische Uebungen. Italienische Grammatik. (Marochetti.) Slavisch. Polnische Grammatik. Praktische Uebungen im Uebersetzen. (Fritz.) Polnische Grammatik. Polnische Literaturgeschichte. Polnische Kanzelberedtsamkeit. (Krainski.)

Halle. Deutsch. Gothisch. (Pott.) Angelsächsische Gedichte. (Leo.) Englisch. Englische Grammatik und holländische. N. B. Es bleibt im lat. und deutschen Index unklar, ob beide Sprachen comparativ in denselben Stunden vorgetragen werden. (Hollmann, Lector.) Französisch. Molière's Comödien. (Blanc.) Italienisch. Die göttliche Comödie, Inferno. (Blanc.) Portugiesisch. (Hollmann.) Slavisch. (Nicht vertreten.)

Greifswald. Deutsch. Iwein. Uebungen der deutschen Gesellschaft. (Hoefer.) Vergleichende Litteraturgeschichte von Frankreich, England, Deutschland. (Schmitz.) Englisch. Shakespeares Romeo and Juliet. Privatissima. (Schmitz.) Französisch. Molière's Misanthrop. Privatissima. (Schmitz.) Italienisch. Privatissima. (Schmitz.) Slavisch. (Nicht vertreten.)

Berlin. Deutsch. Geschichte der deutschen Poesie. Erec. Uebungen im Gothischen und Althochdeutschen. (Müllenhoff.) Das Nibelungenlied. Gothische Sprachdenkmäler. (Massmann.) Deutsche Mythologie. Gothische und althochdeutsche Grammatik. (Mannhardt.) Englisch. Literaturgeschichte bis zum 17. sec. Privatissima. (Solly.) Französisch. Privatissima. (Fabrucci.) Italienisch. Literaturgeschichte. Italienische Grammatik. Privatissima. (Fabrucci.) Slavisch. Slavische Literaturgeschichte des 1. sec. Privatissima im Polnischen, Böhmischen, Russischen, Serbischen. (Cybulski.)

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

B. Bendsen, die nordfriesische Sprache nach der Moringer Mundart, zur Vergleichung m. d. verwandten Sprachen und Mundarten. Hrsg. von M. de Vries. (Leiden, Brill.) 3 Thlr. 13 Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders Wörterbuch der deutschen Sprache. 10 Lfrg. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

J. & W. Grimm, deutsches wörterbuch. 2 Bde. 7 Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

Cassell's Pronouncing Dictionary of the English Language. By Noah Webster, carefully revised. (London, Cassel.) $7\frac{1}{2}$ sh.

K. Rotteck, Nouveau dictionnaire allemand-français et fr. all. du langage littéraire, scientifique et usuel. (Paris, Garnier.) 4 fr. 50 c.

J. Rank, Taschen-Wörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache. (Prag, Haase.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Hilfsbücher.

K. Hansen, deutsches Lesebuch. 4 Thle. (Harburg, Elkan.) $12\frac{1}{2}$ Sgr.

J. Spitzer, theoret. prakt. Handb. der deutschen Sprache. 2 Thlr. Die Satzlehre. (Wien, Mayer.) 10 Sgr.

W. Fricke, deutsche Schulgrammatik. (Mainz, Kunze.) 15 Sgr.

C. F. Koch, deutsche Elementargrammatik für höhere Lehranstalten. (Jena, Mauke.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

C. F. Koch, deutsche Grammatik nebst den Tropen und Figuren und den Grundzügen der Metrik und Poetik. (Jena, Mauke.) 24 Sgr.

H. Viehoff, Vorschule der Dichtkunst. Theoret. prakt. Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen. (Braunschweig, Westermann.) $1\frac{2}{3}$ Thlr.

H. Viehoff, Handbuch der deutschen Nationalliteratur nebst einem Abriss der Literaturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung. 2. Aufl. 3 Thle. (Braunschweig, Westermann.) 1. u. 2. Theil. zusammen 1 Thlr. 10 Sgr.

— — 3. Theil apart 12 Sgr.

Herrig, the British Classical Authors. Select specimens of the National Literature of England with biographical and critical sketches. 9. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Herrig & Burguy, la France Littéraire. Morceaux choisis de Littérature Française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par L. Herrig et G. F. Burguy. 4. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

E. Höchsten, Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 8 Aufl. (Coblenz, Bädeker.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

C. A. Wittenhaus, die Syntax der franz. Sprache für die Schule bearb. und mit vielen Uebungsstücken versehen. (Erfurt, Villaret.) 12 Sgr.

C. Treutler, moderne Prosa. Eine Auswahl von Stellen aus engl. Schriftstellern, mit Wörterbuch. (Berlin, Springer.) 15 Sgr.

R. H. Westley, englisches Lesebuch für Knaben, mit Wörterb. (Leipzig, Gumprecht.) 12 Sgr.

Lamb, Six tales from Shakspeare. Lesebuch für mittl. Classen. Mit gram. Anmerkungen und vollst. Wörterb. versehen von F. Balty. (Altenburg, Schnuphase.) 8 Sgr.

H. Wild, Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. (Leipzig, Brockhaus.) 16 Sgr.

Literatur.

J. Scherr, die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. (Leipzig, O. Wigand.) 15 Sgr.

R. Wager, über Volkspoesie und Umdichtung. (Barmen, Langewiesche.) $\frac{3}{4}$ Thlr.

Die Hamburger Schillerfeier. (Hamburg, Richter.) 3 Sgr.

B. Kooke, Festgabe zur Schiller-Feier. (Kiel, Akadem. Buchhandlung.) 2 Sgr.

F. Lübker, Festworte bei der Schillerfeier im Hörsaale der Friedr.-Franz-Gymnas. zu Parchim. (Parchim, Wedemann.) $2\frac{1}{2}$ Sgr.

H. G. F. Mahler, Unser Schiller. Nachklänge. Hrsg. von H. Marggraff. (Magdeburg, Bänsch.) $\frac{2}{3}$ Thlr.

J. Minckwitz, der illustrirte neuhochdeutsche Parnass. Eine Grundlage zum besseren Verständniss unserer Literaturgeschichte in Biographien, Charakteristiken. 3. u. 4. Lfrg. (Leipzig, Arnold.) à 6 Sgr.

Ueber den Ursprung
und die
Bedeutung des Namens der Stadt Berlin.

Keinem Urtheilsfähigen wird es haben entgehen können, wie unbefriedigend und einer wirklichen wissenschaftlichen und kritischen Erkenntniss zuwider laufend die Erklärungen geographischer Namen, sobald ihr Sinn nach dem heutigen Sprachstande nicht gleich auf den ersten Blick erkennbar ist, sondern tieferer Nachforschung bedarf, bisher häufig ausgefallen sind. In älteren Zeiten erschwerte es der Zustand der Etymologie als Wissenschaft überhaupt; aber es ist auch begreiflich, dass selbst bei dem jetzigen höheren Standpunkte, den diese Wissenschaft einnimmt, ihre Anforderungen und Principien deswegen nicht in alle Köpfe, die sich damit beschäftigen, und bei jedem einzelnen natürlich auch nicht auf gleichmässige Art Eingang finden. Noch immer wie ehemals ziehen es viele vor, anstatt sich die erforderlichen Kenntnisse und feste Principien anzueignen, sich lieber dem wilden und regellosen Spiel einer den Verstand überwuchernden Einbildungskraft zu überlassen. Hierin stehen einige Neuere hinter den Alten nicht nur nicht zurück, sondern sie leisten darin noch ein Mehreres und Grösseres. Auch die beiden Namen von Preussens Hauptstadt, Berlin und Köln, sind diesem allgemeinen Schicksal geographischer Namen nicht entgangen. Geschichtsforscher, Geographen, Städtebeschreiber, Sprachgelehrte und Dilettanten haben es sich angelegen sein lassen, die eigentliche sprachliche Bedeutung des Namens der Städte Berlin und Köln zu erforschen, und haben die mannichfachsten Erklärungen davon gegeben und die kühnsten und mitunter sonderbarsten Hypothesen darüber aufgestellt. Die Geschichte schweigt gewöhnlich über die Veranlassung und den Ursprung eines geographischen oder Städte-

namens. Wo aber die Geschichte schweigt, tritt dann oft die Sprachforschung mit Erfolg ein und ergänzt die von derselben gelassenen Lücken. Zuweilen können beide Hand in Hand gehen, und dann ist der Erfolg um so sicherer. Durch die Anwendung beider Methoden, durch die vereinigte Berücksichtigung sowohl des Geschichtlich-Geographischen als des Sprachlichen, gelang es mir, die schwierige und dunkle sprachliche Bedeutung des Namens der Stadt Berlin herauszubringen, und die leichter zu findende von Köln fest zu bestimmen und zu bestätigen. Der Name Berlin ist weder slavischen noch germanischen, sondern celtischen Ursprungs. Davon nun soll der Beweis auf sprachlichem und historisch-geographischem Wege im Folgenden geführt werden. Zuerst müssen wir aber eine kurze Musterung der bisherigen Erklärungen vorangehen lassen. Die beliebteste Ableitung für Berlin ist, dass es für Bärlein stehe, indem Albrecht der Bär (v. 1106 — 1170) es im Jahre 1140, nachdem er die Wenden gänzlich besiegt, gegründet und mit seinem Beinamen bezeichnet habe, wofür der Bär im Wappen der Stadt Berlin den sichersten Beweis liefere. Allein zur Zeit Albrechts des Bären bestanden sowohl Berlin als auch Köln längst als Dörfer, und der Bär im Wappen beweist nichts, indem er erst hinterdrein entweder der falschen und eingebildeten Etymologie zu Gefallen, oder einfach Albrecht dem Bären zu Ehren hineingesetzt wurde; in den ältesten Zeiten soll es aber auch nicht bloss ein Bär gewesen sein, sondern ein Adler, der von zwei Bären gehalten wurde. Auch besass Albrecht der Bär die Gegend selbst, wo Berlin liegt, noch gar nicht; er konnte also den Ort weder gründen noch zur Stadt erheben, welches letztere erst um das Jahr 1240 geschah. Zuerst erwähnt wird Berlin erst in einer Urkunde vom Jahre 1244. Ferner passt der nackte Ausdruck Bärlein gar nicht für eine Stadt; es müsste doch wenigstens Bärleinstadt oder Bärleinburg oder ähnliches heissen. Ausserdem passt Bärlein auch nicht zum Berliner Dialekt, nach dem es nicht Bärlein, sondern nur Bärken heissen könnte, welches überdies generis neutrius ist, während Berlin früher stets der Berlin genannt wird. Und warum sollte man gerade das Verminderungswort gewählt haben, da er nicht Albrecht das Bärlein oder das Bärken, sondern Albrecht der Bär hiess. Ferner weswegen sollte man die Stadt nach dem Zunamen benannt haben, und nicht lieber nach seinem wirklichen Namen? Albrechtsstadt oder Albrechtsburg würde das einzige Passende gewesen sein (wie Constantinopel, Petersburg, Alexandria).

Frisch in seinem deutsch-lateinischen Wb. I, p. 86, hält Berlin für ein Deminutivum von Bär, einem Fischer-Hamen, und glaubt daher, dass es einen zur Fischerei bequemen Ort bedeute; aber ein kleiner Fischerhamen ist noch nicht ohne weiteres ein zur Fischerei bequemer Ort. Aber er will Berlin auch von Bär oder Wehr, einem Wassergebäude oder Damme herleiten, wovon Berlin ebenfalls ein Deminutivum sei. Wb. I, 62 erklärt er das Wort Bär als einen Damm, meistens von Stein, mit einer runden Höhe, dass man nicht darauf über den Graben gehen oder rutschen und reiten kann; er dient, um das Wasser in einem Graben an einer Festung aufzuhalten und auch wieder abzulassen, und scheint nach ihm vom franz. batardeau abgekürzt zu sein. Nach Grimm im Wb. ist Bär im Festungsbau ein starkgemauerter Querdamm mit scharfem Rücken, franz. batardeau, und soll aus einem mittellat. berum stammen. Dieser Bär oder Berlin soll nach anderen, die dieser Etymologie von Frisch beitreten, der jetzige Mühlendamm sein. Diesen Namen führte früher die Wasserseite der Poststrasse von den Mühlen an, die zu den ältesten Anlagen der Stadt gehören und schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erwähnt werden (s. Fidicin Berlin historisch und topographisch 60, 59). Noch im 17. Jahrhundert führte diese nach der Spree hin belegene Seite der Strasse diesen Namen und zwar in der Form „am Mühlendamm." Der noch jetzt so genannte Mühlendamm war in älteren Zeiten ein schmaler unansehnlicher Gang, mit schlechten hölzernen Buden besetzt, dem erst von dem grossen Kurfürsten eine bessere Gestalt gegeben wurde, indem er im Jahre 1683 die Mühlen nebst den Fangedämmen neu bauen liess. Wollte man auf das Sachliche allein Rücksicht nehmen, so wäre eine Möglichkeit vorhanden, dass dieser Damm Veranlassung zur Benennung der Stadt Berlin gegeben hätte. Allein die Rücksicht auf die sprachliche Seite und die anderen Berline erlaubt es nicht. Auch ist es auffallend, dass der Mühlendamm, von dem doch die Benennung der Stadt ausgegangen sein soll, nie selbst der Berlin heisst, sondern immer nur der ganze Platz, auf welchem Berlin steht. Andere, die umsichtiger zu Werke gehen wollten, versuchten ganz natur- und sachgemäss eine Deutung aus den slavischen Sprachen, den Schwestern der ehemaligen wendischen Sprache, die bekanntlich in und bei Berlin gesprochen wurde, und wovon sich selbst heut zu Tage noch Ueberreste in der Ober- und Niederlausitz (um Bauzen und Kottbus herum) erhalten haben. Einige derjenigen,

welche Berlin aus diesen Sprachen abzuleiten suchten, liessen es vom polnischen bor, Föhren- oder Fichtenwald (russ. bor, Wald in einer Sandgegend) und rola, Acker, oder einem hypothetisch davon abgeleiteten rolina, kommen, also Föhren- oder Fichtenwaldacker bedeutend, wobei man nicht erfährt, in wiefern diese Endung ina möglich ist, da sie nicht vermindernd sein kann, indem das Deminutivum rolka lautet und lauten muss. Andere leiteten es von ber (der Wurzel vom slavischen brati nehmen, russ. berú, ich nehme, berí, nimm) und lin, die Schleihe, ein Fisch (poln.; russ. linj), also nach der Absicht dieser Etymologen ein Ort, wo man Schleihen fängt, oder wie es eigentlich heisst: „nimm oder ich nehme Schleihe.“ Nach noch anderen bedeutet Berlin einen wüsten Lehmboden. Es werden zwar allerdings östlich von Berlin vor dem Königsthore neben überwiegendem Sand Lehm und Lehmgruben angetroffen, und Glienike (Glinick, Fidicin Beitr. III, 506) bei Potsdam hat wirklich vom slavischen glina, Lehm, seinen Namen, ja es wird sogar (bei Fidicin Beitr. IV, p. 1) ein ganzer Bezirk oder Kreis, der Glien genannt, erwähnt, welcher dem Teltow, worin Köln liegt, und dem Barnim, worin Berlin gelegen ist, gegenüber gestellt wird. Man würde also diese Erklärung wenigstens erträglich finden können, wenn zu dem Sachlichen auch die sprachliche Form gut stimmte; aber die Bedeutung: „nimm Lehm“ oder „ich nehme Lehm“ ist doch gar zu kindisch. Auf so burleske Art wurden Gegenden oder Städte wohl nie oder doch nur höchst selten benannt; und wenn man es glauben soll, so muss wenigstens die Veranlassung dazu historisch überliefert sein. Dessen ungeachtet ist gerade dieser Ableitung von unsern Encyclopädieen und Conversationslexicis (namentlich von Brockhaus und Pierer) der meiste Geschmack abgewonnen worden. Bei Brockhaus, zehnte Aufl., v. Berlin heisst es: „Ueber die erste Gründung von Berlin und Köln, den beiden ältesten Stadttheilen, so wie über den Namen Berlin, der nach wendischer Abstammung einen wüsten Lehm- oder auch Waldboden, nach keltischer eine weite Ebene bezeichnen soll, sind die Meinungen getheilt. Neuere Forschungen bezeichnen als den wahrscheinlichsten Gründer der genannten beiden Städte den Enkel Markgraf Albrechts des Bären, Albrecht II, der von 1206 — 20 regierte.“ Dieser wüste Lehmboden stützt sich eben auf unser „nimm Lehm,“ wobei das Epitheton wüst aus der Phantasie hinzugefügt ist. Waldboden ist ebenfalls erweiternder Zusatz des Verfassers des Artikels, oder gründet sich auf das

oben angeführte hypothetische bor - rolina, Fichtenwaldacker. Dass aber nach keltischer Abstammung Berlin eine weite Ebene bezeichnen soll, hat ausser dem Verf. noch niemand behauptet, und es würde ihm offenbar sehr schwer, ja unmöglich werden, seine Behauptung zu beweisen, wenn jemand diese Anforderung an ihn stellen wollte. Dass Albrecht II. Berlin und Köln gegründet habe, kann wahr sein, wenn man unter „eine Stadt gründen" ein Dorf zur Stadt erheben versteht. Nach Fidicin geschah dies aber erst 1240. In der neusten 4. Auflage von Pierer ist die Abstammung von Lehm aufgegeben, aber nichts anderes dafür in die Stelle gesetzt, also die Etymologie des Namens ganz unaufgeklärt gelassen. Nach Ersch und Gruber ist das eigentliche Berlin 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bären erbaut worden und führt seinen Namen von der buschigen wüsten Gegend, in der sich die holländischen Ankömmlinge anbauten. Dies ist eine ganz unbestimmte Annahme, die sich, ohne Angabe von Quelle und Sprache, auf nichts Reales, sondern nur wie auf ein fernes Gerücht von Wald und Wüste gründet. Aber auch dieses war einigen noch nicht unbestimmt und verallgemeinert genug; es haben sich selbst Schriftsteller gefunden, die ohne Weiteres behaupteten und annahmen, dass Berlin im Wendischen einen Platz bedeute. In noch grössere Unbestimmtheit und Allgemeinheit kann das Gerücht und das Wissen vom Hörensagen, welches immer mehr Bestimmtes und Besonderes weglässt, nun wohl nicht weiter herabsinken. Noch eine andere slavische Ableitung ist vom polnischen berlo, Scepter, welches ehemals auch eine Stange oder einen Stock bedeutet haben soll, und wenigstens auch noch jetzt nach den Wörterbüchern in der Jägerei eine Stange oder Vogelstange bezeichnet, also nach der Ansicht des Etymologen ein durch Stangen bezeichneter oder abgesteckter Ort, ein eingezäunter, mit Einzäunung oder Mauern umgebener Ort, etwa wie das engl. town, verwandt mit unserm Zaun, angels. und niederd. tûn, althochd. zûn. Sehr unwahrscheinlich; indem der Berlin, als die Benennung aufkam, gewiss nicht mit Stangen abgesteckt oder eingezäunt war. Dazu lag nicht die geringste Veranlassung vor. Auch aus dem Celtischen hat man Berlin bereits abzuleiten versucht. Nicolai I, VIII drückt sich darüber folgendermassen aus: „Ich habe eine Ableitung des Namens Berlin aus der celtischen Sprache gefunden, die der Lage von Berlin ziemlich entsprechen könnte. Diese Sprache redeten die Vorfahren der Niederländer und Rheinländer, denen Berlin seinen Ursprung zu danken hat, und man findet Spuren davon in allen europäi-

schen Sprachen. Ber heisst im Celtischen Krümmung, und Lin ein Fluss. Es könnte der Namen to dem Berlin daher kommen, dass sich die Niederländer wirklich an einer Krümmung der Spree anbauten. Ich würde diese Herleitung allen andern vorziehen, wenn nur die Bedeutung auf die anderen Plätze, welche auch der Berlin heissen, sich passete." Diese Erklärung Nicolai's stützt sich auf Bullet Mémoires sur la langue Celtique, T. I, p. 285, welcher dort mehrere Ortsnamen durch das celtische ber, Krümmung, Quelle, courbure, source, erklärt. Aber niemals bedeutet ber oder selbst bar in irgend einer celtischen Sprache Krümmung, und, obgleich es Bullet in der Einleitung seines ersten Theiles angiebt, so hat er es im Wörterbuche selbst doch nicht, so viele Bedeutungen er dem ber oder bar auch zuschreibt, und andere celtische Wörterbücher haben es eben so wenig. Das einzige celtische Wort mit dieser Bedeutung, welches einige Aehnlichkeit darbietet, wäre das niederbretannische gwâr, goâr, courbe, courbure, wallis. gûyr, crooked, oblique, slant, slanting, bending; aber hieran dachte Bullet gewiss nicht. Bei Angaben aus dem Celtischen darf man sich nie auf die blossen Behauptungen anderer verlassen, sondern man muss selbst in den zuverlässigsten Hülfsmitteln nachsehen, ob es wahr ist, sonst wird man stets von den früheren und neueren Celtomanen an der Nase herumgeführt. Abgesehen von dieser falschen Etymologie und der falschen Behauptung, dass Berlin den Niederländern seinen Ursprung zu danken habe, ist wenigstens der letzte Zusatz Nicolai's vernünftig, dass die Bedeutung von Berlin auch auf die anderen Plätze, die der Berlin heissen, passen müsse, und da darf man wenigstens nicht die Bedeutung Fluss oder Wasser darin suchen, die ausser auf unser Berlin nur noch auf wenige andere passt. Auch an spasshaften und geradezu lächerlichen Ableitungen fehlt es nicht, wie z. B. die des Jesuiten Bissel, welcher meint, eine so schöne Stadt wie Berlin müsse den Namen von einer Perle haben, und gleichsam ein Perlein heissen, und wirklich heisst bei Keisersberg an mehreren Stellen eine kleine Perle ein Berlin; und Leutinger ist der Meinung, dass diese uralte Stadt Berlin, die schon zu Arminius Zeiten bestanden habe, und nur von Albrecht dem Bären erweitert und mit Mauern versehen worden sei, eben so gut von dem Bärlein, das heisst von dem Gestirne des kleinen Bären, unter welchem es liege, benannt worden sein könne. Die allerneueste Etymologie ist aber die von dem Leipziger Professor Victor Jacobi. Nach ihm bedeutet Berlin so viel als an oder bei dem Berge oder etwas

bergig oder kleiner Berg, vom slavischen pri = böhm. przi, bei, an, in der Zusammensetzung auch etwas, ein wenig bedeutend, und lin, durch Corruption aus dem Böhmischen lapa für tlapa entstanden, wobei er sachlich von dem hochgelegenen Platze, auf dem die Nicolaikirche liegt, ausgeht, da das Erdreich vom Molkenmarkte aus sich links erhebt. Zuerst muss hierbei schon diese merkwürdige Corruption lin aus lapa auffallen, und dann die Begriffsentwicklung Berg aus Fuss, Tatze, weil man mit denselben unter andern auch einen Berg hinangeht.

Ich für mein Theil habe früher (im Jahre 1848) Berlin auch aus dem Celtischen, nämlich von dem niederbretannischen berle, Brachfeld, unbebautes Land, abgeleitet, und diese Ableitung damals mit starken sprachlichen, sachlichen und historischen Gründen unterstützt. Dieselbe ist bis auf die neueste Zeit von niemand, so viel ich weiss, weder ernstlich noch überhaupt widerlegt worden; jedoch wurde sie, die Wahrheit erfordert es zu sagen, von dem grösseren Publicum in der Regel zwar nicht gerade verworfen, aber doch häufig bezweifelt, natürlich ohne dass man Gründe angab oder angeben konnte. Erst in der allerneuesten Zeit hat nun der obengenannte Professor V. Jacobi in dem Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Stuttgart 1860, No. 4, eine angebliche Widerlegung geliefert, auf die ich mich aber hier nicht näher einlassen kann noch will. Ich sage nur so viel, dass ich, obgleich ich die Etymologie von celtischem berle jetzt selbst aufgegeben habe, um eine andere aus derselben Sprache und von fast gleichem Inhalt an die Stelle zu setzen, ich gerade seine Einwürfe dagegen nicht annehmen oder anerkennen kann. Jacobi stützt alle seine eigenen Etymologieen von Ortsnamen und Widerlegungen fremder hauptsächlich auf angebliche Orts- und Terrainverhältnisse, was an und für sich lobenswerth ist, aber nicht ausreicht, insofern eine blosse subjective Annahme eines willkürlich ausgedachten oder ausgewählten Verhältnisses die Sache nicht allein entscheiden kann, indem bei einem Orte sich in der Regel so viele und so mannichfache Verhältnisse und Merkmale finden, dass man ohne das Hinzutreten des historischen und sprachlichen Moments bei aller Kunde von agrarischen und Terrainverhältnissen den wahren Grund der Benennung nicht herausbringen kann. Was liesse sich bei Berlin nicht alles in Anschlag bringen, wenn man bloss auf sachliche Verhältnisse sehen wollte; die entgegengesetztesten Dinge würden gleich passend sein, Berg und Ebene, Wald und Wiese, Bäume und Gesträuch

der verschiedensten Art, angebautes und unangebautes Land, Lehm und Sand, Wasser und Trockenheit, Fluss und Sumpf, Krümmung des Flusses und gerader Lauf, Fischfang und Viehzucht, Heide und Weide etc. etc. mit unzähligen Unter- und Nebenabtheilungen. Um nun aber sein ausgewähltes Merkmal, das zufällig jedesmal eben so wahr als falsch sein kann, sprachlich zu unterstützen, bedient sich V. Jacobi einer Methode, die an Willkürlichkeit und Unsicherheit alles bis jetzt sowohl in alter als neuer Zeit da Gewesene weit hinter sich lässt. Nach ihm wird aus allem alles, was er will. Wieland behauptete einmahl, dass die Etymologie in den Händen eines Weisen Aufschlüsse über die wichtigsten Dinge gäbe, in den Händen eines Unvorsichtigen und Thoren aber zu Gift und Narrheit würde. Ohne einen so strengen Ausspruch thun zu wollen, kann ich doch nicht umhin zu vermuthen, dass vielen, die Jacobi's Verfahren kennen lernen, die Etymologie als die unsicherste und bemitleidenswertheste aller Wissenschaften, wenn nicht geradezu als eine Gaukelei oder ein Possenspiel vorkommen muss, wobei der Urheber eigentlich selbst über die Verkehrtheit derer, die dergleichen Dingen Glauben schenken, lachen müsste. In seinem Buche über die Ortsnamen um Potsdam erleidet nach seiner Theorie z. B. der Buchstabe L allein im Anlaut 40 — 50 Metamorphosen, er wird zu hl, zu gl, zu chl und cl, zu kl, zu h, zu g, zu j, žl, zu sl, zu s, zu ż, zu sch, zu cz, zum Vocal, zu k, zu kh, zu w, zu v und f, zu dl, tl und t, zu tel, zu lig, zu d, zu n, zu b und p, zu r, zu ll, zu x, zu lh, zu ln, zu lw, etc. Wenn dieses schon im Anlaut geschieht, wo in der Regel die Laute fester verharren, was hat man nun erst im Inlaut oder gar im Auslaut und bei den übrigen Buchstaben des Alphabets zu erwarten? Jeder Buchstabe ist hiernach nicht nur fast jedem anderen gleich, sondern steht auch noch für mehrere Buchstaben zusammen und sogar für ganze Sylben. So weit ging bis jetzt noch niemand zu irgend einer Zeit. Gegen V. Jacobi sind Ottavio Ferrari und Menage nur zahme Stümper zu nennen. Was wollen deren Jacobsleitern und Leporellolisten fingirter Formen gegen diese grottesken Willkürlichkeiten besagen? Es ist wohl wahr, dass die Sprachforscher bei Etymologieen von geographischen Namen oft zu wenig Rücksicht auf die sachlichen, auf die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse nehmen, aber wenn jemand dieselben, wie Jacobi, so rein subjectiv berücksichtigt, und um diese seine individuelle Meinung sprachlich zu unterstützen, dann den Sprachen, die das Etymon hergeben müssen, die äusserste

Gewalt anthut, so wird das Uebel dadurch nur ärger, so wird, um die Sprache der Schrift zu reden, hier gleichsam der Teufel durch den Beelzebub, den obersten der Teufel, ausgetrieben.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, den sich so natürlich darbietenden Ansprüchen des slavischen Ursprungs des Namens Berlin gerecht zu werden, es hat mir aber nicht gelingen wollen. Ich muss den celtischen Ursprung aufrecht erhalten, obgleich mir das Etymon jetzt ein etwas verschiedenes ist. Um planmässig und regelrecht zu Werke zu gehen, muss zuerst berücksichtigt werden, ob es ausser unserm Berlin noch andere gebe und wie viele, zweitens muss man dann ein Etymon zu finden suchen, welches, wenn nicht auf alle, doch auf die meisten oder wenigstens viele passe, nicht bloss auf eins und die anderen dann nicht, und drittens muss die geschichtliche Berechtigung dieses Etymons dargelegt werden.

Es giebt ausser unserm Berlin, das in alten Zeiten nicht schlechtweg Berlin, sondern immer der Berlin heisst, noch mehrere andere Oertlichkeiten, die diesen Namen führen: 1) der grosse und kleine Berlin in Halle, zwei Plätze im östlichen Theile der Stadt an deren Gränze, nicht an der Saale, und wahrscheinlich etwas hoch liegend, wie V. Jacobi von einem das Terrain untersucht habenden jungen Gelehrten gehört haben will. Nach Dreyhaupt in der Beschreibung des Saalkreises (1. Theil, S. 676) war der Berlin „in gar alten Zeiten ein Hoff gewesen, der einem Namens Berlin zugehöret; davon hernach der Platz, als er bebauet worden, den Nahmen behalten. Der grosse Berlin ist nachher mit zwei Reihen Häusern bebauet gewesen, welche in dem grossen Brande am 17. Septbr. 1683 mit abgebrannt, und nachher nicht wieder aufgebauet, sondern dagegen anno 1693 und folgende Jahre eine Reihe neue egale Häuser längst der Stadtmauer auf den Platz, wo vor dem Feuer des Raths alter und neuer Bauhoff gewesen, wieder erbauet worden.“ Dass dieser Hof von einem Manne Namens Berlin, dem er zugehöret, den Namen erhalten habe, braucht nicht widerlegt zu werden. Auf diese Art pflegen sich viele den Ursprung von Ortsnamen, wenn sie nichts Gewisses darüber wissen, ohne weiteres zu erklären. Wenn wirklich zuweilen eine Person einem Ort den Namen verleiht, so muss es auch nachgewiesen oder durch Gründe wahrscheinlich gemacht werden, wenn man es glauben soll. Ohne dies giebt es sonst nichts Hohleres und Unzuverlässigeres. 2) Der Berlin, ein mit Buschwerk bewachsener Platz, eine Meile von der Stadt Nordheim, der zur Vieh-

weide dient, und weder irgend ein Wasser noch einen Fluss in der Nähe hat. 3) Der grosse und kleine Berlin, zwei Seen bei Wittstock in der Priegnitz. Frisch im Wb. p. 86 erwähnt sie mit folgenden Worten: In dem Register der churfürstlichen Fischerei steht bei den Witstockischen Fischzügen, der grosse Berlin, der kleine Berlin etc. nebst anderen Seen so aus dem Amt Zechlin gefischt werden, ausgenommen der Drowser-See, die Balen und gedachte Berlinicher See, darauf das Amt Wittstock fischt. 4) Ein Dorf Namens Berlin in Frankreich in der Gascogne unweit Bazas, zwei Lieues von der Garonne und der Reolle, also an keinem Flusse. 5) Der Berlin in Augsburg (Fidicin, Beitr. III, 2. V, XIX) nach Reichard, E. C., Matthäus und Veit Konrad Schwarz, nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen und abwechselnden Kleidertrachten beschrieben und mit Anmerkungen erläutert, ein Beitrag zur Geschichte der Kleidermoden und zur Kenntniss der deutschen Sprache des 16. Jahrh. Magdeburg 1786. Unter die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu Wolfenbüttel gehörten zwei ehemahls darin befindliche Originalmanuscripte, die von zwei Augsburgern, Vater und Sohn, Namens Matthäus und Veit Konrad Schwarz, herrühren, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. lebten und sich nach den verschiedenen Veränderungen und Abwechselungen ihrer Lebensumstände, vorzüglich in Beziehung auf Kleidung, abmalen liessen. Dort heisst es p. 83: Die 125ste Figur stellt M. Schwarz über und über vom Haupt bis auf die Füsse gepanzert dar, und in der rechten Hand führet er eine Partisane oder Hellebarthe. Die Veranlassung zu dieser Ausrüstung war eine Feuersbrunst in Augsburg, welche man auch hier mit vorgestellt sieht. Das Uebrige erklärt die Beischrift: „27 Decemb. 1543 in der nacht als Erdingers Haus bei St. Jacob abbrann, was fast (sehr) kalt: ich was haubtmann aufm Berlin über 16 Perschon, die örmel und gses (Aermel und das Gesäss) mit Bantzer.“ Reichard fügt hinzu: Der Berlin ist ohne Zweifel ein öffentlicher Platz oder ein Quartier der Stadt Augsburg, so wie zu Halle an der Saale zwei dergleichen Plätze den Namen des grossen und kleinen Berlins führen. (Merkwürdiger Weise werden in demselben Buche auch ein Berlin Sackpfeif und Berline Bendel erwähnt). Es wird sonst in Augsburg häufig der Perlachberg und der darauf liegende Perlachthurm, von dem man die einzige und schönste Aussicht auf die Stadt hat, erwähnt. Dass der Perlach aber mit dem Berlin identisch sei, schliesse ich aus Grimm's Wörterbuch, wo es Theil I, p. 1526 heisst: Berlinthurm zu

Augsburg, sonst Berlach. Es wird als Beleg zu dem ersteren Fischart's Gargantua, 274, b, Ausgabe von 1594 und Henisch 293 (Augsb. 1617) citirt. 6) Gr. Perlin, Kr. Lauenburg in Pommern, welches auf dem Plateauhang zwischen dem Chotschowsee und dem Bychownaflusse liegt. (Victor Jacobi, Ortsnamen um Potsdam, p. 16). 7) Perlin, nordöstlich von Wittenburg in Mecklenburg auf der schmalen Wasserscheide zwischen dem Dümmer- und dem Döbbersensee gelegen (ibid. p. 16). 8) Ich trage kein Bedenken, hierher auch Bellin zu rechnen (mit assimilirtem r), ein Ländchen von $2^1/_2$ Quadratmeilen im Regierungsbezirk Potsdam, mit dem Hauptort Fehrbellin, d. h. Bellin, wo eine Fähre ist oder vielmehr war, am Zusammenfluss der aus dem Ruppinischen See kommenden beiden Rhinarme, des alten und neuen Rhin. Fehrbellin (zuerst erwähnt in einer Urkunde von 1217) hiess in den ältesten Zeiten nur Bellin; damahls führte von Nauen nur ein einziger Pass nach Bellin und von hier vermittelst einer Fähre über das Rhin-luch nach dem Ruppiner Lande, so lange das Luch noch eine Wasserfläche bildete (Berghaus Landbuch 1,406). 9) Es giebt ferner bei Rathenow zwei Landgüter, die den Namen der alte und der neue Bellin führen. 10) Ausserdem giebt es einige Berlinchen, die gewiss nicht nach unserer Hauptstadt genannt sind: a) Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt an einem See, aus dem die Plöne fliesst, ehemals Neu-Berlyn genannt, das erst unter den Markgrafen Otto und Albrecht 1278 zu einer deutschen Stadt ausgebildet wurde, also schon lange vorher als slavisches Dorf vorhanden war, indem zugleich in dem Fundations-Briefe einer Mühle Erwähnung gethan wird, und seinen Namen später in Berlinchen, d. i. Lütken oder Klein-Berlin verwandelt hat. Es liegt in einem Thale am grossen Stadtsee, Nisperwitz genannt (s. Berghaus 3,427 — 33). Mit dem Zusatze Neu wurde es sicher gerade zu der Zeit versehen, als es zur Stadt erhoben wurde, um es von unserm Berlin zu unterscheiden. Bei Zimnitz im Kreise Kalau in der Niederlausitz werden alle jenseits des Ssrake-Fliesses gelegenen Ländereien die Feldmark Berlinchen genannt, weil ein Dorf, Namens Berlinchen, dessen Stelle noch genau nachweisbar ist, darauf gestanden hat, das im 30jährigen Kriege eingegangen sein soll (Berghaus 3, 575).

Nachdem ich nun diese stattliche Reihe von Berlinen vorgeführt habe, muss es meine Aufgabe sein, aus irgend einer Sprache, die in den Gegenden, wo sich dieselben finden, gesprochen wurde, ein Etymon nachzuweisen, welches, wo nicht auf alle, doch auf die meisten passe,

und den Character einer gewissen inneren Wahrheit und Natürlichkeit an sich trage. Im Deutschen und Slavischen habe ich mich vergeblich darnach umgesehen. Aber im Celtischen bin ich glücklicher gewesen; dort habe ich die Elemente unseres Namens mit einer Bedeutung gefunden, die auf sämmtliche Berline ohne alle Ausnahme passt, und diese Bedeutung ist der Art, dass man sich bloss darüber wundern muss, dass sie sich nicht öfter als ein passender Begriff für einen später mit einer Stadt oder Ansiedelung bedeckten und vorher unbebaut oder unangebaut gewesenen Ort findet. Der Berlin würde nach dem Celtischen unter regelmässigem und ganz gewöhnlich vor sich gehendem Lautwandel Weidewald oder Waldweide, einen Wald oder ein Gebüsch, das zur Viehweide dient, bedeuten. Es besteht nämlich aus dem celtischen paûr, peûr, por, Weide, weiden, und llûyn, ein Hain, Wald oder Busch. Aus paûr, peûr, por entsteht regelrecht durch eine natürlich und gewöhnlich eintretende Schwächung des Vocals und Consonanten per und ber, und llûyn wird durch den blossen Ausfall des û zu llyn contrahirt, wobei noch zum Nachtheil der Etymologie in Anschlag zu bringen ist, dass wir vom Celtischen ja nur die Dialecte, welche noch heut zu Tage in England und Frankreich fortleben, und auch diese nur unvollständig kennen, und also nur das mit mathematischer Sicherheit beweisen können, was diesen regelrecht entspricht, und nun thut es das sogar in unserem Falle, so dass an der Beweiskraft nicht das Geringste fehlt. Wallis. paûr, Weide, ist armorikan. schon peûr, und gehört zu wallis. pori, weiden, armorikan. peûri. Ja im Armorikanischen ist in dem Dialect von Vannes perach, d. i. peûr, por, mit einer neuen Ableitungssylbe, selbst schon Weide, und Bullet führt per geradezu für peûr mit der Bedeutung pâturage auf. Im Celtischen selbst wird p im Zusammenhange schon häufig zu b, und umgekehrt sahen wir mehrere unserer Berline mit p geschrieben. Auch kommen Zusammensetzungen mit llûyn im Celtischen, d. i. im Wallisischen selbst vor, z. B. grûg-lûyn, the sweet broom, wörtlich heath-bush, also auch paûr-lûyn, Weidewald, welches selbst im Deutschen kein gemachter, sondern ein wirklich bestehender Begriff ist. Dagegen findet sich das im Wallisischen sehr gebräuchliche llûyn in dem sehr verarmten armorikanischen Dialect schon nicht mehr. Es wird also, wenn wir den Begriff Weidewald auf unser Berlin anwenden, den ältesten celtischen Bewohnern in Köln der gegenüber liegende Berlin ihr Wald oder ihre Heide oder Hütung für das Vieh gewesen sein, dessen Fortsetzung

oder Trümmer auf beiden Seiten die Jungfernheide und die Hasenheide sind, die sich beide in älteren Zeiten viel weiter an die Stadt erstreckten, ja es gab grosse Wiesen innerhalb der Stadt selbst, zum Beweise, dass der Wald wirklich Viehweiden enthalten konnte. Unter anderen wird eine Wiese zwischen der langen Brücke und dem Mühlenhofe erwähnt. Und wer noch jetzt einen kleinen Berlin im alten Sinne des Worts, nur ins Deutsche übersetzt und sachlich modificirt, d. h. der Bäume und des Buschwerks beraubt, sehen will, der gehe vor das hallische Thor links hinaus und sehe sich den zwischen dem seit 1705 bestehenden Floss- oder Landwehrgraben (jetzt Schiffahrtskanal) und der Hasenheide gelegenen Platz an, der die Schlächterhütung heisst. Dass der Begriff Weidewald allen übrigen Berlinen zu Grunde liegen kann, ist offenbar, aber recht auffallend ist es bei dem Berlin unweit Nordheim, von dem ausdrücklich gemeldet wird (man sehe Nicolai I, VIII), dass er zur Viehweide diene und mit Buschwerk bewachsen sei. Nur ein oder vielmehr zwei Berline scheinen zu widersprechen, nämlich die Seen bei Wittstock, und ich war früher geneigt, sie anders, obgleich auch aus dem Celtischen, zu erklären. Ich habe aber bei genauerer Nachforschung gefunden, dass dieses nicht nöthig sei. Sie haben nämlich keinen selbstständigen Namen, sondern entlehnen denselben von umliegenden Dörfern, die Berlin oder Berlinchen hiessen. In einer Beschreibung der Amelungsborner Klostergüter zwischen Zechlin und Wittstock aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wird die Dorfschaft Klein Berlin (Berlinchen) erwähnt. In dem Kaufbriefe von 1431 werden die an den Bischof und das Domkapitel von Havelberg überlassenen Amelungsborner Klostergüter auf der Lytze folgendermassen genannt: „De hoffstede to deme drantze, dat dorpp to deme dranze unde de nagescreven dorpere Swynreke, Sewekow, beyde Bale, beyde Roderanke, Zempow, Vchtorpe, luttiken Berlin unde de zee to groten Berlyn, de kulemollen (Mühle), den schild unde schildermolen (Berghaus Landbuch 1, 635, 636).

Es bleibt nun drittens noch übrig, die geschichtliche Berechtigung der Ableitung des Namens Berlin aus dem Celtischen darzulegen. Denn mancher Leser wird bis dahin kaum die Frage haben unterdrücken können, wie man den Namen Berlin, trotz dem dass es noch einige andere Berline in wahrscheinlich oder sicher celtischen Gegenden giebt, aus dem Celtischen ableiten könne, da die Geschichte von Celten in der Mark Brandenburg nichts weiss, und der sprachliche und topo-

graphische Beweis, wenn auch noch so natürlich, ohne den geschichtlichen Nachweis der Möglichkeit, die Sache nicht vollständig entscheiden kann. Die geschriebene Geschichte weiss manches nicht, was aber die Sprachforschung der Geschichte, d. h. vorzugsweise der Urgeschichte, mit grösserer oder geringerer Sicherheit zueignen kann. Die mit Kritik ausgeübte Sprachforschung bringt oft die seltsamsten und ungeahndetsten Dinge an den Tag, und erlaubt da, wo alles schweigt, Folgerungen, die einen hohen Grad der Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit an sich tragen. Gerade eben so weiss die Geschichte auch nichts davon, dass Celten in Halle waren; aber durch Sprachforschung und Sprachvergleichung ist man im Stande zu beweisen, dass Halle ursprünglich eine celtische Stadt war; die Halloren und die Salzwerke sind noch Zeugniss ablegende Ueberbleibsel davon; der Name der Stadt Halle (slavisch Dobrogora, d. i. Gutberg, nach einer Urkunde von 966) selbst ist celtisch und bedeutet Salzstadt (vom wallisischen hal, halen, niederbret. halen, holen, choalen, Salz; wallis. halenûr, niederbret. halennûr, hollener, choallener, Salzarbeiter, woraus Hallore nur eine ganz gewöhnliche Zusammenziehung ist); ausserdem sind auch einzelne in den Hallischen Salzwerken übliche technische Ausdrücke nur aus dem Celtischen zu erklären. Ferner erklärt sich die Saale durch den irisch-gälischen Dialect des Celtischen als der Salzfluss. So wie der Flussname älter ist als der Stadtname, eben so ist auch der irisch-gälische Dialect des Celtischen älter und alterthümlicher als der wallisisch-armorikanische. Früher wusste man, gerade wie man den Namen unseres Berlin nur aus dem Slavischen, wenn auch noch so gezwungen, erklären zu müssen glaubte, mit den Halloren und ihren Salzwerken auch nichts weiter anzufangen, als dass man sie ohne bedeutende Gründe bald den Slaven, bald den Germanen zuschob. Nun giebt es aber, wie wir oben gesehen haben, gerade in dieser ehemals celtischen Stadt zwei Plätze, die der grosse und der kleine Berlin genannt werden, offenbar ursprünglich aus eben demselben Grunde, aus welchem man ähnliche Oerter in anderen Gegenden und auch unsern Ort in der Mark, wo dann später unsere Stadt aus den kleinsten Anfängen emporwuchs, Berlin benannte. Ja in den ältesten Zeiten, als Berlin noch nicht auf den Namen einer bedeutenden Stadt Anspruch machen konnte, erinnerte man sich auch der durch die Tradition gegebenen und festgehaltenen appellativen Bedeutung noch besser als später, indem man nicht Berlin, sondern, wie schon vorhin angedeutet, immer

der Berlin sagte. Erst allmählich, als unser mit dem Namen der Gegend, wo er angelegt war, bezeichneter Ort an Grösse und Wachsthum zunahm, verlor sich der Artikel. Vielleicht aber haben die Haller ihre Plätze nach unserer Stadt erst später, als sie schon gross und berühmt war, so benannt, so wie wir hier in Berlin selbst Plätze nach grossen Städten benennen, wie wir z. B. einen Pariser, einen Leipziger Platz haben? Mit nichten; denn wenn dieses der Fall wäre, so könnte man es gewiss leicht genug historisch nachweisen, da die Grösse und Bedeutung Berlins als Stadt verhältnissmästig zu jung ist, als dass die Haller darauf kommen konnten, ihre Plätze in frühster Zeit nach unserer Stadt zu benennen, und in späterer Zeit würden sie der Berliner Platz, aber nicht Berlin oder gar der Berlin gesagt haben, indem der Artikel der in dieser späteren Zeit bereits verschwunden war. Selbst das Berlin wäre eher denkbar als der Berlin. Nach meiner festen Ueberzeugung lässt sich nicht bloss aus dem Namen unserer Stadt selber, der seine ungezwungenste Erklärung nur durch die beiden oben angegebenen celtischen Wörter findet (denn den Namen für Gegenden und Oerter liegen in früheren Zeiten ganz einfache, gewöhnlich ihre örtliche Lage und Beschaffenheit berücksichtigende Begriffe zu Grunde, sondern auch aus der gehörig festgestellten Oertlichkeit und richtigen Aufeinanderfolge der durch die Geschichte erwähnten in Europa auftretenden Hauptvölkerstämme schliessen, dass vor den Germanen celtische Völkerschaften in der Mark Brandenburg waren, dass diese die Benennung Berlin den Germanen überlieferten, von welchen sie nach der Völkerwanderung die darauf folgenden Slaven annahmen, bis die Germanen bei Verdrängung oder Verschmelzung der Slaven mit sich sie abermahls von den letzteren zurück erhielten. Natürlich folgt daraus noch nicht, dass sich noch sehr viele andere celtische Benennungen in der Mark finden müssen; denn die Germanen und Slaven benannten ihrerseits nach Verdrängung oder Vernichtung der Celten das meiste mit Wörtern aus ihrer eigenen Sprache; aber es konnte nicht fehlen, dass sie auch manches von ihren Vorgängern, den Celten, beibehielten, wie schon das Beispiel der Deutschen selbst lehren kann, die in den slavischen, von ihnen germanisirten Ländern vieles deutsch benannt, aber auch eben so viel mit slavischen Namen übernommen haben. Auch der Platz bei Nordheim und der Berlin in Augsburg liegen in Gegenden, wohin niemals Slaven gekommen sind. Wie weit sich auch der slavische Zweig der Polaben über die Elbe

hinaus ausgebreitet haben möge, und obgleich man mit Grund annimmt, dass Slaven in dem thüringer Gau Winidon, am Main und an der Rednitz, an der oberen Nab, Kaub und am Regen sassen, so findet sich doch nicht die geringste Spur davon, dass je ein Slave seinen Fuss in das Fürstenthum Göttingen, in welchem Nordheim liegt, gesetzt habe, weder geschichtlich noch in den Ortsnamen. Auch in Augsburg, wenn es, wie ich nicht zweifle, mit dem Berlin für Berlach seine Richtigkeit hat, konnten nie Slaven sein. Augsburg heisst bekanntlich bei den Römern Augusta Vindelicorum. Dass die Vindeliker Celten und nicht Germanen waren, wird von bewährten Forschern auf diesem Gebiete, von Zeuss (in seinem Buche die Nachbarstämme der Deutschen und Gram. Celt. p. 771) und L. Diefenbach (Celtica II, 137) anerkannt, und ihre Annahme muss vor der älterer Gelehrten, die in ihnen Germanen sahen, den Vorzug haben, da sie sich auf gediegene Sprach- und Geschichtsforschung stützt, während jener Angabe mehr durch allerhand unbedeutende Scheingründe bestimmt wurde. J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache p. 476) scheint sich zwar auch für den germanischen Ursprung der Vindelicier zu erklären, weil ihr Namen eine Verwandtschaft mit dem Wandali und Windili zeigt; aber mir scheint die Ableitung des Namens von den Flüssen Vindo oder Virdo (Wertach) und Licus (Lech), zwischen denen das Volk ursprünglich sass (vgl. Sickler alte Geogr. I, 235), so wie der entschieden celtische Charakter der ganzen Gegend südlich von der Donau, ein bedeutendes Uebergewicht in die Wagschale zu werfen. Ueber das Alter und die Topographie Berlins in der Gascogne vermag ich weiter keinen nähern Aufschluss zu geben. Nicolai I, VIII erwähnt es, und giebt als seine Quelle das Dictionnaire géographique de la France par Expilly T. I, p. 584 an. Es genügt hier zu bemerken, dass es in einem celtischen Lande liegt, und dass es schwerlich seinen Namen von unserem berühmteren Berlin entlehnt hat.

Die Celten waren anerkanntermassen nächst den Iberern unter den ersten Einwanderern Europa's und gingen den Germanen unmittelbar vorauf, weswegen sie auch sprachlich und geschichtlich als eng mit ihnen zusammenhängend gefunden und dargestellt werden. Ja im Anfange kannten die Griechen und Römer nur Celten, die Germanen waren für dieselben in den Celten mit enthalten, und erst später lernten sie sie allmählig besser unterscheiden; und es ist auch jetzt noch nicht immer sicher ausgemacht, ob manche Völkerschaften Celten oder Ger-

manen waren. Z. B. die Cimbern, welche nach Plinius und Ptolemäus in der nach ihnen benannten cimbrischen Halbinsel (in dem jetzigen Schlesswig und Jütland) wohnten, werden von einigen für Germanen, von anderen für Celten gehalten. Ich entscheide mich mit Diefenbach (Celtica II, 188. 204 ff.) und H. Müller (die Marken des Vaterlandes Bd. I.) und anderen für die celtische Herkunft, nehme mit Müller an, dass nordwestlich sich die stammverwandten Belgen unmittelbar an sie anschlossen, und vergleiche sie, trotz aller Einwendungen, mit den noch in England vorhandenen Celten, mit den Cymmry oder Wallisern, sing. Cymmro, altwallis. Kemro, pl. Kemry, latinisirt Camber, Cambri, Cumbri, bestehend aus wallis. can, cyn, mit, und bro, brog, Land, also s. v. a. lat. conterraneus, eandem terram habitans, indigena, armorik. kenvro, kenvrôad, pl. kenvrôiz od. kenvrôidi, compatriota, qui est ejusdem terrae, i. e. kenbro = wallis. cymro (vgl. Zeusz Gr. 226, 873). J. Grimm jedoch in seiner Geschichte der deutschen Sprache (p. 636) schreibt ihnen, gleich den Vindelikern, germanische Abstammung zu, und erklärt ihren Namen aus einem hypothetischen angels. cempere oder cimpor, althochd. chemphari oder chimphar, d. i. Kämpfer, Krieger, und meint, damit wäre leicht aller keltischen Abkunft der Kimbern ein Ende gemacht. Wie dem auch sei, so viel scheint mir gewiss, dass den Germanen in Deutschland überall Celten voraufgingen, und dass sie in frühster Zeit auf der nördlichen Seite an die Finnen, und später auf der südlichen Seite an die Griechen und Römer stiessen, deren Wohnsitze aber früher die Celten selbst inne hatten. Es ist durchaus nicht erlaubt, sich einzubilden, dass die Germanen und Slaven die ersten Bewohner unserer Gegenden waren, bloss weil die Geschichte hier keine anderen vor ihnen erwähnt. Giebt es nicht Beispiele genug von Völkern, die so gänzlich verdrängt und untergegangen sind, dass auch nicht eine Spur mehr von ihnen übrig geblieben ist, und es nur der speculativen Sprachforschung gelingt, das undurchdringliche Dunkel hier und da etwas zu lüften. Ich bin überzeugt, dass wenn man die Ortsnamen, besonders die Fluss- und Bergnamen diesseit und jenseit der Elbe, so wie in Holstein, Schlesswig und Jütland und dem nordwestlichen Deutschland einer genauen und kritischen linguistischen Prüfung unterwerfen wollte, man noch manche Spur des untergegangenen Celtenthums wieder auffinden würde. Und fände sich gar ein zweiter W. v. Humboldt, der das von demselben vermittelst der baskischen Sprache auf Spanien angewandte Verfahren mit den celtischen

Sprachen nicht bloss auf unsere Gegend, sondern auf ganz Europa anwenden wollte, so würde man eine ganz andere Vorstellung von der ehemaligen Grösse, Macht und Ausdehnung der celtischen Völker gewinnen, während man jetzt nur so viel davon glaubt annehmen zu müssen, als die Geschichte mit dürftigen Zügen verzeichnet hat, und auch dieses wenige soll noch von Gelehrten à la Holtzmann in Germanenthum umgewandelt werden.

Noch einige in Berlin vorkommende dunkle Ortsbezeichnungen laden zu dem Versuch einer Deutung ein :

1) Der Krögel oder Kröwel oder Krouwel, eine enge lange Gasse rechter Hand am Molkenmarkte zwischen der Stadtvogtei und Paddengasse, die nach der Spree führt, in früherer Zeit ein Wasserzugang für die Wagen in Feuersgefahren, bis er im 17. Jahrh. so verbaut wurde, dass er auch als solcher nicht mehr benutzt werden könnte (vgl. Fidicin Beitr. 3, 547). Nach Nicolai 1, 25 heisst eigentlich die hinter diesem Gässchen befindliche Bucht der Spree der Krewel, welches nach ihm vermuthlich ein wendisches Wort ist. Ich halte aber dafür, dass er seine Erklärung eher durch das celtisch-wallisische crigyll, a ravine, a creek, findet, indem hier Form und Bedeutung auf das genaueste stimmen.

2) Da Berlin und der Krögel aus dem Celtischen kommen, so sieht man sich versucht, den Fluss, die Spree selbst, eben daselbst aufzusuchen, da die Namen der Flüsse, besonders der grösseren, überall zu den ältesten und unveränderlichsten gehören. Ich habe ihn zwar anderswo, und ich glaube mit Glück, aus wendischen oder slavischen Verhältnissen zu erklären gesucht. Jedoch ist die Möglichkeit eines celtischen Ursprungs nicht ausgeschlossen. Wenigstens ist es schon auffallend, dass das Wort Spree geradezu in derselben Form im Celtischen vorkommt, wenn auch mit einer nicht recht zusagenden Bedeutung. Es findet sich nämlich im Irischen ein Wort spre, welches aber a spark, flash of fire, animation, spirit bedeutet, und mit sanskritischem spri, leben, athmen, verwandt scheint. Käme unsere Spree davon her, so wäre es als lebendiges Wasser zu fassen.

3) Der Krank (Fidicin Beitr. 5, XXII) war eine Gegend zwischen der heutigen Nikolaikirche, dem Molkenmarkte und der Post- und Spandauer Strasse, hart am Mühlendamm und dem Dorfe Köln gegenüber. In dem Berliner Stadtbuche aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts heisst es: In deme Krank sind 17 woninge di wortyns geuen, eyn deil och ruden-tyns, und an einer anderen Stelle, wo es schon zu Kran abgeschwächt oder verderbt ist, heisst es: Hynder sunte Nicolsschole den kran umme stan XVII wonunge. Man hat es durch Kranich zu erklären und als ein mit einer Winde versehenes Gerüst zum Bau des Nicolaikirchthurms darzustellen gesucht. Ich erkläre es durch das altslavische und polnische krong, Kreis, Umkreis

(russ. ohne Nasal krug), welches ihm in der Form äusserst nahe steht und eine sehr passende Bedeutung hat.

4) Der Kak oder Kaik, d. i. der Pranger, wird im Berliner Stadtbuche öfter erwähnt. Dies ist kein wendisches, sondern ein niederdeutsches Wort. Es wird zwar in polnischen Wörterbüchern aufgeführt, aber als dem preussisch-polnischen Dialect angehörend bezeichnet. Dorthin ist es von Deutschland aus eingedrungen. Holländisch heisst er ebenfalls kaak, schwed. kåk, dän. kag, armorik. kelchen oder kerchen, von kelch, kerch, cercle, cerceau, rond. Es kann celtisch sein, indem sich kerch in niederdeutschem Munde fast wie kaak ausspricht, und das r dort wie im Englischen so schwach lautet, dass es in dem Munde vieler ganz stumm zu sein scheint.

5) Der Molkenmarkt ist der älteste Markt in Berlin, und war bis ins 13. Jahrhundert, in welchem der Neue Markt angelegt wurde, der einzige. Nach Nicolai 1, 24, soll die Benennung erst um 1600 daher entstanden sein, dass die Kurfürstin Katharina, Joachim Friedrich's erste Gemahlin, von ihrem in der Kölnischen Vorstadt angelegten Viehhofe, hier Milch zu Markte bringen liess, welches vorhin in Berlin nicht gewöhnlich gewesen war. Eine ziemlich frostige Erklärung. Man begreift nicht, warum er alsdann nicht der Milchmarkt hiess, indem man doch nicht das Allerschlechteste und Unbedeutendste, was zuletzt von der Milch übrig bleibt, wie die Molken ist, gerade zu Markte zu bringen pflegt, sondern in der Regel zu Hause lässt. Nach Fidicin führte derselbe schon im 14. Jahrhundert diesen Namen, und er habe nach ihm wahrscheinlich von einer in der dortigen Gegend belegen gewesenen Kuhmelkerei des Mühlenhofes seinen Namen erhalten. Ich halte Molkenmarkt für eine Entstellung aus Molenmarkt, Mollenmarkt, d. i. Mühlenmarkt, indem er am Mühlendamm und also dicht bei den Mühlen liegt. So heisst auch der Mühlendamm selbst in einer Urkunde von 1298 (Fidicin 1, 52) Molendäm, und der Mühlenhoff im Berliner Stadtbuche (Fidicin 1, 32) Mollenhoff. Diese Erklärung wird niemand befremden, der da weiss, wie häufig der Volksverstand sich unverstandene oder durch Veraltung unverständlich gewordene Wörter in seiner Art verständlich und mundgerecht zu machen sucht. Auch das ist volksgemäss, dass er nicht alle Mollen in Molken umwandelte, sondern die einen in's Hochdeutsche übersetzte und den andern sich auslegte. So bekam er doch einen Unterschied, worauf er in der Sprache überall Jagd macht.

6) Zuletzt will ich noch des Namens einer Nachbar- und Schwesterstadt gedenken, nämlich Spandau's, die als Stadt etwas älter ist als Berlin selbst, aber jünger als Brandenburg, weswegen Berlin sein Recht von Spandau bekommen hat, das sich seinerseits, wie der Ausdruck damals war, sein Recht von Brandenburg geholt hatte. Die Anstrengungen der Etymologen sind, wie es mir scheint, bis jetzt vergebens gewesen, eine vernünftige Erklärung des Namens dieser Stadt

zu erzielen. Ich glaube, dass derselbe recht gut von dem altböhmischen Worte spanda kommen kann, welches in alten böhmischen Glossarien durch das mittellateinische stipa erklärt wird, d. i. quaedam parva arbor, ut dicunt, copa, quia ex ea stipentur tecta oder un petit arbre bon pour balayer, scopa. Spandau liegt in einer sehr niedrigen und sumpfigen Gegend, und es mag dort an dergleichen Strauch- und Buschwerk nicht gefehlt haben, ja es mag da in Menge gewachsen sein und zum Theil noch wachsen. Die einzige Etymologie, die ich bis jetzt bei anderen gefunden habe, war von dem slavischen Worte spanie, der Schlaf. Ich weiss nicht, wie man sich das gedacht haben mag, worauf man den Schlaf oder die Schläfrigkeit hat beziehen wollen, ob auf die Gegend oder die Bewohner oder irgend einen anderen Umstand; auch scheint man sich hierbei kein grosses Gewissen daraus gemacht zu haben, die sprachliche Erklärung des d, woher dieses kommen soll, mit Stillschweigen zu übergehen. Vielleicht hat man dabei den in manchen Städtenamen vorkommenden Begriff der Ruhe im Sinne gehabt, der aber ohne bestimmenden Zusatz, wie in Karlsruhe, Ruhleben, abgesehen von der berührten sprachlichen Schwierigkeit, zu allgemein und abstract ist, um als Städtenamen dienen zu können.

7) Auf dem Wege einer Anmerkung bemerke ich noch, dass ich das celtische Wort berle mit der identischen Nebenform brelle, von dem ich früher Berlin ableitete, nicht mehr mit berlim, brelim, breolim, blerim, Schleifstein, vielleicht auch Sandstein, in Verbindung bringe, sondern es ähnlich wie unser Berlin erkläre, nämlich als Weideort, von eben demselben celtischen paûr, peûr, por, per, Weide, und wallis. lle, Ort, welches in der Zusammensetzung zu le werden muss. Auch der Perlachberg lässt sich aus dem Celtischen deuten, ebenfalls von dem celtischen Worte für Weide, und armorik. léach, léch, léh, Ort, oder weniger sicher von celtischem ber, hoch (Bullet), wallis. bar, top, armorik. bár, barr, sommet, cime, und léach, léch, léh, Ort, also hoher Ort, altus tumulus. Im Altdeutschen heisst der Perlach bei Graff perleih, perleich, perlaich, perlach. Graff sucht nach dem Vorgange von Henisch, Otto von Freisingen und der Auersberger Chronik das Wort aus dem Germanischen zu deuten, aber ohne Erfolg. J. Grimm (Mythol. p. 270) führt aus den Excerpten aus der gallica historica an: denique pretorem, qui paulo altiorem tumulum (perleih) frustra ceperat, romana vi resistentem, obtruncant. Dies würde unsere letztere Deutung stützen. Grimm erklärt sich nicht bestimmt darüber. Er bemerkt bloss: der Name perleih, den die Sage auf periens oder perdita legio zieht, gemahnt an das althochdeutsche eikileihi, aigilaihi, phalanx; leih ist auch in anderen Zusammensetzungen vieldeutig (Mythol. p. 274). Wenn man perlach so auslegt, wie ich es zuerst gethan habe, so begreift man auch, wie der Ausdruck Berlin als synonym daneben auftreten kann, indem sie alsdann beide beinahe dasselbe bedeuten, nämlich perlach, Weideort, und berlin, Weidewald.

Dr. C. A. F. Mahn.

Trois vieux poëmes

en l'honneur de la Sainte-Vierge.

I.*)

A toy, reine de hault parage,
Dame du ciel et de la terre,
Me vien complaindre de l'outrage
De l'ennemy qui me fait guerre.
Mon poure cuer au corps me serre:
Helas, dame, secoures moy,
Quar ie ne say ou confort querre,
Vierge, se ie ne l'ay de toy.

De toy nous vient toute bonte,
Tres doulce dame gracieuse.
S'aucun peche m'a surmontee,
Vueilles moy estre gracieuse.
La mort qui est si tres hideuse
Me vient haper, ie ne say l'eure.
M'ame en est si angoisseuse
Que de paour chascun iour pleure.

Pleurer me fault mes grans mesfais,
Quar i'ay vescu toute ma vie
En peche par ditz et par fais.
Helas, dame, ie te supplie,
Prie ton filz, le fruit de vie,
Que tu alaytas doulcement,
Qu'il luy plaise par courtoysie
A moy pardoner humblement.

*) Le poème Nro. I. sert de préface aux „Heures Enluminées de la reine Anne de Bretagne," manuscrit précieux du XV. siècle sur par chemin, qui est conservé dans la bibliothèque de la ville de Tours en Touraine.

Humblement te fay priere,
Mere de nostre redemptour,
Que ta benigne grace acquiere,
En perseverant en t'amour.
Tu es le chastel et la tour,
Ou les pecheurs se vienent rendre:
Si te suppli, oy ma clamour,
Et a mon fait vueilles entendre.

Atten a moy, tres sainte vierge,
Qui portas le doulz Ihesus,
De qui tu fus mere et concierge,
Cyerge, lumiere sans refus.
Oncques refusante tu ne fus
Vers les pecheurs, vierge pucelle:
Celle tu es de plus en plus,
Plus doulce, gracieuse et belle.

Belle sans per et sans nul si,
Plus doulce fleur que n'est la rose,
Met mon ame hors de souzi,
Que de tous peches est enclose
Tant que a ton filz parler ie n'oze
Pour les grans peches ou ie suy.
Si te suppli sur toute chose,
Pries luy qu'il ait de moy mercy.

Mercy requier a iointes mains
A toy, tresoriere de grace!
Fay, que mes maulx soient estains
Et que ton filz pardon me face,
Quar l'ennemy o lui me lasce,
Se par ta grace n'ay secour,
Et d'aultre part la mort me chasce
Par quoy ie vitz en grant tristour.

Tristour me fait plus noir que meure,
Dame plaine de courtoysie,
Quar orgueil si m'a couru sure
Et le peche d'ire et d'enuie.
Luxure ausy et gloutonie
Auecque auarice et paresse
Auront sur moy leur seigneurie,
Se o moy ta grace ne s'adresce.

Dresce mon cueur, ie te requier,
En la uertu d'umilite.

Charite ausy ; que requier,
Me soit donnee par pitie,
Bonne abstinance, chastete
Avecque largesce et pacience:
Souffisance par ta bonte
Me soit donnee et diligence.

Diligence m'est necessaire,
Mere dieu, fay donc que ie l'aye
Tant que a ton filz ie puisse plaire
En quelconque lieu que ie soye.
I'ai prins de touz peches la voye,
Se par toy n'ay misericorde,
Tant que de dieu ie me denoye,
Se o moy ta grace ne s'acorde.

Acorde donc ma pouure ame
A Ihesu-Crist le roy des cieulx.
Et te suppli, tres chiere dame,
Prie luy qu'il me soit gracieux,
Et que son saint corps precieux
Dignement puisse recepuoir
Tant qu'au royaume delicieux
Ie puisse paradis auoir.

Auoir ne pourray aduocat,
Quant uandra[y] au point de la mort.
Si toy, dame, n'y metz debat,
Ie suy en peril d'auoir tort.
Si suy en si grand desconfort,
Que ie ne say que deuenir:
Si par toy ne suy a bon port,
En grant dangier me fault tenir.

Tenir me fault, vierge Marie!
Conduy mon ame hors de paine,
Garde la de mal et nettie,
Ie te pri, vierge souveraine.
Tu es le rusel et fontaine
Qui laues chascune ame tainte.
Garde m'ame de mort vilaine!
A tant finera ma complainte.

II.*)

Virge gloriose,
Necte, pure, munde,
Mere preciose,
Lumere dou monde,
En toy toz biens habunde.

Dame graciose,
De dieu fu[s] elite:
De toy fit s'esponse
Por ton grant merite
Dieux qui au cieus habite.

Tu es rose coloree
Toz iors et vermoylle,
Ta color n'ert ia muee,
Ço n'est pas meruelle,
Nus ne uit ta parelle.

Tu es lis et violete,
To[s]temps munde et pure,
De tot peche nepte,
Sur tote nature,
Quar dieux i mist sa cure.

Tu es baumes natures,
Pimenz et lectuayres,
. . . .**) et sauorez,
Pucele debonayre,
Nos cuers purge et esclayre.

Tu es flors,
De cuy l'odors
No desfaut ne empire,
Tu es fruyz,
Que nos conduys
Et maynes a l'empire,
Que tint Ihesus li sire.

Tu es soleauz,
Tu es iornaus,
Estele marine,
De ta clarte
Por ta bonte
Noz enlumine,
Des angels la rayne.

Tu es li porz
Et li deporz,
Li deduyz et la ioye,
Tu es conforz
Et li acorz,
Chemins et droyte uoye
A celuy qui te proye.

Tu es clarte,
Tu es purte,
Tu es esperites hotels.
Onc ne fu tel,
Quar dou saynt ciel
Dessendit la rosee,
Dont tu fus arosee.

Tu es uergiers,
Tu es rosers,
Tu es li douz paradis
Pleyns de deliz,
Ont Ihesu - Crist
Ou lo saynt esperite
Se deduyt et delite.

Tu es sacrayres enbaumez,
Tu es celers enpimentez,
Ont li fiz dieu fu delitez,
Quant senz dolor et payne
En toy pris[t] char humayne.

---

*) Les Nro. II. et III. sont tirés de même d'un ms. de la bibliothèque de Tours, du XIV. siècle en parchemin, lequel, comme chose principale, contient les miracles de notre dame par Gautier de Coinsy dans une rédaction inférieure à celle du ms. Nro. 7987 de la bibliothèque impériale de Paris.

**) Ms.: enheluez.

Tu es la virge Aaron,
Tu es li tenples Salomon,
Tu es la mayson d'orayson,
De totes uertuz playne
Et de toz biens fontayne.

Rayne coronee,
Dame beneuree,
Bien doyt estre honoree
L'ore que tu fus nee.
Por toy fu deliuree
La genz maleuree,
Que fu enprisonnee
En enfer et enserree.

Qui bien te sert,
Il en desiert
Son luec en la contree,
Que cil hauront,
Qui bien t'auront
Seruie et honoree.

Doce dame que dieu portas,
Que de ton saynt layt l'alaytas,
Virge fus et uirge enfantas,
Por ta misericorde
A ton fil nos acorde.

Si por toy n'iemes acorde,
Moult en seront descorde
Noz cuers qui sunt mal acorde,
Si tu ne les acordes,
Fontayne de concorde.

Sayntisme pucele,
Gente de fayture,
Gentis damaysele,
De la grant ardure
D'enfer, que toz iorz dure,

Defendez nos armes
Et metez à uie,
Qui sus totes dames
Auez segnorie,
Dame saynte Marie.

III.

La uirge, en cuy j'ay m'esperance,
Volo laudare carmine,
Quar lo fil dieu, ço est ma creance,
Concepit sine semine,
Qui nos redemit sanguine,
Quant il fu mis en la balance
Crucis pro nostro crimine,
O il morit a grant uitance.

La uirge, ço dit l'escripture,
Tunc stabat ante filium,
Quant il sofrit mort et laydure
Propter salutem gentium:
Vere dolorem nimium
Soffrit la uirge nepte, pure,
Quant uidit per martirium
En croyz pendre sa porteüre.

He dieux! qui bien porroyt entendre,
Quantos dolores habuit,
Quant e[n] la croyz uit son fil pendre,

Quem uirgo mater genuit.
Vere miraculum fuit,
Quant li syens cuers se cuit de fendre,
De mal tantum sustinuit,
Quant a son fil uit l'arme rendre.

[B]yen fu en la uirge aconplie
Prophetia Symeonis,
Que dist de la uirge Marie
In die purgationis,
Quod gladio passionis
Sera sa saynte char parcee.
Mucrone dilectionis
Fu la uirge martiriee.

Toz iorz deuroyt estre nouele
Homini Christi passio
Et li deaus que fit la pucele
Ante crucem pro filio.
Purgemus nos a uitio
Et saluons souent la bele:
Non defraudatur praemio
Qui docement de cuer l'apele.

A la uirge plena de grace
Debemus omnes credere
Et li prier qu'ela nos face
Sic in hoc mundo uiuere
Et sic mores corrigere,
Que deables ne nos enlacce,
Vt possimus euadere
Enfer, o est la froyde glace.

Or te prions, uirge Marie,
Qui (sic!) iam regnas in superis,
Que tu nos soyes en aye
In die nostri funeris.
Virgo, succurre miseris,
Que Sathan ne hayt en nos ballie;
Libera nos ab inferis
Et nos met en ta conpagnie!

Chant, uay t'en a may[s]tre Nichole
Et dic aperto carmine,
Qu'il ne chant mays chant de corole,
Quia non caret crimine.

Sed de beata uirgine
Ia ne perdra pas sa parole
Atque de Christo homine,
Qui per toz nos la croyz acole.

IV.*)

Dame deu est en haute gloire,
Loenge et uertu et uitoire.
Et pais est as homes del mont
En terre que bon uoloir ont.
Beau sire deu, nos te loons,
Sire, nos te beneissons,
Nos t'aorons glorefiant,
Por ta gloire graces rendant,
Dex sire, reis celestiaus,
Peres poissans, esperitaus.
L'aignel de deu, fill del saint pere,
Qui des pechies yes saluierre,
Beau sire aies dex pitie,
Qui esfaces iniquite:
Qui fas as pecheors pardon,
Dex recei la nostre oreison:
Qui a destre ton pere sies,
Esface et oste noz pechies.
Car tu es sains tant solement,
E tu yes sire senglement,
Et [Ih]esus sol yes sans mentir,
Et le pere et le saint espir.

V.

Pere nostre qui es es ciels,
Le tien nom soit saintifies.
Uiegne tez parmanables regnes,
Que tu touz tens mais sur nos regnes,
Que ton uoloir plenierement
Faisomes tuit comunalment.
Done nos pain de sostenance,
De dotrine et de penitance,
Pain del sacrement de l'autel

---

*) Nous y ajoutons quatre petits poëmes du XIII. siècle, qui se trouvent dans le manuscrit Nro. 8177 de la bibl. impériale, à la suite des psaumes de David, en vieux français du même siècle.

Qui nos guart de pechie mortel.
Fai nos de noz pechies pardom,
Si con nos a autrui pardonom.
Fai que pechie ne nos enyure,
Et de trestouz mal nos deliure.
Done nos yces set requestes,
Qui trestouz autres biens nos prestes.

VI.

Ie crei en deu de gloire, le pere tout poissant,
Qui crea ciel et terre et toute rien uiuant.
En Ihesu Crist son fill, qui en terre nasquit
De Marie la uirge per le saint esperit.
Qui sos Ponce Pylate por nos tant mal sofri,
Batus, crucefies, mors et enceuelis,
En enfer descendis, au tiers ior resuresis.
Et en geta les armes o soi de ses amis,
E la destre son pere monta en paradis,
Qui uendra a iuger et les mors et les uis.
Ie croi el fill, el pere, et el saint esperit.
Ie crei que sainte yglize fu, est et yert tos dis.
Ie crei el uerai cors de Ihesu Crist, ton fiz.
Ie crei que tu pardones pechies as repentis.
Ie crei que ceste char, que nos auons meisme,
Resuresuteron nos tuit al ior del iuise,
Et que li bon seront en uie pardurable,
Et li mauais toz tens en paine pardurable.
Amen, si com ie croi soit ferm et estables.

VII.

Dex t'esaut et henort, dame sainte Marie,
De grace, de docor, de touz biens replenie.
Nostre sire est o toi dex qui te saintefie.
Sur toutes autres femes yes sainte et beneye.
Et benois soit tez fiz Ihesu Crist, nostre uie!

Julius Wollenberg.

Hamlet,

eine Schicksalstragödie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

Schiller.

Es haben die Bücher und Büchlein ihre Schicksale, die ihnen oft verhängnissvoll genug ihr Titel bestimmt. So dürfte auch die Ueberschrift, welche ich diesem Aufsatze gegeben habe, in doppelter Hinsicht den Leser mit so grossem Misstrauen gegen den Inhalt erfüllen, dass er ihn unbedenklich aus der Hand legte und seine Zeit einem Gegenstande widmete, der ihm mehr Ausbeute für die Mühe des Lesens verspräche. Hamlet — eine Schicksalstragödie! Und auch überhaupt — Hamlet! Scheint es doch, als ob man im Hinblick auf die betreffende Literatur nunmehr unwillig ausrufen könnte: Hamlet und kein Ende! Wie Jeder, der, mit einiger Bildung und einem gewissen natürlichen Gefühl ausgerüstet, heutzutage eine Reise nach Italien macht, uns Bücher oder wenigstens unvermeidliche Journalartikel von dorther sendet, so werden die Leser unserer Shakspeare, Schiller, Goethe u. s. w., ehe man sich dessen versieht, zu Schriftstellern. Besonders nun ist die Hamletliteratur zu einer Masse angewachsen, die sich schon schwer überschen und noch schwerer in einen kritisch gesichteten Zusammenhang bringen lässt. Indessen ein jedes ächte Kunstwerk ist unerschöpflich. Eine neue Betrachtung ist an sich immerdar erlaubt, weil der Rest, welcher bei der jedes Mal angestellten Untersuchung übrig bleibt, immer wieder den kritischen Verstand auffordert, ein Minimum daraus zu machen. Freilich gilt dieses

nur von den grössten Kunstwerken, von denen, welche die Natur dergestalt abspiegeln, dass der denkende Geist sie in ihnen wiederfindet, nur mit dem Unterschiede, dass er, gebannt, wie in einem Zauberkreise, die ewigen Ideen ungestörter darin anschaut, während ihn die Wirklichkeit zerstreut und dem schweifenden Gedanken nicht gleichsam ein Haus bietet, in welchem er wohnen kann, um der Arbeit des philosophischen Erkennens mit um so grösserem Erfolge nachzugehen. Daraus ergiebt sich, dass, wie jeder Mensch und jede Zeit, ihr besonderes Verhältniss zu den Ideen haben, so auch jedes Kunstwerk, welches uns diese wahrhaft vergegenwärtigt, eine verschiedene Stellung je nach der Beschaffenheit der Individuen wie des jedesmaligen Zeitalters einnehmen wird. Es erweist sich auch, wie wir sehen, jedes Werk der wirklichen Kunst, fruchtbar für alle philosophischen Systeme, wie sie der Reihe nach im Laufe der Zeiten aufgestellt worden sind. Die Zeit, in welcher das Verständniss für die erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes entweder mangelhaft oder völlig verloren gegangen ist, beweist eben dadurch ihre Unfähigkeit, die Ideen als die Urbilder der Dinge zu erkennen. In dieser Beziehung ist gerade die Geschichte des Verständnisses, welches Hamlet seit seiner Entstehung gefunden hat, äusserst lehrreich. Der Mangel an philosophischer Erkenntniss geht immer mit dem einer Betrachtung, die in die Tiefen der Kunstwerke dringt, Hand in Hand. Wer freilich nur das Sinnliche auffassend oder noch als Zugabe hier und da eine moralische Sentenz zur obligaten Veredlung des inneren Menschen mit in den Kauf nehmend wie der Wirklichkeit so auch der Kunst gegenüber sich verhält, wie könnten wir dem ein gewisses Verständniss absprechen? Es wäre ja so, als ob wir von dem, der sich gut nährt und kleidet, sagen wollten, dass er noch nicht lebt. —

Ich weiss nicht, ob von diesem Gesichtspunkt aus beurtheilt, der Beifall, welchen unser Zeitalter der Biographie Göthe's von der Hand eines gewissen Engländers gezollt hat, zu Gunsten der Krönenden wie des Gekrönten spricht. Jedenfalls steht mir fest, dass, wenn wir Deutsche da in der Beurtheilung Shakspeare's stehen geblieben wären, wo Lewes für gut befindet, die Betrachtung einzelner Göthe'scher Werke abzubrechen, das

Verständniss eines Gedichtes wie Hamlet vielleicht überhaupt nicht viel weiter gedichen wäre als in Voltaire's Geiste, der dieses tiefsinnigste Produkt des Dichterkönigs für das Werk eines Wilden erklärte, dessen Phantasie dabei in der Irre gegangen wäre. Der Deutsche hat die freilich mitunter unbequeme Gewohnheit, in die Tiefe zu gehen. Wenn die Vertreter anderer Nationen mit der Betrachtung von Kunstwerken lange fertig sind und es glücklich dahin gebracht haben, dass ihnen ihr eigenes oft genug einfältiges Angesicht daraus entgegenlächelt, sind wir es an dem deutschen Forschergeist gewohnt, dass er, wo jene müde werden, noch immer das Alphorn aus der Heimath der Ideen klingen hört, das ihn zurückruft und antreibt, des Suchens nicht müde zu werden. —

Diese allgemeine Beziehung auf ihren idealen Gehalt ist es also, welche die Schöpfungen der Kunst zu einem Gegenstande der Betrachtung für jede Zeit macht. Davon verschieden ist die allegorische Bedeutung, die jedes Kunstwerk mehr oder minder hat; man kann sie auch die symbolische oder divinatorische nennen. Sie beruht auf der Analogie gewisser Verhältnisse, die in dem Kunstwerke zur Darstellung kommen, mit zufälligen Umständen der Zeit oder mit besondern Eigenthümlichkeiten der Individuen. Die symbolische Auffassungsweise ist daher untergeordnet. Sie lässt der Willkür einen zu weiten Spielraum, weil sie nicht das, was ewig und immer dasselbe ist, zum Gegenstande hat, wie die Platonischen Ideen, sondern das, was der Zeit und ihrer Vergänglichkeit angehört. Ich gebe darum nicht zu viel auf die Deutungen und Deuteleien, die man unserem Hamlet gegenüber vorgenommen hat, wenn ich auch nicht leugne, dass sie wirksam sind, auf das Schwache und Mangelhafte bestimmter Zustände aufmerksam zu machen, weil sie uns hier im Bilde ausser uns gegenüberstehen.

Die allegorischen Beziehungen, die man im Hamlet gefunden hat, lassen sich etwa auf drei Punkte zurückführen: auf den Charakter des Helden, auf sein besonderes Verhältniss zu dem Geiste seines Vaters und auf einzelne Aeusserungen, denen man eine prophetische Bedeutung für unsere Zeit gegeben hat. In erster Beziehung dürft' es am Orte sein, an die Briefsammlungen zu erinnern, welche in unseren Tagen so überaus zahl-

reich erscheinen und zu einer Vergleichung aufzufordern zwischen den Enthüllungen von Gemüthszuständen, die dort gegeben werden, mit Aussprüchen Hamlets. Es wird sich dann von neuem zeigen, ein wie tiefer Seelenkenner Shakspeare ist. In Briefen theilt sich ja der Mensch am unbefangensten mit; hier liegt seine Seele offen. Es ist mir nun begegnet, dass ich oft auf die merkwürdige Uebereinstimmung aufmerksam wurde, die z. B. in den Briefen des unglücklichen Heinrich von Kleist mit Aeusserungen des Dänenprinzen sich findet, ohne dass ich doch genöthigt gewesen wäre, darin nur Reminiscenzen zu sehen. So dass ich den Schluss machen möchte, dass, wenn der Untergang Hamlets in seinen Gründen uns klar ist, dieses auch mit dem Geschicke jenes Dichters der Fall ist.

Dass Hamlet und sein Geschick vielfach auf den Charakter der deutschen Nation gedeutet ist, liegt eigentlich zu nahe, als dass ich es erwähnen dürfte. Was die Erscheinung des Geistes betrifft, so hat sie für uns, wenn wir uns immer noch mit Hamlet als die Epigonen einer grossen Vergangenheit betrachten wollen, den Sinn, dass sich auch für uns der Geist edler Vorfahren aufrichtet in der Dämmerung einer besseren Zeit mit dem Mahnruf, das Vermächtniss der Vergangenheit treu zu verwalten und an eine glücklichere Generation zu überliefern. In der Verwaltung dieser Pflicht dürfen wir uns dann Hamlet nicht zum Muster nehmen.

Um die Hinweisung auf diese symbolischen Beziehungen zu beendigen, führ' ich eine Aeusserung Hamlets zu Horatio an, die mir treffender als es sonst irgendwo geschehen ist, das Halbe und Erlogene in manchen Zuständen der modernen Bildung und Gesellschaft abzumalen scheint. Sie bezieht sich zunächst auf Osorik, den würdigen Nachfolger des Polonius, und lautet: „Er machte Umstände mit seiner Mutter Brust, eh er daran sog. Auf diese Art hat er, und viele Andre von demselben Schlage, in die das schale Zeitalter verliebt ist, nur den Ton der Mode und den äusserlichen Schein der Unterhaltung erhascht: eine Art von aufbrausender Mischung, die sie durch die blödesten und gesichtetsten Urtheile mitten hindurch führt; aber man treibe sie nur zu näherer Prüfung und die Blasen platzen."

In der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Shakspeare-literatur nehmen, wie gesagt, die Besprechungen des Hamlet den bei weitem grössten Raum ein. Es tritt also das Bedürfniss ein, das Gute von dem Schlechten auch auf diesem Gebiete zu sondern und vereinzelte Beobachtungen, welche die Sache treffen, zu sammeln und in Beziehung zu der das Ganze leitenden Idee zu setzen. Ich kann mich hier nur auf die Erwähnung der hervorragendsten und wichtigsten Erscheinungen der betreffenden Literatur beschränken. Es genügt, wenn ich angebe, weshalb ich es für nöthig halte, nachdem ein Göthe und Gervinus sich über diesen Gegenstand haben vernehmen lassen, denselben von neuem aufzunehmen.

Es ist bekannt, wie lange unser Hamlet auch als Tragödie von Shakspeare in der Welt herumirren musste, ehe er dasjenige Verständniss fand, welches ihm gebührte. Gemahnt uns doch das oben angeführte Urtheil Voltaire's an manche thörichte Redeweise, mit welcher in dem Stücke selbst Polonius und seines Gleichen dem verkannten Prinzen begegnen. Gewiss ist zu Shakspeare's Zeit selbst die richtige Einsicht in das Trauerspiel vorhanden gewesen, wenn man den Schilderungnn trauen darf, die uns von der Darstellung Shakspeare'scher Rollen durch den Schauspieler Burbadge gemacht werden. Es lässt sich annehmen, dass ein Publikum und ein Theater, welche, wie wir wissen, den übrigen Schauspielern Shakspeare's eine im Ganzen ausreichende Gerechtigkeit bewiesen, auch in Hamlet mehr sah als ein buntes Durcheinander von Geistererscheinungen, philosophischen Betrachtungen und Mordthaten. Ein tieferes Verständniss von Seiten der damaligen Zeit lässt sich sogar mit einiger Sicherheit aus zwei besonderen Gründen annehmen. Einmal konnte der persönliche Einfluss des Dichters selbst auf die Einsicht der Schauspieler und dadurch des Publikums wirken. Das Stück ist in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts geschrieben, bald nach dem Tode seines Sohnes Hamlet 1596, ein Umstand, welcher, zusammengehalten mit dem 66. Sonett, einen pathologischen Antheil des Dichters an der Tragödie mit Recht vermuthen lässt. Ich verweise in Bezug auf die übrigen Zeitverhältnisse, welche die Abfassung begleiteten, auf Gervinus. Den anderen Grund betreffend, ist neuerdings im

deutschen Museum von Prutz die Hypothese aufgestellt worden (in diesen Blättern von K. Silberschlag), dass der Dichter wohl durch den Charakter und das Geschick Jakobs I. (1603 bis 1625) auf die Conception seines Hamlet könnte geführt worden sein. Wenn dem so ist, so sehen wir auch hier, wie bei Abfassung des tiefsinnigsten Gedichts zufällige Umstände mitgewirkt haben. Dieselben konnten zugleich einen Anhalt zum tieferen Verständniss abgeben, welcher der späteren Zeit verloren gegangen war. Wie weit Garrick's Auffassung richtig war, muss man dahingestellt sein lassen. Lichtenberg's Bericht darüber ist zu wenig eingehend, als dass wir uns daraus ein Urtheil bilden könnten. Möglich ist es jedoch, dass selbst ein so grosser Schauspieler wie Garrick aus diesem Charakter das machte, was ihm beliebte. Der Reiz, der von seiner Darstellung ausging, kann deshalb immer noch ein gewaltiger gewesen sein; denn ganz abgesehen von der Kunst des Schauspielers, ist Hamlet ein so populäres Stück nicht wegen der Antworten, die er auf die höchsten Fragen des menschlichen Geistes ertheilt, sondern wegen der Spannung, in welcher uns die Handlung trotz des Gedankenreichthums der Rede erhält. Auch hier steht er auf gleicher Linie mit Göthe's Faust, von dem der Prolog sagt: wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.

Das wissenschaftliche Verständniss fand Hamlet erst in Deutschland, wenn man diesen Ausdruck braucht, um zu bezeichnen, dass diese Stimmung, in die das Gemüth durch ein Kunstwerk versetzt ist, auf Begriffe zurückgeführt und durch den Hinweis auf die leitende Idee die einzelnen Theile des Ganzen als Glieder eines Organismus zum Bewusstsein gebracht werden. Ich scheue mich nicht, von einer leitenden Idee zu sprechen, obwohl ich weiss, dass diese Wendung bei Manchen einen gewissen Verdacht erregen wird. Deshalb muss ich mich etwas genauer darüber erklären. Man macht den Bemühungen der Kunstrichter gegenüber häufig den Einwand, dass sie den Dichtwerken gewisse allgemeine Ideen unterlegten, welche ein Jeder nach Belieben mit andern vertauschen könnte, da nicht einzusehen wäre, warum man dem einen versagen sollte, was man dem andern zugestehe. Eigentlich bin ich diesem Vor-

wurf schon oben begegnet durch die Unterscheidung des Verständnisses einmal aus den Ideen und dann aus der allegorischen Auffassung. Jener Einwand richtet sich mit Grund nur gegen die letztere, wenn sie mit der Miene eines objectiven Verhaltens an die Stelle des ersteren tritt. Jeder wird zugeben, dass es Ideen von solchem Inhalt und zugleich von so allgemeiner Geltung giebt, dass der menschliche Geist im Laufe der Geschichte immer wieder darauf zurückkommt. Sie stehen gleichsam als Marksteine seines Reiches da, über welche er nicht hinausgehen darf, ohne durch diese Ueberschreitung seiner Grenzen gewissermassen eine Kriegserklärung gegen höhere Geister abzugeben. Ich verstehe darunter vorzugsweise die Platonischen Ideen, wiewohl diese noch eine andere Bedeutung haben. Wer nun an solche Grundpfeiler des menschlichen Denkens die Werke der Kunst anlehnt, der erlaubt sich nichts Willkürliches, der ist nur von dem Streben beseelt, den Zusammenhang des Schönen und Wahren nachzuweisen.

Derjenige nun, welcher bis jetzt den besten Schlüssel für das Verständniss des Hamlet gab, ist und bleibt nach meiner Ansicht Göthe in seinem Wilhelm Meister. Ich setze das Raisonnement in dem genannten Roman, welches diesen Gegenstand betrifft, als bekannt voraus. Seitdem ist meines Wissens nichts geschehen, das dort angebahnte Verständniss zu vervollkommnen, vielmehr hat man, statt die genialen Andeutungen des deutschen Dichters wissenschaftlich auszuführen und zu begründen, Alles gethan, um die richtige Ansicht wieder zu verwirren. Börne's Aufsatz über Hamlet ist mit feiner Anempfindung geschrieben und entbehrt nicht einiger sehr dankenswerther Winke, im Ganzen aber unklar und eigentlich ein neues Geständniss, dass das Gedicht ein Buch mit sieben Siegeln sei. Besonders aber muss ich gegen die Auffassung von Gervinus protestiren, wiewohl ich diese Gelegenheit nicht versäumen kann, meiner Hochachtung für diesen Mann Ausdruck zu geben. Ich zähle sein Werk über Shakspeare zu den Büchern, die man nie auslesen sollte. Es führt unser Nachdenken auf geebneten Wegen zu den reichsten Entdeckungen. Aber — man wird gut thun, auf dieser Reise noch einen Führer mitzunehmen, wenn es möglich ist — Apollo, den Gott der Dichter selbst. Dann wird man

in würdigem Geleite den Einzug halten in das Reich des Dichterkönigs. Gervinus ist zu häufig mehr Moralist als Aesthetiker. Er behandelt seinen Leser auch bei Besprechung des Hamlet wie ein Vater seinen Sohn; er belehrt uns, statt von seiner Hinweisung auf das Schöne den Erfolg abzuwarten, dass wir uns selbst belehren. Indem er überall den Gewinn im Auge hat, den die Lektüre Shakspeare's für das praktische Leben absetzen soll, wählt er die Gesichtspunkte in seiner Abhandlung über Hamlet so, dass das ganze Stück in eine Beleuchtung tritt, welche der Dichter zunächst nicht beabsichtigt haben kann. Er stellt Reflexionen an, ehe noch die anschauende Phantasie zu ihrem Rechte gekommen ist. Nun hat aber der Kritiker die Aufgabe, auch auf diese durch entsprechende Mittel zu wirken. Auch ich kann die ethische Betrachtung nicht von den ästhetischen trennen, aber der Uebergang muss in der Kritik eben so allmählich gemacht werden wie er in Wirklichkeit ist. Ja, der Kritiker hat das eben so schöne wie schwierige Geschäft, vermittelnd zwischen Kunst und Wirklichkeit aufzutreten. Am wenigsten darf er den Weg, welchen der Dichter uns führen will, durch irgend eine Ermahnung abkürzen, dass wir ermüden oder uns verirren könnten.

Nach dem Bisherigen ist nun meine Aufgabe, nachzuweisen, wie das Richtige, was namentlich von Göthe über Hamlet gesagt worden ist, in Uebereinstimmung mit der diese Tragödie leitenden Grundidee steht, welche, wie ich glaube, noch nicht mit derjenigen Schärfe angegeben ist, deren es bedürfte, um sie zu einem wissenschaftlichen Erwerb zu machen. Unter einem solchen verstehe ich in diesem Fall einen neuen Zuwachs, den die Theorie der Tragödie überhaupt erhält. Dabei werd' ich nicht umhin können, die Vergleichung mit den anerkannt vorzüglichsten Kunstwerken dieser Gattung herbeizuziehen.

Ich gehe von dem Satz aus, dass die Tragödie überhaupt im Wesentlichen es mit dem leidenden Menschen zu thun hat. Diese Bestimmung scheint mir völlig ausreichend.

Sehen wir darauf zunächst den Charakter des Hamlet an. Ich fasse die Grundzüge desselben in folgende Bestimmungen zusammen: er ist Idealist, er ist Zweifler, er ist ehr-

geizig, er ist in der Gesinnung edel und es fehlt ihm nach Göthe's Ausdruck an der sinnlichen Stärke des Helden.

Er ist Idealist. Mit dieser Eigenschaft sondert er sich aus seiner Umgebung völlig aus. Sein Gefolge ist abscheulich. Warum dieses? Er hat den Unterschied dessen erkannt, was sein soll und was nicht sein soll. Er hat die Sonne zu sehr lieb und die Sterne. Sein Blick ist tiefer gedrungen in das Wesen der Dinge als alle die, welche ihm zur Seite stehen, mit denen er sogar im Umgange steht, Horatio nicht ausgenommen. Auch dieser, welcher ihm am nächsten steht in der Erkenntniss der Ideen, drückt sich den derben Kriegern gegenüber philosophisch genug aus. Auf die Frage, ob er da sei, antwortet er: „ein Stück von ihm," als ob ihm das Fichte'sche Ich vorschwebte, das ja, indem es die Dinge erst werden lässt, gewissermassen mit diesen immer ein anderes wird. Aber — er hängt doch nicht so an der idealen Welt, dass sie ihn in Conflict mit der realen bringt. Was ihm in dieser Widriges begegnet, ist nur „ein Stäubchen, des Geistes Aug' zu trüben." Wie anders Hamlet! Ihm ist das Stäubchen eine rudis indigestaque moles, weil er, geboren für eine andere Welt, in dieser sich nicht zurecht finden kann. Darum bedauert er, dass er doch an das unfreundliche Gestade dieses Lebens ausgesetzt ist. Er drückt sich immer bildlich aus, weil er in dem Wahne lebt, dass die Ideen überall, wo er sich befindet, sich verwirklicht zeigen müssten. Es spricht sich in dieser Ueberfülle der Phantasie die Sehnsucht nach der Fassbarkeit des Idealen aus. Er liebt die Einsamkeit, weil er hier seiner amabilis insania ungestört nachgehen kann, und wenn er mit anderen die Luft theilen muss, ist er entweder ironisch oder nimmt die Gelegenheit wahr, sich in längeren Reden zu expectoriren. Dieses ist der Fall gleich in der ersten Scene seines Auftretens im Angesichte des versammelten Hofes. Der Ort ist unpassend genug, aber der innere Drang noch lebhafter. Was ist Wahrheit, was ist Schein? — Diese brennende Frage schwebt auf seinem Munde das ganze Stück hindurch. Denn die Antworten des hausbackenen Verstandes genügen ihm eben so wenig wie die praktische Lebensweisheit, welche Horatio zur Richtschnur seines Handelns gemacht zu haben scheint. Nun aber — was seine

Ironie betrifft, es ist sonderbar, zu welchen Erklärungen sie denjenigen Veranlassung gegeben hat, die davon nichts verstehen. Noch mehr Verwunderung muss es freilich erregen, wenn Gervinus dem Schatten des ehrwürdigen Brutus keine Ruhe lässt, um Hamlet's Wahnsinn zu erklären. Es hat einmal in der Geschichte Jemand gelebt, haben wir in der Schule alle gelernt, der sich wahnsinnig stellte, um durch den Schein der Thorheit sich vor Nachstellungen feindlicher Machthaber zu sichern. Ich glaube, Solon that es auch in ähnlichem Falle. Was hat dieses mit Hamlet's verstelltem Wahnsinn zu thun? Als ob es bei Hamlet überhaupt noch des Vorsatzes bedürfte, sich wahnsinnig zu stellen, nachdem der Geist mit ihm geredet hat. Brutus that es mit völliger Ueberlegung. Bei Hamlet ist dieses der erste Schritt des Wahnsinns selbst. Freilich auch der letzte. Denn er streift hier die Grenze des Wahnsinns, wo sich seine Einbildung in der höchsten Verzückung befindet. Es ist hier nicht die Stelle, auf den Zusammenhang näher einzugehen, in welchem der Wahnsinn und eine vorzügliche Fähigkeit stehen, die Ideen zu schauen. Nur so viel sei gesagt, dass Shakspeare hier mit einem Meisterzuge uns die Genialität Hamlet's vergegenwärtigt. Ein solcher Mensch zeigt sich dann am wahrsten in Monologen. Hier stört ihn Niemand. Er darf dem Zuge seines Inneren folgen und gleichsam in Gedichten ausströmen, was er leidet. Von dieser Seite angesehen, erscheint der von ihm angenommene Wahnsinn als ein Bedürfniss, fortdauernd in Selbstgesprächen zu reden, auch in Gegenwart anderer. Wir sehen, wie er sich mit einer gewissen Angst bemüht, auszuweichen, wenn das Gespräch sich auf alltägliche Dinge wendet. Er will lieber wahnsinnig scheinen, als die Bemerkung bestätigen, dass heute schönes Wetter ist. — Woher nun dieser bis zum Krankhaften gesteigerte Idealismus, der Schlegel's Ausdruck hervorgerufen hat, Hamlet sei ein Gedankentrauerspiel?

Hamlet ist Zweifler. Er sagt einmal, dass Claudius seinem Vater ähnlich sei wie er dem Herkules, Hamlet ist als Zweifler Herkules am Scheidewege, aber wenn dieser sich entschliesst und vorwärts geht, bleibt er eigentlich immer am Scheidewege stehen. Ihm mangelt die Festigkeit, die nur aus dem Glauben oder — um mich schulmässig auszudrücken — aus dem Stu-

dium der systematischen Philosophie — kommt. Er hätte vielleicht einmal dazu gelangen können, wenn das Schicksal ihn nicht mitten aus seinen Studien abgerufen und ihm gerade in dem Augenblicke eine That auferlegt hätte, welche durchaus die Uebereinstimmung mit sich selbst von ihm verlangte. Hier prägt sich uns, die wir ausserhalb stehen, die Lehre ein, dass es durchaus des Glaubens bedarf, der unbedingten Ueberzeugung, dass das reine Denken nur die Verzweiflung oder Entsagung zum Gefolge hat, wenn wir den Forderungen der Wirklichkeit genügen und handelnd in's Leben treten wollen. In Hamlet's Seele selbst muss dieser Gedanke vor der überwältigenden Macht der Schicksalsschläge, die ihn treffen, in den Hintergrund treten. Wir können ihm also seine Thatlosigkeit nicht als Schuld anrechnen und ihn höchstens um eines Irrthums willen bemitleiden, den er begeht, wenn er Metaphysik treibt, wo er doch die Sachlage vor Augen haben sollte.*) Aus dieser metaphysischen Grundstimmung in seinem Auftreten ist die krankhafte Richtung zu erklären, die sein Idealismus nimmt und die sich namentlich in seiner Ironie zeigt. Diese dient ihm zur Waffe gegen überlästige Besucher und Frager. Gegen Horatio wendet er sie nicht an. Ihm giebt er sich offen hin. Zugleich — von tief innen sich vollziehenden Revolutionen ist diese Ironie ein Kennzeichen, von schweren Seelenkämpfen, die eben aus dem Zweifel entstehen. Denn dieser ewige Widerspruch entsteht ja nur aus dem Bedürfniss, statt des Mangels an positiver Wahrheit wenigstens dem Umwahren das Kleid und den Schein der Wahrheit zu leihen. Mephistopheles wird mit Krone und Purpur angethan, da die Insignien der Herrschaft doch irgendwie verwandt werden müssen. Aber — Hamlet ist aus germanischem Blut. Sein Zweifel nimmt nicht den Charakter der Verneinung alles Positiven an. Der Hohn bildet einen fremden Tropfen in seinem Blut. Gleich in seinem ersten Monologe gedenkt er des Höchsten, der sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord. Mehr die Erfahrungen, die er macht, als

*) Ich bemerke hierbei, dass die von Aristoteles erwähnte Reinigung der Leidenschaften, welche die Tragödie zum Zweck hat, nur auf den Zuschauer gehen kann.

seine Natur bringen ihn zu der Frage: Sein oder Nichtsein? Dass seine Antwort darauf nicht die unbedingte Bejahung des Seins wird, liegt in der Stellung, die ihm das Geschick gegeben hat. Er sagt: „Ich habe vor kurzem, ich weiss nicht wodurch, alle meine Munterkeit eingebüsst.“ Er möchte gern einstimmen in den Jubel der Freude, aber er sieht diese nur in der Gestalt der Selbstsucht und wüsten Schwelgerei um sich. Was in ihm von skeptischer Ader ist, das greift wie eine Feuersbrunst um sich, die das Gebäude seiner Ideale zu Asche macht, durch die Allgewalt des Schicksals. Sein Dualismus spricht sich besonders in dem Schlussmonolog des zweiten Aktes aus, wo fast unwillkürlich aus der Tiefe seiner Seele ein Strom von Scheltworten in wahrhaft dämonischer Weise gegen sein eigenes Selbst heranbricht. Ueberhaupt muss man sich hüten, das persönlich zu verstehen, was er durchaus allgemein ausspricht. Das Sentenziöse ist bei einer solchen Charakteranlage nicht fehlerhaft. Sonst wäre die Klage um den Uebermuth der Aemter im Munde eines Prinzen unnatürlich.

Man fragt nun mit Recht: wenn Hamlet durch seine Anlage und das Stadium, in welchem seine Geistesentwicklung steht, mehr zur stillen Contemplation als zum Hofleben sich eignet, warum geht er nicht nach Wittenberg zurück und giebt den Bitten der Mutter nach, in Dänemark zu bleiben? Noch ist ihm der Geist nicht erschienen. Er kann dort der Trauer wie der Philosophie ungestörter sich hingeben. Die Rücksicht auf sein Verhältniss zu Ophelia kann die Ursache nicht sein; denn nachdem er an seiner eigenen Mutter erfahren, was die Liebe des Weibes zu bedeuten habe, ist er darin ein eben so guter Philosoph wie schlechter Empiriker, dass er seine allgemeinen Schlüsse zu frühe thut und an der Liebe des Weibes überhaupt zu zweifeln keinen Anstand nimmt. „Schwachheit, dein Nam' ist Weib.“ Der Grund seines Verweilens muss anderswo gesucht werden. Hamlet ist ehrgeizig. Er hat einen unbestimmten Drang, sich auszuzeichnen, ja, er meint, er sei zur Welt gekommen, sie, die aus den Fugen kam, wieder einzurichten. Dieser Trieb zum Ruhm ist es, mit welchem er an dieser Welt hängt. Wem konnten sich aber bessere Aussichten eröffnen, seinen Namen bei Mit- und Nachwelt berühmt zu

machen, als einem Prinzen, auf den die Hoffnung der ganzen Generation gesetzt ist? Wenn Spinoza und Schopenhauer sich von der Welt zurückziehen und nur der Beschauung leben, so könnte man Gründe dafür angeben, die an die Fabel vom Fuchs und der Traube erinnern. „Wie? Hamlet kann die Möglichkeit vor sich sehen, ein Idealreich zu begründen, die Vernunft als Herrscherin neben seinen Thron zu setzen und doch zaudern? Er kann die Liebe des Volkes für sich haben, das bei der Wahl des neuen Königs nur gezwungen die Regentschaft eines Claudius, „des geflickten Lumpenkönigs“ annahm, er kann die Gewissheit besitzen, dass dieser ein Verbrecher ist, und dennoch sprechen wir ihm Ehrgeiz zu? Ja, er mag ehrgeizig sein, aber um so grössere Verachtung verdient er, wenn er diese Leidenschaft nicht zu edlen Zwecken verwendet, deren Ausführung ihm so nahe liegt.“

Solchen Einwänden hab' ich zu begegnen, die man namentlich bei Börne finden kann. Ich antworte zunächst mit Shakspeare's eigenen Worten, der den Ehrgeiz so definirt: „Diese Träume (Hamlet's) sind in der That Ehrgeiz; denn das eigentliche Wesen des Ehrgeizes ist nur der Schatten eines Traumes.“ Also — der Träumer Hamlet ist doch ehrgeizig: je träumerischer, desto ehrgeiziger. Nur dass er sich bei ihm nicht wie bei anderen Helden in siegreichen Schlachten kund giebt, sondern in geistreichen Reden verpufft, in Anweisungen an Schauspieler, die den Aristoteles nicht gelesen haben, in Reden vor seiner Mutter, noch dazu in ihrem Schlafgemach, in Reden, wie sie besser gesetzt und rhetorischer aufgeputzt nicht von Demosthenes und Cicero vor dem versammelten Volke können gehalten sein!

Wenn die Moral doch nicht so häufig am unrechten Ort ihre hausmütterlichen Rechte geltend machte! Ich sehe in dem Allen keine Verschuldung, im Gegentheil nur immer neuen Grund zum Mitleiden. Gerade weil Hamlet Prinz ist und gerade weil er die höchsten Aufforderungen zum Handeln erhält, darum kommt sein Ehrgeiz in einen ächt tragischen Conflict. Denn wir haben gesehen, dass seine ideale Natur und sein philosophischer Standpunkt es ihm durchaus unmöglich machen, sich mit den Mitteln zu befassen, deren er benöthigt

ist, um sein Werk auszurichten, als da sind: Mord des Oheims und Veröffentlichung der Schande, die seine eigene Mutter auf sich geladen hat. In dieser Beziehung liegt der Vergleich mit Orest nahe. Dieser kommt vor der That des Muttermordes in keinen Zwiespalt, weil er nicht auf die Folgen reflectirt: das Gebot der Rache des Vaters ist ihm heilig. Hamlet hat mit der Ammenmilch das Gebot eingesogen: die Rache ist Mein, Ich will vergelten, spricht der Herr. Er weiss, dass „jede böse That schon ihren eigenen Racheengel im Mutterschoosse trägt“ und überlässt auch Claudius „den Schlangen, die im Busen ihm stechend wohnen.“ Dass ein anderer in seinem Falle das Schwert gebraucht hätte, ohne ein Unrecht damit zu begehen, ist noch kein Beweis dafür, dass er schuldig an Vernachlässigung irgend einer Pflicht ist. Wie bedauernswerth steht er da! Er will lieber Unrecht leiden, als thun. Ja, noch mehr. Nicht umsonst werden wir mehr als einmal an die Weihnachtszeit erinnert, in welche die Handlung fällt. Abgesehen von dem erschütternden Contrast, in den dadurch die ringsum verbreitete Zufriedenheit des kindlichen Glaubens mit der wühlerischen Skepsis Hamlet's tritt — der Stifter des Christenthums hat ja gelehrt: Liebet eure Feinde! Kann Hamlet seinen Oheim vom Throne stürzen?

Doch angenommen, er könnte seinen Vater rächen, ohne sein Gewissen zu beschweren — was darf er sich unter den Umständen, von denen seine Erhebung zum Thron begleitet wäre, für einen Erfolg von seiner Regierung versprechen? Es widersteht dem Philosophen, über Sklaven zu herrschen. Er kann nicht fassen, wie eine Welt möglich ist, in der, wie in einem wüsten Garten das Unkraut, Laster und Uebel wuchern. Muss er nicht von seinem Standpunkt aus einen Herrscher erst recht als einen Sisyphus ansehen? Gerade in dem Augenblick, wo die ganze Entschiedenheit einer mit dem Leben versöhnten Seele nöthig war, ist der metaphysische Hang so mächtig in ihm geworden, dass Alles, was ihm begegnet, sich ihm unter dem Bilde der Sphinx darstellt, die das Räthsel dieser Welt ihm aufgiebt. Vielleicht — wenn sein Vater zu einer andern Zeit gestorben, seine Mutter nicht den treulosen Verrath begangen und Claudius ihn nicht der nächsten Anrechte auf den

Thron beraubt hätte — sein Ehrgeiz würde ihn auf dem Thron zu einem Förderer von Kunst und Wissenschaft gemacht haben.

So kann es nicht fehlen, dass sein Ehrgeiz in der Art und Weise, wie er hervortritt, mehr nach Eitelkeit aussieht. Er feiert Triumphe in der Dialektik über Köpfe von gewöhnlichem Schlage. Er freut sich über den Erfolg seines Einfalls, durch ein Schauspiel des Königs Gewissen zu prüfen. Armer Hamlet, das ist nicht der Weg zum Ruhm an der Stelle, zu der dich dein Schicksal gerufen hat! Dein Reich ist nicht von dieser Welt!

Denn dass seine Gesinnung im Grund edel ist, trotz der Schwächen, die wir eben aufgewiesen haben, daran können wir nicht zweifeln. Wie innig schliesst er sich an Horatio an! Wie liebebedürftig erscheint er gleich zu Anfang gegen Bernardo und Marcellus! Wie bewahrt er das Andenken seines Vaters im innersten Heiligthum seiner Seele! Wie sehr ist er überall geneigt, sich allein anzuklagen! Wie versöhnlich ist er gegen Laertes! Wie liebenswürdig selbst gegen den König! Er will gegen ihn nicht ungefällig sein, als zwischen ihm und Laertes jene Wette eingegangen ist, die ihm selbst das Leben kosten soll. Es wird ihm schwer, an das Schlechte in andern zu glauben; darum der lange Weg bis zur Vollziehung des Strafgerichts an Claudius! Rührend ist es, wie er kurz vor seinem Tode fast zu bewussten Illusionen seine Zuflucht zu nehmen scheint.

Was ihm fehlt, um seinen Mann zu stehen, hat Göthe treffend die sinnliche Stärke des Helden genannt. Ich verstehe darunter die Kraft, die den Menschen nicht im Stiche lässt, im Angesichte des Gegners. Von dem Mangel dieser Ausdauer, welche nicht zurückbebt vor der wirklichen Entscheidung, spricht schon Tacitus*) als von einer Eigenschaft jener Völker, von denen Hamlet als ein Abkömmling zu betrachten ist: er nennt sie eine die Gefahr aufbietende Kühnheit und eine Scheu, wenn jene wirklich eingetreten ist. So ist Hamlet. „Jedwede Ader seines Leibes so fest wie Sehnen des Nemeer Löwen," „rasch, wie Andacht und der Liebenden Gedanken" im Augenblicke

*) Tac. Agric. 11.

vor der That; sobald er sie wirklich vollbringen soll, muss er sich selbst verspotten: „Lasst Herkuln selbst nach Vermögen thun, die Katze maut, der Hund will doch nicht ruhn.“ Was vermag gegen diese Naturnothwendigkeit, welche gewiss auch physische Gründe hat, das Bewusstsein der Willensfreiheit, selbst wenn ihm, dem Zweifler, diese fest stände? Er kann nun einmal nicht Blut vergiessen sehen; es müsste ihn denn das Gefährliche, was auch in ihm ist, im Augenblicke fortreissen, wie bei der Ermordung des Polonius und des Königs.

Nachdem wir den Charakter des Hamlet uns in diesen Zügen vergegenwärtigt haben, stellen wir die Beziehung fest, die er zu unserem Hauptsatz hat, dass die Tragödie es mit dem Leiden des Menschen zu thun hat. Ich meine, um diesen Zweck zu erreichen, kann kein Charakter geeigneter sein als ein solcher. Er ist vorzugsweise zum Leiden geschaffen. Wo er handelt, wird es auch mehr ein Leiden als ein Thun sein.

Dieses finden wir denn auch, wenn wir die Handlung der Tragödie zergliedern. Ich konnte nicht umhin, schon in der Charakteristik Hamlet's auf einzelne Momente der Handlung mich zu berufen. Ich werde daher jetzt kürzer sein.

Wir sind während des ganzen Stückes in einer Atmosphäre der Trauer um Verstorbene und Sterbende. Schwarz ist die Farbe, die Hamlet's Kleid hat, schwarz von der ersten bis zur letzten Scene die Draperie, in der Personen und Gegenstände erscheinen. Hier herrscht der Tod, nicht Claudius. Der Humor darf sich auch nur auf dem Kirchhof vernehmen lassen: Todtengräber repräsentiren ihn. Die Vergänglichkeit, unter welcher die unsterbliche Seele sich windet, übt ihr unbestrittenes Majestätsrecht aus. Ich glaube, schon durch diesen Grundton, in dem das Ganze gehalten ist, prägt uns der Dichter ein: hier siehst du keinen Helden im stattlichen Gang auftreten, an unsichtbaren Fäden leitet eine Macht Menschen und Handlungen, und ihr sollst du allein huldigen. Wir werden sehen, welchen Namen wir dieser im Verborgenen einherschreitenden Gewalt zu geben haben.

„Etwas ist faul im Staate Dänemark.“ Unheimlich ist dieser Pomp bald nach dem Tode des alten Hamlet, unheimlich diese Hochzeit. Der Geist ist nur die Bestätigung banger Ahnungen.

In Bezug auf Hamlet giebt der Erfolg seines Erscheinens einen neuen Beleg zu der alten Wahrheit: hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferstände. Welche Tiefe, welche Weltweite der Anschauung in dieser Gegenüberstellung von dem skeptischen Hamlet und dem Geiste, dessen Auferstehung den Gesetzen der Vernunft spottet! „Diese ewige Offenbarung fasst kein Ohr von Fleisch und Blut.“ Freilich giebt es auch für Hamlet selbst „Ding' im Himmel und auf Erden, von denen sich die Schulweisheit nichts träumt.“ Aber — der Zweifel ist so mächtig in ihm, dass er eher den eigenen Augen und Ohren misstraut als seiner Vernunft; denn die Erscheinung des Vaters gehört der Zeit an und damit auch der Vergangenheit. Kann sie ihm noch ein sicherer Bürge sein am andern Tage, da er wieder im vollen Besitz seiner Vernunft ist und seine Phantasie nicht mehr spazieren geht?

Wir sehen mit Bewunderung, wie auch darin der Charakter des Drama's sich als ein metaphysischer geltend macht. Hamlet ist der Märtyrer der Vernunft, indem er andere Beweise für die Schuld des Königs fordert als diejenigen, welche im Gebiete des Irrationalen liegen. Doch die Erscheinung des Geistes ist wirklich: wir haben sie mit eigenen Augen gesehen. Wird also dieses Irrationale zum Siege kommen?

Fast scheint es, als ob es an der Skepsis des Prinzen scheitern wird. Er brütet und brütet. Man hält ihn für verrückt. Dazu kommt noch die Liebe. Man hat gefragt, ob Hamlet Ophelia wirklich liebe. Ich antworte: ja, wie ein Zweifler lieben kann. Er ist kein Romeo. Es ist eben seine Liebe in einem andern Sinne unglücklich als die des heissblütigen Italieners. Sie beherrscht ihn nicht in dem Grade, dass er in ihr seine ganze Befriedigung finden und wie Romeo jähen Genuss um schnellen Untergang erkaufen sollte. Jede aufkeimende Leidenschaft wird durch den Fluch der Reflexion neutralisirt. Ophelia ist ganz Unschuld und unverdorbene Naivetät, abhängig bis zur Aufopferung ihrer Liebe von der Sitte des Hauses, von den Ermahnungen des Vaters und Bruders. Ihr Untergang ist

um so rührender, als man ihn fast vergisst vor der Zahl der Opfer, die bis zum Schlusse fallen. Wenn der Sturm die Eiche bricht, achten wir der Blüthe nicht, die sein Gang niedertritt. Auch ihren Fall hat man dem armen Hamlet aufgebürdet. Ich brauche nach dem Obigen kein Wort darüber zu verlieren. Denn ich muss eilen, den Prinzen von anderen Vorwürfen zu reinigen, die mehr für sich zu haben scheinen.

Der König sucht ihn auszuforschen und zu zerstreuen. Die Schauspieler kommen. Man giebt das Stück vor dem König, genannt „die Mausefalle.“ Die Schuld des Königs wird zur Gewissheit. Hamlet ist ganz Leidenschaft. Aber die Krisis, vor welcher ihm die Rachethat noch möglich gewesen wäre, ist bereits eingetreten. Der Geist der Verneinung hat ihn ganz in Besitz genommen: schon verhält er sich in Bezug auf die Wirklichkeit und alle bestimmten Handlungen völlig indifferent. Was er noch thut, ist nicht mehr Ueberlegung, sondern Hitze des Augenblicks oder Nothwehr. Dass er, zu seiner Mutter gerufen, den Polonius hinter der Tapete ersticht, diesen Philosophen für die Welt, diesen albernen Moralisten, der sich etwas darauf thut, einige Maximen auf seinem Schlendrian durch's Leben mit heimgebracht zu haben, — ich sage, dass Hamlet diesen Halbschelm, wie er treffend genannt ist, bei Seite schafft, ist seine erste That, in welcher er als Werkzeug in der Hand jenes unsichtbaren Helden erscheint, den wir immer mehr als den Mittelpunkt der Handlung erkennen werden. Er sagt selbst an seiner Leiche: „Der Himmel hat gewollt, um mich durch diess, und diess durch mich zu strafen, dass ich ihm Diener muss und Geissel sein.“ Also auch für sich selbst sieht er eine Strafe darin. Gewiss. Er muss dieses thun und wir müssten es auch, wenn wir in demselben Falle uns befänden, aber wehe dem Aesthetiker, welcher hier den Begriff der Strafe zur Anwendung bringt und etwa so argumentirt, wie z. B. Hettner:*) „Hamlet hat sich geweigert, Blutrache zu vollstrecken; die nothwendige Strafe dafür ist, dass er eine That begeht, durch welche er sich selbst der Blutrache aussetzt.“ Das heisst nach einer

*) Gutzkow, Unterhaltgn. am häusl. Herd. Bd. II. Nro. 6.

gangbaren Redewendung dem lieben Gott in die Karten sehen. Uebrigens ist das Spiel der Worte, welches in dieser Erklärung zu Tage tritt, nicht ganz schlecht.

In dieser That sieht der König gewissermassen das erste Lebenszeichen Hamlet's. Sein Gewissen wird immer unruhiger. Ueberhaupt ist der wesentliche Charakterzug dieses Tyrannen Unsicherheit, die bis zur Reue in der Gebetscene culminirt; denn Alles, was er thut, sein offensives Verhalten vor dem Stück wie seine Defensive während desselben, entspringt nicht aus dem Bewusstsein, herrschen zu können, sondern aus Egoismus. Er schmiedet den ersten Plan gegen Hamlet's Leben. Wie kurzsichtig ist er auch hiebei in dem Verständniss von Hamlet's eigentlichem Wesen! Dass dieser ihn durchschaut, dass er den Inhalt der dem Rosenkranz und Güldenstern übergebenen Briefe erräth, entspringt nicht aus einem von Natur argwöhnischen Gemüth, wiewohl er sich auch dessen anklagt, sondern aus den Erfahrungen, die er gemacht und die ihn nunmehr lehren, auf seiner Hut zu sein. Auf den ersten Blick erscheint die Wendung zur Hinterlist, die jetzt sein Benehmen nimmt, in Betracht der sonstigen Reinheit seines Gemüthes bedenklich. Aber — auch schon das aufgeführte Schauspiel war eine List. Freilich jetzt werden die Mittel immer niedriger, immer gemeiner, nur dass man dieses nicht in Bezug auf seinen Charakter verstehen muss. Mit einem Wort — der Idealist ist zu einem Realisten geworden, der keine Handgriffe scheut, um zum Ziele zu kommen. Handschriften nachmachen, betrügen, seine Jugendgenossen unter das Messer liefern — das sind ihm nur Kleinigkeiten. Nun — ich denke, da ragt etwas herein in den Bau der hier abgespiegelten Welt, was uns immer aufmerksamer auf sich machen muss, zugleich immer begieriger, die unbekannte Grösse zu finden. Also wirklich — auch Hamlet ist verstrickt in das Netz dieser Welt; der hohe, erhabene Geist dem Gesetz der Wirklichkeit anheim gefallen; denn dieser will und muss sich behaupten. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! So interpretirt der grösste Dichter den Satz, auf den wir noch zurückkommen werden: der Mensch legt auch seine Natur ab wie ein altes Kleid, wenn er muss. Warum

muss Hamlet zum Intriguanten werden? Zunächst wohl, weil er sein Leben lieb hat und nicht selbst in sein Verderben rennen will. Aber die bessere Antwort giebt nur der weitere Fort- und Ausgang der Tragödie.

Jetzt übernimmt Laertes die Rolle des Handelnden, denn es darf gesagt werden: hier spielen alle Personen nur die Rollen, die ihnen gegeben werden. Der Dichter, der noch immer ein Anonymus für uns ist, hält sich im Hintergrunde, bis das Stück von den Schauspielern zu Ende gespielt ist; dann erst tritt er hervor und verlangt sein plaudite!

Es ist wahr, die Sache, die Laertes gegen Hamlet auszufechten hat, ist das Gegenstück zu der That, die von diesem verlangt wird. Laertes hält sich den grössten Theil des Stückes in Paris auf; das Leichte, Rasche, schnell Entschlossene der Franzosen behagt seiner Natur, die in diesen Eigenschaften ihren Schwerpunkt hat. Er dringt mit einer Rotte in den Palast des Königs, Rache an dem Mörder seines Vaters zu nehmen. Das weiss der König geschickt zu benutzen. Sogleich steht ihm fest, durch die Hand des Laertes muss er sich des lästigen Hamlet entledigen. Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Laertes erklärt sich bereit, in einem zur Schau angestellten Fechterspiel Hamlet mit einem vergifteten Rapier zu ermorden. Wie prächtig hebt sich die immer im mühsamen Kampf gegen das Geschick begriffene Gestalt Hamlets gegen solchen gedankenlosen Leichtsinn dieses „französischen Modehelden“ ab! Das Begegnen, das beide auf dem Kirchhofe haben, prägt uns diesen Gegensatz tief ein. Laertes' Schmerz selbst um das Unglück der Schwester hat immer etwas Geschrobenes; er deklamirt mehr, als dass er wahren Gefühlen Ausdruck giebt. Shakspeare scheint hier in ahnendem Geiste die Racine und Corneille zu persifliren. Diese hohle Schmerzsucht empört Hamlet, so dass beide im Grabe Opheliens handgemein werden. Aber — anders ist der Ausgang bestimmt. Bange Ahnungen erfüllen Hamlet. In diesen letzten Scenen bringt er auf den heutigen Leser einen Eindruck hervor, welcher eine Analogie hat mit dem weltmüden, melancholischen Geiste, den die Schriften Schopenhauer's athmen.

Zur grösseren Sicherheit lässt Claudius einen vergifteten Kelch für Hamlet bereit stehen. Die Königin trinkt davon. In der Hitze des Gefechtes verwechseln Hamlet und Laertes die Rapiere, so dass auch diesen der Tod trifft. Sterbend verräth er den König. Da ereilt auch diesen sein Geschick endlich von Hamlet's Hand. Fortinbras kommt gerade von seinem Zuge gegen Polen an und empfängt das sterbende Wort Hamlet's für seine Nachfolge auf dem Thron. An die Erscheinung dieses wackern Haudegens am Schluss hat man wiederum eine seltsame Anklage gegen Hamlet geknüpft. Nicht das Zuviel des Denkens, das Hamlet darstelle, auch nicht das Zuviel des Handelns, in Laertes repräsentirt, empfange die Krone, sondern das rechte Maass beider an sich gleich-berechtigter Factoren, welches in Fortinbras realisirt sei. Das heisst doch wohl: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Fortinbras erscheint als ein tüchtiger Mann, der tapfer sein Recht vertheidigt, aber im Ganzen erfahren wir so wenig von ihm, dass wir mit Recht anstehen, in ihm das Ideal des wahren Menschen verwirklicht zu sehen. Er muss in jeder Beziehung gegen Hamlet in unserer Theilnahme zurückstehen.

Ich komme jetzt auf den tieferen Sinn der Erscheinung des Geistes zurück. In ihm gewinnt das schattenhafte, unheimliche Wesen, welches wir im Hintergrunde der Handlung bis zuletzt thätig gesehen haben, seine entsprechende Gestalt. Was der Geist von vorn herein wollte, ist geschehen. Hamlet hat nichts gegen die Königin unternommen, aber den König getödtet. Die irrationale Macht, von der wir oben sprachen, ist zum Siege gekommen. „Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt."

Ich gehe über zu den Andeutungen, die der Dichter angeblich selbst für die richtige Auffassung der Tragödie gegeben hat. Zum voraus erklär' ich, dass auf ein solches gleichsam am Rahmen des Bildes angeklebtes haec fabula docet, um die Einsicht in die Grundidee zu erleichtern, der wahre Dichter immer Verzicht leistet. Die richtige Erklärung kann nur dem Zusammenhang des Ganzen entnommen werden. Die ächte

Poesie beweist dadurch recht ihre göttliche Herkunft, dass sie sich keiner ausdrücklichen und direkten Offenbarung bedient, um zum Menschen zu sprechen; wo sie schweigt, spricht sie am lautesten. Der Mensch soll selbst denken und selbst sich leiten. Sie reicht ihm nicht die Hand, um ihn zu führen, sondern überlässt es seiner eigenen Vernunft, auf den rechten Pfad zu kommen, der wiederum für Jeden ein anderer sein wird. Die Wegweiser, welche der Wanderer mitten in den herrlichen Landschaften findet, wo die Natur ihre höchste Pracht entfaltet, sind ein Werk von Menschenhand. Ich finde demnach, dass auch die Moralsprüche im Hamlet einen anderen Zweck haben, als den, welchen man ihnen untergelegt hat.

Es ist das Schauspiel im Schauspiel, welches jene Fingerzeige enthalten soll. Schon diesen Umstand, dass wir es hier mit Poesie innerhalb der Poesie zu thun haben, hätte man sich nicht entgehen lassen sollen. In der Rede des Schauspielers am Schluss des zweiten Akts von der Ermordung des Priamus fällt der Ton gleichfalls in's Geschrobene und Stelzenhafte, weil die Poesie gewissermassen hier sich selbst überbieten muss.

Nicht allein gegen die Wirklichkeit, sondern gegen sich selbst soll sie in Contrast zu stehen kommen.*) Nicht als ob Hamlet in den Versen als ein Schwächling dargestellt werden sollte, der es sich nur selbst zuzuschreiben hätte, wenn er untergeht:

> Nothwendig ist's, dass jeder leicht vergisst
> Zu zahlen, was er selbst sich schuldig ist.
> — — — — — — — — —
> Das Ungestüm sowohl von Freud' und Leid
> Zerstört mit sich die eigne Wirksamkeit.

Allerdings finden diese Wahrheiten ihre Anwendung auf Hamlet's Natur, aber sie enthalten keine Anklage gegen ihn.

*) Aehnlich wie der Chor in der alten Tragödie keineswegs immer den Schlüssel bietet zum Verständniss der Handlung.

Die Kritiker, welche sie dahin ausbeuteten, sind hier auch in die Mausefalle gegangen, die ihnen der Dichter gestellt hat.

Wenn dagegen die Betrachtungen, die Hamlet im Vorgefühl seines nahen Todes anstellt, mit dem Resultat übereinstimmen, welches die Zergliederung der Action ergiebt, so liegt darin eine Bestätigung für unsere Ansicht. Wir finden, dass die tiefsten Aussprüche über das menschliche Leben gerade hier eine Stelle gefunden haben:

> Lasst uns einsehn,
> Dass Unbesonnenheit uns manchmal dient,
> Wenn tiefe Pläne scheitern; und das lehr' uns,
> Dass eine Gottheit unsre Zwecke formt,
> Wie wir sie auch entwerfen.

Ferner: „Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings," und: „In Bereitschaft sein ist Alles." Der letztere Gedanke tritt uns in einer eben so bedeutungsvollen Situation des Lear entgegen, wo es heisst: „Reif sein ist Alles." Es wäre ein durchaus verfehltes Unternehmen, von solchen vereinzelten Aeusserungen Schlüsse auf Shakspeare's eigene Weltansicht zu thun. Wir haben es hier nur mit Hamlet zu thun. Dieser prägt uns von Anfang bis zu Ende die Unterwerfung unter ein höheres Gesetz ein als dasjenige, auf dessen Vernachlässigung man die Schuld Hamlets hat begründen wollen.

Ich höre nun meine Gegner also reden: „Wo bleibt die Freiheit des Willens, wo die moralische Zurechnungsfähigkeit, wo der sittliche Werth, den ja auch nach deiner Ansicht die Betrachtung eines Kunstwerks hat, wenn ein stockblindes Fatum den Menschen zum Werkzeug erniedrigt? Wenn du kein besseres Ergebniss aus deiner Zerlegung dieses Trauerspiels gewinnst, hättest du dir wie uns die Mühe ersparen sollen."

Meine Gegner können noch weiter gehen. Der unheimliche Spuk, der am Anfang dieses Jahrhunderts auf den deutschen Theatern in sogenannten Tragödien gewaltet hat, das

Gespenst der Ahnfrau und ähnliches kann gegen mich aufgerufen werden.

Hier kann ich nur antworten, dass der missverstandene Gott, weil er missverstanden wird, nicht aufhört zu sein. Es werden viele als Atheisten verschrieen, die doch nur beschränkte menschliche Vorstellungen von Gott leugnen. So hoff' ich auch, die Gegner der dem Hamlet zu Grunde gelegten Schicksalsidee auf meine Seite zu ziehen, wenn sie sich mit mir über die Bedeutung dieses Begriffes geeinigt haben. Ja, es wird sich vielleicht zeigen, dass unser Streit und derjenige, welcher gegen die Atheisten geführt wird, nicht so durchaus verschiedene Gegenstände zum Grunde haben. Ich muss jedoch in Betracht des mir gestatteten Raumes die Untersuchung darüber in einige kurze Andeutungen zusammenfassen.

Es ist hier nur von dem Schicksal in jener hohen Bedeutung die Rede, welche die Alten ihm gegeben haben, wie es von einem Aeschylus und Sophokles in Scene gesetzt ist. In Hamlet zeigt es sich noch von der alten, gediegenen Art, die seine Herkunft aus wahrhaft poetischer Anschauungsweise kennzeichnet. Ein schöner Lohn für die Mühe des Forschens, wenn wir die entfernten Zeiten und Geister sich in derselben Auffassung menschlicher Dinge begegnen sehen! Es ist schwer, dem eine Beschreibung von dem Schicksal in diesem Sinne zu machen, der es nicht aus der Quelle kennt. Keine geographische Schilderung kann den Anblick erhabener Gebirgszüge ersetzen, und um das Meer in seiner Grösse zu begreifen, muss man ein Dichter sein oder es gesehen haben. Das Schicksal steht in der Meinung der Griechen bekanntlich über den Göttern. Man kann sagen, sie fassten in dieser Vorstellung Alles zusammen, was das Unbegreifliche, Incommensurable in der Welt ausmacht; sie waren bescheiden genug, dem Schicksal nur den Namen des Verhängten, der Nothwendigkeit zu geben, weil sie fühlten, dass alle übrigen Eigenschaften, die aus der Analogie des Menschen entlehnt werden konnten, sie in Widersprüche verwickelt haben würden, als ob auch sie eine Ahnung gehabt hätten von jenem ersten Gebot: Ihr sollt euch kein Bild noch Gleichniss von

Mir machen. — Die moderne Auffassung warf sich vor das goldene Kalb nieder. —

Die Vergleichung des Hamlet mit den vorzüglichsten Tragödien alter und neuer Zeit ergiebt gleichfalls, dass das Schicksal als der active Factor, der dem Leiden des Menschen gegenübersteht, der eigentliche Gegenstand des Tragikers ist. Ich erinnere nur an die Oedipodie, Antigone und Lear. Auch Oedipus klagt sich selbst an wie Hamlet,*) und sieht in dem über ihn hereinbrechenden Verhängnisse nichts weiter als die Bestrafung seiner Schuld. Das aber ist eben der Fluch des Unglücks, dass der davon Getroffene nicht so klar wie wir beim Anschauen einer Tragödie den Zusammenhang übersieht, in dem er steht, und daher, an sich selbst irre werdend, auf sich zu dem äusseren Unheil noch das Sündenbewusstsein wälzt. Die Tragödie weist das Gesetz nach, unter dem der Mensch zum Leiden bestimmt ist, ohne dass der Grad desselben ein Verhältniss zu seiner Schuld zu haben braucht. Aehnlich wie Hamlet hat man auch Antigone einer Schuld bezüchtigt, die ihren Untergang herbeiführe. Wenn dieses möglich war, darf es nicht Wunder nehmen, dass es in Betreff Hamlet's geschehen ist. Was König Lear betrifft, so spricht er selbst eine Erfahrung aus, von der es nicht schwer wäre, sie als übereinstimmend mit den Gesetzen nachzuweisen, die Aristoteles dem Tragiker giebt. Lear sagt: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.“**)

Wir hätten demnach vielleicht jetzt „dem grossen gigantischen Schicksal“ Eingang verschafft, aber noch nicht dem Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“ Man fragt mich nach einer Erklärung des zweiten Theils des Schiller'schen Distichons. Ich antworte: wer in die Sonne sieht und noch immer fragt, wo die Sonne denn wäre, der ist vielleicht geblendet. Mit andern Worten: denen, welche das Erhabene in dem Auftreten des Schicksals nicht fühlen,

*) König Oedipus V. 1155. Vgl. Hamlet, Akt 4. Sc. 4.

**) Lear, Akt III. Sc. 2.

ist nicht zu helfen, sie müssten denn ihre Zuflucht nehmen zu Begriffen, die populärer sind, als welche ich nennen kann: sittliche Weltordnung, Alles ausgleichende Gerechtigkeit u. s. w. — Hamlet jedoch stirbt mit den Worten: „der Rest ist Schweigen."

Königsberg i. P. Albert Jung.

Giovanni Meli

und die sicilianische Poesie

(nach Gregorovius).

Im Nebel der Sage tritt uns Sicilien zuerst in den Gesängen Homer's entgegen, wenn es anders gestattet ist, in dieser Insel die heilige Thrinakia wiederzufinden (später als Trinakria, die Insel mit den drei Vorgebirgen gedeutet), wo die Heerden des in der Höhe wandelnden Helios weideten und das ungeschlachte Riesengeschlecht der Cyklopen wohnte. In der lichteren historischen Zeit finden wir auf der Insel das Volk der Sikuler oder Sikaner. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob beides ein Volksstamm oder verschiedene, ob Eingeborne oder Eingewanderte. Die günstige Lage, die Milde des Himmels lockten bald die Handelsvölker der alten Welt: die Phönizier und die Griechen an die Gestade Siciliens und veranlassten sie zu dauernden Niederlassungen. Die Phönizier gründeten Matya, Solus, Panormus (Palermo); die Griechen verdrängten sie aus den südlichen und östlichen Gegenden und bauten dort von 735 bis 580 v. Chr. die bald herrlich aufblühenden Bäder Zancle, später Messana genannt (Messina), Syracusae (Siragosa), Catana (Catania), Gela, Selinus, Acragas (Agrigentum). Es waren meist Dorer, und in kurzer Zeit entfaltete sich das dorische Element zu regem politischen und literarischen Leben. Vor allen ragte Syracus hervor, das bald als Vorort an die Spitze einer dorischen Städtegemeinschaft trat. In raschem Wechsel der mannigfachsten Staatsformen hob es sich zu immer grösserer Blüthe, besonders nach der un-

glücklichen Expedition der Athener, die der geniale, aber gründlich leichtsinnige Alcibiades zur Verwirklichung hochfliegender Pläne, doch in der That zum Ruin seines Vaterlandes veranlasst hatte. Im fünften Jahrhundert erhält das zurückgedrängte semitische Element neue Verstärkung durch die Carthager. Nach heftigem Ringen muss ihnen die Westhälfte der Insel überlassen werden. Die Osthälfte bleibt griechisch unter der Herrschaft der Tyrannen von Syracus, die in diesen Kämpfen noch festere Wurzel geschlagen hatte. Unterdess aber war Rom emporgekommen. Beherrscherin des italischen Festlandes, griff es nun auch nach der Oberherrschaft auf dem Meere und begann den Vernichtungskampf mit seiner Nebenbuhlerin Carthago. Nach dem ersten punischen Kriege (241) wurde die karthagische Westhälfte der Insel römisch, im zweiten nach dem Falle von Syracus die ganze Insel (212) und genoss von jetzt ab das Glück, dem weltherrschenden Volke sein tägliches Brot zu liefern und von römischen Statthaltern ausgesogen zu werden. Mit Roms Fall wurde Sicilien wieder frei, aber nur, um noch schlimmern Herren in die Hände zu fallen. Von 493 bis 535 n. Chr. stand es unter der Botmässigkeit der Ostgothen, denen sich die Sicilianer auf Cassiodor's Vorstellungen gutwillig ergeben hatten; später unter der Herrschaft der verrufenen Vandalen, die von Africa herübergekommen waren. Als aber das oströmische Reich noch einmal einen neuen Aufschwung nahm unter der Herrschaft des weisen Justinian, als die germanischen Völker Italiens sich noch einmal unter das römische Scepter in den Händen des griechischen Kaisers beugen mussten, wurde auch Sicilien von dem tapfern, später so unglücklichen Belisar erobert und bildet von 535 bis 827 einen Theil des byzantinischen Reiches. Aus jener Zeit stammt die Benennung beider Sicilien, diesseits und jenseits des Faro di Messina, da die griechischen Statthalter von Palermo aus auch das jetzige Festland von Neapel verwalteten. Drei Jahrhunderte lang herrschte also wieder das Griechenthum; kein Wunder, wenn es sich noch jetzt in dem sicilianischen Volkscharakter bemerklich macht. Aber zum dritten Male erneuerte sich der Kampf mit den Semiten: die Sarazenen griffen nach der Eroberung der Nordküste von Afria auch Sicilien an. Anfangs

wieder vertrieben, setzten sie sich um 827 fest und gründeten ein selbstständiges Emirat, das bis zum Jahre 1000 bestand. Da kamen die Söhne des normannischen Ritters Tankred von Hauteville, die auf dem Festlande von Unteritalien ein neues Reich gegründet hatten, auch über die Meerenge herüber. Roger vertrieb die Sarazenen und nannte sich Graf von Sicilien. Sein Sohn Roger II. (Ruggiero) verband unter dem Titel eines Königs von Sicilien und Italien auch das Festland mit der Insel (1130) und nahm seinen Sitz in Palermo. Das Erbe der Normannen ging aber schon nach fünfzig Jahren an das Geschlecht der Hohenstaufen über als ein köstlicher, aber unheilvoller Besitz. Der Gemahl der Constanze, der Erbin von Sicilien, Heinrich VI., unterwarf mit blutiger Strenge die aufrührerischen Barone seinem eisernen Scepter. Unter seinem grossen Sohne Friedrich II. begannen die Kämpfe mit dem Papstthume, das eine solche fremde Machtentwickelung in Italien nicht zugeben wollte. Nach kurzem Glanze ging das leuchtende Gestirn der Hohenstaufen blutig unter. Der letzte Spross, der junge Konradin, erlag dem unheiligen Bruder des heiligen Ludwig, Karl von Anjou, den der Papst herbeigerufen (1268). Doch dem edeln, durch Franzosenhand vergossenen Blute erwuchs schreckliche Rache in dem Franzosenmorde, der unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannt ist (1282). Ein Verwandter Konradins, Peter von Aragonien, wurde König von Sicilien. Seine Nachkommen bestiegen mit Alfons V. um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts auch den Thron von Neapel (1442).

Vergebens suchte Frankreich die Ansprüche der Anjou's mit Waffengewalt geltend zu machen; es gelang ihm zwar, die herrschende Königsfamilie zu verdrängen, aber Neapel und Sicilien wurden eine Beute des listigen Ferdinand des Katholischen und seines tapfern Feldherrn Gonsalvo di Cordova. Von 1505 bis 1713 regierten spanische Statthalter. Im Utrechter Frieden sodann (1713) trennt die Willkür der Diplomaten abermals die beiden verbundenen Reiche. Sicilien kam an Savoyen, wurde jedoch schon 1720 gegen Sardinien an die in Neapel herrschenden Habsburger vertauscht. Im Jahre 1735 kommt

mit dem trefflichen Karl III. (Carlo terzo) ein Seitenast der spanischen Bourbons zur Regierung. 1806 in Folge der französischen Revolution aus Neapel vertrieben, das nach dem kurzen Taumel der parthenopäischen Republik, nach den blutigen Restaurationsversuchen des Cardinal Ruffo und der Räuberbanden eines Fra Diavolo unter das Scepter des Napoleoniden Joseph und dann unter die wohlthätige Herrschaft des phantastischen Murat kam, blieben die vertriebenen Bourbonen bis 1815 auf Sicilien beschränkt. Nach Murat's tragischem Ende in Pizzo fällt auch Neapel wieder an sie zurück. In blutigen Aufständen haben seitdem die Sicilianer ihre Selbständigkeit zu erringen gesucht, so 1821, 1836, 1837, 1848; aber früher sind alle Versuche gescheitert an der Tapferkeit der schweizerischen Söldlinge, die dem Könige von Neapel bisher den Besitz Siciliens sicherten.

Nachdem wir uns so über die politische Geschichte Siciliens orientirt haben, werfen wir einen Blick auf die Stellung, die Sicilien in der poetischen Literatur des Alterthums einnimmt. Das vorherrschende Element in den griechischen Colonien war, wie gesagt, das dorische. Es entwickelte sich in denselben bald eine eigenthümliche dorisch-sicilische Bildung, die, obwohl vom Mutterlande unabhängig, doch wieder in Wechselwirkung mit demselben stand, ähnlich wie in den griechischen Colonien in Kleinasien. Dass die sicilischen Griechen regen Antheil an der geistigen Entwickelung des Mutterlandes nahmen, beweist die enge Verbindung, in welcher die bedeutendsten griechischen Dichter und Philosophen zu Sicilien standen. Aeschylus verweilte längere Zeit an dem Hofe des Tyrannen Hieron von Syracus, der damals einen Kreis hervorragender Männer um sich sammelte, dort führte er mehrere seiner Tragödien mit grossem Beifall auf und schrieb zur Einweihung der auf den Trümmern von Catana erbauten Stadt Aetna ein eigenes Stück (die *Αἰτναῖαι*). Als er später Athen gänzlich verliess, nahm er seinen Wohnsitz in Gela, wo man noch heutiges Tages sein Grab zeigt. Sein Andenken wurde hoch in Ehren gehalten und jährlich durch Kampfspiele sicilischer Dichter an seinem Grabe gefeiert. — In wie naher Beziehung Pin-

dar zu Sicilien stand, beweisen die vielen Siegeshymnen auf Hieron von Syracus und Theron von Gela; auch weilte er längere Zeit mit Bacchylides zusammen am Hofe des Hieron. Ebenso reiste Plato dreimal an den Hof des ältern und jüngern Dionysius nach Syracus. Aber trotz dieser Einflüsse entwickelte sich auf der Insel eine selbständige Literatur besonders nach zwei Seiten hin: in der Lyrik und in der Mimik. In der Lyrik wird uns Stesichorus aus Himera (um 640 v. Chr.) genannt, als der Begründer einer neuen Art Chordichtung. Worin diese bestanden, ist freilich nicht mehr genau anzugeben, da wir nur Bruchstücke aus seinen Werken besitzen. Die Alten erzählen aber, er habe zuerst den Chor zum Stehen gebracht — daher sein Name Stesichorus, während er eigentlich Tisias geheissen haben soll — indem er zu der Strophe und Antistrophe, die der Chor durch eine vor- und rückgängige Bewegung begleitete, die Epode hinzufügte, die stehend gesungen wurde. Dies die eine, rein äusserliche Neuerung. Eine andere bestand darin, dass er zuerst das epische Element mit dem lyrischen Chorgesange verband, indem er ausführliche Mythen einflocht, so jedoch, dass sie nur zu anschaulicher Begründung des lyrischen Elements dienten, nicht selbständige Geltung hatten. Er trug, wie Quinctilian sagt, die Wucht des Epos mit der Leier. Endlich soll er, was mit der Einfügung des Mythus als lyrisches Element zusammenhängt, sich grössere Freiheit in der Behandlung desselben gestattet und seiner Phantasie einen freiern Flug erlaubt haben. Auch erotische Lieder werden von ihm genannt, die ersten, welche die griechische Poesie aufzuweisen hat. — Während sich aber Stesichorus doch immer noch an die ältere dorische Lyrik des Stammlandes anlehnte, entwickelte sich ganz selbständig der sicilische Mimus aus den Scherzen der ausgelassenen Menge bei den besonders in Sicilien gefeierten agrarischen Festen der Ceres und des Bacchus. Die Sicilianer besassen für komische Darstellungen und witziges Gespräch eine besondere Begabung. Cicero sagt von ihnen: Nunquam tam male est Siculis, quin aliquid facete et commode dicant. Dieses Talent brachte nun Epicharmus aus Kos, der aber Sicilien zu seiner zweiten Heimat gemacht hatte, und Sophron aus Syra-

cus zur Geltung; jener grösser in glänzenden Compositionen, lustigen Motiven und lächerlichen Contrasten, dieser in getreuer Zeichnung einzelner Charaktere und ganzer Stände. Es waren Farcen, nicht regelrecht gegliederte Komödien, im lebendigsten Wechselgespräch und mit sprudelndem Witze durchgeführt, ohne strenge Form. Plato schienen diese Mimen wichtig genug, um sie mit nach Athen zu nehmen und an ihnen die Schönheit des dramatischen Dialogs zu studiren. Von der politischen Komödie der Attiker ist der sicilische Mimus gänzlich verschieden. Eine politische Komödie ist nur möglich in einem freien Staate; auf dem von Tyrannen beherrschten Sicilien konnte sie nicht aufkommen. Dagegen wurde der Mimus in einer andern Richtung weiter entwickelt: in der bukolischen Poesie, dem lebendigen Bilde (Idyllion) des Hirtenlebens, wie es der Syracusaner Theokrit (um 170 v. Chr.) entwirft. Zwar war das Hirtenlied schon uralt auf der Insel, uralt die Sage vom schönen Daphnis und seinem grausamen Tode, uralt die Wettgesänge der Hirten in Begleitung der Pfeife: aber Theokrit hat das Verdienst, diese rohen Gesänge zu künstlerischer Vollendung erhoben zu haben. Man würde sich ganz falsche Vorstellungen von seinen Idyllen machen, wenn man unsere moderne Schäferpoesie darin suchen wollte. Theokrit tritt keineswegs aus der überfeinerten Cultur des Stadtlebens hinaus in die freie Natur, um sich an dem harmlosen Glücke des unverdorbenen Landmannes zu erfrischen und in dem Traume eines goldenen Zeitalters zu schwärmen; er nimmt das Leben, wie es ist; durch keine Reflexion gestört, schildert er nur die Hirten und Bauern seiner Heimat, wie sie wirklich sind. Bei ihm ist keine Spur von Allegorie, wie bei Virgil, keine Spur von Sentimentalität, wie in den Schäferspielen eines Guarini, dagegen Leben und Bewegung, Licht und Schatten und scharfe Zeichnung der Charaktere. Er ist darin das unübertroffene Vorbild aller spätern Bukoliker bis auf den Sicilianer Meli und unsern Voss herab geworden. — Der einmal angeschlagene Ton klang nun weiter. Wir haben noch von zwei andern Dichtern bukolische Poesien: von Bion aus Smyrna und Moschus aus Syracus. Der Erstere lebte vielleicht mit Theokrit gleichzeitig in Sicilien, der Letztere gehört der gelehr-

ten Alexandrinerzeit an. Seine Idyllen tragen den Stempel des Gemachten und Gesuchten, während die dem Bion zugeschriebenen die Anmuth und Naivetät der theokritischen, nur viel grössere Weichheit zeigen. Hiermit schliesst die classische Literatur in der griechischen Zeit ab. Das römische Wesen, welches nun immer weiter um sich griff, trieb keine neuen Blüthen auf dem erstorbenen Stamme.

Bevor eine neue Literatur sich entwickeln konnte, musste sich erst aus dem wüsten Treiben der Völkerwanderung ein neues Volk auf der Insel bilden. Es dauerte Jahrhunderte hindurch, ehe dieser neue Verschmelzungsprocess beendet war. Das jetzige sicilische Volk ist ein Gemisch aus allen den Nationen, die einst über Sicilien geherrscht haben, doch ist der allgemeine Typus, mit Ausnahme einiger wenigen griechischen und albanesischen Colonien, durchaus der italienische. Das germanische Element ist unverkennbar; an manchen Orten zeigt schon das hellere Haar und die blauen Augen die deutsche Abkunft der Bewohner an; an andern dagegen deutet die dunkelere Hautfarbe und die Elasticität der schlanken Glieder auf Sarazenenblut. Dass sich viel griechisches Wesen erhalten hat, ist aus der langen Herrschaft der Griechen leicht begreiflich; dagegen tritt das spanische — ebenso wie in Neapel — mehr zurück; es scheint, als ob die Sprödigkeit des Spaniers keine Mischung begünstige.

Ueber den Charakter der Sicilianer hat der bekannte Bogumil Golz, der geschworne Feind der italienischen Nationalität, ein hartes Urtheil gefällt. „Ganz Italien," sagt er, „stellt sich wie ein Theaterkram dar. Hinter die antiken Coulissen darf man nicht gucken: desinit in piscem etc. All diese Kunst und Natur läuft in einen Fisch aus. Ganz besonders aber sind die Sicilianer ihren Meerfischen ähnlich, bunte, farbenschillernde, gold- und silberlügende Ungeheuerchen, und fischblütig in allen Augenblicken, wo nicht eine sinnliche Leidenschaft und bestiale Wuth den Fisch in einen geilen Pavian oder in einen racheschnaubenden Tiger verwandelt hat." Dies Urtheil darf uns aber nicht irre führen. So weit ich B. Golz kennen gelernt

habe (ich traf ihn im Jahre 1851 in Neapel), ist es eine originelle, in sich abgeschlossene Natur, wenig geeignet, fremdes Wesen zu verstehen. Noch dazu fehlt ihm der rechte Sinn für Kunst und Alterthum. Die alten Griechen und Römer stehen bei ihm nicht besser angeschrieben, als ihre jetzigen Nachkommen. Der einseitige moralische Massstab aber, den er anlegt, reicht für Italien nicht aus. Hören wir lieber auf das Urtheil anderer unbefangener Männer, die Sicilien gründlich kennen. Sie rühmen fast einstimmig die Biederkeit, Mässigkeit, Gutmüthigkeit und Gastfreiheit der Sicilianer; sie rühmen die begeisterte Vaterlandsliebe, die zu allen Opfern fähig ist, freilich auch vor keinem Mittel zurückschreckt, selbst vor dem Morde nicht. Darin hat Bog. Golz recht, dass es den Italienern überhaupt an der rechten Zucht des Geistes fehlt, aber wer trägt die Schuld, dass das mit so herrlichen geistigen Anlagen ausgestattete Volk ohne alle Zucht, ohne allen Unterricht aufwächst? Diese Zucht des Geistes fehlt dem Sicilianer allerdings auch. Doch behauptet er immer noch den Vorrang vor dem Neapolitaner. Es liegt in seinem Wesen mehr sittlicher Halt, etwas Feineres und Edleres, während die leidenschaftliche Heftigkeit, die grosse natürliche Begabung, der drastische Witz, die üppige, fast orientalisch-überschwängliche Phantasie beiden Völkern gemeinsam sind. Merkwürdigerweise scheint dem Sicilianer der allen Italienern eigene Sinn für bildende Kunst abzugehen, wenigstens ist es auffallend, wie wenig Maler und Bildhauer aus Sicilien hervorgegangen sind; eine eigene sicilianische Kunstschule gibt es nicht. Dagegen haben aber die Sicilianer eine treffliche Literatur und behaupten hierin entschieden den Vorrang vor ihren Nachbarn. „So zarte, duftige Blüthen der Lyrik, so schmelzende Töne, wie sie die sicilianische Poesie aufzuweisen hat, finden sich nicht in Neapel.“ Hier ist die niedere Komik heimisch: die Volkskomödie mit ihrem unerschöpflichen, aber in niederer Sphäre sich bewegenden Witze. Dergleichen muss man sehen und hören, nicht lesen. Die Komik des Neapolitaners liegt hauptsächlich in seinem lebhaften Mienenspiel und heftigen Gesticulationen, mit denen er ja schon allein reden kann, ohne ein Wort zu sagen. Das lässt sich nicht niederschreiben. Anders in Sicilien. Frei-

lich macht auch ein sicilianisches Volkslied einen ganz andern Eindruck, wenn es zu den Tönen der calascione in den zauberischen Nächten des Südens sanft-klagend ertönt, als wenn man es liest — aber es liest sich doch noch gut, weil es Gehalt hat.

Nun sollte man meinen, der sicilianische Dialect sei ein besonders wohlklingender und weicher — das ist aber keineswegs der Fall. Im Gegentheil, er berührt das an toscanische Klänge gewöhnte Ohr unangenehm mit seinen dumpfen U-Lauten und spitzen I-Lauten und durch die eigenthümlich singende Aussprache. Das italienische e und o ist nämlich im Sicilianischen fast immer dem i und u gewichen; dies sind namentlich die einzigen Vocale, die am Ende vorkommen, mit Einschluss des a, welches sein gewöhnliches Verhältniss behauptet. Eigenthümlich ist die Verwandlung des ll in dd, das einen Mittellaut zwischen l und d bildet, der für eine fremde Zunge schwer hervorzubringen ist, cavaddu, beddu für cavallo, bello; ferner der Uebergang von gl in ggh, z. B. famigghie, figghia st. famiglia, figlia, ähnlich wie die neuere Aussprache das l auch im Französischen ganz verschwinden lässt. Mit den übrigen süditalischen Dialecten, dem neapolitanischen und calabresischen hat das Sicilianische den Wechsel des fia, fio, fiu in scia, scio, sciu (xa, xo, xu) gemein, z. B. sciamma st. fiamma, sciuri st. fiore; die Assimilation von nd in nn: linnu, quannu st. lindo, quando; chi für pi mit folgendem Vocal: chiù st. più u. dergl. ist ebenfalls allen diesen Mundarten gemeinsam. Der sicilianische Dialect ist übrigens im Wesentlichen auf der ganzen Insel derselbe, die kleinen Abweichungen abgerechnet, die in allen Volksdialecten fast von Dorf zu Dorf vorkommen. So haben Palermo, Messina und Syracus, die südliche Küste und das Innere der Insel manche Eigenthümlichkeiten für sich. In einigen Gegenden finden sich viele griechische Wörter, aber verstümmelt und italienisirt; in andern finden sich Spuren des Provenzalischen, und an der Südwestküste merkt man die Nähe Africa's an mehreren arabischen und maurischen Wörtern, die in andern Theilen der Insel nicht üblich sind, obwohl von eben diesen Sprachen dem Sicilianischen überhaupt eine Menge von Wörtern beigemischt ist. Auf das Arabische pflegt man auch

manche Eigenheiten der Syntax, z. B. den Gebrauch des Dativs statt des Accusativs zur Bezeichnung des nähern Objects zurückzuführen, der gar nicht selten vorkommt, z. B. amu a tia st. amo te; ebenso wie in andern Sprachen, namentlich im Spanischen, die lange Zeit unter dem Einflusse des Arabischen gestanden haben. Die Volkssprache von Palermo ist die gebildetste, und ihrer haben sich daher die vaterländischen Schriftsteller und Dichter von jeher bedient. Die schriftlichen Urkunden aus dem dreizehnten Jahrhundert übrigens beweisen, dass sich der Volksdialect in diesem langen Zeitraume wenig oder gar nicht verändert hat.

Was nun die Literatur des modernen Sicilianischen anbetrifft, so kann man in der Entwickelung desselben drei Blüthenperioden unterscheiden: die erste im zwölften und dreizehnten, die zweite im sechzehnten und siebzehnten, die dritte am Schlusse des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts.

Die erste Periode bildet die normännische oder schwäbische Zeit. Die Sicilianer rühmen sich mit Recht, die ersten Gedichte in der Volkssprache aufweisen zu können, während man bisher lateinisch gedichtet und geschrieben hatte. Daher nannte man solche Gedichte allgemein sicilianische, und der sicilianische Dialect war nahe daran, die Sprache der Gebildeten in ganz Italien zu werden, bis Dante, Boccaccio und Petrarca, dies leuchtende Dreigestirn am italienischen Himmel aufging und mit seinem Glanz alle übrigen Sterne überstrahlte. Ihre Sprache war aber die toscanische, und ihrem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass dieser Dialect die allgemeine Büchersprache geworden ist. Es war im Italienischen also derselbe Vorgang wie im Deutschen, wo die Reformation und vor allem Luther's Bibelübersetzung dem Hochdeutschen allgemeine Geltung verschafften, während bisher der schwäbische Dialect in der Dichtung vorgeherrscht hatte. Dante sagt über das Sicilische in seiner Schrift über die Volkssprache (de vulgari eloquentia): „Alles, was die Italiener dichten, wird sicilianisch genannt, aber dieser Ruhm des Landes Trinakria scheint, wenn wir recht seine Bedeutung beachten, nur den italienischen Fürsten zur Schmach sich erhalten zu haben, welche nicht auf heroische, sondern auf plebejische Weise ihrer Hoffarth folgen. Weil

doch die berühmten Heroen, der Kaiser Friedrich und sein wohlgeborner Manfred, dem Adel und der Gerechtigkeit ihres Geschlechts huldigend, so lange das Glück es erlaubte, der Menschlichkeit nachlebten und das Brutale verabscheuten, wesshalb alle, die mit einem edlen Herzen und mit Gaben der Grazien beschenkt waren, der Majestät so grosser Fürsten nachzugehen sich bemühten. Weil nun alles, worin zu ihrer Zeit ausgezeichnete Lateiner glänzten, zu allererst aus der Aula so grosser Herren hervorging, und weil Sicilien ein königlicher Boden war, so geschah es, dass alles, was unsere Vorfahren in der Muttersprache hervorbrachten, sicilisch genannt wird, und das haben wir beibehalten und unsere Nachkommen werden es nicht ändern können." — Wir sehen, wie Dante keine Ahnung davon hat, dass er selber dies schon ändern sollte. Es beweisst dies wieder, wie wenig Werth er auf seine Gedichte in der Volkssprache legte. Erwartete er doch seinen Nachruhm von dem lateinischen Epos Scipio Africanus, das heutzutage Niemand mehr liest, während die divina commedia in Aller Munde ist.

Es war also der glänzende Hof zu Palermo, der Hof Friedrich's II., von dem dieser erste Aufschwung der sicilianischen Poesie ausging. „Dorthin kamen," so erzählt ein alter Novellist, „alle Leute, die tüchtig waren, von allen Seiten, und der Mann gab gern und reichlich und zeigte ein freundliches Gesicht, und wer irgend eine besondere Tüchtigkeit besass, kam zu ihm: Minnesänger und gute Erzähler (trovatori e belli parlatori)." Hier erblühte die Minnepoesie zum ersten Male in Italien. Ob sie aus der Provence hierher verpflanzt wurde oder ob ihre Anfänge in der sarazenischen Poesie zu suchen sind, das ist fraglich; die Sicilianer entscheiden sich für das Letztere — wohl mit Unrecht. In Palermo schienen die alten Zeiten wieder aufzuleben, wo an dem Hofe der Tyrannen von Syracus sich die Lieblinge der griechischen Muse sammelten. Auf den klassischen Fluren, über denen noch der Hauch der theokritischen Dichtung schwebte, erklang schüchtern wieder der Laut der sicilianischen Leier. Aber wie anders war die Welt geworden! In Trümmern lag der griechische Kosmos, seine Herrlichkeit war untergegangen in der Nacht der Barba-

rei; verklungen waren die unsterblichen Gesänge Homer's; die herrlichen Gestalten des antiken Drama's, der erhabene Flug Pindar's, wer kannte sie noch? Man musste gleichsam von vorne wieder anfangen. „Der Mensch griff denkend in seine Brust" und sang, was das Herz bewegte: die süsse Minne. Der gewaltige Friedrich selbst griff mit seiner schwertgewohnten Hand in die Saiten und entlockte ihnen schmachtende Liebesklänge. Eins seiner Lieder ist uns noch erhalten.*)

Die Söhne Friedrich's, Enzio und Manfred, ahmten dem Vater nach in der Liebe zur Dichtkunst. Von dem Letztern erzählt der alte Chronist Matteo Spinelli, dass er häufig des Nachts ausging, Lieder und Wechselgesänge anstimmend; er lustwandelte, indem er die Kühle des Abends genoss, und mit ihm gingen zwei sicilianische Musiker, die grosse Romanzensänger waren." Von dem unglücklichen Enzio, der später bekanntlich den Bolognesern in die Hände fiel und lebenslänglich im Kerker schmachten musste, von diesem Lieblingssohne Friedrich's haben wir ebenfalls ein sicilianisches Gedicht, worin er seine Liebespein schildert und schliesslich in die Worte ausbricht: „Keinen Tag habe ich Ruhe, wie das Meer und die Wellen. Herz, warum brichst Du nicht? Entflieh der Qual, scheide vom Körper! Denn es ist viel besser, eine Stunde zu sterben als fortwährende Qual zu erdulden. Keine Ruhe ja findet der Mensch, der in Schmerzen lebt und keine Freude hat und keinen Gedanken, den das Glück eingibt."

Neben den Gliedern der kaiserlichen Familie dichteten viele hochgestellte Staatsmänner, vor allen der ausgezeichnete, hochbegabte Petrus de Vineis (Pietro delle Vigne), lange der vertrauteste Freund und Rathgeber Friedrich's, bis giftige Verläumdung ihn in den Kerker warf, wo er in Verzweiflung sich selber den Kopf an einer Säule zerschmetterte. In seinen Liedern singt er:

*) Man findet es in der Sammlung italienischer Lieder des hohenstaufischen Hofes in Sicilien, welche der literarische Verein in Stuttgart aus dem Werke des Rosario di Gregorio: discorso intorno alla Sicilia, Palermo 1821, besonders hat abdrucken lassen.

„Wie auf dem Meer der Schiffer, hoffend gute Fahrt,
Die Segel ausspannt bei des Himmels Bläue;
So schwellet Lieb', mit Sehnsuchtsdrang gepaart,
In Hoffnung mir das Herz, das liebestreue,
Dass ich, verachtend Schmerz und bittre Todespein,
An eines nur gedenk — bei Euch zu sein."

Vor dieser Blüthe des sicilianischen Hofes wird uns nur der Name eines einzigen Dichters genannt, der für den ältesten überhaupt gilt, den Sicilien aufzuweisen hat: Ciullo d'Alcamo (um 1190). Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Einige seiner Gedichte sind erhalten, unter andern ein Wechselgesang zwischen einem Liebenden und seiner Geliebten. Er steht im Garten und will sie durch süssen Gesang herablocken, sie antwortet vom hohen Balcone spröde und stolz; sie droht mit ihrem Vater und ihren Brüdern, er aber lässt sich nicht abschrecken; er will sich vor ihren Augen durchbohren, wenn sie ihn abweist; sie aber verlangt von ihm einen Schwur auf das Evangelium, dass er sie zum Altar führen wolle vor allem Volk, und erst als er dies geschworen, gesteht sie ihm ihre Gegenliebe.

Von den übrigen sicilianischen Sängern, deren uns noch viele genannt werden (auch eine Sängerin: die Nina Siciliana), ist am ausgezeichnetsten der Notar Jacopo von Lentini (Leontini) an Lieblichkeit und Fruchtbarkeit. Wir haben von ihm noch mehrere Canzonen und funfzehn Sonette. Eins davon hat Gregorovius übersetzt (Lieder des Giovanni Meli, Leipzig 1856, S. XXV). Ein anderes, von ihm nicht übersetztes, lautet etwa so:

„So schüchtern bin ich und so ganz befangen,
So oft ich ihr nur gegenüberstehe,
Dass ich nicht sagen kann mein heiss Verlangen
Und tief im Herzen berg' mein heimlich Wehe.

Wie oft schon hielt verschwunden ich mein Bangen,
Zu sagen, andern gleich, was ich erflehe!
Doch seh ich euch, ihr minniglichen Wangen,
So fühl ich, dass mein Denken schier vergehe.

Und solche Furcht will mir das Herz erfassen,
Ich möcht euch, Herrin, minder wohl gefallen,
Das ich mich zügle, eh' das Wort gefunden.

Und diese Furcht will nimmer mich verlassen.
Kühn biet' ich wohl im Streit die Stirne allen,
Doch Euer Drohn ist schrecklicher als Wunden."

Dieser Liederfrühling, der unter den Hohenstaufen auf Sicilien erblühte, war von kurzer Dauer. Die politischen Stürme, die nach Friedrich's II. Tode über die Insel dahinbrausten, streiften die zarten Blüthen ab; unter dem blutigen Scepter der Anjou's konnte die Dichtung nicht gedeihen, und auch nachdem die sicilianische Vesper das Land von den anmassenden und sittenlosen Fremdlingen gereinigt hatte, kehrte unter der schlechten Regierung der spanischen Vicekönige die Behaglichkeit des Daseins nicht wieder, welcher die Musen hold sind. Sie kehrten bei andern Stämmen ein, die lingua Toscana errang die Herrschaft. Mit ihrer Anmuth und Feinheit, mit ihrer vollendeten Technik, die sie durch ihre grossen Meister in kurzer Frist gewann, konnte sich das Sicilianische bald nicht mehr messen; neben der vornehmen Schwester spielt sie von jetzt ab eine untergeordnete Rolle. Die eingebornen Dichter verschmähten es, in der Landessprache zu reden; diese blieb nur noch in dem Munde des gemeinen Volkes. Sie theilt nun mit allen Volksmundarten dasselbe Schicksal; sie lebt weiter ohne eigentliche Geschichte; sie bleibt auf derselben Stufe stehen, wo sie im dreizehnten Jahrhundert stand, und es bedarf erst wieder eines hervorragenden Genies, um sie aus der Bauernhütte wieder in den Fürstenpalast einzuführen.

Die zweite Blüthenperiode beginnt mit dem funfzehnten Jahrhundert. Es war die Zeit, wo in dem benachbarten Neapel der berühmte Sannazaro blühte und durch seine Arcadia den Reigen der arcadischen Dichter eröffnete. Es war für das Sicilianische von besonderer Bedeutung, dass er es nicht verschmähte, von der Höhe des lateinischen Parnass, auf dem er sich heimisch fühlte, in die niedrigen Regionen des calabresischen Dialects hinabzusteigen. Vor allem aber fand die arcadische Poesie Anklang auf der Insel, die einst ihre Heimat gewesen war. Hier weidete der Rinderhirt noch das röthliche Hornvieh, wie zu den Zeiten Theokrit's, und der Ziegenhirt trieb die Heerde auf die schroffen Felsabhänge der kräuterreichen Berge; noch hing ihm, wie ihn Theokrit schildert:

„— des rauhen und dichtgezottelten Bockes
Weissliches Fell um die Schulter, vom frischen Labe noch duftend,
Rings auch war um den Busen ein altes Gewand ihm geschnüret
Mit dem geflochtenen Gurt — und den waldölbaumenen Krummstab
Trug er daher in der Rechten.“

Noch jetzt lebte die alte Lust am Wettgesange; noch jetzt setzte er seine Hirtentasche oder einen künstlich geschnitzten Stab zum Preise und ernannte einen Kampfrichter aus seinen Genossen, die ihn begierig lauschend umstanden. Man brauchte nur in's Leben hineinzugreifen, um Poesie zu finden.

Anders freilich war die Welt der arcadischen Schäfer, wie sie Guarini in seinem pastor fido schuf und wie sie bald in den Köpfen aller Dichter inner- und ausserhalb Italiens spukte. Diese schmachtenden, sentimentalen Schäfer und Schäferinnen, die nur zum Scherz das Hirtengewand über die parfümirten Modekleider geworfen hatten, existirten nirgends, am wenigsten in Sicilien. Und doch trieb auch hier eine Zeitlang die spielende Schäferpoesie ihr Wesen, und es kostete viel, ehe sie wieder der Naturwahrheit wich und zu der ursprünglichen Frische und Lebendigkeit zurückkehrte.

Wie im übrigen Italien in dieser Periode, bildeten sich auch in Sicilien Akademien zur Pflege der Dichtkunst, mit allem dem tändelnden Flitterstaate, der uns aus der Geschichte der deutschen fruchtbringenden Gesellschaft, des Blumenordens oder der Pegnitzschäfer u. s. w. hinreichend bekannt ist. In Palermo wurde 1568 die Akademie digli Accesi (der Entbrannten) gestiftet. Ihr Wahrzeichen war der wachsende Mond mit der Inschrift: Revertens colligit ignes. Kurz, Sicilien machte mit dem übrigen Italien ganz dieselbe Entwickelung durch, nur ohne Meister aufweisen zu können, die den Toscanern ebenbürtig an die Seite treten konnten.

Da erhob sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die sicilianische Poesie zu neuer Blüthe durch das bedeutende Talent eines Mannes, dem man den Ehrentitel Poesis Siculae princeps et magister mit Fug und Recht gegeben hat. Es ist Don Antonio Veneziano von Monreale, aus dem alten Geschlechte der Olor (geboren 1543). Seine umfassenden Kenntnisse, seine ausgezeichneten Gaben erwarben ihm die Be-

wunderung seiner Zeitgenossen; seine romanhaften Schicksale — er war eine zeitlang Sclave in Algier — und sein tragisches Ende erregen die Theilnahme der Nachwelt. Von seiner Begabung zeugt der Umstand, dass er in vier Sprachen: lateinisch, spanisch, toscanisch und sicilianisch mit gleichem Glücke dichtete. Sein Hauptverdienst aber blieb die Pflege, die er der Volkssprache nach so langer Vernachlässigung wieder angedeihen liess. Er brachte den sicilianischen Dialect nicht nur wieder zu Ehren, sondern erhob ihn auch zu solchem Grade der Ausbildung, dass seine Werke eine unerschöpfliche Fundgrube des reinen volksthümlichen Ausdrucks für alle Folgenden geblieben sind. Die Mannigfaltigkeit seiner Dichtungen ist erstaunlich: er schrieb geistliche und weltliche Lieder, Canzonen, Epigramme, burleske Lieder, gereimte Sprichwörter, aber mit Geist und Grazie und sprühendem Witze, der ihm in der hervorragendsten Weise zu Gebote stand. Er gebrauchte ihn namentlich, um seine Gegner mit der beissendsten Satire zu geisseln. Da er aber auch die Regierung nicht schonte, liess ihn der spanische Vicekönig in den Thurm von Castellamare bei Palermo werfen. Eines Tages fiel Feuer in die Pulverkammer; der Thurm flog in die Luft, mit ihm der unglückliche Dichter, der also ein plötzliches und beklagenswerthes Ende fand. Der grosse Torquato Tasso, der eben über das Meer herübergekommen war, um den Freund zu besuchen, fand nur noch den grässlich verstümmelten Leichnam. Sein Kopf war lange in der Kirche St. Vitale in Palermo öffentlich ausgestellt und trug einen Zettel im Munde mit der Inschrift: Hoc caput est bonae memoriae Antonii Venetiani de civitatate Montis Regalis (das will uns barbarisch dünken, ist aber in Sicilien nichts Ungewöhnliches, wo man am Allerseelentage sogar Pyramiden von Todtengebeinen und Schädeln in den Kirchen aufzubauen pflegt). Veneziano hatte der volksthümlichen sicilianischen Poesie wieder Bahn gebrochen. Das siebzehnte Jahrhundert wimmelt von Dichtern und Dichterlingen, die in seine Fusstapfen traten. Wir können sie mit Stillschweigen übergehen, da sie ganz dem damals herrschenden Geschmacke huldigen. Dieser begünstigte vor allem das Melodrama. Man pflegte dergleichen zur Verherrlichung der Hoffeste in den Residenzen mit grosser Pracht

aufzuführen. Es ist der Anfang der Oper, die in Italien zuerst aufkam und dann die Runde durch ganz Europa machte, so dass es bald Sitte an den Höfen wurde, einen italienischen Hofpoeten und einen italienischen Sängerchor zu halten. Auch in Sicilien wurden öfters am Hofe des Vicekönigs Melodramen aufgeführt, in denen die ersten Barone und die vornehmsten Frauen mitspielten.

Unter den eigentlichen Volksdichtern verdienen vor Meli nur noch zwei der Erwähnung. Pio Fulconi, ursprünglich ein Steinhauer, aber ein unerschöpflich fruchtbares Dichtergenie, dessen Lobgesang auf die heilige Rosalie, die Schutzpatronin Palermo's, grossen Ruf erlangte (gestorben 1670), und der Marchese Rao y Requesens (geboren 1609, gestorben 1659), später Bischof, als Gelehrter und Dichter gleich ausgezeichnet. Er schrieb in lateinischer, toscanischer und sicilianischer Sprache, aber seine Berühmtheit verdankt er den sicilianischen Liedern, die neben denen des Veneziano noch jetzt als Muster gelten. Giovanni Meli hat aus ihnen geschöpft.

Dieser nun ist unstreitig der bedeutendste Dichter, der eigentliche Volksdichter Siciliens.

Giovanni Meli wurde den 4. März 1740 in Palermo geboren. Wenn das Sprichwort nomen et omen wahr ist, so konnte man unserm Meli aus seinem Namen eine glückliche Zukunft prophezeien, mochte man ihn nun aus dem griechischen *μέλος* deuten oder aus dem sicilianischen meli (*μέλι*, mel) und sich dabei der Sage erinnern, die von mehr als einem Dichter und Weisen des Alterthums im Schwange ging, dass Bienen ihnen noch in der Wiege den Mund mit Honigseim netzten, damit die Rede süsser als Honig ihren Lippen entströme. Meli studirte in Palermo Medizin, trieb aber daneben auch philosophische Studien; er machte sich sogar mit der Wolfischen Philosophie bekannt, die ihren Weg bis Sicilien gefunden hatte. Aber bald trieb den jungen Mediziner ein unbezwinglicher Drang zur schönen Literatur; er las Dante, Petrarca, Ariosto, besonders den letztern, der seinem heitern Naturell am meisten zusagte. Der in ihm schlummernde Dichtergenius begann nun seine Schwingen zu regen. Meli verfasste mehrere Gedichte in toscanischer Sprache, die eine ungewöhnliche Begabung verrie-

then. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit des principe Antonio Luccheri Palli von Campofranco, eines glühenden Patrioten, auf sich, der damals in seinem Palaste von Palermo eine Akademie von Gelehrten und Dichtern um sich sammelte. Er zog den jungen Meli an sich, und seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, dass dieser sich entschloss, von nun an nur in sicilianischer Mundart zu dichten. Es war ein Opfer, das er seinem Vaterlande brachte, wenn er so auf Anerkennung in weitern Kreisen verzichtete; er glaubte aber, es bringen zu müssen und brachte es gern. Denn grade damals regte sich die Vaterlandsliebe der Sicilianer mächtig; es war die Zeit, wo unter der milden Regierung des Bourbonen Karl's III. ein reges geistiges Leben in dem benachbarten Neapel aufzublühen begann. Da wollten auch die Sicilianer nicht zurückbleiben, und es begann ein edler Wettstreit zwischen den Nachbarvölkern, an dem auch Meli sich betheiligte. Er warf sich nun mit Leidenschaft auf das Studium der ältern sicilianischen Dichtern, besonders des Veneziano und des Rao, doch lauschte er auch der Ausdrucksweise des Volks auf den Märkten und Gassen und auf den Feldern und Triften und lernte seine kernigen Sprüche, seine poetischen Bilder und seine treffenden Spottreden. Aber dies alles verklärt er mit dem Hauche edler Anmuth und warmer Begeisterung; er vermeidet die gefährliche Klippe, an welcher der Volksdichter so leicht scheitern kann, wenn er recht populär sein will: er vermeidet das Gemeine, Platte, Anstössige; er stellt den ganzen, vollen Volkscharakter dar, aber gleichsam in idealer Verklärung, wie es der wahren Dichtung ziemt. Meli umfasste als classisch gebildeter Mann zugleich auch das griechische und römische Alterthum und vereinigt somit alle Bildungselemente in sich, die auf der Insel leben. Hätten damals schon die sarazenischen Studien geblüht, die man in neuester Zeit dort mit grossem Eifer begonnen, so würde sich Meli sicherlich auch dieses Element angeeignet haben. Vor allem blühte in ihm wieder die bukolische Poesie auf, wie sie einst auf der Insel heimisch gewesen war. Da alle die Bedingungen, welche die alte bukolische Poesie hervorgerufen hatten, noch damals auf der Insel vorhanden waren, so bedurfte es für ein natürliches, unbefangenes Dichtergemüth nur eines Schrittes,

um aus der Unnatur, zu welcher die arcadische Poesie geworden war, wieder zur Natur zurückzukehren. Diesen Schritt that Meli. Die Hirten, die er uns vorführt, sind lebenskräftige Gestalten, die Situation ist ungezwungen, die Charaktere, Sitten und Gebräuche aus dem Leben gegriffen. Die Namen freilich sind aus Theokrit entlehnt, aber diese Damötas und Phyllis sind leibhafte Sicilianer; Apollo, Venus und Amor nehmen sich — wie Gregorovius so schön bemerkt — in diesem Wildgarten der Poesie grade so heimisch und altehrwürdig aus, wie die griechischen, von Lianen umschlungenen Säulen in der Landschaft Siciliens. Meli steht dem Geiste nach Theokrit am nächsten, doch reicht er bei weitem nicht an dessen durchsichtige Klarheit und plastische Form; wie sollte auch der ungebildete sicilianische Dialect mit der vollendeten Schönheit der hellenischen Sprache wetteifern können! Ausserdem ist Meli zu sehr Lyriker, um diese Verschmelzung des Epischen und Lyrischen, des Anschaulichen mit dem Empfundenen, wie sie die Idylle verlangt, durchführen zu können. Dagegen besitzt er in vollem Masse die uralte sicilianische Gabe der Mimik, die seinen Hirtenliedern denselben Zauber der Frische und Lebendigkeit verleiht, wie denen des Theokrit. Meli hat seine Idyllen, die er Jahreszeiten nennt, in wechselnden Versmassen geschrieben; Terzinen und versi scialti wechseln darin ab, die eingeflochtenen lyrischen Stücke haben die gewöhnlichen italienischen Versmasse. Gregorovius hat sie, mit Ausnahme der lyrischen Partien, in Hexameter übersetzt, gewiss mit Recht. Die lebendigste unter ihnen ist „die Fischer-Idylle," das Liebesgeschwätz dreier Mädchen, in denen sich jungfräuliche Anmuth auf's reizendste mit ländlicher Derbheit paart (S. 203).

Das mimische Talent Meli's, das sich so schön in diesen Gedichten zeigt, tritt besonders hervor in seinem Dithyrambus. Es ist ein scherzhaftes Gedicht, das Trunkenbolde in einer Weinschenke reden und gastiren lässt; voll unerschöpflicher Laune und Komik. Als Vorbild mag ihm Redi's berühmter Dithyrambus „Bacchus in Toscana" gedient haben, aber er lässt seinen Vorgänger weit hinter sich zurück. Zu solchen Gedichten ist grade der sicilianische Dialect am meisten geeignet; hier kann er am besten seinen Reichthum an komischen Wörtern,

Wendungen und Bildern offenbaren. Eine Uebersetzung ist fast unmöglich, doch hat sie Gregorovius mit Glück versucht (in der Mitte hat er freilich zur Prosa seine Zuflucht nehmen müssen). Er nennt dies Gedicht den sicilianischen Weinschwelg, nach dem bekannten deutschen Gedichte des Mittelalters. Interessant ist es, beide in Bezug auf den verschiedenen Volkscharakter mit einander zu vergleichen. Der deutsche Weinschwelg zeichnet sich besonders durch die enormen Quantitäten aus, die er zu sich nimmt. Je länger er trinkt, desto mächtiger werden seine Züge und endlich muss er einen eisernen Panzer anlegen, um gegen die Geister des Weins, die ihre Hülle zu sprengen drohen, gewappnet zu sein. Dabei ergeht er sich in gemüthlicher Weise im Preise des Weins, ohne seinen Sitz zu verlassen, nur einmal heisst es: do begunde er springen unde trëten manigen sprunc seltsaenen." Anders der sicilianische Zecher. Das Vieltrinken ist bei ihm Nebensache, auch steht er darin entschieden dem Deutschen nach; aber die Wirkung des Weines macht sich in viel lauterer Weise bemerklich; das Gemach wird ihm bald zu enge, aufgeregt durchzieht er die Strassen, geräth in dithyrambische Verzückung und bricht in bacchantischen Jubel aus (S. 127). Der Weinschwelg beweist Meli's Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, es ist ein förmlicher Sprachstrudel, in den er uns hineinreisst; aber seine Hauptstärke liegt doch in den Oden. Wie dort Aristophanes, so ist hier Anakreon wieder lebendig geworden. Ueber diesen Liedern, den schönsten, die Italien überhaupt hervorgebracht hat, ruht eine heitere Klarheit, wie über den lichten Fluren Siciliens der sonnenhelle Tag; es weht darüber ein zarter Duft, wie um die würzigen Kräuter, auf denen die hybläischen Bienen ihren Honig sammeln. Zu den gelungensten möchten folgende gehören: die Locken (S. 8), die Augenbrauen (S. 12), die Lippe (S. 16), die Stimme (S. 20), die Grille (Nachahmung des Anakreon, S. 42), die Trennung (S. 67), die Fischer (S. 89).

Weniger gelungen sind Meli's Sonette, dagegen sind die sogenannten Capitel, Gedichte vermischten Inhalts, didaktisch, komisch, burlesk, durch Witz und Phantasie höchst angenehm. So die Akademie der Antiquare (S. 97), Lob der Fliege (S. 149), Lebensregeln (S. 134).

Am glücklichsten ist Meli im heitern Spiel des Scherzes, als echter Südländer, dem die Schwermuth von Natur fremd ist. Daher ist ihm die Elegie nicht gelungen. Wenn er traurig sein will, so macht es den Eindruck, wie Gregorovius sagt, als ob ein schönes, lebenslustiges Kind sich die Maske eines schwermüthigen Gesichts vorhält, dahinter es doch nur kichert.

Dagegen zeichnen sich seine Fabeln durch Originalität, Leichtigkeit und Sinnigkeit aus. So die Schnecken (S. 171), die Krebse (S. 172), die Haubenlerche und der Bachstelz (S. 174), Aesop und der Vogel Langzunge (S. 177), die Fliegen und die Spinne (S. 182).

Die dramatische Poesie ist von Meli nicht gepflegt worden, wie denn die Sicilianer überhaupt kein Nationaldrama besitzen, so wenig wie sie es im Alterthume besessen haben. Ansätze dazu finden sich allerdings in den vorhin erwähnten Mimen des Epicharmus und des Sophron, aber es sind nur einzelne Scenen, Genrebilder aus dem Volksleben, ohne strenge Form und regelrechte Entwickelung. Darüber sind auch die heutigen Sicilianer nicht hinausgekommen.

Ebensowenig ist Meli das Epos gelungen, obwohl er sich auch darin versucht hat, freilich nur im komischen Heldengedicht. Am besten liest sich noch sein Don Chisciotto und Sancin Panza. Die Schwäche der Erfindung wird einigermassen verdeckt durch die höchst komische Behandlung der einzelnen Scenen. Interessant ist dieser Versuch auch desshalb, weil er das Verhältniss der Sicilianer zu den Spaniern, unter deren Herrschaft sie so lange standen, beleuchtet. Für uns ist wenig Ansprechendes darin.

Meli starb am 20. December 1815 zu Palermo. Seine kurze Lebensbeschreibung, die man seinen Werken vorgedruckt hat, rühmt von ihm: „Er hatte zu Bewunderern das Vaterland, Italien, Frankreich, England, Deutschland, und allerwärts wurden seine Werke begehrt und in fremde Sprachen übersetzt. Namentlich lobte ihn ein Alfieri, ein Cesarotti, ein Rezzonico, ein Denina, ein Metastasio, Pananti und Costi, der eigens nach Palermo kam, um seine Meinung zu hören, bevor er seine „Redenden Thiere“ und seine „Novellen“ veröffentlichte. Zu seinen Lebzeiten liess Leopold von Bourbon in Deutschland eine

Münze auf ihn prägen, so dass er noch bei seinem Leben in dem allgemeinen Lobe seine Fortdauer zu ahnen vermochte.

Er war klein von Gestalt, eher beleibt als hager, lebhaften Auges; seine Stirn war breit und gefurcht, seine Nase, Lippen, Kinn und alle Formen waren stark, seine Gesichtsfarbe war braun. Seine Seele war sanft und gutmüthig, und nie weder von Neid, noch von Hass oder von niedriger Empfindung erregt. Er war beredt im Gespräch und von schnellfertigem, sinnreichem Witze. Er war der sanftesten Eindrücke fähig, des Mitleids, der Freundschaft, der Liebe und Dankbarkeit."

In der Kirche des heiligen Franciscus zu Palermo liegt Meli begraben. Seine lateinische Grabschrift nennt ihn mit vollem Rechte den Ruhm und die Lust der sicilianischen Musen und den zweiten Theokrit und Anakreon; und sehr wahr sagt jener Lebensabriss am Ende: „Der Stolz des dankbaren Vaterlandes auf einen solchen Sohn ist um so grösser, je trauriger das Elend der Gegenwart ist."

Wittenberg. Dr. Wentrup.

Ueber Lomonóssoff.

geb. 1711 — gest. 1765.

Bevor ich mir erlaube die beiden Bildchen, die ich als Cartons zum Leben dieses grossen Mannes gezeichnet habe, vor dem Leser aufzustellen, sei es mir vergönnt, einige allgemeine Vorbemerkungen vorauszuschicken, bestimmt, diesen flüchtig entworfenen Skizzen als Hintergrund zu dienen und den Grundton für dieselben anzugeben.

Peter der Grosse hatte bei den mannichfaltigen Neuerungen, die er in seinem Riesenreiche einführte, die Regeneration der Sprache nicht vergessen. Er hatte ein neues, vereinfachtes Alphabet anfertigen und eine russische Druckerei — letztere freilich zunächst nur zu Staatszwecken — errichten lassen und den Befehl ertheilt, sich der russischen Sprache fortan in allen Ministerialbüreaus ausschliesslich zu bedienen.

Er hatte ferner in St. Petersburg eine Akademie der Wissenschaften begründet und reich dotirt, deren Hauptaufgabe es mit sein sollte, auch die Landessprache zu ergründen, sie festzustellen, zu pflegen und zu fördern.

An diese Akademie waren aus dem In- und Auslande Männer von Gelehrsamkeit, oder solche, die im Rufe derselben standen, berufen worden, die anfangs auch recht Tüchtiges zusammenakademisirten. Unter ihnen glänzen die Namen des russischen Gottsched, Tredjakówski, eines talentlosen Pedanten, der sich im Heldengedicht versuchte und Reime machte, wie etwa folgende:

Als auf der Flur ich kam zu
Gehn, brüllt' grad' laut ein' Kuh!,

wofür er nichts destoweniger als Professor der Eloquenz glänzte und mit stolzem Selbstgefühle auf die andern, poesiearmen Erdenkinder herabsah; ferner der Professor Müller, der sich mit allerhand Historie beschäftigte und sich später den Namen flagellum professorum erwarb;

Professor Beier, der Chinesisch trieb, aber kein Wort Russisch verstand, ebensowenig wie sein Kollege, Professor Euler. Alle diese deutschen Herren beschäftigten sich auf's Eifrigste mit ihren Liebhabereien, ohne für die zur Herrschaft gelangte Volkssprache auch nur das Mindeste zu thun, ja ohne sich nur in Besitz derselben zu setzen!

An den Seminarien, die einen mehr kirchlichen Charakter trugen, wurden sämmtliche Lehrobjecte neben andern Gründen schon deshalb in lateinischer Sprache vorgetragen, weil die jungen Leute, die sie besuchten, aus allen Theilen des unermesslichen Reiches stammten und selten den ostslawischen russischen Dialekt kannten, so dass sie selbst in ihrem häuslichen Verkehr genöthigt waren, sich des Lateinischen zu bedienen. Russisch konnten sie also hier nicht lernen, um so weniger als nur streng philosophische Disciplinen in der allerscholastischsten Form gelehrt wurden, wozu die Lehrbücher vorlagen, und es Keinem auch nur im Traum einfiel, an die Cultur des Volksdialektes zu denken, der ohne Reiz und ohne Zukunft für sie war.

Die Kanzeleien — nun ja, die kamen dem Befehle nach und schrieben russisch, so gut es ohne jede Quelle der Belehrung eben gehen wollte. Ob sie aber sprachbildend und anregend wirkten, wage ich stark in Zweifel zu ziehen, wenn ich an den Kanzeleistil so mancher Staaten denke, die jahrhundertelang inmitten des reichsten Culturlebens stehen und noch heutzutage mitunter so Ungeheuerliches zu Tage fördern.

Hierzu kam die grenzenlose Unwissenheit aller Schichten des Volkes (trotzten doch die Bojaren Peter dem Grossen bei Einführung des neuen Alphabetes mit den Worten: „Das fehlte grade noch, dass unsere Kinder diese überseeischen Kunststücke lernen sollten!“) und der Tod Peter's im Jahre 1725.

Er hinterliess Alles im Zustande der höchsten Gährung, welche während der kurzen Regierung Mentschikoff's unter Catharina II. (1725—27), so wie der der Dolgoruki's unter Peter II., (1727 — 30), ja selbst während der des Herzogs Byron unter Anna Iowanovna (1730—40), zu keinem Abklärungsprozesse gelangen konnte. Das fermentirende Element vegetirte, erstarb. Ein dicker, ungeniessbarer Teig war der Rückstand. Die Akademie dessen Kern. Unter Anna sprach man bei Hofe deutsch, denn die meisten Minister und Hofleute, wie Biron, Münnich, Ostermann, Korff und unzählige andere, waren Deutsche und konnten nur mit Mühe einige russische Phrasen zusammenstoppeln.

Für die Russen und die russische Sprache waren nur die letzten unbesetzten Plätze frei.

Dies alles krönte noch der Umstand, dass bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vom Buchhandel in Russland keine Rede war. Es gab zu Lomonossoff's Zeiten nicht einen Buchladen in Petersburg. Die wenigen Bücher, die ihren Weg nach Russland fanden, wurden von zwei deutschen Buchbindern, Tidselius und Wäge, bezogen, welcher letztere auch den Druck und die Herausgabe der in Russland etwa erscheinenden Privatliteratur besorgte.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um uns ein Bild von den Schwierigkeiten zu geben, mit denen ein Mann zu kämpfen haben musste, der berufen war, als erster russischer Gelehrter aufzutreten! Er hat denn auch sein ganzes Leben hindurch ununterbrochen dagegen zu kämpfen gehabt.

Erster Carton.

An einem frostigen Wintertage des Jahres 1728 zog gegen Abend eine lange Reihe einspänniger Telegenschlitten zu den Thoren der alten Zarenstadt Moskau ein. Sie brachten gefrorene Fische zur Stadt und hatten zu diesem Zwecke den ungeheuren Weg vom Eismeer bis nach Moskau — neun Breitengrade in fast grader Linie — bei der grimmigsten Kälte zurückgelegt. Auf eine solche Fahrt rüsten die Bewohner des hohen Nordens sich schon lange vorher, indem sie alles, was ihnen Haide, Meer und Wald an Beute liefern, fest gefrieren lassen um es später, wenn der fusshohe Schnee alle Hindernisse des Transportes beseitigt hat, nach den beiden Residenzen des weiten Zarenreiches zu führen.

Zu dieser Karawane hatte sich 100 Werst diesseits Archangelsk ein junger Mann gesellt und die Führer gebeten, sich ihnen anschliessen zu dürfen, da sein Weg auch ihn nach Moskau führe. Da ihn mehrere derselben als den Sohn eines wohlhabenden Fischers aus Cholmogorsk, einem Fischerdorfe bei Archangelsk, erkannten, so hatten sie nichts dawider, staunten aber, als sie erfuhren, dass er weder einen Zehrpfennig noch andere Kleidung mit sich führe, als die er am Leibe trug. Die war in der That dürftig genug; denn ausser einem weiten Beinkleide und der rothen Rubáschka, d. i. einem kattunen Hemde, trug er nur noch einen Tulup oder Jacke aus weissem Hasenfell und eine Pelz-

mütze. Der Jüngling aber versicherte, es friere ihn nicht und sein keckes, energisches Gesicht, aus welchem eine unbändige Thatkraft hervorleuchtete, so wie die feste Haltung seines kräftigen Körpers strafte diese Versicherung nicht Lügen. So liessen sie ihn denn gewähren, indem sie ihr karges Mahl mit ihm theilten, im Uebrigen aber, nach schweigsamer Nordländer Art, sich wenig weiter um ihn kümmerten, ja, ihn nicht einmal mit einer einzigen Frage über den Zweck seiner Reise belästigten.

Nichtsdestoweniger durchdrang der scharfe Frost seine dünnen Gewänder und mit Sehnsucht schaute er oft nach der Gegend, von wo die goldenen Kuppeln der Kirchen ihm entgegenstrahlen sollten und wo er, ach, so Vieles, Alles erwartete. Wie jauchzte er daher auf, als er sie endlich erblickte, jene zahlreichen, funkelnden Thürme der Hauptstadt, wo sich Alles erfüllen sollte, wonach sein ungestüm pochendes Herz sich sehnte. Aber bald versank er wieder in tiefes Sinnen und, in sich gekehrt, hielt er, an der Seite der Schlitten einherschreitend, seinen Einzug in die Zarenstadt.

Mit ihnen übernachtete er in einer Ausspannung. Am nächsten Morgen zog er mit aus nach dem Markte, woselbst die Fischer sich ihrem Handel hingaben und sich wenig kümmerten um den jungen Mann, der, in sich gekehrt und rathlos, an einen der Schlitten gelehnt stand und darüber zu sinnen schien, was er denn nun eigentlich in der fremden Stadt, ohne Geld und ohne Freunde, beginnen solle.

Da trat ein Hausverwalter an ihn heran und fragte nach Fischen. Diese simple Frage durchzuckte den jungen Mann wie ein elektrischer Schlag und schien ihm Muth und Freudigkeit wiederzugeben; denn er hatte, trotz des überwuchernden moskowitischen Dialektes in der Frage den Nordländer erkannt und zwar den Nordländer seines Distriktes.

Sehr bald theilte er nun dem Fremden seine Lage und seine Absichten mit und es stellte sich heraus, dass letzterer aus Archangelsk war, den Vater des jungen Mannes kannte und sich seiner anzunehmen nicht nur versprach, sondern ihn sofort mit sich nahm und ihn im Bedientenzimmer seines herrschaftlichen Hauses einstweilen unterbrachte, bis er weitere Schritte für ihn werde thun können. Hierzu fand sich schon am dritten Tage Gelegenheit, indem den Gönner unsers Jünglings ein Mönch aus dem Saïkono-Spasski-Kloster besuchte, wie er öfter zu thun pflegte. Diesen machte nun der Verwalter mit den Wünschen und Verhältnissen des jungen Mannes bekannt und trug ihm das drin-

gende Verlangen desselben vor, in Moskau eine gute Schule besuchen zu können, ihn um seine Mitwirkung bittend.

Der Mönch, dem das offene Wesen des Burchen gefiel, nahm, von der Erzählung seines Freundes ergriffen, den jungen Mann gleich mit sich und schmuggelte ihn in das Seminar ein. Da jedoch in demselben nur Bojarenkinder aufgenommen werden durften, unser Jüngling aber der Sohn eines leibeigenen Fischers war, so war es nicht zu umgehen, zu seiner Einstellung in's Seminar die Erlaubniss des Priors einzuholen.

Dieser, der Erzpriester Theofan Prokópowitsch, ein würdiger, leutseliger Mann von felsenfester Zuverlässigkeit, beschied den jungen Mann zu sich, musterte ihn scharf und sagte dann nach diesem schweigenden Examen freundlich:

— Nun, mein Sohn, Du willst studieren, nachdem Du das Alter eigentlich schon überschritten hast, das den Eintritt in unser Seminar ermöglicht. Ich höre aber, dass Du Ungewöhnliches gethan hast, um Deinen Zweck zur Ausführung zu bringen; erzähle mir Dein Leben, so weit Deine Erinnerung reicht, treu und ohne Hehl, und finde ich Dich dann noch würdig, bei uns einzutreten, so wird sich das Weitere finden.

Der junge Mann begann:

Ich bin im Fischerdorfe Cholmogorsk bei Archangelsk geboren und heisse Michail Wassiljewitsch Lomonossoff. Mein Vater ist dort Fischer und in guten Verhältnissen, ja, er gilt im Dorfe für einen reichen Mann; auch hat er mir schon zum öftern gesagt, dass ich mich nun bald verheirathen müsse und ich solle nur kühn nach den reichsten unserer Bräute trachten, es werde mich keine verschmähen. Mir aber ist es im Dorfe zu eng. Schon seit meinem zehnten Jahre musste ich mit meinem Vater hinaus auf's hohe Meer und ihm helfen bei seinem Gewerbe. Und wenn ich dann im schwanken Boote sass und hinaus schaute in die unendliche Ferne, da war es mir oft, als lägen jenseit des grossen Wassers schöne Länder voll Städte und Dörfer, die ich alle sehen müsste, und die Sehnsucht nach ihnen ward gross in mir. Und wenn ich in den hellen Sommernächten heimsegelte mit dem Vater und der allmächtige Friede ausgegossen war über Woge und Land, und der frische Morgenwind mich durchschauerte, da regte es sich in mir und ich brannte nach Aufschluss über alle Räthsel der Natur, die mich umgaben, über die geheimen Stätten, aus welchen

strömet das Licht und die Finsterniss, der milde West und der wüthende Orkan, von wo das Nordlicht, die Sonne, der Mond und die Gestirne alle ihren Ausgang nehmen, der Winter seine Eisberge baut und der kurze Sommer flüchtig über unser Land dahinzieht nach den warmen Gegenden und auch unser Saatkörnlein im Fluge reift. Und dann gedachte ich der Fische und ihres Treibens, und wie sie so schlau sind, als ob ein Geist in ihnen steckte, und aller andern Thiere, und wie ein jegliches von ihnen so gar eigen beschaffen, und wie der Mensch es ihnen allen doch zuvorthut. Und da dachte ich, es müsse doch recht viel zu lernen geben, ach, und ich hätte Alles wissen mögen.

Vor Allem der Pope, wenn er am Sonntag in die Kirche trat und der Küster das grosse Buch vor ihm hertrug, und er der Gemeinde die Gebete und Litanei daraus vorlas — wie kam er mir als ein Mann der Offenbarung vor, der entziffern konnte, was in jenem Buche mit geheimnissvollen Zeichen geschrieben stand. Und wenn ich dann sah und es an mir selbst verspürte, wie aus jenem Buche das lebendige Wort der Lehre und Ermahnung in unsere Seele drang, ach, dann nagte es mir am Herzen, dass ich nicht auch lesen, nicht auch meinen Mitmenschen solchen Trost und solche Erbauung spenden konnte.

Ich empfand einen förmlichen Neid und sann auf Mittel, denn lesen lernen musste ich; ich wollte es. So gewann ich denn den Küster durch hundert kleine Dienste in der Kirche und im Dorfe und durch Gänge in den Wald, von wo ich ihm Holz herbeischleppte, und durch beständiges Bitten und Liebkosen — denn er that's nicht gern — dass er mir, so viel er davon wusste, beibrachte. Und es ward uns Beiden oft recht sauer. Allein, ich lernte es — und nun fing ich an, mich durch die slawonischen Bücher durchzuarbeiten. Jede freie Stunde brachte ich im Sommer auf dem Kirchboden zu, um ungestört zu sein, und lernte jeden Satz so lange, bis ich ihn vollständig auswendig wusste, und da es mir an Zeit nicht fehlte, so ging mein Studium zwar langsam, doch sicher weiter.

So verlebte ich mehrere Jahre. Ich hatte mittlerweile die vorhandenen Kirchenbücher alle wörtlich auswendig gelernt, ebenso die slawonische (kirchenslawische) Grammatik von Smotritzki, das einzige Buch, welches der Pope neben dem Rechenbuche von Magnitzki besass, welches letztere ihm irgendwie in die Hände gekommen war, das er aber selber nicht verstand.

Es war aber ein Buch und es stand allerlei darin, was ich nicht

verstand, und lesen musste ich es, denn es war meine einzige weitere Hülfsquelle. Ich fing also allein an und quälte mit Fragen über die Exempel jeden, dem ich nur begegnete, besonders die wenigen Fremden, die etwa unser Dorf passirten und so gelang es mir denn nach abermals 2 Jahren, das ganze Buch zu verstehen.

Inzwischen war mir eine neue Welt aufgegangen. Ich musste Bücher haben, und fragte überall nach Büchern, ohne welche zu finden. Von meinem Vater war nichts zu hoffen, denn der wollte von meinem ganzen Lernen nichts wissen. Eines Tages als ich wieder auf dem Kirchboden sass und mich anschickte, das Kirchenbuch zu 100. Male durchzulesen, fiel es mir ein, doch einmal all das Gerümpel zu durchstöbern, das in einem dunkeln Winkel des Bodens lag. Ich machte mich sogleich daran und wollte nach langem vergeblichen Suchen meine Arbeit bereits aufgeben, als ich unter einem Haufen alten Bleches etwas gewahrte, das einem Buche ähnlich sah. Ich räumte alles fort, was mir im Wege lag und entdeckte zu meiner Freude ein altes, an den beiden Seiten angemodertes, geschriebenes, dickes Buch. Wer war glücklicher als ich! Ich zog meinen Fund an's Tageslicht, säuberte ihn sorgfältigst und fing sofort an, nach seinem Inhalte zu forschen. Es waren Heiligengeschichten, wie unsere guten Väter sie in der Vorzeit so emsig zusammengetragen hatten, und mit ihnen erschloss sich mir ein ganz neuer Kreis von Anschauungen. Von diesem Schatze habe ich mich nicht eher getrennt, als bis ich ihn in Stücke gelesen hatte, was leider im vorigen Sommer der Fall war. Und nun litt es mich nicht mehr im Dorfe und in den engen Verhältnissen. Jetzt wusste ich aus den Schicksalen der grossen heiligen Männer, wie sie es angefangen hatten und dass ich eine ordentliche Schule durchmachen müsste, und dass es in Moskau solche gäbe. Und da war mein Entschluss gefasst, meinen Vater, den meine Stiefmutter ohnehin immer bitterer gegen mich stimmte, wegen meines unnützen Lesens, — zu verlassen, mich der Fischerkarawane anzuschliessen und hierher zu kommen, da würde der liebe Gott wohl weiter helfen. Und das ist Alles!

Der greise Archierej hatte mit ruhiger Spannung dieser einfachen Erzählung gelauscht, gleich als ob auch vor seiner Seele manch Bild der Erinnerung vorüberziehe. Dann ergriff er die Hand des Knaben, legte seine Rechte auf dessen Haupt und sagte:

„Ja, Gott wird weiter helfen. Du bleibst bei uns, und sie sollen

Dich uns nicht entreissen und Dich der Anmaassung des Bojarenrechtes nicht anschuldigen, und wenn sie mit der grossen Glocke Sturm läuteten!“ *)

Und er ward eingestellt als Zögling in das Seminar des Saïkono-Spasski-Klosters, wo ihm zu eigener Beköstigung und Beschaffung der Schreibmaterialien das, von den wenigsten Schülern in Anspruch genommene, etatsmässige Gehalt von 3 Rubel 50 Kopeken für vier Monate angewiesen wurde! Dass er hierbei Noth litt, leuchtet ein. Er selber schreibt später hierüber an den Grafen Schuwáloff folgendes: Es blieb mir in dieser unendlichen Armuth für meinen Unterhalt kaum mehr als ein Kreuzer für Brod und ein Kreuzer zu Kwas täglich. Dazu kam das nagende Gefühl, dass mein Vater ein wohlhabender Mann war und mich bereits reich verheirathen wollte und hier musste ich von kleinen Schuljungen mit Fingern auf mich zeigen lassen und anhören, wie sie ausriefen: „Seht mal den Oelgötzen (болванъ)! Kommt der mit 20 Jahren in die Schule um Lateinisch zu lernen!“ Und so verlebte ich fünf Jahre und gab doch die Wissenschaft nicht auf!

Und er gab nicht nach. Mit eisernem Fleisse benutzte er jede freie Stunde zum Studium des Lateinischen und Griechischen, und während seine Kameraden nur das Nothdürftigste lernten und sich durch Vernachlässigung ihrer Pflichten oft Ruthen zuzogen, wurde Lomonossoff im Jahre 1735, nach glänzend bestandenem Examen nach Kiew und von dort nach Petersburg in das akademische Gymnasium geschickt, wo er in ferneren zwei Jahren die Anfangsgründe der Mathematik, der Experimentalphysik, Chemie und Mineralogie und Philosophie mit solchem Erfolge studirte, dass er im Anfange des Jahres 1737 auf mehrere Jahre nach Deutschland geschickt wurde, um sich an den dortigen Universitäten weiter auszubilden.

[Der Vortragende las nunmehr in mündlicher Uebersetzung aus einem russischen Werke eine reizende Palastscene vor, in welcher das Hofleben im letzten Regierungsjahre der Kaiserin Anna Iowanovna ebenso charakteristisch als anschaulich geschildert wurde. Der Inhalt derselben ist folgender:

Die Kaiserin, die schon sehr kränklich und verstimmt war, gab einen jener Abende, an welchen es die Hauptaufgabe der Hofleute war, sie zu unterhalten und zu zerstreuen, wobei auch die Karten ihre Rolle spielten. Ihre Umgebung bestand grossentheils aus Deutschen, welche

*) Ipsissima verba.

die höchsten Ehrenstellen inne hatten und mit Nichtachtung und Ueberhebung auf die Russen und alles was russisch hiess, herabblickten, unter denen der Herzog Biron, Ostermann, Baron Korff u. A. die hervorragendsten Persönlichkeiten waren.

Diesmal war die Kaiserin besonders gnädig, da ihr der Baron Korff, der Präsident der Akademie war, Tages zuvor eine russische Ode überreicht hatte, die von einem jungen Dichter, dem ersten, der auf diesen Namen mit Recht Anspruch machen durfte, bei Gelegenheit eines über die Türken erfochtenen Sieges, gedichtet und aus Marburg an die Akademie, nebst einer Abhandlung „Ueber die Regeln der russischen Dichtkunst" eingesandt worden war.

Dies Ereigniss brachte die grösste Sensation hervor, einmal, weil der Dichter ein Fischersohn aus Cholmogorsk war, den die Akademie, wie Baron Korff sich in einer besonders studierten russischen Rede ausdrückte, nach Marburg geschickt hatte, um beim Professor Wolff die Dichtkunst zu lernen, und zweitens, weil die Kaiserin es selbst mit solcher Freude betrachtete, dass sie das Gedicht in vielen Exemplaren hatte drucken lassen und es jetzt unter die versammelten Hofleute vertheilen liess, deren Jubel und Bewunderung keine Gränze fanden. In den hierbei statt findenden Gesprächen tritt der Gegensatz zwischen der herrschenden deutschen Partei und den zurückgedrängten Russen, die Charakteristik der Hauptfiguren, sowie endlich die Unwissenheit des Adels und der nur deutsch redenden Akademiker, die weder diese Ode noch die sie begleitende Abhandlung verstanden noch sie zu beurtheilen wussten, in das schärfste Relief.

Die Scene schloss mit dem Befehle der Kaiserin an Korff, den jungen Dichter im Auge zu behalten und über dessen Wohlfahrt zu wachen (was leider nie geschah) und mit der huldvollen Verabschiedung der glänzenden Versammlung.]

Zweiter Carton.

Mittlerweile studierte Lomonossoff in Marburg, unter Wolff's spezieller Leitung, dem er auf's Angelegentlichste empfohlen worden war. Nachdem er drei Jahre hier verlebt hatte, begab er sich nach Freiburg, um das Bergfach und die Metallurgie zu studieren und kehrte von dort im Frühlinge 1741 nach Marburg zurück.

Das Burschenleben jener Zeit ist zu bekannt, als dass ich hier näher darauf einzugehen hätte. Was Wunder, dass es eine so derbe, geborene, ächt russische Zechernatur ansprach, wie die Lomonossoff's. Im russischen Volkscharakter liegt in reichster Fülle das Element des

grobsinnlichen Genusses, der lauten, tobenden Lustigkeit, der rücksichtslosesten Hingabe an den Augenblick und an das, was sich bei uns zum Kneipenleben entwickelt hat. Lomonossoff mit 400 Rubel jährlich, einer ansehnlichen Summe für jene Zeit, glaubte Alles mitmachen zu können und zu müssen. Und hatte er etwa nicht genug gedarbt, gefastet und entsagt? Hatte er nicht ein Recht zu geniessen, und zwar zu geniessen à tout prix? So gab er sich denn bald schon nach seiner ersten Ankunft in Marburg dem maasslosesten Kneipenleben hin, ohne jedoch die Vorlesungen seiner Professoren zu verabsäumen. Allein, das Geld war immer zu Ende, ehe er recht wusste wie? Er wäre vielleicht ganz untergegangen, hätte nicht Christine, die Tochter seines Wirthes, eines Schneiders, den ungestümen Brausekopf so gar lieb gehabt und ihn endlich in ihren Reizen ganz gefangen gehalten. Sie regte ihn immer und immer wieder zur Ordnung und Thätigkeit an und rief sein besseres Selbst wach. In diese Zeit ihrer Bekanntschaft fällt auch die Verfertigung jener Ode, welche die kaiserliche Huld in so hohem Maasse hervorgerufen hatte. Leider blieb dem Pärchen bald nichts anderes übrig als sich zu heirathen und so sehen wir denn unsern nordischen Helden, den deutschen Studenten, vermählt und gar bald auch als Familienvater.

Eine Zeit lang mochte es ganz gut gehen. Doch nur zu bald wieder sehen wir ihn inmitten der entsetzlichsten Geldnoth und zwar diesmal inmitten einer sein Herz zerreissenden Armuth, denn zwei theure Wesen litten mit ihm und durch seine Schuld. Dieser Zustand wurde ihm unerträglich. War er dazu nach Deutschland gekommen, um hier ein klägliches Philisterleben zu führen, um zu kämpfen gegen die erbärmlichsten Anforderungen des Lebens? Wo blieb die Verwirklichung aller der Pläne, die seit lange in seinem Gehirne sprossten, die gebieterisch nach Gestaltung verlangten, ihn ruhelos und unstät umhertrieben?

Was aber sollte er thun, um sich diesem gefolterten Dasein zu entreissen? Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Und zu dieser entschloss er sich. Mit Zurücklassung des letzten Hellers, rückte er heimlich aus, entschlossen, sich bis Amsterdam durchzufechten, wo ihm bei der russischen Gesandtschaft Hülfe werden musste. Drei Tage schon hatte er sich so durchgebettelt, gleich Dante auf seiner Flucht, erfahrend

come sa di sale
Il pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e il salir per le altrui scale, *)

als er am Abend in einer Schenke in die Hände preussischer Werber fällt, die den stämmigen, hochwüchsigen Burschen sofort auf's Korn nehmen, ihm beim Klange der Becher wacker zutrinken, ihm das Handgeld zuspielen und am nächsten Morgen ihn ohne Weiteres in den Rock mit dem rothen Kragen stecken. Auf sein Sträuben antwortet ihm die breite Hand des Wachtmeisters mit einem kräftigen Backenstreiche und der Befehl an einen Sergeanten, ihn mit andern Rekruten nach Wesel abzuführen.

Wer möchte es wagen, die bittern Empfindungen zu schildern, die seine Seele folterten, die die ganze Gefühlsskala seines Innern auf und ab durchjagten, von der unbändigsten Verzweiflung bis zur nagenden, stillen Wehmuth. Vergebens war alles Zureden seiner Mitrekruten. Stumm und verbissen schritt er neben ihnen einher. Er brütete bereits über Befreiung. Also das sollte das Ende seiner wunderbaren Geschicke sein, als preussischer Soldat in einer Festung zu verkommen? Dazu wäre er vom Eismeere zu Fuss herabgewandert und hätte gelitten und gedarbt und gekämpft, um hier in einem Winkel Deutschlands zu verschellen, er, der eine Welt voll Pläne in sich trug, der die rhythmischen Gesetze der russischen Sprache entdeckt und für alle Zeiten bestimmt hatte, der als erster wahrhafter Dichter seines Volkes aufgestanden war und der das Zeug in sich verspürte für die russische Sprache und Wissenschaft das zu werden, was Peter I. für die politischen und administrativen Beziehungen Russlands gewesen war! Nimmermehr! Die Grösse seines Berufes stellte sich ihm in fast leiblicher Anschauung dar, um ihm nie wieder zu schwinden. Entkommen musste er und sollte er sein Leben daran setzen! Und er entkam. In einer entsetzlichen Nacht entschlüpft er durch's Fenster, überklettert den Wall, durchschwimmt zwei Gräben, gelangt über die Contre-Escarpe, durch den bedeckten Gang, durch die Palisaden und über das Glacis. Kaum ins Freie gelangt, nimmt der rauhe Sohn des hohen Nordens seine ganze gewaltige Kraft zusammen und eilt stürmenden Schrittes der holländischen Gränze zu. Als von den Wällen der Festung die Signalschüsse donnernd die Entweichung eines Deser-

*) Parad. XVII. 58.

teurs verkünden, war er schon längst ausser dem Bereiche der Verfolgung. Aber noch bebt keine Faser an ihm. In der höchsten Anspannung arbeitet jede seiner Muskeln, der Raum schwindet unter seinen Füssen; triefend und athemlos erreicht er die Gränze, flüchtet sich rasch in ein Dickicht, reisst sich die nassen Kleider vom Leibe, die er zuvor noch zum Trocknen ausbreitet, stürzt dann wie betäubt nieder und — schläft seine geschlagenen zwölf Stunden, nach deren Verlauf er seine getrockneten Kleider wieder anzieht und sich frisch und munter weiter auf den Weg begiebt.

In Amsterdam wurde er gut aufgenommen, nach St. Petersburg befördert, wo er sofort zum Adjunkt-Professor an der Akademie ernannt wurde und binnen Kurzem den Lehrstuhl für Physik und Chemie einnahm.

Sein Erstes war seine treue Christine, die sich und ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit kärglich durchgebracht hatte, nachkommen zu lassen und sich dann unausgesetzt den umfassendsten Arbeiten zu widmen. Und er hatte einen schweren Stand. Die Akademie war gänzlich heruntergekommen; die Stellung eines Akademikers zur Sinekur geworden. Was Wunder, dass die Herren Akademiker vereint Front machten gegen einen Störenfried, der dieses idyllische dolce far niente mit rauher Hand vernichtete, der sie alle übersah und dessen rastloser schöpferischer Geist diesem Schlendrian sich nimmermehr anzuschliessen vermochte. Ihren Intrigen und der kalten chinesischen Höflichkeit, die sie seinem feurigen Ungestüm entgegensetzten, gelang es denn auch, dass er während der ganzen Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth, von 1741 — 1762, also volle 21 Jahre, mit unerhörten Schwierigkeiten zu kämpfen, ja fort und fort an dem schändlichsten aller Mängel, an Geldmangel zu leiden hatte, denn sein väterliches Erbtheil war längst in andere Hände übergegangen. Mit Mühe erwirkte er vom Direktor der Akademie die Erlaubniss zur Erbauung eines Laboratoriums, das ihm zugleich Wohnung gewährte. Richten wir ihn also nicht zu streng, wenn er nach seinen unermüdlichen Forschungen, nach den mannichfachen Anstrengungen und vielseitigen Arbeiten, und den vielen Misshe ligkeiten mit seinen neidischen Amtsgenossen bisweilen Vergessenheit da suchte, wo er sie in seinen Studentenjahren so oft gefunden hatte, im Genusse des aquae vitae.

Die Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Werke ist ganz erstaunlich. Er ist ganz der Mann der Wissenschaft, wie Lessing, doch

wie dieser, Dichter, malgré lui, aus Ueberfülle an Meisterschaft in Beherrschung der Form.

Zunächst bestimmte er die Sprache und schrieb

1. eine umfassende russische Grammatik in 592 §. §., die noch heute von Werth ist.

2. Ihr folgte eine Rhetorik in 326 §. §., die musterhaft durchgeführt ist, und für welche er erst alle erläuternden Stellen aus den Klassikern metrisch zu übersetzen hatte. In diesen Proben schon zeigte er die Fähigkeit der russischen Sprache, sich jedem Metrum irgend welcher Sprache auf's Biegsamste anzupassen, und dass sie überhaupt zum Ausdrucke poetischer Gedanken vorzüglich geeignet sei. —

3. Eine alte Geschichte Russlands, zu welcher er alle Materialien erst aus den Chroniken zusammentragen musste, und

4. eine Chronologie Russlands, bekundeten sein Talent als Historiker.

5. Vier erschöpfende Abhandlungen über Chemie.

6. Die Elemente der Metallurgie in 2 Theilen.

7. Eine Serie mathematischer und astronomischer Forschungen und Beobachtungen, mit zum Theil ganz neuen Theorien, zu welchen Werken allen er selbst die erläuternden bildlichen Darstellungen zeichnete; ferner

8. Mehrere Artikel über Mosaik und deren Darstellung.

9. Eine Anzahl von Programmen für die Regeneration der Akademie und die zu errichtende Universität, jedes einzelne eine Arbeit von Bedeutung.

10. Berichte, Reden, Kritiken und Briefe in mehreren Sprachen; hierzu noch, als Erholung

11. eine Uebersetzung Anacreon's und der Werke Jean Jacques Rousseau's; zwei Tragödien, ein grösseres Epos und mehrere Oden, und dies alles in einer Sprache, der er erst den lebendigen Odem eingeblasen hatte und umgeben von Ignoranten und Neidern, die jede seiner Handlungen und Schriften zu verdächtigen suchten!

Er aber schritt einher unter ihnen mit dem unaufhaltbaren Schritte des Genies, das Hindernisse nicht kennt, nein, ihrer bedarf, um sie zu besiegen und sich gross daran zu ringen. Seine Bestimmung war der geistige Aufbau seines Vaterlandes, das er glühend liebte, und seine markige nordische Natur lieh ihm Kraft, mit dem Eifer und die Begeisterung der Propheten zu wirken und nimmer müde zu werden.

Und er sollte es erleben, dass sein Streben anerkannt wurde. Die Kaiserin Catharina nahm sofort nach ihrer Thronbesteigung den alternden Lomonossoff in ihre Gunst und bereitete ihm und seiner Christine ein sorgenfreies Alter. Fürsten und Würdenträger buhlten um die Ehre seines Besuches, um ihren goldstrotzenden Sälen durch die Zierde der Wissenschaft eine höhere Weihe zu geben. Er aber verschmähte es, Coulisse zu sein und lebte still und eingezogen noch drei Jahre, bis der Tod ihn am 4. April 1765 ereilte. Seine Leiche wurde mit grosser Pracht in der Klosterkirche des heiligen Alexander-Newski, diesem Westminster Petersburgs, beigesetzt.

Graf Woronzoff setzte diesem Luther, diesem Lessing und fast auch Humboldt Russlands ein beide ehrendes Marmordenkmal.

Berlin. A. Boltz.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. 6. Jahrg. 1859. Nro. 9 — 12.

Zur Geschichte der Truchsässen von Alzei. Von Archivrath Ed. Kausler in Stuttgart. — Zu Alzei in Rheinhessen blühte am Anfange bis Ende des 13. Jahrhunderts und noch später ein edles pfälzisches Dienstmannengeschlecht. In seinem Wappen führte es die Geige. Neuerdings hat Mone in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Notizen und Urkunden über dasselbe gegeben und auch die Beziehung auf den kühnen Alzeier Fiedler des Nibelungenliedes, Volker, hervorgehoben. Eine kürzlich aufgefundene Urkunde giebt einige wichtige Data zur Geschichte des Geschlechts und drei wohlerhaltene Wachssiegel. Die Urkunde und das Siegel sind mitgetheilt.

Johannes Nas, Weihbischof von Brixen. Von Dr. Zingerle. Kurze biographische Skizze zur Ergänzung und Berichtigung des von K. Gödeke in seinem Grundriss zur deutschen Dichtung I, p. 385 Beigebrachten. Der als Polemiker berühmte Prediger und Bischof wurde geb. den 19. März 1534 und starb den 16. Mai 1590 zu Insbruck.

Zur Lebensgeschichte Dr. M. Luthers. Mitgetheilt von Prof. Dr. Voigt in Königsberg. Theilnehmendes Schreiben der Gräfin Dorothea zu Mansfeld an Luther aus dem Jahre 1543.

Eine Handschrift des Hans Rosenplüt. Von Dr. Adelbert von Keller in Tübingen. Eine der merkwürdigsten Handschriften des German. Museums ist die unter Nro. 5339, a aufgestellte Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts in 4°, welche Dichtungen aus der Zeit des Schreibers, vorzüglich Erzählungen, Fastnachtsspiele und Priameln von Hans Rosenplüt enthält. Weniger für die Fastnachtsspiele als für die Priameln findet sich in derselben manche gute Ausbeute. Der Inhalt wird unter Hinweis auf das schon gedruckt Vorhandene im Einzelnen angegeben.

Satirischer Holzschnitt auf die Erfindung des Schiesspulvers. Von Jos. Mor. Wagner in Wien. Nachweis, dass ein in S. 176 des Anzeigers von 1856 besprochener satirischer Holzschnitt aus Joh. Stumpffs Schwytzer Chronika Zürich 1554 genommen ist; ein Werk, das auch sonst viel Beachtenswerthes bietet.

Nienburger Bruchstück zur Geschichte der Lausitz. Von Oberlehrer F. Kindscher in Zerbst. — Auf der Bibliothek des Herzogl. Francisceums zu Zerbst befindet sich ein Pergamentfoliant, enthaltend Gregors Moralien vielleicht im 10. Jahrhundert in Italien geschrieben. Unmittelbar unter dem Buchdeckel sind geschichtliche Bemerkungen eines Nienburger

Mönchs aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts aufgezeichnet, die hier mitgetheilt werden.

Alte Schweizer Kalender. Von Emil Weller in Zürich. Mittheilung von den im März 1858 in einem ehemaligen Druckzimmer der alten Froschau aufgefundenen Kalenderblättern aus dem 16. Jahrhundert, die an die Wand geklebt wurden und bildliche Darstellungen nebst Reimsprüchen, Fabeln etc. enthielten.

Die Bader, Truckenscherer und Wintuser zu Ulm. 1470. Von Dr. Roth von Schreckenstein. Ein für die Geschichte der Heilkunde nicht uninteressanter Rathsbeschluss im Archiv der ehemaligen Reichsstadt Ulm.

Die Scherergasse in Nürnberg. Von Dr. Loehner in Nürnberg. Nachricht aus dem 15. Jahrhundert über einen später in Vergessenheit gerathenen Namen Scherergasse. Die Läden der Tuchscherer waren stätisches Eigen und gehörten unter das Zinsmeisteramt

Siegel mit Jahreszahlen. Von Dr. Märcker, Geh. Archiv-Rath in Berlin. Ergänzung zu einer Notiz in Nro. 7 des diesjährigen Anzeigers durch Abbildung eines Siegels des Landgrafen Johann zu Leuchtenberg aus d. J. 1368.

Zur deutschen Sittengeschichte. Von Dr. Söltl in München. Auszug aus dem Testament der Pfalzgräfin Margaretha, Gemahlin des Kurfürsten von der Pfalz aus d. J. 1488.

War Worms der Sitz eines Erzbischofs? Von J. Hohenreuther in Worms. Einige Materialien zu der noch nicht entschiedenen Differenz, ob zu Worms Erzbischöfe oder Bischöfe residirt haben.

Zur Geschichte des grossen Städtekrieges. Von Dr. Freih. Roth von Schreckenstein. Abdruck einer Urkunde vom 23. April 1372. Dieselbe befindet sich im Stadtarchiv zu Ulm und giebt einen nicht unerheblichen Beitrag zur Signatur jener merkwürdigen Zeit.

Lied auf den Krieg des Markgrafen Albrecht mit Nürnberg und den Fränkischen Bischöfen 1554. Mitgetheilt vom Stadtbibliothekar Lützelberger in Nürnberg. Der Herausgeber vindicirt dieses noch nicht gedruckte in mancher Beziehung interessante Gedicht von 34 fünfzeiligen Strophen einem Joh. Ketzmann, der es wenigstens gesehrieben hat.

Neu aufgefundene Actenstücke zur Kunst- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Bericht über einige in Nürnberg aufgefundene Actenstücke, die für Kunst- und Kulturgeschichte, besonders in Bezug auf Albrecht Dürer von Wichtigkeit sind. Ein Manuscript ist durch Geschenk in den Besitz des Museums gelangt. Es ist dies ein „Inventarium aller uber weiland des Erbarn unnd Ehrnvesten Willibalden Im Hofs des Eltern Burgers vnd genanten des grösern Raths alhie zu Nürmberg seeligen Verlasner Haab und Güetere aufgericht Im Jar 1580.“ Es besteht aus 26 Foliobogen, von denen gegenwärtig die beiden letzten Blätter fehlen.

Bemalte Holzschüssel des 15. Jahrhunderts. Nebst Abbildung. Die Schüssel ist 2′ 10″ gross; in der Mitte thront ein König und über seinem Haupte ist ein fliegendes Band mit einer Aufschrift. Umher auf dem breiten platten Rande sind 16 Narren oder Schälke abgebildet, die Bandrollen und ähnliche Inschriften in Versen zu ihren Füssen haben. Das Ganze erinnert sogleich an das im 16. Jahrhundert so ausgebildete Schalks- und Narrenwesen und dessen Spiele, bei denen diese Schüssel vielleicht gebraucht wurde.

Die Abstammung des Astronomen Herschel. Vom Archivar Herschel in Dresden. Da die drei in deutscher Sprache geschriebenen dem Verfasser bekannten Biographieen nur das Datum der Geburt Herschels (den 15. Novbr. 1728 zu Hannover) angeben, ohne über die Herkunft der Familie Etwas hinzuzufügen, so wird hier nach einer Familientradition berichtet, dass im 17. Jahrhundert drei Gebrüder Herschel durch die östreichische Gegenreformation aus ihrer Heimat Mähren vertrieben wurden und sich im Sächsischen ansiedelten. Von dort wendete sich der Stammvater des Astronomen nach Hannover.

Meister Hans Felber von Ulm. Von Prof. Dr. Hassler in Ulm. In Bezug auf die Aufforderung des Rector Lochner in Nro. 8 des Anzeigers von 1858 macht Dr. Hassler Mittheilung aus älteren Urkunden v. J. 1424 und folgd. Danach ist Hans Felber nicht bloss Stück- und Kanonengiesser, sondern nach einer Urkunde von 1426 mehr als Inspector oder Director des Giesswesens zu betrachten. Dass er mit dem Architekten „Hans von Ulm" identisch sei, ist höchst wahrscheinlich.

Zur Bedeutung des Titels „Herr" im Mittelalter. Von Dr. Freih. Roth v. Schreckenstein. Anfrage des Dr. Roth v. Schreckenstein, wie es komme, dass die Juden, die im Mittelalter bekanntlich missachtet wurden, in Urkunden von 1314 einen Titel erhalten, der um jene Zeit eine Prärogative des hohen Adels, hoher Magistratur etc. zu sein pflegte. Erhielten die vier Meister den Herrentitel in der Urkunde etwa in ihrer Eigenschaft als Vorstände der Synagoge?

Die alten Gewerksrollen zu Greifswald. Von Dr. Prof. Kosegarten zu Greifswald. — Zur festen Begrenzung der Innungen war es nothwendig, die Gebiete derselben genau zu bestimmen. Prof. K. theilt in niederdeutscher Sprache geschriebene Urkunden der Art aus dem 13 — 15. Jahrhundert mit und fügt jeder eine Uebersetzung einiger technischen oder im Hochdeutschen unverständlichen Wörter bei.

Die grossen silbernen Geldstücke des Mittelalters. Von Rechnungsrath Schlickeysen. Mittheilung über die im Mittelalter gebräuchliche Art, gegossene Markstücke, die mit dem Stempel einer Stadt versehen waren, — deshalb „geteknete mark" genannt, — als grössere Silbermünze zu gebrauchen. Herr Schl. fügt dieser Notiz eine Beschreibung der Markstücke und Mittheilung von zwei Auffindungen solcher in neuester Zeit bei.

Ein Reitersiegel der Familie Thumb von Neuburg. Von Dr. Roth von Schreckenstein. Ausser der Beschreibung des Siegels genannter Familie wird aus einigen Urkunden des 14. Jahrhunderts der Herrenstand derselben dargethan.

Dr. Sachse.

Englische Grammatik in Beispielen von Dr. Carl van Dalen. Berlin. Nicolaische Buchhandlung. (G. Parthey.) 1860.

Der Thatsache gegenüber, dass selbst namhafte englische Grammatiken, um von werthlosen Compilationen gar nicht zu reden, den Leser in einzelnen Fällen in Stich lassen, oder dass sie uns Behauptungen hinwerfen, für deren Annahme oder Zurückweisung wir einzig auf unser grösseres oder minderes Zutrauen zu dem Verfasser angewiesen sind, ist das vorliegende Buch von van Dalen wie ein Labetrunk aus einer frischen Quelle. Es giebt uns nichts, als Beispiele und überlässt es den englischen Autoren selbst, uns in der englischen Grammatik zu unterrichten; er beobachtet und

sammelt, er selbst schweigt schonungslos, da wir von ihm doch selbst hin und wieder bei doppelten Formen, bei schwankendem Gebrauche eine Entscheidung hören möchten. Er enthält sich jedoch derselben grundsätzlich, da er nicht lehren will, sondern die Autoren zu Lehrern macht.

Erkennen wir nun von vorn herein den überaus grossen Fleiss des gelehrten Verfassers hiemit dankbar an. Sammeln ist eine mühselige Arbeit, über die mancher geistreiche Kopf die Nase rümpft, und doch muss die Arbeit geschehen. Wünschen wir uns Glück, wenn wir es mit einem fleissigen und gewissenhaften Arbeiter zu thun haben. Diese Gewissenhaftigkeit bezeugen dem Verfasser alle die Autoren, die er hinter einem jeden seiner Beispiele citirt hat.

Ein denkender Mensch sammelt nun nicht, ohne seine Sammlungen zu classificiren; auch er systematisirt von vorn herein. Dies hat denn auch der Verfasser gethan und zwar so, dass er sich, wie er in der Vorrede sagt, keiner vorhandenen Grammatik anschliesst, worin er einen Vorzug seines Buches zu sehen scheint, worin wir nur eine Eigenthümlichkeit desselben sehen, da wir ihm bekennen müssen, dass wir nicht immer ohne Schwierigkeit die für streitige Punkte nöthige Aufklärung aus seinem Buche zu schöpfen vermochten; jedoch möchte dies mehr an Mangel an Gewohnheit, also an uns, nicht an ihm liegen. Denn zur Orientirung dient dem Leser ein die Seiten IX — XX füllendes, sehr genaues, Hauptabschnitte und Abtheilungen wie Unterabtheilungen durch Einrückungen des Drucks auch äusserlich sehr übersichtlich bezeichnendes Inhaltsverzeichniss, das uns im Ganzen eine Eintheilung nach Wortclassen zeigt, wie sich denn überhaupt das Syntaktische eng an die betreffenden Formen bindet.

Wenn jedoch der Fleiss des Verfassers die grösste Anerkennung verdient, so ist andrerseits nicht zu läugnen, dass dieser Fleiss mitunter vergeudet wird. So hätte für die §§., die sich mit der Flexion des Verbums beschäftigen, der dritte Theil der angeführten Beispiele vollständig ausgereicht. Dasselbe lässt sich von §. 573, Bildung des Adverbs durch by, §. 323 Plural des Substantivs etc. etc. sagen. Diese Partieen leiden an einer Ueberfülle von Belegen. Und wenn wiederum die Selbstständigkeit des Verfassers uns als eine auf diesem Gebiete nicht gar zu häufige schriftstellerische Tugend entgegentritt, so ist doch diese Selbstständigkeit von einer gewissen Art von Eigensinn nicht freizusprechen. Denn der Verfasser hätte hin und wieder eine Lücke ausfüllen können, hätte er die in früheren Werken über englische Grammatik gegebenen Beispiele benutzt und einer Revision unterworfen. Man muss der Mehrzahl der Verfasser englischer Grammatiken vorwerfen, ihre Vorgänger zu unselbstständig benutzt zu haben. Hier tritt der ungleich seltenere Fall ein, dem Verfasser vorwerfen zu müssen, dieselben im Gefühle und Bestreben der Selbstständigkeit zu wenig ausgebeutet zu haben.

Dass hie und da keine oder nicht umfangreiche Auskunft über diesen und jenen Punkt ertheilt wird, soll kein Vorwurf für den Verfasser sein — es wäre überdies ein sehr billiger, da er auf jeden Verfasser jedes Buches passen möchte, — er soll vielmehr eine Aufforderung an die Leser des Buches sein, wünschenswerthe Ergänzungen, instructive Beispiele aus der eigenen Lectüre dem Verfasser zugehen zu lassen. Dass diesen Einsendungen ein freundlicher Empfang und eine billige Erwägung wird, weiss Refer. aus eigener Erfahrung zu bestätigen.

In welcher Weise sich das Buch für den Unterricht verwerthen lässt, wird den Freunden der heuristischen Methode, deren sich der Verf. seit Jahren befleissigt und der auch dies Buch seinen Ursprung verdankt, ohne Weiteres einleuchtend sein. Selbst da, wo diese Methode nicht eingeführt ist, wird das Buch als Beispielsammlung und Ergänzung der Grammatik recht gute Dienste leisten. Vor allen Dingen empfehlen wir es aber jedem Lehrer. Ihm bietet es Stoff zu Exercitien und grammatischen Uebungen und Aus-

kunft über viele Punkte, selbst der Formenlehre, die in vielen Grammatiken unklar und dunkel bleiben. Beispielsweise möge auf §§. 136 — 164, Participium perfecti und §§. 370 und 397, Wortbildung, verwiesen werden.

G. Büchmann.

Von der Bedeutung der Sanskritstudien für griechische Philologie. Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres einhundert und ersten Stiftungstages im März 1860 von Dr. Wilhelm Christ, ausserordentl. Mitgliede der philos.-philolog. Classe der k. Akademie der Wissenschaften.

Dass die Sanskritstudien nicht nur für die griechische Philologie, sondern auch für die moderne Philologie, die theilweise aus der alten hervorgegangen ist, von grosser Bedeutung sind, wird Niemand bestreiten, der dem vergleichenden Sprachunterrichte huldigt. Da nun diese Zeitschrift dem vergleichenden Sprachstudium besonders ihre Aufmerksamkeit schenkt, so glauben wir auch hier über eine Rede berichten zu können, welche zunächst nur die griechische Philologie im Auge hat.

Der Festredner Dr. Christ ist ein geborner Nassauer, welcher seine Universitätsstudien in München und Berlin machte und durch seine gediegene Kenntniss die Aufmerksamkeit eines v. Thiersch u. A. so auf sich zog, dass er als Lehrer an d. Maxim. Gymnasien gewonnen wurde. Kurze Zeit nach seinem Eintritt in den baier. Staatsdienst wurde er zum Mitgliede der k. Akademie ernannt und durch seine „Grundzüge der griechischen Lautlehre" hat er sich der philolog. Welt rühmlichst bekannt gemacht.

In der Festrede geht Dr. Christ von dem Satze aus: die oberste und höchste Aufgabe der Wissenschaft ist es, von dem, was ist und geschieht, den Grund zu erforschen; demnach hat auch die Geschichte nicht blos den Verlauf der politischen und geistigen Entwickelung der einzelnen Völker zu ermitteln, sondern auch die Grundzüge zu erforschen, die in den einzelnen Fällen eine bestimmte Entwickelung hervorgerufen haben; hierauf geht der Redner auf den Einfluss über, den das römische Wesen auf die Entwickelung sämmtlicher modernen Staaten Europa's geäussert hat, zeigt aber auch, dass das Griechenthum auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Römer, besonders auf die Entwickelung ihrer Literatur entscheidend eingewirkt hat. Von selbst wirft sich daher die Frage auf, durch welchen Einfluss die hellenische Entwickelung bedingt und gefördert worden ist. Der Redner beantwortet diese Frage, indem er Kleinasien, Phönizien und Aegypten als die alten Culturstaaten bezeichnet, welche dem frisch aufkeimenden hellenischen Culturleben manche Nahrung zugeführt haben. Zur gründlichen Beantwortung der Frage hat jedoch die vergleichende Sprachforschung den besten Weg vorgezeichnet, welche evident darthut, dass das Griechische ein Zweig des grossen indogermanischen Sprachstammes ist und dass es mit dem Sanskrit in näherer Beziehung als irgend eine andere der europäischen Schwestersprachen steht.

Um nun die Bedeutung des Sanskrit für die Erkenntniss des Griechischen im Einzelnen zu beleuchten, hebt der Redner in allgemeinen Umrissen die Theile der griechischen Sprache hervor, die auf diese Weise Licht und Klarheit erhalten haben.

Zuerst ist durch die Kenntniss der Sanskritsprache eine sichere Erkenntniss über die Natur der griechischen Laute und die Gesetze ihrer Verknüpfung gegeben worden.

Zweitens hat die Etymologie, welche den materiellen Inhalt, die geistigen Ideen, die sich in jenen Lauten und Lautcomplexen gleichsam verkörpert

haben, eine sichere Grundlage und einen festern Ausbau erhalten. Wenn auch durch Nachweis des gleichen Wortes im Sanskrit noch nicht der Ursprung gegeben ist, so wird doch durch Beispiele nachgewiesen, dass sich durch das Sanskrit derselbe leicht und sicher nachspüren lässt.

Durch Anfügung der Nominal- und Verbal-Suffixe haben die Stämme eine conkrete Gestalt und bestimme Bedeutung angenommen, aber diese fest ausgeprägten Worter wurden wiederum zur Bezeichnung der Verhältnisse des Ortes, der Zeit, des Grades in der Deklination, Conjugation und Comparation abgewandelt, welche Abwandlungen in dem speciell sogenannten etymologischen Theil der Grammatik abgehandelt zu werden pflegen. Aus der genauen Uebereinstimmung der zum Ausdruck der Casus, der Gradsteigerungen, der Tempora und Modi verwandten Suffixe hat man am sichersten auf die Verwandtschaft des Griechischen mit den übrigen Zweigen des arischen Stammes und auf die enge Beziehung desselben zum Sanskrit geschlossen.

Aber nicht nur in der Form stimmen die Deklinationen und Conjugationen des Griechischen mit denen des Sanskrit im Wesentlichen überein, sondern auch in der Anwendung und in dem syntaktischen Gebrauche jener Formen haben beide Sprachen überraschende Aehnlichkeiten. Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass die Kenntniss des Sanskrit zum Verständniss der griechischen Sprache von den Lautgesetzen an bis zur syntaktischen Fügung von Wichtigkeit ist. Weniger Aufschluss giebt es über die specielle hellenische Culturentwickelung; dessen ungeachtet sind diese Forschungen von grosser Bedeutung für die griechische Philologie; der Redner weist hier auch die Quellen nach, aus denen die bezüglichen Kenntnisse zu schöpfen sind.

Dr. Gutbier.

Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur. Unter besonderer Mitwirkung von Ferdinand Wolf, herausgegeben von Dr. Adolf Ebert. Berlin 8°. Ferd. Dümmlers Verlag & A. Ascher & Comp.

Seit dem Anfang des vorigen Jahres erscheint dieses Jahrbuch in regelmässigen Quartalheften. Unter seinen Mitarbeitern, die es in Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Italien hat, besitzt es die auf dem Felde der englischen und romanischen Sprachforschung und Literatur bedeutendsten Namen. Ueber die jetzt vorliegenden sechs Hefte, (die vier ersten bilden Band I,) soll hier in Kürze berichtet werden. —

Ein französisch geschriebener Aufsatz von Edélestand du Méril über das Leben und die Werke des Reimchronikers Wace eröffnet den ersten Band. Es werden darin der Name und die Lebensumstände des Dichters erörtert und seine Werke: La Conception Nostre-Dame, Vie de St. Nicholas, le Roman de Brut und le Roman de Rou besprochen. Bemerkenswerth ist, dass du Méril gegen die allgemeine Ansicht die Unabhängigkeit des Brut von der Chronik des Gottfried von Monmouth nachweist, und ihn vielmehr aus kymrischen Quellen schöpfen lässt, was selbst aus dem Titel seines Werkes hervorgeht; denn in allen Manuscripten lautet derselbe nicht, wie er nach le Roux de Lincy's Conjectur allgemein ausgesprochen wird, Roman de Brut d. h. Roman vom Brutus, sondern Roman du brut, d. h. also, da brut im Kymrischen Histoire bedeutet, Romanische Uebersetzung der britischen Sagen. So nennt Robert de Brunne seine altenglische Uebersetzung der kymrischen Ueberlieferungen: The Brut, so Layamon seine mittelsächsische Bearbeitung unsres Dichters u. s. w.

Der zweite Aufsatz, einer der bedeutendsten des Jahrbuchs, ist vom Herausgeber und behandelt die englischen Mysterien mit besonderer Berücksichtigung der Towneleysammlung. Die zwei Hauptverdienste dieses Aufsatzes sind, a) dass darin zum ersten Male ein anschauliches Bild von der Inscenesetzung der Mysterien entworfen wird, b) dass darin der Unterschied zwischen den englischen und französischen Mysterien erörtert und die Unabhängigkeit der ersteren von den letzteren nachgewiesen wird. Es wird an den englischen Mysterien gerühmt a) die grössere Einheit der Handlung. Himmel, Hölle und Erde erscheinen selten zusammen, was im ausgebildeten französischen Mysterium dagegen sogar Regel ist, b) die grössere Individualisirung in der Zeichnung der Charactere, c) die nationale Färbung, der Verfasser sagt, der Anglicismus der Charactere, d) die bis in's Einzelnste durchgeführte Handwerksthätigkeit der Spielenden, die ja Handwerker waren. Ich schreite nun zu einer näheren Darlegung des Gesammtinhalts des Aufsatzes. Die Mirakelspiele, von Anfang an eine Sache des Cleras und der Laien, da sie die Schutzheiligen der einzelnen Zünfte verherrlichten, emancipirten sich zuerst von der Kirche, erst nach ihnen die Mysterien. Sie wurden von einzelnen Zünften aufgeführt. Die einzelnen Spiele wurden an grossen kirchlichen Feiertagen zu Collectivmysterien verbunden, die mit der Schilderung der Schöpfung begannen und die Hauptmomente der biblischen Geschichte darstellend, mit dem jüngsten Gerichte abschlossen. Es folgt, aus den drei vorhandenen Sammlungen zusammengestellt, eine Inhaltsübersicht der einzelnen Spiele, die sich demnach auf 30—40 beliefen. Die einzelnen Spiele, pageant, lat. pagina genannt, wurden von den einzelnen Zünften gespielt. Die einzelnen Spiele fielen nun immer derjenigen Zunft zu, die handwerksmässig dabei besonders betheiligt war, das Spiel der heiligen drei Könige den Goldschlägern wegen der drei goldenen Kronen, die Fusswaschung den Wasserträgern, die Hochzeit von Cana den Weinhändlern, der Bau der Arche den Zimmerleuten, die Kreuzigung den Nagelschmieden u. s. w. — Die Schauspieler wurden bezahlt je nach der Grösse der Arbeit, Pilatus bekam 4 Schilling, Christus 2, der Teufel und Judas zusammen 18 pence. — Es folgt eine Schilderung des Kostüms, das sich an bemalte kirchliche Sculpturen anlehnte. Christus trug einen Rock von weissem Schafleder mit Aermeln, die in Handschuh ausliefen, rothe Sandalen und eine goldene Perrücke, die Hohenpriester das bischöfliche Ornat, die Henker Jacken von schwarzer Steifleinwand, Pilatus einen grünen Mantel und, was noch unerklärt ist, eine lederne Keule mit 16 ledernen Bällen u. s. w. Eine solche Keule ist noch jetzt vorhanden. (Sollte nicht in den Bällen, pilae, eine Anspielung auf den Namen Pilatus enthalten sein?) Einzelne Rollen, die des Teufels und des Herodes wurden maskirt gespielt. Die verschiedenen Scenerien wurden auf verschiedenen, von einander unabhängigen Bühnen dargestellt, die weiter geschafft werden konnten, so dass also, war das erste Spiel vor dem Haus des Bürgermeisters zu Ende, das zweite Gerüst vorfuhr, während das erste sich vor das Haus des ersten Aldermann begab u. s. w. (In Frankreich dagegen bestand die eine Bühne aus mehreren Etagen.) Die Verfasser, respect. Bearbeiter waren Geistliche und bekamen Honorar. — Hienach lässt Ebert eine eingehende Analyse der Towneleymysterien folgen. Wie sich in diesen Scherz mit Ernst mischt, um die Aufmerksamkeit des Publikums rege zu erhalten, mögen die beiden in unsrer Darstellung vereinigten Schäferspiele zeigen, die zwischen der Begrüssung Maria's durch Elisabeth und der Verehrung der Magier mitten inne liegen.

Zu drei Schäfern gesellt sich Mak, ein berüchtigter Schafdieb. Er klagt ihnen seine Noth, weil seine Frau alle Jahr ein bis zwei Kinder gebäre. Die für ihre Heerden besorgten Hirten nöthigen ihn, sich zwischen sie zu legen. Bald sind sie jedoch tief eingeschlafen. Da steht Mak leise auf, stiehlt den fettesten Bock, bringt ihn in das auf der Bühne selbst vorgestellte Haus seiner Frau kehrt zurück, und legt sich unter die Schäfer. Diese er-

wachen, der eine mit den Worten: Resurrex a mortruis (sic), der zweite, indem er rühmt, wie ihn der Schlaf erquickt; der dritte hat einen bösen Traum gehabt, Mak habe ihm ein Schaf gestohlen. Mak aber liegt tief schnarchend da, muss aufgerüttelt werden, und theilt mit, ihm habe geträumt, seine Frau habe schon wieder gegackert und einen Knaben gezeugt. Er bittet die Schäfer, ihn zu untersuchen, damit er gar nichts mitnähme, eilt nach Hause und befiehlt seiner Frau, den gestohlenen Bock in die Wiege zu legen. Bald überzeugen sich die zurückgebliebenen Hirten, dass ihnen ein Schaf fehlt; sie begeben sich nach Mak's Wohnung, suchen und finden nichts, bis einer von ihnen beim Abschied den Neugeborenen zu sehen wünscht. Wem fällt hierbei nicht der avocat Pathelin ein! Da entdeckt er seinen Bock. Naiver Weise will auch jetzt noch Mak seine Vaterschaft vertheidigen; umsonst! er wird geprellt. Als sich die Schäfer erschöpft von ihrer Anstrengung niedersetzen, erscheint ein Engel: Gloria in excelsis singend. Nach einem komischen Intermezzo, veranlasst durch den schwachen Versuch eines der Hirten, den himmlischen Gesang nachzuahmen, ziehen sie dem Sterne nach zur Geburtsstätte und preisen das Gotteskind in naiv komischer Weise mit Ausraufen wie: Heil, du kleiner dünner Flederwisch. Heil, du kleiner Milchtunker. — Der Aufsatz schliesst mit Erörterung des Verhältnisses zwischen Mysterien und Moralitäten, und weist die Ansicht zurück, als hätten sich letztere aus den ersten entwickelt.

Die folgenden Aufsätze sind: Der Troubadour Cercamon von Mahn. Dieser Dichter gehört zu den ältesten Troubadours; seine volksthümlichen Dichtungen sind nicht mehr erhalten. Als Proben seiner höfischen Poesie werden vier Lieder mit einer Uebersetzung in Prosa mitgetheilt; eins findet sich bereits im Parnasse Occitanien, die drei andern sind vom Verfasser aus Pariser Handschriften gezogen. — Die Reimkunst der Troubadours von Bartsch, dem bekannten Verfasser des provenzalischen Lesebuchs. — Ein französisch geschriebener Aufsatz von Paulin Paris über die von Francisque Michel herausgegebene Chanson: Reise Carls des Grossen nach Jerusalem und Constantinopel. — Ueber den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern in der neuesten Zeit von Ferdinand Wolf. Der Aufsatz hebt die hohe Bedeutung der in Spanien und Frankreich hochgeschätzten, jetzt auch bereits nach Deutschland Einlass findenden pseudonymen Schriftstellerin Fernan Caballero hervor. Sie heisst Cäcilie Arrom, ist 1797 zu Morges in der Schweiz geboren und eine Tochter Böhl de Faber's. Vergl. einen Aufsatz von P. Heyse im Maiheft 1858 des Literaturbl. zum Stuttgarter Kunstblatt, S. 65 ff. J. N. Böhl de Faber und seine Tochter Cäcilie. Der Verfasser schliesst mit einem Anruf an die deutschen Uebersetzer, die Werke dieser bedeutenden Schriftstellerin in's Deutsche zu übertragen, (womit bereits der Anfang gemacht ist.) Siehe übrigens Magazin des Auslandes vom dritten December 1859. — In dem nächsten Aufsatz giebt Lemcke einen Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Literatur und der erzählenden Dichtung in Italien. Von Zeit zu Zeit erscheint nämlich kometenartig ein Buch auf Pariser oder Londoner Auctionen, wird mit Gold aufgewogen und verschwindet dann wieder. Dies seltene Buch ist das Libro dell' Origine dei volgari proverbii von Aloise Cintio dei Fabrizii. Es enthält 45 Erzählungen in terze rime, deren jedesmaliger Titel ein Sprichwort ist, das aber sehr selten in einem leidlich vernünftigen Bezuge zu der folgenden Erzählung steht. Die Tendenz ist, ein möglichst krasses Bild menschlicher Verruchtheit zu geben. Der Cynismus der Schilderung und des Ausdrucks übersteigt alle Grenzen; der Dichter ist unerschöpflich in Schimpfwörtern für das sesso perverso e infame der Frauen und die rea canaglia der Geistlichen. Andre Erzählungen sind ganz albern und Versificirungen von Venediger Stadtklatsch, wie sie nach Lemcke bis in die neuere Zeit in Venedig gebräuchlich gewesen sind; das Buch wurde auf Befehl Clemens des Siebenten verbrannt. Von des Verfassers Person ist wenig mehr bekannt, als dass er Dr. der Medizin in

Venedig war. Lemcke schildert nach einem Exemplar der Wolfenbüttler Bibliothek den Charakter des Buches und giebt eine Inhaltsübersicht der einzelnen Erzählungen. — Es folgt Notice sur Doon de Mayence, ein französisch geschriebener Aufsatz von Alexandre Pey. Er enthält eine gedrängte, sehr hübsch geschriebene Inhaltsangabe eines bis vor Kurzem noch unedirten, in drei Manuscripten vorhandenen, altfranzösischen Romanes aus dem Carlovingischen Sagenkreise, der jetzt unter Guessard's Leitung in den Anciens poètes de la France erschienen ist. Der Roman enthält zwei Theile, deren erster 6038 Verse, die jeunesses Doolin besingt; der zweite hat 5467 Verse. Leider fehlt der Raum, diesen an naiven Zügen reichen Roman hier eingehender mitzutheilen. Der Inhalt ist jedoch ganz verschieden von dem der bis jetzt bekannten Doonromane. (Auch verdient der Name des Helden eine Besprechung, der überall, wo er als Satzsubject auftritt, nicht Doon, sondern Do ist, daher auch der Titel eigentlich Do de Mayence lauten müsste. Eigennamen unterschieden suj. und rég. im Altfranzösischen häufig durch die Endung on, Othes, Othon, Hues, Hujon, Gui, Guion. — Doolin endlich ist eine durch Dissimilation entstandene Diminutivform für Doonin wie orphelin für das in Kellers Romwart vorkommende orphenin, welches selbst wieder für orphin (phain) steht.)

Der folgende, französisch geschriebene Aufsatz ist von demselben Verfasser. Es wird darin nachgewiesen, dass die Aeneide von Heinrich von Veldeecke dem Roman d'Eneas de Benoit de Sainte-More nachgebildet, ja an vielen Stellen wörtlich daraus übersetzt ist, wodurch eine früher ausgesprochene Vermuthung Ettmüller's bestätigt wird. — Der nächste Aufsatz: die spanischen Sprichwörter, als Element der Verskunst betrachtet, von Amador de los Rios ist ein Abschnitt der noch ungedruckten Historia critica de la literatura española des Verfassers. —

Es folgt, von Tobler mitgetheilt, ein altfranzösisches dit, le dit du magnificat von Jean de Condé. Dieses dit ist einer Handschrift der catanatensischen Bibliothek in Rom entnommen. Keller hat in seiner Romwart der altfranzösischen Manuscripte dieser Bibliothek nicht Erwähnung gethan. Diese Handschrift enthält den Roman von der Rose und 37 kürzere Gedichte, die von Tobler grösstentheils copirt worden sind, und von denen er eins im letzten Hefte des Herrig'schen Archiv's mitgetheilt hat. 21 Gedichte gehören mit Sicherheit Johann aus Condé im Hennegau an. Tobler stellt zuerst die aus den Gedichten selbst zu entnehmenden Lebensumstände des Dichters zusammen, giebt dann eine Inhaltsangabe von 20 Gedichten und theilt den altfranzösischen Text des 21. in 470 Zeilen mit. Der Inhalt ist derselbe, wie Strickers Königin im Bade und folgender. Ein gerechter und wohlthätiger, aber sehr stolzer Fürst, König von Sicilien, Bruder der Könige von Baiern und Arragonien hört einst in der Kirche den Vers: deposuit potentes de sede und verbietet den Priestern, diesen Vers jemals wieder zu lesen, da er so mächtig sei, dass ihm weder Gott noch ein Mensch schaden könne. Dafür straft ihm Gott also. Als er in's Bad geht, schickt Gott einen Engel in Gestalt des Fürsten in das Vorzimmer, der sich dort des Königs Ornat anzieht und mit dem Hof zur Jagd zieht. Unterdessen ist der in einen alten Mann verwandelte König aus dem Bade gestiegen und ruft nach den Dienern, um ihn anzuziehen. Diese, von der Jagd zurückgekehrt, sind über den frechen Bettler ergrimmt. Sie verhöhnen und schlagen ihn. Niemand nimmt ihn auf oder will ihm ein Almosen reichen. Da verlässt er sein Reich und zieht hülfesuchend nach Aragonien und Baiern zu seinen Brüdern. Diese aber erkennen ihn nicht und weisen ihn schnöde ab. So kehrt er wieder in sein Reich zurück und setzt sich zu den Bettlern vor das königliche Schloss. Allen werden Gaben gereicht, nur ihm nicht. Er bricht darüber in Thränen aus. Jedoch war er nur übergangen worden, weil der das Land verwaltende Engel ihn aus dem Fenster erblickt und dem Almosenier aufgetragen hatte, ihn vor sich zu rufen. Der Engel theilt ihm mit, dass Gott ihm wegen seiner

Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit seine Sünde verziehen habe und giebt ihm seine Würde wieder.

In aller Kürze folgt hier eine Aufzählung der vier Aufsätze des Heftes Januar bis März 1860. Zur Geschichte der romantischen Poesie von Felix Liebrecht, die Verwandtschaft der bei verschiedenen Völkern umlaufenden Sagen gleichen Inhalts besprechend, des spanischen Dichters Virue Leben und Werke von Münch-Bellinghausen, der erste historische Roman im spanischen Südamerika Amalia por José Mármol von Ferdinand Wolf, das Neueste zur Ossian-Frage von Dr. Heller. — Ausserdem sind noch zwei höchst werthvolle Beigaben eines jeden Jahrgangs zu erwähnen. Diese bestehen 1) in Jahresberichten über die verschiedenen Nationalliteraturen; den italienischen lieferte Justus Grion in Padua, den französischen in französischer Sprache Gaston Paris, den englischen H. B. in London; der spanisch-portugiesische, den Millan y Caro in Madrid übernommen hatte, ist diesmal ausgeblieben. 2) in einer ausgezeichneten Bibliographie des verflossenen Jahres, in folgenden Abschnitten: Zur französischen, zur englischen, zur italienischen, zur spanischen, zur portugiesischen, zur allgemeinen Literaturgeschichte, Philologie, Kulturgeschichte. Diese Zusammenstellung verdient um so grösseres Lob, als die bibliographischen Hülfsquellen und Indexe mancher Länder, wie Italiens, noch höchst mangelhaft sind. Ebert giebt nicht blos den Titel an, sondern fügt, wo er selbst zu urtheilen vermag, seine eigene Meinung über das angeführte Werk an, oder entlehnt anerkannten Zeitschriften ein Urtheil über solche, die ihm selbst noch nicht zu Gesichte gekommen sind.

Auch über die beigefügten Kritiken und Miscellen lässt sich nichts als Löbliches sagen. Nur beispielsweise erwähnen wir einer Kritik der Etudes historiques sur les Clercs de la Bazoche par Adolphe Fabre von Ebert (erster Jahrgang, S. 230), in welcher eine kurze Geschichte der Bazoche gegeben wird, ferner einer Besprechung der zweiten Ausgabe der Grammatik von Diez von Delius (erster Jahrgang, S. 350). Von den Miscellen heben wir beispielsweise „Spanische Miscellen" von Helfferich (erster Jahrgang S. 426) und über den Schlachtenruf: „Real, real" von Liebrecht (zweiter Jahrgang S. 120) hervor.

Die besprochene Zeitschrift wird der in ihr vertretenen Wissenschaft neue Freunde gewinnen: dafür bürgt die überraschende Reichhaltigkeit ihrer bisherigen Leistungen, dafür bürgen die Namen ihrer Mitarbeiter. Sie gewährt ausserdem den Nebenvortheil einer ansprechenden, französischen Lecture. — Druck und Papier sind gut, der Preis, 3 Thaler für den Jahrgang, überaus gering.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Beitrag zur Dialekt - Forschung in Nordböhmen. Von Ignaz Petters. Progr. des Gymn. zu Leitmeritz. 1858.

Die Mundart Nordböhmens, von der uns hier Proben mitgetheilt werden, ist eine mitteldeutsche. Der Vf. zeigt sich mit den Dialektforschungen wohl vertraut und bezieht sich überall auf die Arbeiten von Grimm, Weinhold, die Frommannsche Zeitschrift etc., folgt auch in der Bezeichnung der Laute Weinhold. Er gibt Proben aus den Buchstaben A bis L. Von Einzelnen sei bemerkt, dass das niederd. Fem. bache auch im mitteld. Nordböhmen Fem. ist, dass bis als Imp. von sein vorkommt, dass êne galêre ist = egal (niederd. eingal), und dass man aus dem Nordböhmischen sogar schriftdeutsch gemacht hat „eingelb." Das Wort sich abeschern = sich abmühen ist der Vf. geneigt von Esche abzuleiten, in welchem Worte er die heftige Bewegung findet. Grête als Frauenzimmer überhaupt ist nicht blos mitteldeutsch, sondern auch ober- und niederdeutsch. Zu kaviller = Schinder sei bemerkt, dass im Niederd. Filler die allgemein übliche Bezeichnung ist. Interessant ist, dass sich für Bergabhang noch das alte Leite erhalten hat. — Möge der Verf. seine Mittheilungen fortsetzen!

Beitrag zur Behandlungsweise der Aesthetik in der obersten Gymnasialclasse. Von Thomas Hohenwarter. Progr. des Obergymn. zu Görz. 1858.

Da nach den Bestimmungen des österr. Gymnasialunterrichtsentwurfs die ästhetischen Hauptbegriffe bei uns nach der Lectüre den Schülern klar gemacht werden sollen, hat der Verf. zum Versuch, wie dies einzurichten sei, den Begriff des Erhabenen gewählt. Er will die Entwicklung des Begriffs anknüpfen an die Lectüre der Abhandlungen Schillers „über das Schöne und Erhabene" und Jean Pauls „über das Erhabene," die Idee der Grösse als die zunächst uns entgegentretende festhaltend, geht er über auf die Grundformen der Grösse, und bespricht demnächst das extensiv, das numerisch und das dynamisch Erhabene. Er zeigt, wie leicht die Ausdehnung die Idee der Unendlichkeit erwecken könne, und warum Alles, was der früheren Vergangenheit angehöre, das Gefühl des Erhabenen in uns errege. Wie das Massenhafte von der Dichtkunst in diesem Zwecke benutzt und sein Eindruck durch Zerlegung in Theile erhöht werde, zeigt er an einzelnen Bei-

spielen. Den Eindruck des dynamisch Erhabenen macht er an einzelnen Beispielen an Geschichte und Poesie klar. Das Ganze ist in einer für Schüler fasslichen Weise auseinandergesetzt.

Der Alexandriner, mit besonderer Rücksicht auf seinen Gebrauch im Deutschen. Von H. Viehoff. Progr. der höhern Bürgerschule zu Trier. 1859.

Wir erhalten in dieser Schrift einen sehr werthvollen Beitrag zur genauern Kenntniss des Alexandriners. Gegen die gewöhnliche Definition erklärt ihn, wegen der Entstehung aus der alten epischen Langzeile von acht Hebungen, der Verf. als einen ein- oder zweisilbig katalektischen jambischen Octonar mit einer einfüssigen Pause nach dem dritten Jambus, mit zwei festen Hebungen auf der sechsten und zwölften Silbe und mehreren beweglichen anderweitigen Hebungen (Wortaccenten). Weil in dem französischen Alexandriner der jambische Rhythmus innerhalb der Hemistichien durch widerstrebende Wort- und Satzaccente vielfach verdeckt ist, ist er leichter, schwebender als der deutsche. Seiner Natur nach entspricht er der Vorliebe der Franzosen für Antithesen, Vergleichungen und andere rednerische Figuren, er ist somit aus dem Volksgeiste hervorgegangen, und nicht mit Schiller zu sagen, dass er den Charakter der französischen Poesie bedingt habe. Die deutschen Dichter des 16. und 17. Jahrh. bauten den Alexandriner nach dem accentuirenden Princip; aber die in der Mitte und am Ende eintretenden rhythmischen Pausen, die wohl von den bei jeder Cäsur und am Versschlusse eintretenden Pausen zu unterscheiden sind, die daher zur Bildung kurzer, meist symmetrischer Sätze und Satzglieder zwingen, geben diesem Alexandriner den Charakter der Einförmigkeit. Daher schon früh Widerspruch, schon bei Drollinger, noch mehr beim Beginn der classischen Periode unserer Litteratur; dennoch bleibt er für die didaktische Poesie nicht ungeeignet und ist mit Glück von Rückert angewandt. Er ist aber modificirt auch für epische Gedichte von Freiligrath benutzt, indem nämlich durch das Uebergreifen der Worte in die zweite Hälfte der Einschnitt weniger bemerklich, sodann durch die Verbindung des Alexandriners mit andern Metren die Eintönigkeit gebrochen wird; der mit dem Alexandriner verbundene Vers ist überall der jambische Dimeter und zwar der akatalektische, welcher eine Pause nicht zulässt. Diese Freiligrathsche Strophenform hält der Verf. mit Recht für eine dankenswerthe Bereicherung unseres poetischen Formenschatzes; aber nur für den nachahmbar, der wie Freiligrath das Verdichten der poetischen Gedanken verstehe. —

Die Alliterationsperiode der deutschen Dichtung. Von Dr. J. Im. Schneider. Progr. des evang. Gymn. zu Bistritz in Siebenbürgen. 1858.

Mit Zugrundlegung der neuesten Forschungen über den vorliegenden Gegenstand bemerkt der Verf., dass die älteste Form der deutschen Dichtung die Alliteration gewesen sein müsse, wie aus den erhaltenen Namen, so wie aus der Form der ersten erhaltenen Gedichte erhelle. Er bespricht sodann die metrische Beschaffenheit der alliterirenden Gedichte, den Rhythmus, wobei er sich für die Abtheilung nach Langzeilen entscheidet, den Strophenbau und die Reimform, indem er für die verschiedenen Fälle der

Verknüpfung, die Dreizahl der Alliteration, die Alliteration von zwei und vier Anlauten und die Abweichungen von der Regel, wobei aber Verderbniss der Lesart anzunehmen ist, Beispiele beibringt. Was das Verhältniss der Senkungen betrifft, so hält er an den von Lachmann in der Abh. über althochdeutsche Betonung und Verskunst gefundenen Gesetzen fest. Weiter vom Uebergange vom Stabreim zum Endreim handelnd weist er die Alliteration an wenigen Beispielen aus der späteren Zeit nach; wie stark sie noch im Nibelungenliede hervortritt, hat bekanntlich O. Vilmar nachgewiesen. Zuletzt gibt der Verf. noch wenige Alliterationsspuren in der griech. und röm. Literatur. Die ganze Abh. zeugt von Kenntniss des betreffenden Gegenstandes; der Verf. bietet sie als eine Probe aus einem grösseren die Geschichte der deutschen Metrik behandelnden Werke, das er durch den Druck zu veröffentlichen geneigt sei. Dazu nun aber bietet die vorliegende Probe noch keine Veranlassung dar.

Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. (Forts.) Von Fr. Franz Schuster. Progr. des evang. Gymn. A. C. zu Mediasch in Siebenbürgen. 1858.

Den ersten Theil hat Ref. früher im Archiv angezeigt. Der 2. Theil handelt zunächst von den Kronstädter Gesangbüchern. Vor allen andern siebenbürgischen Orten entwickelte sich naturgemäss und sicher die Reformation in Kronstadt. Der Reformator Johann Honterus errichtete 1533 eine Buchdruckerei, aus der 1535 Luthers Katechismus und die Augsb. Conf., 1547 eine Agende für die Seelsorger und Kirchendiener in Siebenbürgen hervorgingen. Nach Honterus Tode (1549) ging die Druckerei an seinen Nachfolger, Pfarrer Valentin Wagner über; aus dieser Zeit, aus 1555, ist von dem ältesten Gesangbuch Nachricht erhalten. — Aus der folgenden Periode ist das älteste aus dem J. 1676, herausgegeben von Steph. Schelker, das nächste von 1731, auch noch zum Theile die lateinischen Gesänge: In dulci jubilo, Puer natus in Bethlehem etc. enthaltend; ein weiteres von 1739, das reichhaltigste von 1751 vom Stadtpfarrer Peter Clos, welches sich ganz auf das Freylinghausensche Gesangbuch (Halle 1741) stützt. Alle Kronstädter Gesangbücher enthalten, wie die Hermannstädter, eine nicht geringe Anzahl lateinischer Hymnen, viele Lieder aus der Reformationszeit, auch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. fehlt kein hervorragender Dichter; am reichsten aber ist die Periode von 1600 — 1750 vertreten. Gegenwärtig aber gilt das seit 1805 eingeführte rationalistische Gesangbuch, welches auch die Bukarester evang. Gemeinde bis 1857, d. h. bis zur Einführung des Würtemberger Gesangbuches (Stuttg. 1841) gebrauchte. Dies Gesangbuch ward entworfen vom Kronstädter Pfarrer Georg Preist; die Anzahl der Lieder ist von 807 auf 492 beschränkt, die meisten stammen aus der Periode von 1750 — 1800, von Gellert 25, Münter 14, Dietrich 17, Cramer 12. — Speciell siebenbürgische Lieder und Liederdichter lassen sich nicht viele nachweisen, aber doch einige, so der Socinianer Jo. Sommer aus Pirna in Sachsen, gest. 1574 als Leiter an der unitar. Schule zu Klausenburg; Georg Deidrich; von einem Siebenbürger Franz Rheter aus Kronstadt stammt das 1664 in Oels erschienene Liederbuch: Himmlische Seelenlust etc., in dem Gedanken und Empfindungen meist gekünstelt, die Sprache schwülstig ist; ferner Marcus Fronius aus Kronstadt, gest. 1713 als Pfarrer das., von dem drei Lieder bekannt sind; Andreas Teutsch „Davidische Harffen," eine Psalmenbearbeitung 1707, der Verf., Bürgermeister in Hermannstadt, war ein frommer Mann, drei der Lieder sind in die siebenbürg. Gesangbücher übergegangen.

Als Kirchenliederdichter ist dann zu nennen der Kronstädter Pfarrer Peter Clos, Herausgeber des Kronstädter Gesangbuches von 1751, in welches aber seine Lieder nicht alle aufgenommen, sondern vielmehr einige schon gedruckte wieder verworfen wurden; endlich der siebenbürgische gelehrte Historiker Joh. Sievert, Prediger in Hermannstadt und Hammersdorf (gest. 1785). Dies ist Dasjenige, was bis jetzt über siebenbürgische Kirchenliederdichter bekannt geworden ist; auch dies Wenige bezeugt, dass auch auf diesem Gebiete die Geistesregungen Deutschlands bei dem Sachsenstamme allezeit Anklang gefunden haben. — In den Anhängen zu seiner verdienstlichen Arbeit gibt der Verf. eine Beschreibung der alten Kronstädter Gesangbücher von 1676, 1731, 1739, 1751, des neuen von 1805 und eines Klausenburger socinianischen Gesangbuchs von 1650; sodann die Liederdichter der Kronstädter Gesangbücher; endlich ein Verzeichniss derjenigen Lieder der Kronstädter Gesangbücher, welche in den Hermannstädter Gesangbüchern nicht vorkommen.

Ueber die hohe Bedeutung, welche die Grossthaten Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege, besonders sein Sieg bei Rossbach für die Entwicklung der deutschen Literatur gehabt haben. Vom Collaborator Einert. Progr. des Gymn. zu Arnstadt. 1858.

Die hohe Bedeutung, welche für die Entwicklung des deutschen Sinnes die Persönlichkeit des grossen Königs, namentlich der Sieg von Rossbach gehabt hat, ist allgemein anerkannt. Der Verf. stellt die Hauptpunkte gut zusammen: Der gerächte Nationalstolz, das erhöhte Selbstbewusstsein, der Sieg der protestantischen Richtung. Er geht dann aber speciell, und das ist das Hauptverdienst, auf die erhebenden Eindrücke über, welche die verschiedenen Träger des geistigen Lebens damaliger Zeit dadurch empfingen, und stellt mit Recht Lessing oben an. Ihm folgen Herder, Göthe, Schiller, und selbst Klopstock konnte sich mitunter der Anerkennung Friedrichs nicht entziehen. Gleim, Kleist, Ramler etc. sind unmittelbar berührt, und in Schuberts Liedern klingt der Eindruck wieder, den die Grossthaten des Königs nothwendig auf die junge Generation machen mussten. Es war ein neuer, grosser Inhalt für die Poesie gewonnen; war der Krieg ja ein Freiheitskampf gewesen; wie der König gegen die Convenienz auf dem Throne, gegen die erstarrte Politik der Zeit kämpfte, so Lessing gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, so Herder, so Göthe. Die Poesie kehrte zur Natur und Wahrheit zurück, damit betheiligte sie sich an den grossen Interessen der Zeit, sie wurde deutsch; es erwachte der geschichtliche Sinn und das geschichtliche Interesse (man vergleiche Göthes Götz mit der Klopstockschen Richtung), das volksthümliche Element brach sich Bahn (Bürger und Herder); von diesem Boden aus wurde das klassische Alterthum erst verstanden und wurde nun ein neues Element. Welche Bedeutung in politischer Richtung die Erscheinung Friedrichs gehabt, ist bekannt; auch diese wirkte natürlich auf die Literatur zurück. — Der Verf. hat die einzelnen Behauptungen durch Belegstellen aus den Schriften der genannten Dichter hinlänglich bewiesen.

Karl Friedrich Kretschmann, der Barde Rhingulph. Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens. Von Dr. Knothe. Progr. des Gymn. zu Zittau. 1858.

Kretschmann gehört zwar nicht zu den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte; die ganze Richtung aber, die er repräsentirt, verdiente wohl eine besondere Betrachtung, und mit Dank haben wir den grossen Fleiss anzuerkennen, der auf diesen Gegenstand und die Kenntniss des Lebens und der Schriften Kretschmanns, eines gebornen Zittauers, in dieser Zittauer Schulschrift verwandt ist.

Karl Wilhelm Kretschmann ward zu Zittau am 4. Decbr. 1738 geboren als erster Sohn der zweiten Ehe seines Vaters, des Oberamtsadvokaten Joh. Gottfr. Kretschmann. Es herrschte ein reges literarisches Leben in Zittau, und es ist wahrscheinlich, dass der junge K. als Gymnasiast an einem bestehenden collegium teutonico-poeticum Theil nahm. K. bezog 1757 die Universität Wittenberg, um die Rechte zu studiren; aus dieser Zeit stammt sein ältestes erhaltenes Gedicht, eine poetische Epistel, eine freie Uebersetzung aus dem Französischen. Heimgekehrt ward er Oberamtsadvokat 1764 in Zittau. Er liess Uebersetzungen aus dem Franz. und Italien. und 1768 seinen „Gesang Rhingulphs des Barden“ erscheinen. So kam er in regen Briefwechsel mit Gleim, Weisse und Denis. 1774 ward er Gerichtsaktuar beim Stadtdepartement zu Zittau, seine äussere Stellung sehr günstig, und schloss, nachdem er seine erste Frau früh verloren, seine zweite Ehe, aus der ihm ein Sohn geboren wurde. Trotz seines umfangreichen Amtes war er literarisch sehr thätig, und liess 1784 zuerst unter Beifügung seines Namens eine Gesammtausgabe seiner Werke in 5 Bdn. erscheinen. Von Arbeiten überhäuft kam er nach einer schweren Krankheit um seine Entlassung ein; mit dem Range eines Stadtgerichtsaktuarius erhielt er 1797 eine Pension von 400 Thalern. Er benutzte die Musse zu zahlreichen literarischen Arbeiten in Versen und Prosa. Er starb 1809 am 16. Jan. in Zittau, sein einziger Sohn 1832. — Von grossem Einfluss auf K. waren Klopstock und Gleim, besonders aber Ossian, den 1768 Denis in Hexametern übersetzte. Die Ossiansche Poesie ahmte mit Verpflanzung der nordischen Mythologie zuerst nach Gerstenberg 1766 in dem Gedichte eines Skalden. Vor Klopstocks Hermannsschlacht erschien schon 1768 Kretschmanns Gesang Rhingulphs. 1771 folgte die „Klage Rhingulphs des Barden,“ 1772 die „Jägerin,“ Schilderung des altgermanischen Liebeslebens. Hierdurch kam nun K. in Briefwechsel mit Denis, Gleim, Michaelis in Hamburg, und ward Mitarbeiter an allen Musenalmanachen. Die Bardenpoesie ward gefördert durch Klopstock, Denis, Weisse, Bodmer, die Göttinger; Denis hiess jetzt, nach der Taufe durch Kretschmann, Sined, Klopstock Werdomar, Gerstenberg Thorlang, Gleim der Führer der Brennenheere, Ramler Friedrichs Barde, Weisse der Oberbarde an der Pleisse, Michaelis Minnehold, Jakobi Tauthard, Hartmann (in Tübingen, später in Mitau) Telynhard. Eine nationale Gesinnung ist der ganzen Richtung nicht abzusprechen, und der Verf. bemerkt mit Recht, dass auch diese Bardenpoesie beigetragen hat zur Befreiung vom Auslande; freilich aber als gar diese Dichter die Thaten der Gegenwart bardisch zu besingen anfingen, nahm bald die Dichtung den Charakter der Lächerlichkeit an. So erscheint schon Kretschmanns „Barde am Grabe Kleists“ in gespreizter Deutschthümelei, so besonders Denis. Das Publikum aber wollte an der Bardenpoesie keinen rechten Geschmack finden. So urtheilte schon Goethe 1769 in einem Briefe an Friederike Oeser (in den Briefen an Leipziger Freunde S. 154 ff.), der hier mitgetheilt ist, sich überhaupt über die ganze Richtung aussprechend, namentlich aber (der Verf. hat S. 20 diese Stellen übergangen) über Rhingulf „oder Rhingluff oder Gott weiss wie er heisst.“ So auch Wieland, noch härter Herder. Klopstock aber dichtete

nach wie vor bardische Oden, Denis und Kretschmann besangen bardisch den Teschener Frieden, aber im Ganzen war schon Mitte der 70ger Jahre die Bardenpoesie wieder verstummt. Kretschmann blieb am längsten der Richtung treu, er dichtete auf Friedrich den Grossen eine „Friedrichiade“ 1794, ein episches Gedicht in 12 Gesängen, von dem ein Bruchstück erschien, eine Beschreibung des ersten und zweiten schlesischen Krieges; die Sprache in den hier mitgetheilten Proben (S. 23 ff.) ist noch nicht ganz verschollen, sie klingt in vielen Parthien in Scherenbergs Waterloo wieder. Inzwischen belehrte Dr. Anton in Görlitz Kretschmann in einigen Aufsätzen in Folge seines Commentars zu Tacitus Germania, dass die alten Deutschen so wenig Barden wie Druiden gekannt. Dennoch tauchte die Bardenpoesie noch einmal auf, in der „deutschen Bardenfeier,“ Berlin 1801, und im „deutschen Bardenalmanach von Gräter,“ Neustrelitz 1802, in dem noch K. ein Bardiat „Hermann in Walhalla“ erscheinen liess; K. blieb also der alten Fahne treu. —

Kretschmanns lyrische Gedichte sind meist Spiele des Verstandes und des Witzes, sie tragen alle den Stempel Anakreontischer Dichtung; Leichtigkeit der Sprache ist ihr Vorzug. Seine Hymnen zeigen ein tief religiöses Gemüth. Die vielen Gelegenheitsgedichte sind gespreizt. Am besten sind seine Epigramme, meist witzig, einige geistreich, nie persönlich. Am schalsten sind seine Fabeln. Ganz misslungen sind seine Dramen, ohne spannende Verwicklung und Entwicklung, mit unwahren Charakteren, in langweiliger Sprache. Weit besser sind seine Erzählungen und Novellen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten (über Bardiat, Drama und Epigramm) zeigen den denkenden Kopf, geben aber nichts Neues. Uebersetzt hat er viel, sowohl aus dem Französischen und Italienischen, wie aus dem Lateinischen. —

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Seb. Franck.

Eine eindringliche und anerkannte Würdigung dieses Mannes hat Bischof in seiner trefflichen Preisschrift: „Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung" Tübingen 1857 gegeben. Minder ist es ihm gelungen, was er selbst beabsichtigte und was unter andern auch H. Kurz Blätter für literarische Unterhalt. 1858 Nro. 11. Seite 196 an seiner Arbeit hervorhebt, die äusseren Data zu Franck's Leben und schriftstellerischer Thätigkeit vollständig zu sammeln; schon deshalb nicht, weil er die gründliche Schrift Erbkam's, Geschichte der protestantischen Secten im Zeitalter der Reformation. Hamburg 1848, ausser Acht liess. Unabhängig von diesem stelle ich hier noch einiges kritische Material zusammen:

1) Bischof Seite 9 verlegt die Uebersetzung der „Diallage des protestantischen Theologen Andreas Althammer in das Jahr 1527" „Franck datirt seine Vorrede „zu Feld" vom 5. September 1527." Daran knüpft Bischof eine Folgerung über S. Franck's damaligen Aufenthalt.

Franck hat hier nur die Worte seines Originals E rure V. Sept. an. 1527 getreu wiedergegeben; seine Uebersetzung erschien erst 1528.

Siehe den sorgfältigen bio-bibliographischen Artikel Althammer im Journal von und für Deutschland 1792 Seite 689 ff., namentlich 692.

2) Bischof verlegt Seite 14, wie Erbkam die Schrift von dem greüwlichen laster der trunckenheyt" in das Jahr 1531.

Das ist aber nur die zweite Auflage. Die Schrift gehört gleichfalls zu den Erstlingsarbeiten Franck's (wie Bischof selber im Widerspruch mit der obigen Behauptung Seite 274 eine Aehnlichkeit von Seiten des Inhaltes mit der Uebersetzung der Diallage hervorhebt), und erschien mit der Diallage im Jahre 1528.

Erwähnt war diese Ausgabe bereits von K. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter III (1844) Seite 318 ff.

H. Merz, Art. Seb. Franck in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche IV. 451., und im Katalog der Bibliothek des germanischen Museums zu Nürnberg.

Mit diesem letzteren Exemplar stimmt mein eigenes völlig überein, das ich aus dem Köhler'schen Antiquariat in Leipzig erworben und auf seinen Wunsch an Wiechmann-Kadow abgetreten habe. Wegen der Seltenheit des Buches veröffentliche ich hier zugleich eine gedrängte bibliographische Beschreibung.

Titel: Von dem greüwlichen laster | der trunckenhayt, so inn disen letzten zeytten erst | schier mit den Frantzosen aufkommen, Was füllerey, sauffen vñ zutrin | cken, für jammer vñ vnrath, schade der seel vnd dess leibs, auch armut | vnd schedlich not anricht, vñ mit sich bringt. Vñ wie

dem v- | bel zuraten wer, gründlicher bericht vnd rathschlag | auss göttlicher geschrifft. Sebastian Franck.

Titelholzschnitt mit der Darstellung eines Trinkgelages.

Darunter: Hut euch das ewer hertz nit beschwert werd mit fressen vñ sauffen | vnd sorg der narung, vnd komm diser tag schnell vber euch. Lucc. xxi.

Rückseite des Titelblattes leer.

Bl. A ii beginnt die Dedication: dem Edlen vnnd vesten Wolffen von | Hessberg, amptmann zu Colmburg, Gnad, frid vñ | erkantnus Gottes, durch Christum vnseren | Hayland, Amen. und endet auf der Rückseite mit der Datirung: Geben zu Justenfelden. Anno Domini. M. D. xx viii. E. V. Williger Sebastian Franck von Werd. — 38 ungezeichnete Blätter in 4°; letzte Seite leer; Signatur A—K; auf J nur zwei Blätter. Nach W.-K. ist der Titelholzschnitt von H. Burgkmair, und dem Verzeichniss der Arbeiten dieses Meisters in Naumann's Arch. f. die zeichn. Künste hinzuzufügen; die Ausg. von 1531 enthält eine gegenseitige Copie dieses Holzschnittes; sie ist wie die von 1528 nach W.-K. bei H. Stainer in Augsburg gedruckt; weicht aber in der Orthographie u. a. oft erheblich ab; die Dedication ist hier wie in der spätern Ausgabe von 1539 vom Jahre 1531 datirt.

Die Irrthümer Bischof's a. a. O., soweit sie sich auf das Leben Franck's und seinen Aufenthalt beziehn, ergeben sich hieraus unmittelbar.

Aus einem Briefe Fromman's, Nürnberg 20. Juni 1857 theile ich für spätere Forscher noch folgendes mit:

Wolf v. Hessberg in S. Franck's dedication ist ohne Zweifel der nämliche, von welchem Biedermann (geschlechtsregister des reichsfr. unmittelb. ritterschaft landes zu Franken, löbl. orts Steigerwald, tab. LX) sagt:

„Wolff v. Hessberg zu Haundorff u. Ampforach, hochfürstl. brandenb. onolsbach. amtmann zu Colmberg anno 1529, war anno 1530 mit dem herrn marggrafen v. Brandenburg zu Augspurg als das glaubens-bekänntniss übergeben wurde u. † anno 1533 etc.

Justenfelden scheint mir das heutige Gustenfelden (alt Justmannsfelden) zu sein, ein dorf, das, nur wenige stunden von Colmberg entfernt, im heutigen landger. Schwabach (kr. Mittelfranken) liegt."

Im Vorübergehen bemerke ich noch, dass Franck sich vielfach auf Brenz Comment. zum Prediger Salomo bezieht, den Luther im Jahre 1527 befürwortete. Hartmann setzt demnach unrichtig dieses Werk in das Jahr 1529 in Herzog's Real-Encykl. s. v. Brenz; vgl. auch Heyse Bücherschatz 1854 S. 26 Nr. 346.

Die Abfassungszeit des „Laster der Trunckenheit" ergiebt sich auch aus folgender Stelle von Franck's Sprichwörtern: II, 161 b (1541) was schad an leib, seel, ehr und gut auss dem spil erwuchs/ nit weniger dann auss hurey vñ sauffen/ davon ich etwa vor zwölf jarn geschrieben hab.

In dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1857. Seite 148 ist diese Stelle irrthümlich zu einem Rückschluss auf die Abfassung der Sprichwörter benutzt worden.

Grimm's Wörterbuch hat abwechselnd Citate aus beiden Ausgaben von 1528 und 1531; das Quellenverzeichniss nennt nur die letztere.

3) Bischof Seite 33 erwähnt, wie alle seine Vorgänger, dass Luther die Uebersetzung der türkischen Chronik befürwortet habe. Keiner der heutigen Literatoren hat diese Vorrede in Händen gehabt, und die ganze Sache ist höchst zweifelhaft.

So fehlt, was Erbkam hervorhebt, jene Vorrede in der Walch'schen Ausgabe von Luther's Schriften; sie fehlt auch in der neuen vollständigen Erlanger Ausgabe von Irmischer. Die einzige unzureichende Nachricht finde ich bei Chr. K. am Ende Fortgesetzte kleine Nachlese zu Seb. Franck's Leben und Schriften Nürnberg 1798.

Dieser führt, Seite 6, 3 Ausgaben von 1530 an, 2 Augsburger gedruckt von H. Steiner und eine Nürnberger von Fr. Peypul. Auf dem Titel dieser

Nürnberger Ausgabe wird auch Luther's Vorrede erwähnt. Dass sie in spätern Ausgaben fehlt, weiss ich u. a. auch durch eine freundliche Mittheilung aus dem Antiquariat der Herren Kirchhoff und Wigand in Leipzig.

Es wäre endlich wohl an der Zeit, dass aus dem Staube der Bibliotheken Luther zu seinem Rechte gelangte, oder aber festgestellt würde, wie jene Vorrede mit einer ähnlichen auf die Türkei bezüglichen, die sich in Luthers gesammten Werken abgedruckt findet, ist verwechselt worden.

4) Zum Erweis der mangelnden classischen Bildung bei S. Franck hat man wiederholt die Verwechslung von vespillo und vespertilio, hirundo und hirudo angeführt; Irrthümer, deren Möglichkeit seinerseits auch heutzutage mancher gute Mann einzuräumen sich nicht bedenken würde. Aber Franck selbst hat sich nicht einmal so geirrt. vespillo hatte Jemand vor ihm durch Fledermaus übersetzt, den er in seiner naiven Art ohne Weiteres ausschrieb. (Bischof Seite 72). Wenn er aber in der Uebersetzung von Erasmi Moriae Encomium bei den Worten: nostri temporis rhetores qui plane deos esse sese credunt, si hirudinum ritu bilingues appareant; ac praeclarum facinus esse ducunt, latinis orationibus subinde graeculas aliquot voculas velut emblemata intertexere, davon redet, dass solche „wie die schwalben zweyer zungen kündig erscheinen:" so berichtigt er selber diesen Irrthum in einer Ausgabe am Schlusse, in der Ausg. v. J. Ulm J. Varnier. Hier heisst es im Verzeichniss der Errata: Fol. 4 die 29 zeil liss äglen für schwalben. Das erst Exemplar hat mich verfürt, darumb hab ich Hirundo funden, im andern Hirudo, die bei Plinio zweizüngig ist, vnd böss hieher sich gattet.

Diese Verbesserung war Ch. K. am Ende Fortges. kleine Nachl. 1788 S. 11 gleichfalls in seinem Exemplar bemerkbar geworden, und ich würde sie nach meinem hier nicht erwähnt haben, hätte nicht am Ende es für gut befunden, Seb. Franck noch zu guter letzt einen Hieb zu versetzen mit dem Zusatz: „Allein sie gattet sich gut hierher, und Franck schnitzerte im Verbessern schon wieder." Den gelehrten Herrn muss das Tadeln oft recht willkommen sein; hätte sich doch der gute am Ende lieber gefragt, ob Franck's böss wirklich sein böse (male) sei. Franck meint dasselbe, was am Ende; böss ist bei ihm nicht mehr und nicht weniger als unser heutiges: besser. Dafür einige Belege: Franck Laster der trunckenh. 1528.

A jjjj a Es ist trawren bössser dann lachen.
G jj a wie man spricht: Ist der Hunger der böst Koch.
— jjj a als sey diser der böss der am meisten gold trag.
ib. wöllicher = welcher; F jjj b die da schlaffen mitten im mör.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass Franck jene Notiz über die hirudo bilinguis des Plinius nicht diesem Schriftsteller selbst verdankt — er hätte sie auch dort schwerlich gefunden —, sondern ganz unbedenklich schreibt er wie öfter den Commentar des Ger. Listrius aus. Dieser sagt von den hirudines: Has vulgo sanguisugas vocant. Est autem huic animanti lingua bisulca, ut tradit Plin.

5) In der angeführten Ausgabe von der Uebersetzung der Schrift des Erasmus, der verschiedene kleine Schriften wie Agrippa de vanitate scientiarum (gleichfalls in freier Uebertragung) u. a. angehängt sind, heisst es: Blatt 150 a Liss den Bölel abgemalet in meinem Weltbuch.

Die Cosmographie erschien demnach vor dieser Uebersetzung; nach ihr aber die Paradoxen, die sich wiederholt auf eine der mit dem Encom. Moriae verbundenen kleinen Schriften beziehn. So u. a. in der Einleitung; Parad. Nr. 63. 149 und selbst auf der letzten Seite (Ausg. s. a. Ulm. J. Varnier) „Dauon liss überflüssig mein angehenckt Buchlein an die Moriam Erasmi."

G. Henisch.

Die Unterbrechung seines Wörterbuches oder die unterbliebene Fortsetzung leitet J. Grimm aus den Einwirkungen des dreissigjährigen Krieges her. Vermuthung gegen Vermuthung: so liegt der Gedanke an den bereits im Jahre 1618 erfolgten Tod des Verfassers doch ungleich näher.

Eberh. Tappius.

Zu den von Zacher verzeichneten Werken dieses verdienten Sprichwörtersammlers, den Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten ganz übergangen hat, habe ich andere, zum Theil noch unaufgefundene in dem Novemberheft des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1856 nachgewiesen. Für den Werth des Mannes, dem Scheller in seiner Sass. Bücherkunde ein schmähliches Unrecht gethan, spricht auch der Umstand, dass Gesner in seiner historia animalium die proverbia des Tappius vollständig excerpirt hat (beispielshalber nenne ich die Sprichwörter über den Kukuk s. Mannhardt Z. f. deutsch. Mythol. III S. 408).

Unter seinen Quellen führt Gesner noch weiter an:

Eberh. Tappius Limensis de accipitribus.

Vorsteher von Bibliotheken und Literaturfreunde würden mich durch weitere Nachrichten zum Danke verpflichten.

Ueber das Verhältniss, in dem Tappius einerseits zu den älteren deutschen, mehr aber noch zu den niederländischen Sprichwörtersammlern steht, hoffe ich in Bälde nähere Mittheilungen und Nachweise in A. de Jager's Arch. der Nederl. Taal veröffentlichen zu können.

Schiller.

In dem Gedicht: Das Ideal und das Leben hatte ich früher im Archiv die ursprüngliche Lesart: „wenn dort Priams Sohn der Schlangen | sich erwehrt“ gegen die, wie mir scheint, Verschlimmbesserung Laocoon in Schutz genommen. Aus J. Meyer's Beitr. zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Herrn Dr. Heinrich Viehoff, Nürnberg 1858. Seite 21 sehe ich aber, dass Schiller gleich vom Anfang an Laocoon vorzog, da er schon in den Horen selber (die ich auch hier vergleichen konnte) die Worte dort Priams Sohn als Druckfehler verwarf. Für den Druck genügt vollständig dieser deutlich ausgesprochene Wille; ob aber sein Grund stichhaltig ist, bleibt mir noch fortwährend zweifelhaft.

Neustreliz. Friedrich Latendorf.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

P. E. Chase, Sanscrit and English Analogues. Extracted from the proceedings of the American philosophical Society. (London.) 6 s.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 10. Lfrg. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

Grammatik.

R. G. Latham, Philological Essays. London, Williams & N. 10 s. 6 d.

Literatur.

Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. 3. u. 4. Heft. (Köln, Eisen.) à 24 Sgr.

F. W. Sommerlad, Paul Gerhard. Ein Lebensbild. (Leipzig, Schlicke). 16 Sgr.

Schiller, Wilhelm Tell, trad. dans le mètre de l'original p. F. Sabatier-Ungher. (Koenigsberg, Bon.) 18 Sgr.

Goethe's Grösse in s. E. Hermann und Dorothea v. R. H. Hiecke. (Leipzig, Werner.) 7½ Sgr.

Schiller's Grösse in den Dichtungen seiner reiferen Jahre v. R. H. Hiecke. (Leipzig, Werner.) 7½ Sgr.

Das Schillerfest in Hamburg von B. Endrulat. (Hamburg, Meissner.) 1½ Thlr.

Nach Westen! Britische und amerikanische Gedichte, übersetzt von D. C. Elze. (Dessau, Aue.) 15 Sgr.

Songs in the Night: Translations from the German, Hymns etc. by Ch. T. Astley. (London, Bennett.) 4 s. 6 d.

Ch. Joliet, l'esprit de Diderot, Maximes, pensées, fragments. (Leipzig, Dürr.) 10 Sgr.

J. Ch. Beecknill, The medical knowledge of Shakspeare. (London, Longman.) $7\frac{1}{2}$ s.

L. G. Blanc, Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrer dunkler Stellen der göttlichen Komödie. 1. Heft. (Halle, Anton.) 20 Sgr.

Hilfsbücher.

W. Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. (Berlin, Besser.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

L. Frauer, Lehrbuch der althochdeutschen Sprache und Literatur. (Oppenheim, Kern.) 1 Thlr. 6 Sgr.

A. Baumgarten, Deutsche Musterstücke zur Uebung in der franz. und engl. Composition. 1. Heft. (Coburg, Meusel.) 7 Sgr.

Das Lesen und Declamiren.

Dass zwischen Lesen und Declamiren, in so enger Verbindung sie auch mit einander stehen, dennoch ein grosser Unterschied statt findet, braucht nicht erst weitläufig auseinander gesetzt zu werden. Denn Jedermann weiss, dass der Lesende, als ein blos Recitirender, eine ruhigere Haltung zu bewahren hat als der Declamator, welcher, je nach dem Inhalt seines Declamationsstücks, bald ruhig erzählt oder schildert, bald in dialogischer Form Gegebenes mit grösserer Abwechselung der Modulation der Stimmtöne, bald sogar leidenschaftliche Ergüsse in entsprechender Weise seinen Zuhörern vorzutragen hat. Dazu kommt ferner, dass der Declamator auch das Geberden- und Mienenspiel anzuwenden hat, um seinen Vortrag mehr auch äusserlich gleichsam zur Anschauung zu bringen, während der Vorlesende auf so etwas gänzlich Verzicht leisten muss. Das richtige Lesen aber ist das Fundament aller Declamation.

Wenn daher in neuerer Zeit herumwandernde Vorleser das Lesen nicht nur mit der Declamation sondern sogar mit der Schauspielkunst vermengen, indem sie z. B. alle Personen eines Drama — (denn vorzugsweise sind es Bühnenstücke, welche sie für ihre Vorlesungen zu wählen lieben) — in ihrer einzigen Person zu repräsentiren bemüht sind und die sämmtlichen Rollen durch verschiedenartig modulirte Stimmen darzustellen suchen, wobei es gar nicht fehlen kann, dass sie oft höchst ergötzlich carikiren und den verständigen Zuhörern ein Lächeln abnöthigen: so müssen wir ein solches Unternehmen als eine Verirrung des Geschmacks der Neuzeit beklagen, welches die festen Grenzen zwischen der Vorlese, - Declamations - und Schauspielkunst verrückt. Denn sogar der Declamator soll kein Schauspieler sein,

(während dagegen der Schauspieler gut declamiren können muss) geschweige denn ein Vorleser. Auch der Declamator agirt ja nicht auf der Bühne und stellt nur eine Person in allen ihren Geberden, Reden und Handlungen dar, welche der Schauspieler schon durch sein Aeusseres, durch die entsprechende Costümirung u. s. w. stets als diese eine Person fortwährend kenntlich macht.

Wie überhaupt die Rede davon sein könne, dass, wie von Enthusiasten oft gerühmt wird, eine solche Vorlesung erst im Stande sei, ein Drama zu rechtem, wahrem Verständnisse zu bringen, das vermögen wir wenigstens nicht zu begreifen, und gestehen daher unsern Mangel an Scharfsinn in diesem Punkte offenherzig ein. Doch trösten wir uns damit, dass es auch andern verständigen Leuten eben so geht wie uns. Und so müssen wir es wiederholen, dass wir den Geschmack der Neuzeit an solchen Vorlesungen, und hielten sie auch ein Tieck, Holtey u. s. w., als eine ästhetische Verirrung beklagen, und dies nur dazu beitragen kann, der Schauspielkunst zu schaden und Eintrag zu thun. Nur wer gar keine Gelegenheit hat, eine gute Bühnendarstellung zu sehen, weil er in einer kleinen Stadt wohnt, wo es keine gute Schauspielertruppe giebt, dürfte sich vielleicht, als Surrogat für etwas Besseres, was ihm nicht geboten wird, mit einer solchen Darstellung eines Drama durch einen Einzelnen zufrieden stellen; er würde wenigstens Gelegenheit haben, zu sehen und zu hören, was ein Mensch alles zu Stande bringen könne.

Doch wir sind zu weit von unserem Thema abgekommen, konnten uns aber nicht enthalten, hier unsere Meinung unumwunden über etwas zu äussern, was wir durchaus als einen Missbrauch der Kunst, als eine Geschmacksverirrung der Neuzeit tadeln müssen. — Wir kommen jetzt zu unserer Aufgabe zurück.

Auf ein ausdrucksvolles und richtiges Lesen wurde bisher in unseren Schulen noch nicht die gehörige Sorgfalt verwendet, und daher sind auch die Declamirübungen der Schüler meistens misslungene geblieben. Das ist aber wohl lediglich daher gekommen, dass den Lehrern selbst feste Regeln fehlten, auf welche sie sich bei dem Unterrichte in der Kunst des schönen Vortrags stützen konnten. Auch dem Verf., welcher

die Rede- und Declamationsübungen in den oberen Classen eines Gymnasiums lange Jahre hindurch leitete, ging es nicht besser; er schwankte lange hin und her und naturalisirte, d. h. er folgte seinem Gefühle ohne alle feste Begründung durch Regeln. Das war ihm ein peinlicher Zustand und er sann auf Abhülfe. Nach langer Prüfung und vielen Versuchen, in das Chaos seiner Bemerkungen und Gedanken Regel und Ordnung zu bringen, gelangte er endlich zu einem festen Resultate und bildete sich eine Art von System für seinen Declamationsunterricht aus, oder, was dasselbe ist, für ein richtiges, auf feste Normen gegründetes Lesen, da, ehe man declamiren will, man ja vorher das Declamationsstück erst richtig lesen können muss.

Diese Resulte seines mehrjährigen Forschens hat er in einem kleinen Buche*) veröffentlicht, welches von dem Königl. Oberschulcollegium zu Hannover allen höheren Schulanstalten des Landes zur Einführung empfohlen worden ist, und in den verschiedensten Zeitschriften, vor allen aber in der „pädag. Revue“ Lob und Anerkennung gefunden hat.

Dieser Leitfaden für den Declamationsunterricht ist zwar, wie sein Titel angiebt, zunächst für höhere Schulanstalten berechnet; allein er bietet auch allen Lehrern das, was sie bedürfen: feste Regeln für den Vortrag der verschiedenartigsten Lese- oder Declamationsstücke.

Bei den alten Griechen und Römern schon war das Lesen zu einer Kunst ausgebildet, und es gab Bücher, welche von derselben handelten, die uns aber bis auf Weniges verloren gegangen sind. Die vornehmen Römer hielten bekanntlich eigene Vorleser. Lasen diese nicht richtig, so mussten sie oft das Gelesene wiederholen. Mit dem Sinken der Wissenschaften verschwand auch die Kunst des schönen Vortrags.

Es giebt allerdings Manche unter den Neueren, — und auch unter den Alten haben sie nicht ganz gefehlt, — welche der Meinung sind, dass die Vortragskunst gar nicht gelehrt werden könne und brauche, sondern dass sie eine Naturanlage sei;

*) Theoretisch-praktischer Leitfaden für den Declamationsunterricht in den oberen Classen der Gymnasien und höheren Lehranstalten u. s. w. Bremen bei Geisler 1851. (XII. 154 S. 8. Preis 12½ Ngr.)

allein, wie schon der Ausdruck besagt, ist es ja eine Kunst, um die es sich handelt, und die zugleich einen wichtigen Theil der Rhetorik bildet (pronunciatio et actio). Jede Kunst aber kann und muss gelehrt und gelernt werden. Kann aber das Ganze (die Rhetorik, Redekunst) gelehrt werden, so muss diess auch von einem einzelnen Theile gelten. Und warum sollte in Beziehung auf den richtigen Gebrauch der Stimmtöne, Mienen und Geberden keine bestimmte Anweisung gegeben werden können?

Das Declamiren (also auch das Lesen) ist eine Art von Musik, und Declamation und Musik sind mithin Schwestern. Schon Lessing nennt eine Periode ein musikalisches Stück. (S. Lessing's Werke [Berlin bei Voss] Th. 24. S. 64.)

In meinem Lehrbuche habe ich die einzelnen Punkte, in welchen beide Künste zusammentreffen, so angegeben: 1) Ein musikalisches Stück enthält Noten, welche die hervorzubringenden Töne bezeichnen. Ein Declamirstück enthält nun zwar äusserlich nicht das Geringste, was einer Note ähnlich sähe; allein dennoch lässt es sich, wenn auch nicht so vollkommen als ein Musikstück, auf Noten setzen, und der Declamationskünstler kennt diese Noten, ohne dass sie für ihn da zu stehen brauchen. Für jeden Satz nämlich, für jede Periode und für alle einzelne Arten von Verbindungen derselben giebt es einen genau bestimmten Tonfall und eine musikalische Modulation, welche ausserdem noch durch das Gefühl, welches der Sinn eines jeden Satzes in dem Recitirenden wie Hörenden wecken soll, modificirt wird.

2) Eben so hat die Declamation mit der Musik die Pausen gemein und für diese giebt es auch, gerade wie in den Musikstücken, besondere Zeichen, nämlich Comma, Semicolon, Colon, Punkt u. s. w., welche mit eben derselben Genauigkeit gehalten werden müssen wie die Pausen in der Musik.

3) Jedes Tonstück hat einen Grundton oder eine Tonart, aus welcher es geht, und welche man aus der Vorzeichnung ersieht. Eben so hat auch jedes Declamationsstück eine besondere Tonart, welche aber durch den Inhalt desselben, nicht durch eine äussere besondere Bezeichnung, angegeben wird.

4) Auch den Takt (oder das Zeitmass) haben Musik und Declamation mit einander gemein, welcher bald langsamer,

bald geschwinder zu nehmen ist, je nachdem es der Inhalt des Ganzen oder der einzelnen Theile fordert.

5) Endlich, da das Organ beider Künste die Stimme ist, d. h. Töne, durch dieselbe hervorgebracht; so ergibt sich von selbst, dass auch beim Lesen und bei der Declamation von Höhe und Tiefe derselben, ferner von einem Anschwellen, Nachlassen u. s. w. der Stimme die Rede sein müsse; dass es also auch für Lesen und Declamiren ein Piano, Crescendo, Forte, Pianissimo u. s. w. gebe.

So wie nun, wenn der Musicus in irgend einem Stücke fehlt, eine Störung der Harmonie eintritt; so wird auch nothwendig der Declamator oder Vorlesende, wenn er die Zeichen seiner Kunst nicht versteht, beim Zuhörer entweder gar keinen oder einen falschen Effect hervorbringen, oder, wenn ihm auch Einzelnes gelingt, doch durch seine Fehler die Harmonie des Ganzen stören. — Ein gut gelesenes (oder declamirtes) Stück ist also ebenfalls eine Musik, welche genau vorgetragen sein will, wenn sie harmonisch wirken soll.

Ehe von einem richtigen und regelrechten Lesen oder Declamiren die Rede sein kann, muss der Lehrer erst die fehlerhafte Aussprache seiner Schüler in Ansehung der Vocale sowohl als der Consonanten berichtigen; alle Solöcismen und Provinzialismen müssen beseitigt werden. Eine schwere Aufgabe namentlich für so manche Gegenden unseres lieben Vaterlandes, wo ei, eu, äu u. s. w., so wie b und p, t und d nicht unterschieden werden, selbst nicht einmal von den Gebildeten, wenn sie sich nicht etwa durch den mündlichen Gebrauch einer fremden neueren Sprache in dieser Beziehung gebessert haben!

In Betreff der von mir aufgestellten Declamations-Tonleiter verweise ich auf den Leitfaden, da eine Erörterung hier zu weit führen würde, und ich bemerke nur für Diejenigen, welche ihn nicht kennen, dass ich die Kehlpunkte, aus welchen ein Jeder in ungezwungener Betonung und ohne etwa zu singen (da der Singende diese Laute willkürlich hoch oder niedrig hervorbringen kann) die Vocale u, o, a, e, und i nach seiner besonderen Stimmlage, oder, um in einem Raume verstanden zu werden, in welchem er seinen Vortrag zu halten hat, ausspricht, als die Grundtöne angenommen habe, aus

welchen die einzelnen Stücke zu sprechen sind. Den Uton, aus dem untersten Kehlpunkte, habe ich den Geisterton, den Oton den Gebetston, den Aton den Lehrton, den Eton den Conversations-oder Erzählungston und den Iton den Ruf- oder Schreiton genannt. Man wird bei angestellter Probe sich sogleich überzeugen, dass, wenn man ein Declamationsstück z. B. aus dem Conversationstone u. s. w. spricht, welches aus dem Utone oder einem anderen gesprochen werden müsste, eine vollständige Travestirung eingetreten ist. Ein Gebet, aus dem I- oder Etone gesprochen, erregt ein tiefes Gefühl der Empörung des Herzens; selbst der Aton würde es entstellen, wenn es anders ein wirkliches Gebet ist und nicht, wie gar manche, kalte Demonstrationen u. s. w. enthält, kurz Gedanken, welche gar nicht in ein Gebet, sondern zu einem Kathedervortrage passen. Dann wäre freilich der Aton gerechtfertigt!

Nach dem Grundtone, aus welchem ein Lese-(Declamations-)stück geht, richtet sich auch das Tempo, das Zeitmass. Das langsamste Tempo bedingt ein Stück aus dem Utone, dem Geistertone; denn die Stimmen der Geisterwelt tönen tief, schauerlich und langsam, zunächst folgen Stücke aus dem O- oder Gebetstone; denn das Gebet ist ein feierlicher Ausdruck der erhabensten Gedanken und edelsten Empfindungen, also ist das Tempo dem Maestoso in der Musik zu vergleichen. Der A- oder Lehrton bedingt das musikalische Tempo, welches man Andante nennt, und ein Stück aus dem Etone, dem Conversations- oder Erzählungstone, fordert eine schnellere Bewegung, etwa dem musikalischen Allegretto ähnlich. Das Tempo des I- oder des Schreilautes kann bald ein langsameres, bald ein schnelleres sein, je nachdem sich Leidenschaftlichkeit oder Ruhe des Gemüths dabei ausspricht, wie z. B. bei einem blossen Nachrufe an einen, der sich von uns entfernt hat. Worte, aus der Entfernung zugerufen, müssen, wenn die Töne sich nicht verwirren, also unverständlich werden sollen, langsam auf einander folgen.

Ein Declamations- oder Lesestück lässt sich aber nicht, wie ein musikalisches, in ganz gleiche Theile oder Takte theilen. Eine solche Takteintheilung ist schon aus dem Grunde nicht möglich, weil die Sprachorgane des Einen ein Wort oder eine

Sylbe schneller hervorzubringen im Stande sind als die eines Anderen, welcher daher auch im Ganzen langsamer spricht. Auch ist eine Takteintheilung darum gar nicht nöthig, weil nur Einer liest oder declamirt und nicht, wie bei Musikaufführungen, Mehrere zusammenzuwirken haben, welche also auch genau zusammenhalten müssen. Auch in der Musik giebt es dann oft ein Adlibitum, wenn der Sänger oder Musiker eine Passage allein auszuführen hat.

Die wirklichen Eintheilungen eines Declamationsstückes bilden die Lese- oder Trennungs- d. i. die Interpunktions- oder Pausezeichen; denn sie scheiden allerdings das Ganze in Theile, wenn auch unter einander ungleiche. Sie sind aber aus diesem Grunde nicht mit den musikalischen Taktstrichen zu vergleichen, welche nicht bestimmt sind, Trennungen zu bezeichnen.

Kann aber auch die Declamation mit der Musik in Beziehung auf Takteintheilung nicht verglichen werden, so giebt es doch in derselben einen gewissen Numerus oder Rhythmus im Allgemeinen, der eben so genau gehalten werden muss als der Takt in der Musik, und der Lesende oder Declamirende hat sich mithin eben so zu hüten, dass er nicht anfange zu eilen, wenn er im langsameren Tempo begonnen hat, oder immer langsamer zu sprechen, da er doch schneller zu Anfange gesprochen hat.

Das soll aber nicht so viel heissen, als dass das Tempo in einem Stücke gar nicht geändert werden dürfte, vielmehr macht der Inhalt einzelner Stellen einen Wechsel desselben nöthig; ja sogar einzelne Sylben müssen oft angehalten und zögernd gesprochen werden. Der Lesende oder Declamator hat sich also, nach genau erwogenem Inhalte des ganzen Stücks, das Tempo für die einzelnen Theile vorzuschreiben, und es giebt auch für ihn ein Rallentando, più allegro u. s. w.

Was nun die wichtigsten Interpunktions- oder Pausezeichen anlangt, so enthält mein Leitfaden darüber folgende Bemerkungen und Vorschriften:

Wenn man in Ansehung der Pausen (je nach dem allgemeinen Tempo des Stücks) dreiviertel- oder dreiachteltakt annimmt, so kommt auf das Comma eine Viertel- oder

Achtelpause, auf ein Colon oder Semicolon kommen zwei, auf einen Punkt aber drei solcher Viertel oder Achtel. Steht aber neben dem Punkte etwa noch ein Gedankenstrich, so pausire man vier. Das Ausrufe- und Fragezeichen kann bald die Geltung eines Comma, bald die eines Semicolon, ja sogar die eines Punktes haben, und so treten bei demselben verschiedene Pausen ein. — Hält der Lesende oder Declamirende diese Pausen gar nicht, oder setzt er dafür falsche und trennt so, wo er verbinden, oder verbindet, wo er trennen sollte, so bringt er den Zuhörer in Verwirrung. Was für eine Confusion kann schon ein ausgelassenes oder falsch gesetztes Comma anrichten!

Da man eine Periode, zumal wenn sie lang ist, nicht in einem Athem sprechen kann; so fragt sich, wann der Sprechende am schicklichsten Athem holen solle? Natürlich bei den grösseren Pausezeichen, nicht aber beim Comma (oder dem Ausrufe- oder Fragezeichen, welches mit demselben gleiche Geltung hat), da durch dieses Zeichen nur Nebenbestimmungen, Zusätze zu dem Uebrigen u. s. w. gegeben werden, aber kein vollständiger Abschluss des Gedankens statt findet. Die Stimme muss also beim Comma blos angehalten oder gehemmt werden (entrecouper nennt es der Franzose).

Daher muss der Lesende oder Declamator, gleich dem Flötenbläser u. s. w., mit seinem Athem haushälterisch umgehen. Er muss freilich eine gute Brust und Lunge zu seinem Geschäft mitbringen. Zu lange Perioden sind ein Fehler von Seiten der Schriftsteller, da man sie zwar mit den Augen übersehen, aber nicht mit der Stimme kunstgemäss ausführen kann; und so bleibt dem Declamator dann kaum etwas Anderes bei seinem Vortrage übrig, als etwas minder Wichtiges aus solchen unförmlichen Perioden wegzulassen.

Aus dem über die Interpunktionen hier Bemerkten folgt von selbst, dass ein zu lesendes oder zu declamirendes Stück richtig interpungirt sein müsse, und so muss man denn, wenn in den gedruckten Büchern nachlässig interpungirt ist, zuvor erst die Fehler der Interpunktion berichtigen, ehe man sich zum Vorlesen anschickt.

Dass man in Ansehung der Betonung den Wortton vom Satztone unterscheiden müsse, ist eine bekannte Sache. Ein jedes Wort hat seine betonte Sylbe und diese ist im Deutschen die Stammsylbe desselben, und wenn das Wort aus mehreren Stammwörtern zusammengesetzt ist, diejenige Sylbe, welche den Haupt- oder Unterscheidungsbegriff desselben enthält, z. B. Kopftuch u. s. w., im Gegensatze zu einem anderen Tuche, welches nicht zur Bedeckung des Kopfes dient.

Die zu einem Satze verbundenen Wörter haben aber ausserdem einen Satzton, d. h. man muss ein Wort welches den Hauptbegriff des Satzes in sich schliesst, zu welchem man sich einen Gegensatz zu denken hat, welcher nicht gemeint ist, durch den Ton der Stimme vor den übrigen hervorheben, wobei sich die Stimme entweder zu heben oder zu senken hat. Das Erstere geschieht, und zwar ungefähr (denn ganz genau können gesprochene Töne nicht fixirt werden) um eine musikalische Quarte, wenn der Satz die Periode schliesst. Nach dieser Erhebung fällt die Stimme in die Schlussmodulation, d. h. sie senkt sich zum Schlusse. Folgt aber auf den Satz noch ein zweiter, dritter u. s. w., so senkt sich die Stimme bei einem solchen Tonworte, und zwar ohngefähr um eine musikalische Tertie unter den Grundton des Stücks. Nach dieser Senkung geht aber die Stimme, wie sich von selbst versteht, wieder in den Grundton zurück. — Gegen diese Regel wird von den Lesenden so häufig gesündigt, dass der Lehrer, wie ich aus eigener langjähriger Praxis weiss, die grössten Schwierigkeiten hat, seinen Schülern diesen Fehler abzugewöhnen, indem sie die erstere Art von Sätzen fast immer wie die der zweiten und umgekehrt zu sprechen geneigt sind. — In Beziehung der Klangfiguren, welche solche Sätze bilden, verweise ich auf den Leitfaden.

Wenn so eben von einem blos zu denkenden Gegensatze, welcher nicht gemeint ist, die Rede war; so ergiebt sich zugleich hieraus, dass, je nachdem man das eine oder das andere Wort eines Satzes betont, jedesmal ein anderer Hauptgedanke hervortritt. Wenn man also z. B. in dem Satze: „Er hat sechs Tage gearbeitet“ der Reihe nach einem jeden einzelnen Worte den Satzton giebt, so kommt jedesmal auch ein

anderer Sinn heraus. Betont man „er“ so heisst es: gerade er und kein Anderer hat gearbeitet; er „hat“ etc. deutet den stillen Gegensatz an, dass die Handlung schon vollzogen ist und nicht erst vollzogen werden soll. Betont man „sechs,“ so setzt man dieser Zahl in Gedanken eine andere entgegen, welche nicht gemeint ist. Das Tonwort „Tage“ setzt ein Gegentheil wie Nächte, Wochen u. s. w. voraus, und betont man das Wort „gearbeitet“ so steht ihm ein anderes Zeitwort in Gedanken entgegen, welches nicht gemeint ist, z. B. er ist nicht müssig gegangen, hat nicht gelesen u. s. f.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich, dass in einem Satze auch nur ein einziges Tonwort sein könne. Ausnahmen von dieser Regel treten ein 1) wenn in einem Satze wirklich zwei Gedanken vereinigt sind; 2) wenn ein Wort, welches sonst den Ton nicht haben würde, weil das eigentliche Tonwort schon vorausgegangen ist, so zu stehen kommt, dass es mit anderen die Schlussmodulation zu bilden hat, wodurch es eine Art Arsis enthält. Auch selbst einsylbige Wörter haben dann eine Art von Ton, wenn sie am Ende des Satzes stehen.

Wenn aber in einem und demselben Satze zwei Wörter betont werden sollen, weil sich ein doppelter Gegensatz in demselben befindet; so muss man nach dem ersten Tonworte eine Commapause machen, d. h. die Stimme abbrechen, da es auf keine andere Weise möglich ist, noch ein anderes Wort in demselben Satze zu betonen. Z. B. wenn man den Satz sprechen will: „Arm hat er sich noch satt gegessen;“ so muss man nach arm pausiren, da es alsdann möglich wird, auch „satt“ zu betonen. Dass aber in diesem Satze eigentlich zwei verschiedene Sätze mit einander verschmolzen sind, erkennt man ja, wenn man ihn so erweitert: „als er arm war, hat er sich noch satt gegessen.“

Sind zwei Wörter paarweise mit einander verbunden, z. B. Berg und Thal, Schritt für Schritt, denken und handeln u. s. w.; so bildet dies für die Betonung keine Ausnahme von der Regel, da immer nur das eine oder das andere Wort (in den meisten Fällen das zweite) den überwiegenden Ton hat.

Auch bildet sogar der Fall keine Ausnahme für die Betonung, wenn zwei Wörter, welche zusammen gehören, in der Satzstellung aus einander treten, z. B. gleich — theilen, indem doch nur das eine Wort den Satzton bekommt, wie hier die Sylbe gleich.

Eine scheinbare Ausnahme von dem obersten Betonungsgesetze findet dann statt, wenn mehrere Adjectiva mit einem Substantive ohne und verbunden werden; denn ein jedes dieser Adjectiva muss man mit seinem Hauptworte und dem Verbum des Satzes verbunden denken, z. B. „Er sprach mit voller, fester, ernster Stimme.“ Dieser Satz enthält die drei abgekürzten Urtheile: seine Stimme, als er sprach, war a) voll, b) fest, c) ernst.

Eben dies gilt für den Fall, wo mehrere Substantiva als Gegensätze neben einander stehen, z. B. Tod oder Leben. — Diese Zusammenstellung gehört zu der paarweisen Verbindung der Wörter.

Wenn Zeitwörter in einer Gradation auf einander folgen, so sind dies vollständige Sätze (z. B. und es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w.), da das Subject bei einem jeden Verbo supplirt werden muss. Wenn also ein jedes dieser Zeitwörter betont wird, so geschieht diess der Hauptregel gemäss.

Ein etwas anderer Fall ist der, wenn ein Wort des Nachdrucks wegen wiederholt wird, z. B. hier, hier betet' er etc., um dieses hier, im Gegensatze von einem anderen Orte, noch mehr hervorzuheben. Das ist aber nur eine Unterbrechung der Rede, und das erste hier hat blos einen Halteton, der aber bei der Einsilbigkeit des Wortes, welches ausserdem zu Anfange steht, länger erscheint.

Da neben einem solchen Worte wirklich ein Comma steht und nicht bloss vom Declamator gedacht werden muss; so bildet auch ein solcher Fall keine Ausnahme von der Regel.

Es giebt aber auch ganz tonlose Sätze. Es sind zunächst solche, welche, obgleich sie durch Trennungszeichen von der übrigen Rede geschieden, und so, dem äusseren Anscheine nach, vollständige Sätze sind, es dennoch nicht wirklich sind. Ferner haben vollständig ausgebildete Sätze dann keinen Ton,

wenn sie Zwischensätze sind, welche die Rede einer Person einführen, z. B. „so sprach er“ u. s. w.; so wie Anreden und ähnliche Einschiebsel. Endlich solche Sätze, welche ihrem Sinne nach nur ein Prädicat zum Vorhergehenden bilden, z. B. „Das Brod, das er den Seinen gab,“ d. h. Das Brod für die Seinen. Hier muss die Stimme mit ganzer Kraft auf Brod ruhen, und der Zusatz darf nur, wie vorübergehend, sich ihm anreihen.

Nach allen Zwischensätzen muss die Stimme wieder in den Ton fallen, welchen sie vor denselben gehalten hatte, da nur auf diese Weise der Zuhörer in den Stand gesetzt werden kann, die zu einander gehörenden, aber durch Zwischensätze auseinander gehaltenen Theile leicht zusammenzufinden. Weil der Anfänger in der Declamationskunst durch solche Zwischensätze sich leicht verwirren lässt und eine falsche Betonung wählt, so lasse man ihn zunächst den Satz ohne die Zwischensätze mehrmals sprechen und dann erst dieselben wieder einfügen. Sein Gehör wird ihn dann belehren, welche Modulation er wieder nach den Zwischensätzen eintreten lassen müsse.

Von dem oben genannten Hülfsmittel der gedachten Commapause kann auch ausnahmsweise dann Gebrauch gemacht werden, wenn es gilt, ein Wort vor den übrigen mehr hervorzuheben, welches, obwohl es an und für sich den Satzton nicht haben könnte, dennoch im Satze ein bedeutendes Moment, eine Hauptbeziehung bildet. Doch muss man mit diesem Hülfsmittel sparsam umgehen, weil die Rede leicht durch viele solcher Haltetöne zerrissen wird und weil das Ganze dann, wie ein fehlerhaftes Gemälde, — um von der Malerei den Vergleich zu wählen, — zu viele Lichter bekommen würde, so dass man Schatten und Licht, — Vorder- und Hintergrund nicht gehörig unterscheiden könnte.

Wenn oben gelehrt wurde, dass ein jedes Stück aus einem gewissen Grundtone gehe, so heisst das nicht, dass sogleich das erste oder zweite Wort, die ersten Sylben des Satzes aus diesem Tone gesprochen werden sollen; das kann nur dann geschehen, wenn gleich das erste Wort einer Rede ein solches ist, welches nur die Stammsylbe enthält, oder welches mit der Stammsylbe anfängt, z. B. Hoffnungslos verloren ist der u. s. w.;

früh beginnen u. s. w. Am häufigsten geht ein Auftakt vorher, welcher in höherem Tone modulirt werden muss, worauf bei dem Tonworte erst die Stimme in den Grundton des Stückes übergeht. Für den vor einer Versammlung Auftretenden ist dies sehr vortheilhaft; denn er kann so gewissermassen erst prüfen, wie viele Stimmkraft er anwenden müsse, um sich in dem ihm gegebenen Raume gut verständlich zu machen. — (Die Arsis gleich zu Anfange eines Redestücks scheint, um beiläufig eine Bemerkung über den Styl zu machen, besonders für solche Sätze passend zu sein, welche eine Behauptung ohne alle Modification aussprechen sollen, während ein Auftakt sich für solche eignet, welche eine Demonstration, Erzählung u. s. w. beginnen.)

Soll von einer Kunst des Vortrags die Rede sein, so muss der sie Ausübende auch ganz bestimmte Regeln kennen, welche er bei der Betonung aller einzelnen Sätze anzuwenden hat; er darf nicht nach launischer Willkür verfahren, wie dies der hergebrachte Schlendrian zu thun pflegt, eben weil er von solchen Regeln gar nichts weiss oder wissen will. Schon oben sind in Beziehung auf Modulation ein paar Anweisungen gegeben worden und dabei auf den Leitfaden verwiesen. Wir wollen diesen Unterricht hier etwas vervollständigen.

Für einen Satz, welchen ein Comma endet, bedarf es nur der Bemerkung, dass, da er nur den Nebentheil einer Periode bildet, also nicht den Sinn abschliesst, man die Modulation kurz zu unterbrechen hat, also sich hüten muss, die Stimme, wie bei einem grösseren Trennungszeichen, sinken zu lassen; denn sonst würde der Zuhörer leicht irre geführt werden, wenn er z. B. einen Schlusstonfall vernähme, während doch das Folgende mit dem eben Gesprochenen noch ganz eng zusammenhängt.

Auch beim Semicolon darf nicht so modulirt werden, als wäre es ein Punkt; denn das Semicolon bildet zwar ein Ende, aber nur das Ende eines grösseren Theiles der Periode, die aus mehreren Gliedern besteht, aber nicht das Ende der Periode selbst. Mithin muss beim Semicolon ganz anders modulirt werden als beim Punkt. Die Stimme muss sich zwar senken, aber nur in so weit, dass der Zuhörer merkt, dass der Satz, d. h. die Periode, noch nicht ganz zu Ende sei, sondern dass

noch etwas folgen werde. Das zu bildende Intervall musikalisch genau zu bestimmen hält schwer, es dürfte indess eine Secunde oder kleine Tertie betragen. Der Unterschied zwischen dem Punkt und dem Semicolon in Ansehung der Betonung besteht ausserdem noch hauptsächlich darin, dass beim Semicolon die Stimme den zu Ende angeschlagenen Ton festhalten muss, während sie sich beim Punkt lässig zur Ruhe senkt, ohne sich einen bestimmten Ton zum Ziele zu setzen, sondern sich gehen lässt, wie das Organ eines Jeden dies ihm gerade zu thun lehrt.

Anders verhält es sich jedoch mit einem Semicolon in Gradationssätzen, von denen weiterhin gesprochen werden wird.

Die Fragesätze unterscheiden sich in ihrer Betonung hauptsächlich dadurch, dass sich die Stimme am Ende derselben nicht senkt, sondern im Gegentheile über den Grundton bis zum Schlusse erhebt. Es ist also fehlerhaft, wenn man erst bei dem letzten oder bei einem der letzten Wörter des Satzes den Frageton erklingen lässt; denn nicht ein einzelnes oder ein paar Wörter zu Ende des Satzes bilden die Frage, sondern der ganze Satz hat ihre Form. Da ein Fragesatz auch aus mehreren kleineren Sätzen zusammengesetzt sein kann, so entsteht natürlich bei jedem Trennungszeichen (Interpunktion) ein Einschnitt, eine kleine Pause, welche genau gehalten werden muss. Selbst kleine Gradationen können in Fragesätzen vorkommen.

Fragesätze können entweder, wie andere, sogleich mit dem Satztonworte beginnen oder auch nicht. Ist das Erstere der Fall, so schlägt die Stimme nicht sogleich den Grundton an, wie dies in assertorischen u. s. w. Sätzen dann geschehen muss, sondern sie steigt erst von einer musikalischen kleinen Quarte chromatisch zum Grundton empor, z. B. liebst du deine Eltern u. s. w.?

Im zweiten Falle beginnt man die Frage wie jeden anderen Satz, welcher mit einem Vorschlage oder Auftakte anfängt, und senkt bei dem Satztonworte die Stimme um eine kleine Tertie, wie in solchen Sätzen, auf welche noch ein anderer folgt. Nach dieser Senkung aber erhebt sich chromatisch die Stimme über den Grundton und steigt bis zu Ende des

Satzes, also gerade in entgegengesetzter Modulation des Schlusses eines Erzählungssatzes u. s. w. — Da es sehr verschiedene Arten von Fragen giebt, so versteht es sich von selbst, dass durch das Mienenspiel, die Art der Stimmmodulation u. s. w. diese verschiedenen Gattungen modificirt werden müssen und dass es in dieser Beziehung eines grossen, sehr mühevollen Studiums bedürfe. Es giebt keine Schablone, nach welcher man sie bilden kann!

Die Betonung eines Ausrufesatzes hat mit der eines Fragesatzes das gemein, dass in beiden sich der Ton, namentlich am Ende, über den Grundton erhebt; sie sind aber darin wieder von einander verschieden, dass die Stimme beim Ausrufe nicht, wie beim Fragesatze, sich am Ende gleichsam noch zuspitzt oder höher aufsteigt, sondern den Ton festhält. Beim Ausrufe ist der Grundton der Eton, beim Rufe- oder Schreisatze aber der Iton. Die letzteren Sätze haben ausserdem noch das Eigenthümliche, dass sie — (wie schon oben beiläufig bemerkt wurde) — langsam gesprochen werden müssen, um in der Ferne verstanden zu werden. Die Betonung des Rufsatzes trifft im Allgemeinen mit der des blossen Ausrufs zusammen.

Da es sehr verschiedene Arten von Ausrufen giebt (der Bewunderung, des Staunens oder der Verwunderung, der Freude, des Zornes u. s. w.), so ist auch hier Studium erforderlich, um den diesen besonderen Arten gemässen Ton zu treffen.

Zwischen- und Nebensätze gehören, wie früher bemerkt wurde, unter die unbetonten Sätze, z. B. Alexander, dieser Welteroberer, u. s. w. der Schlaf, sagte ein griechischer Sophist, u. s. w. Alle solche Sätze müssen 1) schneller und 2) mit tieferer, weniger lauter Stimme gesprochen werden, und so klingen sie, 3) fast monoton. — Oben ist bereits die Mahnung ertheilt, die Nebensätze recht genau von der übrigen Rede im Sprechen zu unterscheiden und lieber solche Einschiebsel, wenn sie zumal etwas lang sind, für's Erste wegzulassen und das Andere zusammen zu sprechen, um die Stimme nach denselben richtig einsetzen zu lernen. Diese Mahnung kann nicht genug wiederholt werden.

Vorder- und Nachsatz müssen dem Zuhörer schon als solche durch den Vortrag bezeichnet werden; folglich hat sich

der Redende zu hüten, am Ende eines Vordersatzes eine Schlussmodulation eintreten zu lassen. Bei einem Vordersatze hat sich zwar die Stimme (wie früher gelehrt wurde) bei dessen Tonworte zu senken, allein nur um sich sogleich nach der Tonsylbe desselben wieder zum Grundtone des Satzes zu erheben. — Beim Nachsatze erhebt sich zuerst die Stimme (etwa um eine musikalische Secunde) und geht dann wieder in den Grundton zurück. Hat der Nachsatz noch einen anderen Satz nach sich, so wird der früher gegebenen Anweisung gemäss modulirt. Ist dieser Satz der Schlusssatz des Ganzen, so tritt natürlich die Punktmodulation ein.

Das Sprechen hypothetischer Sätze, zumal der durch sie gebildeten Gradationssätze, erfordert eine noch grössere Aufmerksamkeit und Uebung als das anderer Sätze. — Der Vordersatz eines hypothetischen Satzes bildet gleichsam eine Art von Auftakt oder Vorschlag zum folgenden. Also muss dieser Vordersatz mit tieferer Stimme gesprochen werden als der Nachsatz und die Stimme muss am Ende desselben um einen Ton steigen. Das „so“ des Nachsatzes aber beginnt um eine kleine Tertie höher als der vorige Satz endete. Von da an wird dieser Nachsatz gesprochen wie jeder andere Schlusssatz, d. h. der Ton steigt bei der Tonsylbe seines Haupttonwortes um eine musikalische Quarte und sinkt dann bei den tonlosen Worten in die Schlussmodulation. Folgen indess auf den Nachsatz noch andere Sätze, so wird er wieder wie ein Vordersatz behandelt.

Wie bemerkt, bilden Bedingungssätze häufig Gradationen, d. h. der Vordersatz besteht aus mehreren Sätzen, was auch wieder beim Nachsatze der Fall sein kann.

Für den Vortrag eines solchen Gradationssatzes gelten folgende Regeln:

1) Die Stimme erhebt sich am Schlusse eines jeden Gliedes desselben um einen halben Ton, und dieser Ton muss festgehalten werden, indem er auf den folgenden Satz übergeht, bis beim Nachsatze die oben bemerkte Betonung eintritt.

2) Solche Gradationssätze müssen tiefer angefangen werden als der eigentliche Grundton der Rede es sonst erfordert

haben würde, weil man mit der Stimme andernfalls nicht ausreichen könnte.

3) Solche Sätze sind mit zunehmender Geschwindigkeit zu sprechen. Denn jemehr sich Gedanken an Gedanken reihen und gleichsam drängen, desto mehr wird der Sprechende in Eifer und Anstrengung gerathen, bis er beim Nachsatze an einem vorläufigen Ruhepunkte angelangt ist.

Der Sprung der Stimme in die Tertie bei diesem Nachsatze, während sie sich vorher bei jedem neuen Gliede des Vordersatzes nur um eine Secunde erhob, bezeichnet charakteristisch diesen Endpunkt.

Eine Gradation kann übrigens auch schon durch einzelne Wörter gebildet werden, durch Adjective, Substantive und Zeitwörter, z. B. eine treue, emsige, besonnene, wohlgeordnete, unermüdete Thätigkeit u. s. w. — Endlich tanzen alle Katzen, poltern, lärmen, dass es kracht, zischen, heulen, sprudeln, kratzen u. s. w. — Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel u. s. w.

Die Form der Gradationssätze und ihr Inhalt kann von sehr verschiedener Beschaffenheit sein; sie können also eine Frage-, eine assertorische und andere Formen haben.

Der Gradation aufwärts, welche zugleich ein Crescendo der Stimme bedingt, ist die Degradation (das Herabsteigen vom Höheren zum Niederen) entgegen gesetzt, bei welcher auch die Stimme eine Modulation abwärts zu machen hat. Also muss bei einem solchen Decrescendo die Stimme am Ende gleichsam wie ermattet klingen und verhallen, z. B. Rette! kämpfe, dulde! trage! — Auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte u. s. w. — Sie bebte, weinte, seufzte, sank!

Die hypothetischen Sätze sind auch einer Umgestaltung fähig: sie können invertirt werden. Man kann z. B. statt zu sagen: „Wenn es einen allgerechten, allgütigen und allweisen Gott giebt, der unser Schicksal lenkt; so kann der Schuldlose getrost in die Zukunft sehen, u. s. w.“ den Satz auch so ausdrücken: „Der Schuldlose kann getrost in die Zukunft sehen, wenn (da) es einen allgerechten, allgütigen und allweisen Gott giebt.“

Diese Inversion hat auf die Modulation solcher Sätze grossen Einfluss, d. h., der zum Vordersatze gewordene Nach-

satz behält auch in seiner neuen Stellung seine frühere, eigentliche Betonung, nur dass das Ende desselben, da es nicht mehr den Schluss des Satzes bildet, wie ein solcher Satz gesprochen werden muss, auf welchen noch ein anderer folgt.

Ein solcher zum Vordersatze gewordener Nachsatz muss also auch in höherem Tone als der folgende modulirt werden. Um die richtige Betonung zu treffen, spreche man also den Satz erst so, wie er eigentlich in seiner hypothetischen Stellung lauten müsste, und beachte die Betonung des Nachsatzes, um sie nach geschehener Umstellung ihm wiedergeben zu können.

Uebrigens müssen die Schreibenden gewarnt werden, keine zu lange Gradationssätze zu bilden, damit man im Stande sei, sie vorzutragen und nicht genöthigt werde, beim Sprechen einzelne Glieder auszulassen. Bei manchen solcher Sätze — (namentlich in einigen gedruckten Predigten kommen sie vor) — reicht auch die stärkste Lunge und die umfangreichste Stimme nicht aus, wenn sie kunstgemäss, also allein richtig vorgetragen werden sollen.

Viele Recitirende begehen den Fehler, den Reim in Gedichten zu sehr hervorzuheben, als wenn er die Hauptsache wäre, da er doch nur eine Verschönerung der Rede ist; sie lassen ihn auch da hervortreten, wo er den Sinn nicht schliesst. Als Regel muss aber gelten: „Sprich dem Sinne gemäss!“ d. h., trenne richtig Satz von Satz und mache um des Reimes willen keine Einschnitte oder Pausen da, wo der Sinn nicht geschlossen, der Satz nicht beendigt ist. Ein solches Herleiern von Reimgeklingel wird für den Zuhörer unerträglich. Die Dichter sollten freilich auch durch die Reime sich keine so gewaltsamen Trennungen erlauben, wie z. B. Matthisson: „ich allein bin in den trüben — Herbstestagen übrig blieben u. s. w.“

Da übrigens der Lesende oder Declamirende bei seinem Vortrage nur die Regeln seiner Kunst vor Augen haben muss, so ist er nicht für die Fehler des Dichters verantwortlich.

Es ist oft gefragt worden, wie sich der Declamator bei sogenannten unreinen, d. i. falschen Reimen verhalten solle, von denen sich selbst unsere besten Dichter (bei der Armuth der deutschen Sprache an Reimen) nicht frei gehalten haben.

Soll der Declamator solche Fehler verdecken und, wie Falkmann (in seiner Declamatorik Th. II. S. 199) vorschlägt, einen zarten Mittelweg einschlagen? „Hat," so drückt er sich aus, „der Dichter z. B. gereimt:

Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule;

so darf weder die Eile zur Eule, noch aus der Keule eine Keile, werden, aber es kann doch eine Aussprache vermieden werden, welche die Verschiedenheit der beiden Laute in ein recht grelles Licht stellt."

Wir können uns mit Falkmann nicht einverstanden erklären, denn abgesehen davon, dass eine Vereinbarung nicht homogener Laute geradezu eine Unmöglichkeit ist: so wird durch eine solche Schminke, welche den einen Fehler verdecken soll, ein doppelter hervorgerufen, indem keines der beiden Wörter richtig gesprochen wird. Leicht wird der Declamator bei seinem Versuche, die Scylla zu vermeiden, in die Charybdis gerathen. Ist übrigens nur der Gedanke schön, so wird der Zuhörer so leicht auch nicht an dem fehlerhaften Reime Anstoss nehmen. Dazu kommt aber noch ferner, dass die Aussprache in manchen Theilen Deutschlands der Art ist, dass solche Reime kaum in derselben als fehlerhafte hervortreten.

Eine Ausnahme von der aufgestellten Regel, den Reim nicht über Gebühr hervorzuheben, bilden die witzigen Reime, in denen es geradezu vom Dichter auf den Reim abgesehen ist. Hier soll also der Reim hervortreten.

Nachträglich müssen wir noch über die Betonung der Sätze einige Bemerkungen hinzufügen. Es tritt nämlich bisweilen der Fall ein, dass ein Hauptbegriff durch mehrere Wörter ausgedrückt wird, d. h., dass ein ganzer Satz als ein Begriff hervorgehoben werden soll, z. B. in den Lehren und Nutzanwendungen der Fabeln u. s. w. Solche Sätze müssen in langsamerem Tempo gesprochen werden und zwar im Lehrtone; allein der Accent darf nicht, wie Manche lehren, auf die Ideenreihe vertheilt werden, was ja an und für sich ein Ding der Unmöglichkeit ist. Auch in solchen Sätzen giebt es nur ein Haupttonwort, welches den vorherrschenden Accent haben muss. Es findet also in solchen Sätzen nur ein ge-

tragener Ton, ein langsamerer Gang statt als in den übrigen.

Dass eine einzelne Stelle oft sehr verschiedene Betonungen zulasse und dass es mithin die Sache des Recitirenden sei, aus dem Zusammenhange den richtigen Ton zu ermitteln, ist im Leitfaden an einem Beispiele weitläufig nachgewiesen worden.

Ueberhaupt aber darf der Declamator solche Stellen seines vorzutragenden Stücks nicht übersehen, welche ihm genau angeben, wie er sprechen müsse. Wenn z. B. Schiller sagt:

Entgegnet ihm finster der Wütherich;

so liegt in dem Worte finster für den Recitirenden die Angabe, wie er die Worte der Rede zu sprechen hat.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über den elegischen Ton. — So wie es in der Musik ein Dur und ein Moll giebt, so auch in der Declamation. Die Molltonart für diese bildet der elegische Ton.

Der Ton bei der Recitation einer Elegie muss ein weicher, dem Zustande der Resignation und der Wehmuth angemessener sein. Er ist also von dem hellen, kräftigen Klange der Stimme beim Vortrage von Stücken aus dem Etone u. s. w. ganz verschieden; er ist ein Ton, welchem gleichsam die Spitze abgebrochen ist. Denn die Klage des Schwermüthigen zeigt eine matte, erschlaffte Stimmung an, welcher die Kraft zum Handeln fehlt. — Der Mollton zieht sich übrigens nicht durch das ganze elegische Stück hin, da die Elegie aus Gefühlen der Trauer und der Hoffnung oder Freude gemischt ist, mit einem Worte, Gefühle der süssen Wehmuth darstellt, welche sich auch dann und wann wieder emporrichtet. Daher tritt auch abwechselnd in einer Elegie statt des Moll wieder ein frisches, lebendiges Dur ein.

Dass Derjenige, welcher bloss vorliest, aber nicht ein auswendig gelerntes Stück vorträgt, nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch von Mimik oder Geberdenspiel machen könne und dürfe, versteht sich von selbst. Denn die Anwendung der mimischen Kunst setzt einen vollkommen freien Gebrauch aller Glieder des Körpers voraus, welcher dem Vorleser versagt ist, da er, sitzend oder stillstehend sein Buch in der Hand und

die Augen auf dasselbe gerichtet, nach doppelter Seite hin in diesem Gebrauche seiner Glieder gehemmt ist.

Ehe ich jetzt genauer auf Mimik und Geberdenspiel überhaupt eingehe, halte ich es für zweckmässig, erst noch ein paar Worte über declamatorische oder rhetorische Pausen vorauszuschicken, welche, weil sie dazu dienen sollen, die Erwartung der Zuhörer zu spannen, gewöhnlich mit Mimik verbunden sein und folglich hier erwähnt werden müssen.

Wenn es z. B. in Wieland's Musarion heisst:

„Ihr Zeitvertreib war in der That kein Spass,
Denn — kurz: — sie hatten sich einander bei den Haaren u. s. w."

und der Declamator den letzten Vers ohne Unterbrechungspausen sprechen wollte, so würde der ganze komische Effect verloren gehen.

Solche Pausen sind anderwärts durch andere Umstände geboten. Denn wenn es in Schiller's Bürgschaft heisst:

„Ich flehe Dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit u. s. w."

so muss der Declamator die Punktpause nach diesen Worten noch um eine rhetorische vermehren. Denn man muss sich denken, dass der Bittende vom Tyrannen eine günstige Nachricht erwarte und, da er aus dessen Mienen liest, dass er sie ihm nicht geben wolle, noch einen Umstand hinzufügt, von dem er hofft, dass er den Dionys bestimmen könne, ihm die Bitte zu gewähren. Er muss also erst die Mienen des Tyrannen beobachtet haben, ehe er weiter spricht; er muss mithin in seiner Rede eine längere Pause eintreten lassen.

Solche Pausen werden auch durch die Aposiopesen und Unterbrechungen der Rede überhaupt gebildet. Z. B. in dem Processe von Gellert heisst es:

„Lasst dem Processe seinen Lauf,
Ich schwör' euch, endlich durchzudringen!
Doch —" „Herr, ich hör' es schon, ich will
das Geld gleich bringen u. s. w."

Dieses zögernde „doch" des Advocaten mit dem gehörigen Geberdenspiele der rechten Hand und der fordernden Miene verbunden, müssen den Zuhörern den Gedanken des Herrn Glimpf eben so deutlich machen als dem Bauer. Ohne die rhetorische Pause und den sie begleitenden Gestus des

Declamators würde aber ein solches Verständniss nicht eintreten können.

Eine solche Pause hängt aber auch oft von der Willkür des Declamators ab, und er kann in Worte einen Sinn legen, von welchem vielleicht mancher Leser des Declamationsstückes gar keine Ahnung hatte. Denn wenn Pfeffel in seiner Fabel von den beiden Hunden sagt:

„Und dieser (der junge Hund) lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen u. s. w."

so kann der Declamator sich nach „als" unterbrechen und durch die Erwartungspause dem folgenden eine scherzhafte Wendung geben.

Ich komme jetzt auf allgemeine Bemerkungen über die Geberdensprache.

Unter Geberdensprache versteht man alle Bewegungen und Stellungen des Körpers und seiner Glieder, also das ganze Spiel der Hände, die Bewegungen der Augen, des Mundes u. s. w. — Die Geberdensprache kann sich eben so gut, wie die Stimme durch Töne, durch äussere Zeichen verständlich machen, wie die Unterhaltungen der Taubstummen unter einander beweisen. Also muss der Declamator auch diese Sprache studiren.

Die äusseren Geberden sind entweder natürliche oder conventionelle, also entweder ganz allgemeine, nicht auf einer gesellschaftlichen Uebereinkunft beruhende, oder besondere, welche einzelne Stände und selbst ganze Völker charakterisiren, folglich erst erlernt werden müssen.

Die Mimik umfasst die Bewegungen des Unter- wie des Oberkörpers, die der Hände und die des Gesichts, wie schon oben bemerkt wurde. Steht der Declamator hinter einem Pulte, so hat er auf seinen Unterkörper allerdings nicht besonders zu achten. Steht er aber frei da und kann man seine ganze Gestalt überblicken; so ist es schon nicht einmal gleichgültig, welche Stellung seine Füsse einnehmen. Die passendste Position derselben ist die dritte (nach der Benennung der Tanzlehrer), da sie dem Declamirenden die möglich freiste und festeste Haltung gewährt. Doch wird er bei seinem Vortrage namentlich bei leidenschaftlichen Stellen, wenn er nicht steif und

unnatürlich erscheinen will, mit den Positionen auch zu wechseln haben. Denn leidenschaftliche Erregtheit und Ruhe in der Haltung des Körpers stehen mit einander durchaus in Widerspruch.

Steht der Declamator hinter einem Pulte, so hat er sich vor einer nachlässigen Haltung des Unterkörpers, wenn dieser auch von den Zuhörern nicht gesehen wird, zu hüten; er darf also den Körper nicht gemüthlich hin- und herschaukeln, sich dabei mit den Händen am Pulte festhaltend u. s. w.

Obgleich er seinen Platz nicht verlassen darf, um herumzugehen, wie ein Schauspieler; so kann das zu declamirende Stück ihn doch veranlassen, bei einzelnen Stellen einen Schritt vorwärts, rückwärts oder seitwärts zu thun, letzteres namentlich dann, wenn das Stück einen Dialog enthält und der Declamator in verschiedener Person zu reden hat. Durch eine solche Seitenbewegung werden die sprechenden Personen auch dem Zuhörer noch deutlicher markirt.

Wenn manche Lehrer der Meinung sind, dass man die Schüler gar nicht dazu anhalten solle, Gestikulationen zu machen, weil dieselben oft gar zu unbeholfen und hölzern gemacht werden; so ist dieser schlechte Gebrauch der Hände u. s. w. noch kein Grund, von demselben ganz abzusehen, da auch in diesem Falle wie in allen anderen durch Uebung die Unvollkommenheit nach und nach beseitigt wird. Es wäre gerade so, als wollte man Jemandem anbefehlen, er solle nicht eher in's Wasser gehen, als bis er schwimmen könnte. Auch ist es geradezu naturwidrig, einen Vortrag gar nicht mit irgend einer Körperbewegung zu begleiten. Der Knabe gestikulirt sehr lebhaft, wenn er seinen Kameraden etwas mittheilt, sie zu etwas zu überreden bemüht ist u. s. w.

In Beziehung auf den Gebrauch der Hände beobachte man folgende Punkte:

1) Man vermeide bei der Bewegung der Arme und Hände das Steife und Eckige, welches auch in der Tanzkunst als fehlerhaft gilt. Man zucke, schleudere und vagire nicht mit denselben herum; wechsele nicht schnell und ganz regelmässig mit der rechten und linken Hand bei den Gesticulationen ab, ohne dass dazu irgend ein Grund vorhanden ist. Man strecke die Arme nicht horizontal vor sich hin als wenn man schwimmen

wollte; greife nicht mit den Händen und ziehe die Finger ein, ohne damit etwas zu bezwecken; balle nicht die Fäuste, wenn man nicht drohen will; verstecke nicht die eine Hand in der Rocktasche oder hinter sich u. s. w.

2) Man erhebe die Hände nicht über den Kopf, selbst nicht beim flehenden Ausdrucke! Man verstecke aber auch nicht den Oberarm, so dass man bloss mit dem Vorderarme die Bewegung macht, während der Ellenbogen fest an den Oberkörper angeschlossen liegt.

3) Man bemühe sich, beide Arme geschickt zu gebrauchen, nicht immer ausschliesslich fast den rechten oder den linken, je nachdem sich Jemand von Jugend auf etwa gewöhnt hat, mit dieser oder jener Hand körperliche Verrichtungen vorzunehmen. Denn schon das Auge fordert Abwechselung, noch mehr aber gebietet eine solche der Inhalt der meisten Declamationsstücke schlechterdings.

4) Bei ruhiger Erzählung oder in Stücken aus dem A- und Otone, wenn nicht der Inhalt ein ganz besonderer ist, gestikulire man nicht zu viel, weil hier das Ganze gehaltener, gemässigter, frei von leidenschaftlicher Aufregung ist.

5) Unter den Geberden selbst, so wie wiederum unter Geberden und Mienen, muss Uebereinstimmung herrschen und sie dürfen einander nicht widersprechen. Man darf also z. B. nicht mit der Hand einen Gegenstand als zur Rechten befindlich andeuten, den man vorher als zur Linken stehend bezeichnet hatte und umgekehrt; denn dadurch macht man die Zuhörer irre. Eben so muss, wie bemerkt, unter Mienen und Geberden Uebereinstimmung herrschen. Man soll also nicht mit der Hand links hinzeigen und mit den Augen nach einer anderen Richtung blicken. (Eine Ausnahme von dieser Regel findet nur dann statt, wenn mit der Hand eine abweisende Bewegung nach einem Gegenstande hin gemacht wird, den man flieht oder verabscheut. Dann wehrt man mit der einen Hand oder auch mit beiden Händen diesen Gegenstand von sich ab und blickt, um den Abscheu oder die Furcht vor ihm auszudrücken, mit den Augen nach der entgegengesetzten Richtung.) — Man muss ferner nicht die Stellung, die Geberde und

Miene eines drohenden annehmen, wenn man freundlich blicken sollte, und umgekehrt bei einer Drohung eine freundliche Miene machen.

6) Die Gesticulation darf nicht früher eintreten als der durch diese zu bezeichnenden Empfindung Worte geliehen werden, sondern mit ihr zugleich, ihr also auch nicht erst nachfolgen, wenn sie schon durch Worte ausgesprochen ist. — (Eine Ausnahme von dieser Regel findet dann statt, wenn durch Geberden eine Situation oder eine Gemüthsbewegung eingeleitet oder vorbereitet werden soll.)

7) Da jedes Alter, jeder Stand, ja Zustand des Menschen seine eigenthümlichen Zeichen und Gestikulationen hat: so darf der Declamator auch nicht immer dieselben Bewegungen mit den Händen u. s. w. machen, sondern diejenigen, welche dem Individuum angemessen sind. Welche Gestikulationen aber jedes Alter, Geschlecht u. s. w. eigenthümlich habe, das muss der Declamator durch sorgfältige Beobachtung und durch Studium sich bekannt machen.

8) Jede Leidenschaft, jede Gemüthsbewegung entsteht, wächst, erreicht ihren höchsten Grad und nimmt dann in eben derselben Art und Weise wieder ab, wie sie erst zugenommen hatte. Daher muss der Declamator diese Zustände unterscheiden und seine Geberden, seine Stimme und Mienen darnach abmessen, nicht aber eine Leidenschaft, die erst im Entstehen ist, gleich in ihrer ganzen Stärke äusserlich darstellen. Das würde, nach dem bekannten Sprichworte, mit der Thür' in's Haus fallen heissen.

Was nun speciell die Bewegungen der Hän'de anlangt, so sind sie so mannichfaltig, dass sie kaum aufgezählt oder genau beschrieben werden können, zumal da wiederum eine jede noch vieler kleinen Modificationen fähig ist.

Man kann nämlich 1) die Hände, in Ansehung der Räumlichkeit, in der niederen, mittleren und höheren Richtung bewegen; 2) sie in diesen Räumen entweder geradeaus oder seitwärts, links und rechts, wenden; 3) man kann den Arm mehr oder weniger gekrümmt halten, die Finger einziehen, oder einen oder auch alle zugleich ausstrecken und dieses wieder in ver-

schiedener Form; 4) man kann alle diese Bewegungen langsamer oder schneller machen und 5) sich entweder nur der einen Hand oder beider dabei bedienen.

Wegen der Mannichfaltigkeit dieser Bewegungen, welche noch ausserdem, wie oben bemerkt, nach Geschlecht, Alter, Stand, Nationalität u. s. w. der Individuen sich modificiren, ist es gar nicht möglich, sie genau mit Worten deutlich zu machen und sie müssen durchaus an lebenden Mustern studirt werden.

Da der Declamator ferner Charakter und Stimmung der darzustellenden Personen nach seiner besonderen Erwägung verschieden auffassen kann; so wird er auch seine Gesten dieser Auffassung gemäss einrichten, und so kann es kommen, dass er auch anders als ein Anderer an den einzelnen Stellen gestikulirt.

Allgemein feststehende Gestikulationen sind etwa folgende: 1) Die Begriffe Alles, überall oder eine Gesamtheit drückt man dadurch aus, dass man die Arme und Hände nach beiden Seiten aus einander bewegt, um so den Gesichtskreis anzudeuten, von welchem man etwas als umfasst darstellen will.

2) Der ruhig Demonstrirende oder Erzählende streckt den Oberarm nicht weit vom Körper weg, sondern gestikulirt mehr mit dem Vorderarme und bringt die Handfläche mit sanftgeöffneten Fingern durch eine kleine Wendung nach oben, doch so, dass der Zuhörerkreis ihm nicht in die Hand sehen kann. Der Gebrauch beider Hände kann nur bei grösserer Lebendigkeit der Darstellung vorkommen. — Während die eine Hand gestikulirt, muss die andere eine ruhige, ungezwungene Haltung haben.

3) Der Befehlende streckt den rechten Arm gegen den aus, welchem er den Befehl ertheilt. Der Zeigefinger steht dabei gebieterisch ausgestreckt, während die übrigen Finger eingezogen sind.

4) Eine ähnliche Bewegung dient dazu, um auf einen Gegenstand hinzuweisen, doch mit dem Unterschiede, dass die Hand sich der Richtung zuwendet, wo sich der zu zeigende Gegenstand befindet. Das Mienenspiel dabei aber unterscheidet beide Gesten ausserdem hinlänglich.

5) Der Drohende erhebt die rechte Hand und hält den Zeigefinger in die Höhe, indem er mit demselben eine schnelle, fast zitternde Bewegung macht. Bei einer heftigen Drohung beugt sich ausserdem der Körper wie zum Angriff nach vorn, und der so zornig Drohende ballt auch wohl die Fäuste wie zum Schlage.

6) Der Horchende erhebt die Hand nach dem Ohre, und zwar nach der Seite hingeneigt, woher er etwas vernehmen will.

7) Der Hülfeflehende streckt die Arme dem entgegen, von welchem er Hülfe erwartet, fast wie der Betende.

8) Für das Gebet ist die ästhetische Haltung der Hände die Gegeneinanderhaltung der Handflächen oder auch die Erhebung beider Hände in der Richtung nach oben; jedoch dürfen sie nicht zu hoch erhoben werden, nicht über den Kopf hinaus.

9) Der Schwörende erhebt die rechte Hand, die innere Fläche nach sich zugekehrt; er streckt den Zeigefinger und Mittelfinger empor und die anderen werden sammt dem Daumen eingezogen.

10) Aufregung der Gefühle im Allgemeinen wird bezeichnet, indem man die rechte Hand sanft dem Herzen zu bewegt und sie gegen dasselbe drückt, gleichsam als wollte man die innere Aufregung so beschwichtigen.

11) Die Erwartung und die Hoffnung drücken sich mehr durch das Mienenspiel aus, sind aber doch auch mit einer Bewegung der Arme und Hände nach vorn verbunden, bis das Erwartete sich zeigt, oder bis man die Hoffnung aufgiebt.

12) Der Aengstliche macht heftige, unstäte Bewegungen mit den Armen und Händen, und auch die Mienen seines Gesichts wechseln schnell. Die Unruhe bewegt seinen ganzen Körper.

13) Die Gesten des Schreckens sind sehr mannichfaltig, je nach dem Grade des Schreckens oder der Individualität des Erschreckenden. Das Mienenspiel ist, wie bei der Erwartung und Hoffnung, die Hauptsache. Die Hände des heftig Erschreckten bewegen sich schnell, fast zuckend und convulsivisch nach vorn, und ihre Flächen sind gewöhnlich einander zugekehrt. Sie halten sich in der mittleren Region des Körpers, der sich bei dieser Bewegung der Hände etwas zurückbeugt.

14) Vor einem Gegenstande, welcher Furcht, Ekel oder Abscheu erregt, beugt sich der Körper ebenfalls, und zwar noch mehr, zurück; das Gesicht wendet sich von ihm ab und die Hände ziehen sich entweder nach dem Körper zurück, um auszudrücken, dass sie jede Berührung mit dem verabscheuten Gegenstande vermeiden wollen, oder sie strecken sich, wenn es gilt, ihn abzuwehren, gegen denselben vor und zwar mit ausgebreiteten Handflächen.

15) Die Verzweiflung hat eine doppelte Geberde. Entweder ringt sie die Hände und bewegt sie masslos und heftig, oder sie giebt sich durch gänzliche Regungslosigkeit und Erstarrung kund, welche sich vorzüglich in den Mienen des Gesichts ausdrückt. Das Letztere ist vorzüglich der Fall, wenn ein plötzlich eintretendes schreckliches Ereigniss sie hervorruft, welches alle Widerstandskraft vernichtet und alle geistigen und körperlichen Kräfte schlagähnlich lähmt. Doch kommt dabei viel auf den Charakter und das Temperament der Individuen an.

16) Bei den Regungen der Sehnsucht, Liebe und Zärtlichkeit findet eine entgegengesetzte Haltung des Körpers statt als bei der Furcht, indem sich derselbe nach vorn, dem ersehnten Gegenstande entgegenbeugt. Auch die Hände strecken sich demselben entgegen und zwar so, als wenn sie ihn umfassen wollten.

17) Der sich Freuende erhebt beide Hände und schlägt sie auch wohl, wenn die Freude eine recht überraschende, nicht gehoffte ist, in froher Aufregung zusammen.

18) Das Zeichen des innigen Schmerzes ist das Kreuzen der Hände auf der Brust und das Senken des Hauptes, oder auch das Ineinanderfalten der Hände wie zum Gebete. — Das Thränenvergiessen, welches meistens mit dem Schmerze verbunden ist, steht nicht in der Gewalt des Declamators und ist ihm auch aus dem Grunde zu erlassen, weil er ja nicht als Schauspieler agirt, sondern Zustände nur referirt; doch mag er immerhin auch eine Bewegung der Hand nach den Augen machen, wie wenn er hervorbrechende Thränen abwischen wollte.

Da der Declamator bei seinen Darstellungen gewisse Schranken zu halten hat, so darf er Handlungen und Zustände

nur eben andeuten. Also er darf nicht, wie der Schauspieler, vollständig alle Geberden machen, mithin nicht wirklich hauen, stechen u. s. w. wollen, sonst würde er in das Gebiet der Schauspielkunst überstreifen.

Mit den Bewegungen der Hände muss das Mienenspiel zusammenhängen, denn sonst würde der Declamator wie eine am Drahte gezogene Marionette erscheinen, welche kein Leben hat. Obwohl aber alle Theile des Gesichts bei leidenschaftlichen Aufregungen des Gemüths einen gewissen charakteristischen Ausdruck annehmen; so sind es doch besonders die Augen, in denen sich die Seele am deutlichsten abspiegelt, und so will ich hier zunächst über die Thätigkeit derselben für die einzelnen Fälle genauere Andeutungen folgen lassen.

1) Der Bescheidene schlägt die Augen nieder. Eben dasselbe geschieht bei dem Gefühle der Scham oder Beschämung, während sich zugleich das Angesicht röthet. Da dieses Erröthen aber etwas Unwillkürliches ist, so steht es nicht in der Macht des Declamators, es hervorzurufen.

2) Sanftmuth drückt sich durch einen stillen, ruhigen Blick des Auges aus; sein Glanz erscheint matter und es ist nicht weit geöffnet.

3) Hinterlist und Tücke blicken unsicher und schlagen schnell das Auge nieder, wenn sie einem festen Blicke des Anderen begegnen, weil sie sich dann entdeckt glauben. Wenn sie dem beobachtenden Blicke entgangen zu sein meinen, schlagen sie die Augen wieder auf, zwingen sich aber zur Katzenfreundlichkeit, sobald sie ein neuer Blick des Beobachters trifft.

4. Der Heuchler, der Scheinheilige ist das Schattenbild oder die Caricatur des Gläubigen; daher sind seine Blicke und sein ganzes Mienenspiel auch denen dieses Letzteren sehr ähnlich, aber doch nicht gleich. Der Heuchler des Glaubens blickt zwar auch mit scheinheiliger Augenverdrehung nach oben, allein er schlägt gewöhnlich schnell wieder den Blick zu Boden. Es ist, als wenn er sich nicht würdig fühlte, die Augen frei emporzurichten. Er zeigt eine hündische Demuth.

5) Der Befehlende schaut den fest an, welchem er einen Befehl giebt. Auch der Zornige, der Drohende thut dies;

allein sein Blick ist dabei feurig und blitzend. (Vergl. ausserdem im Vorigen Nro. 5.) Je nach dem Grade der ihn bewegenden Leidenschaft schaut er den Bedrohten bald ernst und streng, bald wild an und rollt die Augen. — Auch die Augenbrauen sind bei ihm in Bewegung und der Mund zuckt leidenschaftlich.

6. Der Horchende oder Lauschende wendet nicht allein den Kopf seitwärts und das Ohr dahin, woher er etwas vernehmen will, sondern auch sein Auge ist halb und halb dieser Richtung zugewendet, als wenn dieses Organ das Ohr unterstützen sollte.

7. Der Betende hält seine Augen nach oben gerichtet; ihr inniger Ausdruck kündet, nach der Verschiedenheit des Gebets, die Seelenstimmungen an: Vertrauen und Hoffnung, Bangen und Zagen, Erhebung und Bewunderung, freudige Dankempfindung u. s. w.

8. Der Erwartende und Hoffende drückt in allen seinen gespannten Zügen, aber vornehmlich in den Augen, ein Streben nach einem äusseren Gegenstande aus. Sein Auge ist nach der Seite hingewendet, von welcher her er die Erfüllung seiner Hoffnung und Erwartung verwirklicht zu sehen glaubt. Die Ungewissheit aber, ob seine Hoffnung in Erfüllung gehen werde, macht, dass seine Blicke etwas Unstätes haben und nicht immer derselben Richtung fest zugewendet erscheinen. Ein Strahl der Freude erglänzt im Auge, wenn die Hoffnung auf Erfüllung wächst.

9) Der Schwörende richtet sein Auge, wie der Betende, nach oben und blickt fest und ruhig.

10) Der Hülfeflehende schaut mit Innigkeit den an, dessen Hülfe er erflehen will; sein Auge ist umschleiert, selbst oft von Thränen gefeuchtet.

11) Die Begierde im Allgemeinen giebt sich durch einen fast starren Blick kund, der auf den begehrten Gegenstand gerichtet ist. Bei der rohen Begierde erscheint das Auge gleichsam verglast, stier und voll Wildheit.

12) Der Aengstliche blickt unstät bald hierhin bald dorthin (vergl. oben Nr. 12), als wenn er mit den Augen einen Ort suchen wollte, wo er Schutz und Sicherheit fände. Von der Furcht unterscheidet sich die Aengstlichkeit insofern, als die Erstere schon ein stärkerer Grad der Zweiten ist und ein bestimmtes Object hat, von welchem sie erregt wird oder ausgeht, weshalb die Blicke und der ganze Ausdruck des Gesichts des Fürchtenden denen des Ekel oder Abscheu Empfindenden sehr ähnlich sind.

13) Der Schrecken ist eine plötzlich erregte Furcht und hat, nach seinen verschiedenen Graden, auch verschiedene Bewegungen der Augen zur Folge; indem diese sich entweder halb schliessen oder, wenn der Gegenstand des Schreckens in der Nähe ist, sich auf denselben weit geöffnet richten. Bei jähem Schrecken blickt das Auge stier; es scheint sich aus seinen Höhlen drängen zu wollen und öffnet sich weit. Dieser höchste Grad des Schreckens ist das Entsetzen.

14) Ueber den Gesichtsausdruck des Verzweifelnden ist schon oben Nr. 15. mehreres bemerkt worden. Die Augen des Verzweifelnden rollen entweder wild, ähnlich denen des heftig Zürnenden oder Wüthenden, oder sie stehen starr und wie leblos, je nachdem der eine oder der andere an der angeführten Stelle bemerkte Fall eintritt. Auch richtet sich der äussere Ausdruck nach dem Charakter des Individuums.

15) Abscheu und Ekel (ähnlich wie die Furcht) drücken sich durch ein zusammengezogenes Auge aus, dessen Blick sich von dem verabscheuten Gegenstande abwendet. Auch die übrigen Gesichtsmuskeln ziehen sich mehr zusammen und verkleinern so das Auge.

16) Der Ausdruck des Auges bei Liebe, Zärtlichkeit oder Sehnsucht ist sich im Ganzen sehr ähnlich, nur dass bei der Sehnsucht, die ja von einem ungestillten Verlangen ausgeht, der Blick des Auges zwar sanft aber zugleich matt, gleichsam hinschmachtend ist. Liebe und Zärtlichkeit offenbaren sich dagegen durch ein heiter- und hellblickendes Auge, durch einen seelenvollen Blick, der den geliebten Gegenstand gleichsam durchdringen zu wollen scheint und sich, so zu sagen, in ihn versenkt.

17) Der Schmerz verschleiert und trübt den Blick des Auges; es ist nur beim höchsten Grade desselben ganz geöffnet, bewegt sich aber dann convulsivisch, oder es schliesst sich im Gegentheile auch ganz, je nach der Individualität des Schmerz Empfindenden. — Traurigkeit trübt ebenfalls den Blick; das Auge senkt sich und erscheint halbgeschlossen.

18) Die Freude blickt heiter und lächelnd; die Augen sind frei geöffnet.

Die Augenbrauen geben dem ganzen Gesichte des Menschen einen besonders charakteristischen Ausdruck, je nachdem sie stark, buschig, oder weniger stark sind. Auch die Form derselben, z. B. wenn sie mehr oder weniger geschweift und gebogen sind u. s. w., ändert den Ausdruck des Gesichts sehr wesentlich. Da sie unmittelbar mit den Augen in Verbindung stehen, so sind sie auch besonders geeignet, den leidenschaftlichen Ausdruck derselben zu verstärken. Zorn, Traurigkeit und Freude veranlassen sie zu von einander verschiedenen Bewegungen.

Vor allen andern Leidenschaften bewegt der Zorn die Augenbrauen sehr lebhaft; sie ziehen sich bei demselben stark zusammen und es runzelt sich zugleich die Stirn, wie bei einem Ungewitter der Himmel sich mit düstern Wolken umzieht. Beim blossen Unwillen sind diese Zeichen nicht so stark ausgeprägt.

Bei der Freude ebnen sich Stirn und Augenbrauen; bei der Traurigkeit, wo das Auge sich senkt und matt blickt, folgen sie der Richtung des Auges, so weit dies ihrer Natur nach geschehen kann.

Bei andern Leidenschaften sind die Bewegungen der Augenbrauen weniger charakteristisch und kaum zu beschreiben.

Die Bewegung der Augenlider ist eine doppelte: man schlägt sie auf oder nieder. So einfach aber und so gleichmässig diese Bewegungen sind, so haben sie dennoch eine grosse Wirkung. Der Bescheidene, der sich Schämende schlägt sie nieder; der Gekränkte, der Beleidigte schlägt sie, im Gefühle des Unmuths über das ihm wiederfahrene Unrecht, schnell auf und richtet einen ernsten, strafenden Blick auf den

Beleidiger. — Wenn die Unschuld die Augenlider erhebt und ihr seelenvolles, reines Auge, das nach oben blickt, wie um den Allwissenden zum Zeugen ihrer Reinheit anzurufen, aufschlägt, welch' eine Macht liegt dann in dieser einfachen Bewegung der Augenlider!

Die Stirn hat nur eine Bewegung, das Runzeln derselben im Zorne oder Unwillen, wie schon oben bemerkt, und es ist über diese einfache Bewegung nichts weiter hinzuzufügen.

Der Mund, weil er das Organ ist, durch welches sich der Sprechende Anderen mittheilt, ist in beständiger Bewegung, und so könnte es scheinen, als wenn von seinen Bewegungen hier gar nicht weiter die Rede sein könnte; allein dem ist nicht so. Denn der Mund spricht nicht nur Worte aus, sondern er begleitet sie auch mit allerlei charakteristischen Bewegungen. Er ist mit den Augen zusammen thätig, um Lachen oder Weinen hervorzubringen; die Lippen beben beim Zorne; es schliesst sich der Mund beim Ingrimme und die zusammengebissenen Zähne knirschen; er verzieht sich bei'm Hohne u. s. w. Das Schliessen des Mundes mit den auf ihn gelegten Fingern der rechten Hand bedeutet das Schweigen. Die Schadenfreude grinst, d. i. sie verzieht den Mund hämisch und zeigt die Zähne. — Wie reizend erscheint ein Mund, welchen ein freundliches Lächeln umspielt!

Viele Bewegungen desselben, so charakteristisch und wirksam sie auch sind, lassen sich gar nicht mit Worten beschreiben, weil sie zu zart und zu fein sind und zu schnell wechseln. Lavater sagt: „Alles liegt im menschlichen Munde, was in dem menschlichen Geiste liegt; der Mund in seiner Ruhe und der Mund in seinen Bewegungen, welch' ein Charakter!"

Die Nase kommt in einem dreifachen Falle in Betracht, 1) wenn es gilt, Unmuth und Verdruss auszudrücken; 2) beim Stolze oder Dünkel und 3) beim Zorne!

Beim Unmuthe oder Verdruss wird die Nase, wie man sagt, gerümpft. Dieses Zucken der Nasenflügel ist auch denen eigenthümlich, welche sich, wie man im gemeinen Leben sagt, über eine Person aufhalten oder spitze Bemerkungen machen.

Allein der Grund zu dergleichen Ausfällen ist eben gewöhnlich Neid, Aerger, Unmuth; und so ist die Sache dieselbe.

Der Dünkel, der lächerliche Stolz drückt sich dadurch aus, dass der Dünkelhafte die Nase hoch trägt und dabei den Kopf zurückwirft, gleichsam als wollte er sich grösser machen als er ist. Die Sprache des gemeinen Lebens kennt eine Naseweisheit, und diese ist eben solchen Dünkelhaften gewöhnlich eigen, nur dass sich dieselbe, ausser jenen äusseren Zeichen, besonders noch durch anmassendes und selbstgenügsames Gebaren kundgiebt.

Der Zornige bläst die Nasenflügel auf, und schnaubt heftig. Die hebräische Sprache hat sehr charakteristisch die Nase und den Zorn durch ein und dasselbe Wort bezeichnet.

Die Wangen, die mit Nase und Mund so eng zusammenhängen, sind für den Declamator keiner besonderen Bewegung fähig, wenn man nicht das Aufblasen derselben, welches dem gemeinen, dem lächerlichen Stolze eigen ist, in Anschlag bringen will. Der zweifache, charakteristische Ausdruck aber, welchen die Wangen besitzen, das Erröthen derselben bei dem Gefühle von Scham oder Beschämung, so wie das Erblassen bei Schrecken oder Furcht ist ein unwillkürlicher und steht mithin dem Declamator nicht zu Gebote, eben so wenig als er im Stande ist, das Haar zu sträuben, was beim Entsetzen geschieht. Auch selbst dem Schauspieler wird es nicht gelingen, so etwas darzustellen. — So weit die Bemerkungen über Mimik!

Da von jeder declamatorischen Darstellung sowohl Schönheit als Wahrheit gefordert wird, so fragt es sich, welche Eigenschaft überwiegen müsse. In jedem Falle steht die Wahrheit höher als die Schönheit, welche bloss eine äussere Form ist, und Grazie, Würde, Anstand, kurz Schönheit überhaupt, sind nicht die Hauptsache, sind nicht der Hauptzweck der Darstellung. Sollte also durch das Streben nach Schönheit die Wahrheit beeinträchtigt werden, so opfere man lieber etwas von der Schönheit auf.

Allgemeine recapitulirende Schlussbemerkungen.

Der Declamator wähle gleich bei seinem Auftreten die richtige Stellung der Füsse, wenn er frei steht.

Er denke stets daran, dass er kein Schauspieler ist, und bewege sich also nicht unruhig hin und her.

In Ansehung der Armbewegungen vermeide er das Steife und Eckige.

Er gewöhne sich, beide Arme geschickt zu gebrauchen und gestikulire nicht bloss mit der rechten oder der linken Hand allein.

Bei Erzählungs- und Lehrtonstücken gestikulire man nicht zu viel, weil das Ganze gehaltener, gemässigter ist, als wenn man leidenschaftliche Aufregungen darzustellen hat.

Man erhebe die Hände nicht über den Kopf, schliesse aber auch nicht den Oberarm fest an den Körper an.

Niemand declamire ein Stück, wenn er es nicht vorher durchstudirt und überlegt hat, welche Modulationen der Stimme, welche Gestus u. s. w. er an den einzelnen Stellen anwenden müsse. — (Das genauste Memoriren versteht sich von selbst.)

Man male den Ausdruck nicht zur Caricatur aus! Man übertreibe nicht in Miene, Stimme und Geberden!

Man hüte sich, den Ausdruck der Natur, wie man ihn an lebenden Mustern studirt hat, nicht gar zu natürlich, d. i. zu roh, darzustellen.

Beim Vortreten, was mit Anstand geschehen muss, hat man, ehe man beginnt, erst den Namen des zu declamirenden Stückes und seines Verfassers zu nennen, z. B. „Die Glocke. Von Schiller," damit sich die Zuhörer auf das vorbereiten können, was sie zu hören bekommen sollen.

Die Declamation ist, wie gewiss Alle zugestehen, eine Kunst. Wer eine Kunst lehren will, unterrichtet seine Schüler zuerst in den Anfangsgründen derselben, um eine feste Grundlage zu gewinnen, auf welcher er fortbauen kann. Der Schüler muss also vom Einfachen und Leichten zum Zusammengesetzten und Schweren fortschreiten. Der Zeichenunterricht beginnt mit einfachen Strichen, der Unterricht in der Musik mit der Kenntniss der Noten, der Scala u. s. w. Ein ähnliches Verfahren muss bei dem Declamationsunterrichte stattfinden. Wollte man auf einmal den Schüler mit allen Regeln der Kunst der Reihe nach gleichsam überschütten, so würde man ihn nur verwirren

und er würde keine einzige gut anwenden lernen. Es ist also ein propädeutischer Unterricht nöthig.

Nach meiner Ansicht muss dieser vorbereitende, vorübende Unterricht in der Declamation schon beginnen, während die Kinder lesen lernen, indem der Lehrer zunächst auf die richtige Aussprache der Buchstabenlaute hält und alle Fehler bei seinen Leseschülern zu verbannen sich bemüht, welche ich p. 22, §. 2. in meinem Leitfaden in dieser Hinsicht kurz bemerkt habe. Denn ein richtiges Aussprechen der Sylben und Wörter ist das Fundament einer guten Declamation. Daher muss freilich der Lehrer selbst sich zuvor solche Fehler abgewöhnt haben und z. B. eu, ei, äu, t und d u. s. w. unterscheiden können.

Sobald dann die Schüler grössere Fertigkeit im Lesen erlangt haben, müssen sie gewöhnt werden, die Interpunktionszeichen, d. h. die Lesepausen, gehörig zu halten. Ist dies erreicht, so muss der Unterschied der Stimmmodulation bei Comma, Semicolon, Punkt u. s. w. gelehrt werden. Ist hierin ebenfalls die nöthige Fertigkeit erlangt, so folge eine Belehrung über die Satztonwörter nach Anleitung des §. 8 ff. p. 40 ff. — Dieses Kapitel bietet dem Lehrer, da er es jetzt schon mit vorgerückteren Schülern zu thun hat, zugleich einen guten und sehr reichhaltigen Stoff zu Denkübungen, indem er seine Schüler in den einzelnen Sätzen die Tonwörter selbst aufsuchen lässt und sie auffordert, die Gründe anzugeben, warum gerade dieses oder jenes, aber nicht ein anderes Wort den Satzton haben müsse.

Während die vorhergehenden Uebungen fast ausschliesslich mehr mechanischer Art waren, treten hier die Schüler schon in ein höheres Gebiet ein. Successive gehe man dann zu der richtigen Betonung der einzelnen Sätze über nach den Regeln, welche in den §§. 13 — 19 gegeben sind.

Alles dieses kann indess geschehen, ohne dass der Lehrer noch bei seinem Unterrichte das Lehrbuch den Schülern in die Hände zu geben nöthig hätte; nur er selbst muss mit dessen Inhalte genau vertraut sein.

Erst nach allen diesen mannigfaltigen Vorübungen trete dann in der obersten Klasse einer Mittelschule, oder an einem

Gymnasium in Secunda oder auch in Tertia, wenn ihr Standpunkt es zulässt, der scientifisch gestaltete, vollständige Declamationsunterricht nach dem Leitfaden ein, da auf dieser Alters- und Unterrichtsstufe die Schüler befähig sind, genauer und tiefer in die Sachen einzugehen. Das Lehrbuch ist zwar, wie sein Titel besagt, zunächst für die obern Klassen der Gelehrtenschulen und höheren Unterrichtsanstalten bestimmt; allein es kann allen Lehrern dienen und selbst in der obersten Klasse einer Mittelschule gebraucht werden, wenn das weggelassen wird, was der Lehrer für seinen Cötus nicht ganz für passend hält. Vornehmlich aber, ich wiederhole es, wird es allen Lehrern von Nutzen sein, welche Declamationsunterricht zu ertheilen haben, um selbst eine sichere Grundlage für denselben zu gewinnen. Der zweite Theil eignet sich vorzugsweise für höhere Schulanstalten, da nur gereiftere junge Leute im Stande sein dürften, davon eine nützliche Anwendung zu machen.

Aus den obigen Andeutungen über die beim Declamationsunterrichte anzuwendende Methode ergiebt sich übrigens von selbst, dass alle Lehrer einer Anstalt, wie in allen andern Unterrichtszweigen, sich gegenseitig in die Hände arbeiten und mit einander einverstanden sein müssen, wenn sie ein einigermassen günstiges Resultatat erzielen wollen.

Im Allgemeinen möchte ich noch wünschen, dass man kleinere Schüler nicht öffentlich auftreten liesse, um ein kürzeres oder längeres Stück zu declamiren, da sie noch nicht den gehörigen Verstand dazu haben und gewöhnlich nur mit grösster Hast eilen, mit ihrer Aufgabe zu Ende zu kommen und vor einer Versammlung ihre Sache noch weit schlechter machen als in der Classe vor dem Lehrer. Sie haben, wenn sie auftreten, in der Regel Alles wieder vergessen, was ihnen der Lehrer mühsam eingeprägt hatte. — Es kommt noch ausserdem der Umstand hinzu, dass man sie zu Hause häufig das Stück hersagen lässt, welches sie declamiren sollen, damit sie nicht stecken bleiben, was an und für sich allerdings eine sehr lobenswerthe Nachhülfe sein würde, wenn die die Kinder Ueberhörenden stets Solche wären, die etwas von der Declamation verstehen. Allein dies ist eben nicht oft der Fall, und

so hat denn der Lehrer gewöhnlich sich ganz umsonst abgemüht und das Stück wird höchst fehlerhaft declamirt. Erwachsene Schüler dagegen üben sich selbst ihre vorzutragenden Stücke ein und so fällt dieser Uebelstand bei ihnen weg.

Hildesheim.

Rector Dr. Schroeder.

Sir John Maundevylle.

Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur und Sprache.

Wie Chaucer als der Vater der englischen Poesie bezeichnet worden ist, so kann man Sir John Maundevylle den Vater der englischen Prosa nennen. Er verdient diesen Namen nicht sowohl wegen der grossen Popularität, die er als Verfasser seiner Reisebeschreibung besass, als, weil er der Erste war, der sich des durch Mischung des Normännischen und Angelsächsischen neugebildeten Idioms mit grosser Klarheit und Einfachheit in ungebundener Rede zu bedienen wusste. Deshalb haben seine Reisen vor Allem ein sprachliches Interesse, und von diesem Gesichtspunkte beabsichtigen wir in den folgenden Seiten dieselben in's Auge zu fassen, indem wir aus dem Gebiete der Formenlehre nur diejenigen Punkte hervorheben, worin dieselbe von der heutigen Sprache abweicht und dann ein Glossar der jetzt veralteten Wörter folgen lassen. Vorher wollen wir aber einige kurze Mittheilungen über des Verfassers Leben machen, soweit es uns aus seinem Buche bekannt ist, ferner über die Ausdehnung und das Ziel seiner Reise und endlich über die Verbreitung, welche die Reisebeschreibung fand.

John Maundevylle war geboren in St. Albans. Schon in seiner Jugend erweckten die Erzählungen eines Reisenden, der die ganze Welt umsegelt hatte, in ihm die Lust ferne Länder zu sehen und, wo möglich, seine Reisen ebensoweit auszudehnen. Er legte sich deshalb mit besonderer Vorliebe auf das Studium der Arznei- und Sternkunde und trat im Jahre 1322 seine Wanderschaft an. Zunächst begab er sich über Constantinopel nach

Aegypten, wo er im Dienste des Sultan Melek Madaron längere Zeit als Soldat gegen die Beduinen kämpfte (S. 35. der Halliwell'schen Ausg.). Durch seine Tapferkeit oder Kenntnisse scheint er sich die Zuneigung des Sultans erworben zu haben, so dass dieser ihm die glänzendsten Anerbietungen machte, wenn er ferner an seinem Hofe bleiben und seinen Glauben abschwören wollte. Obgleich ihm sogar die Hand einer Prinzessin angeboten wurde, so war er doch ein zu guter Christ, als dass er auf solche Vorschläge eingegangen wäre. Er verliess deshalb den Hof seines Gönners und begab sich nach Palästina, wo ihm, wie überall im Reiche des Sultans, Briefe des Herrschers und sein grosses Siegel bereitwillige Aufnahme in allen Städten und Zutritt zu allem Sehenswürdigen verschafften (S. 82). Dort kam er vielfach mit Reisenden aus dem Innern Asiens in Berührung, welche in Handelsangelegenheiten die Häfen des mittelländischen Meeres besuchten. Ihre Schilderungen von dem Reichthume und den Kostbarkeiten jener Länder erweckten in ihm den Wunsch, weiter nach Osten vorzudringen und das Land des Chan von Cathay zu sehen. Diesem mächtigen Beherrscher des grossen Tartarenreiches diente er nebst seinen vier Begleitern wieder 15 Monate lang als Soldat in einem Kriege gegen den König von Mancy, weil, wie er S. 220. selbst sagt, er auf diese Weise sich am besten mit dem Leben am fürstlichen Hofe und der Regierung des Landes habe bekannt machen können. Beobachtungen am Astrolabium überzeugten ihn, dass er die eine Halbkugel der Erde ganz, von der andern mehr als die Hälfte gesehen habe, und „gern," sagt er, „hätten wir die ganze Erde umfahren, hätten wir Schiffe und Gesellschaft gefunden, um weiter zu gehen." Er knüpft hieran Bemerkungen über die Kugelgestalt der Erde, wobei es ihm übrigens schwer wird, eine genügende Erklärung für den Umstand zu finden, dass unsere Antipoden nicht von der Erde in den Himmel fallen (S. 184). Nach seiner Rückkehr nahm seine Kränklichkeit, welche ihn vielleicht zum Theil mit an der Weiterreise verhindert hatte, zu und er beschrieb im Jahre 1356, 34 Jahre nach der Abreise, seine Wanderungen. Am Schlusse der Einleitung (The Prologue, S. 5) und am Ende des Werks (S. 314 ff.) erzählt er, er habe das Buch zuerst in lateinischer

Sprache geschrieben, *) um es dem Papste in Rom vorzulegen, und dann habe er es in das Französische und Englische übersetzt, damit jeder seiner Landsleute es verstehen könne. Maundevylle starb am 7. Februar 1372 in Lüttich, wo er auch begraben liegt. **)

Wenn wir nun den Inhalt der Reisebeschreibung näher ins Auge fassen, so erklärt sich leicht das grosse Interesse, mit welchem dieselbe im Mittelalter gelesen wurde. Die Geschichte und die Thaten Alexanders des Grossen, der mit seinem siegreichen Schwerte sich einen Weg in die bis dahin unbekannten Länder des Ostens gebahnt und so den innern und äussern Gesichtskreis erweitert hatte, wurde im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der Gegenstand zahlreicher Dichtungen. Er, der in seiner unersättlichen Eroberungslust selbst das Paradies für sich zu gewinnen trachtete, wurde der Held und Mittelpunkt eines neuen Kreises von Sagen, die sich in verschiedenen Sprachen über die Welt verbreiteten. Sein Zug durch Indien wurde auf das Seltsamste mit allerhand Fabeln und Ungeheuer-

*) Direktor Schönborn hat in einem Breslauer Programme vom Jahre 1840, betitelt: „Bibliographische Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir J. Maundevile“ die Vermuthung aufgestellt, dass jene Stelle (p. 314 f.), die sich nur in dem abgedruckten Codex der Cotton'schen Bibliothek findet, wahrscheinlich unächt sei, und dass weder die am meisten verbreitete gedruckte lateinische Reisebeschreibung (bei Halliwell mit L. 3 bezeichnet), noch die in England vorhandenen lateinischen Handschriften von Maundevylle selbst herrühren, sondern erst spätere, von anderen Verfassern gefertigte Bearbeitungen des französischen oder englischen Originalwerkes seien. Die Behauptung, dass sämmtliche lateinische Bearbeitungen von Anderen herrühren, liess sich indess kaum mit Bestimmtheit aufstellen, da dieselben nicht zum Vergleiche vorlagen; dass aber die oben erwähnte gedruckte lateinische Reisebeschreibung nicht von Maundevylle selbst verfasst sein kann, hat Schönborn durch einen sorgfältigen Vergleich dieses Werks mit der englischen Bearbeitung mit überzeugendem Scharfsinne nachgewiesen.

**) Ueber sein Grab zu Lüttich und die Grabschrift vgl. Pütrich in Haupt's Zeitschrift 6. 56. Die Grabschrift lautet: Hic iacet Nobilis Dominus Joannes de Monteuilla Miles, alias dictus, ad Barbam Dominus de Compredri natus de Anglia medicinae professor et devotissimus orator et bonorum Suorum largissimus pauperibus erogator qui totum orbem peragravit in Stratu Leodij diem vitae Suae clausit extremum Anno Dñi Millesimo Trecentesimo Septuagesimo Secundo mensis Februarij Septimo.

lichkeiten ausgeschmückt; die Erzählungen des Strabo, Ctesias und Plinius von den Ameisen, so gross wie Füchse, die Gold graben, von den Pygmäen, von den Quellen, welche flüssiges Gold ausströmen lassen u. s. w. erschienen ebenfalls als passende Stoffe, um in das Gewand der Poesie gekleidet zu werden; die Beschreibung des Paradieses im fernen Indien auf einem Berge von Diamanten, der hinaufreicht bis zum Monde, von dem düstern Höllenthale, wo der Teufel in der Gestalt eines greulichen Hauptes unter Donner und Blitz schwebt, von den 22 Königen, die Alexander zwischen zwei Bergen einschloss, von dem goldenen Baume mit den künstlichen Singvögeln, dem Vogel Phönix, den Riesen, den Zwergen, den Greifen, den Amazonen — alle diese Mythen, Fabeln, Abenteuer und Legenden finden sich in dem Romane mit den Heldenthaten Alexanders verflochten und mussten die Phantasie der Leser um so mehr fesseln, als sich seit den Kreuzzügen die allgemeine Aufmerksamkeit ganz besonders auf den fernen Osten gerichtet hatte. Indem nun Maundevylle diese Wunder in seine Reisebeschreibung aufnahm und erwähnte, dass er sie zum Theil selbst gesehen und erlebt, zum Theil von Andern vernommen habe,*) gab er den flüchtigen Träumen der Phantasie gewissermassen einen realen Boden und machte sich zum lebendigen Zeugniss für viele dieser Fabeln. Dass unser Autor dabei die Absicht gehabt habe, mit der Leichtgläubigkeit seiner Leser Missbrauch zu treiben, darf uns nicht in den Sinn kommen. Ohne Zweifel schenkte er jenen wunderbaren weltlichen Sagen ebenso bereitwillig Glauben, wie er als eifriger Katholik die seltsamsten Legenden und heiligen Sagen für wahr hielt. Die Beschuldigung, Maundevylle sei ein grosser Aufschneider und Lügner gewesen, muss deshalb als ungegründet zurückgewiesen werden. Diese konnte erst in späterer Zeit gegen ihn erhoben werden, als der Verstand mehr zur Herrschaft gelangte, als die Mythe ihre Bedeutung verlor, und die Religion die Beimischung heidnischer Wunder nicht mehr duldete.

*) And amonges alle, I schewed hym [the Pope] this Tretys, that I had made aftre informacion of men, that knewen of thinges, that I had not seen my self; and also of Marveyles and Customes, that I hadde seen my self.

Eine andere Quelle, aus welcher Maundevylle schöpfte, war die Reisebeschreibung Marco Polo's, welcher ein halbes Jahrhundert früher fast dieselben Gegenden durchreist hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Werk dieses Reisenden unserm Autor bei Abfassung seiner Beschreibung vorlag, denn in vielen Schilderungeu und Erzählungen findet sich eine fast wörtliche Uebereinstimmung. Hierher gehört die Erzählung von dem Alten, welcher ein „Paradies" auf einem Berge anlegte, in welches er Fremde lockte, um sie zu Meuchelmördern zu machen; ferner die Schilderung des Grabes des heiligen Thomas, die Berichte über die Sitten der Tartaren und den Hof des grossen Chan, an dem sich Marco Polo ebenfalls lange Zeit aufgehalten hatte, u. a. m.*)

Viele Parthien des Buches lassen sich nun aber auf keinen fremden Ursprung zurückführen, sondern gründen sich auf des Verfassers eigene Erfahrungen und Erlebnisse. Er erwähnt z. B. den Bau des Pfeffers, die Verbrennung der Wittwen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, die Bäume mit Wolle, die zur Kleidung benutzt wird, die Brieftauben, die Gymnosophisten, die Vorliebe der Chinesen für kleine Füsse, die verschiedenen Arten der Diamanten, die künstliche Ausbrütung der Eier in Aegypten, den Balsamhandel, das Krokodil, die Giraffe, die Klapperschlange, die Papageyen, den Baumwollenstrauch u. A. Mit grosser Ausführlichkeit schildert er die Sitten und Gewohnheiten der Tartaren und die Pracht, welche am Hofe ihres Fürsten, des mächtigen Chan von Cathay, herrschte.

Als Probe lassen wir hier die aus den Mährchen von 1001 Nacht bekannte Erzählung von dem Bündel Pfeile folgen, welches der erste Chan, der Gründer des Reiches, seinen 12 Söhnen zum Zerbrechen vorlegte, woran er dann die Ermahnung knüpfte, dass nur die Eintracht sie stark machen könne.

„And whan he felte wel, that he scholde dye, he seyde to

*) Görres, „die teutschen Volksbücher" erwähnt in dem zehnten Abschnitte, der unsern Autor zum Gegenstande hat, ein Werk „De Tartaris Liber" von Hayton, aus denen Maundeville mehrere historische, auf das Tartarenreich bezügliche Begebenheiten, so wie die Entthronung des Chalifen von Baldak (Bagdad) und seinen Hungertod, und die Geschlechtsfolge der Sultane von Aegypten, entlehnt habe.

his 12 Sones, that everyche of hem scholde brynge him on of his Arewes; and so thei diden anon. And thanne he comanded, that men scholde bynden hem to gedre, in 3 places; and than he toke hem to his eldest Sone, and bad him breke hem alle to gedre. And he enforced hem with alle his myght to breken hem: but he ne myghte not. And than the Chane bad his seconde sone to breke hem; and so schortly to alle, eche aftre other: but non of him myght breke hem. And than he bad the zongest*) Sone dissevere everyche from other, and breken everyche be him self: and so he dide. And than seyde the Chane to his eldest Sone, and to alle the othere, wherfore myght zee not breke hem? And thei answereden, that thei myght not, be cause that thei weren bounden to gydre. And wherfore, quothe he, hathe zoure litylle zongest Brother broken hem? Because, quothe thei, that thei weren departed eche from other. And thanne seyde the Chane, My Sones, quoth he, treuly thus wil it faren be zou. For als longe as zee ben bounden to gedere, in 3 places, that is to seyne, in Love, in Trouthe and in gode Accord, no man schalle ben of powere to greve zou: but and zee ben dissevered fro theise 3 places, that zoure on helpe not zoure other, zee schulle be destroyed and brought to nought: and zif eche of zou love other, and helpe othere, zee schulle be Lordes and Sovereynes of alle othere. And whan he hadde made his Ordynances, he dyed."

Der noch jetzt herrschende Aberglaube, dass das Begegnen gewisser Thiere von guter oder böser Vorbedeutung sei, war schon damals verbreitet, wie aus folgender Stelle hervorgeht:

„And there ben also sum Cristene men, that seyn, that sume Bestes han gode meetynge, that is to seye, for to meete with hem first at morwe; and sume Bestes wykked meetynge: and that thei han preved ofte tyme, that the Hare hathe fulle evylle meetynge, and Swyn, and many othere Bestes. And the Sparhauk and other Foules of Raveyne, whan thei fleen aftre

*) Statt zongest, zee, zou, zif etc. steht in der diesem Texte zu Grunde liegenden Handschrift ȝongest, ȝee, ȝou, ȝif. Der Bequemlichkeit wegen haben wir es vorgezogen, diese von Halliwell gemachte Vertauschung beizubehalten.

here praye, and take it before men of Armes, it is a gode Signe: and zif he fayle of takynge his praye, it is an evylle sygne. And also to suche folk, it is an evylle meetynge of Ravenes."

Aethiopien beschreibt er folgender Massen:

„Ethiope is departed in 2 princypalle parties; and that is, in the Est partie and in the Meridionelle partie: the whiche partie meridionelle is clept Moretane. And the folk of that Contree ben blake y now, and more blake than in the tother partie; and thei ben clept Mowres. In that partie is a Welle, that in the day is so cold, that no man may drynke there offe; and in the nyght it is so hoot, that no man may suffre his hond there in. And bezonde that partie, toward the Southe, to passe by the See Occean, is a gret Lond and a gret Contrey: but men may not duelle there, for the fervent brennynge of the Sonne; so is it passynge hoot in that Contrey. In Ethiope alle the Ryveres and alle the Watres ben trouble, and thei ben somdelle salte, for the gret hete that is there. And the folk of that Contree been lyghtly dronken, and han but litille appetyt to mete: And thei han comounly the Flux of the Wombe: and thei lyven not longe. In Ethiope ben many dyverse folk: and Ethiope is clept Cusis. In that Contree ben folk, that han but o foot: and thei gon so fast, that it is marvaylle: and the foot is so large, that it schadewethe alle the Body azen the Sonne, whanne thei wole lye and reste hem.*) In Ethiope, whan the Children ben zonge and lytille, thei ben alle zelowe: and whan that thei wexen of Age, that zelownesse turnethe to ben alle blak. In Ethiope is the Cytee of Saba; and the Lond, of the whiche on of the 3 Kynges, that presented oure Lord in Bethleem, was kyng offe."

Die Fabel von der Entstehung der Rosen endlich erzählt er S. 69:

„And betweene the Cytee (of Bethelem) and the Chirche is the Felde Floridus; that is to seyne, the Feld florisched: For als moche as a fayre Mayden was blamed with wrong, and sclaundred, that sche hadde don Fornycacioun; for whiche cause

*) Vgl. Plin. Hist. Nat. VII. 2. 16, der diese fabelhaften Monosceli oder Sciopodes auch erwähnt.

sche was demed to the Dethe, and to be brent in that place, to the whiche sche was ladd. And as the Fyre began to brenne aboute hire, sche made hire Preyeres to oure Lord, that als wissely as sche was not gylty of that Synne, that he wold helpe hire, and make it to be knowen to alle men, of his mercyfulle grace. And whan sche hadde thus seyd, sche entred in to the Fuyer; and anon was the Fuyr quenched and oute: and the Brondes that were brennynge, becomen rede Roseres; and the Brondes that weren not kyndled, becomen white Roseres, fulle of Roses. And theise weren the first Roseres and Roses, bothe white and rede, that evere ony Man saughe. And thus was this Mayden saved be the Grace of God. And therfore is that Feld clept the Feld of God florysscht: for it was fulle of Roses."

Den schlagendsten Beweis für die grosse Verbreitung, welche das Werk Maundevylle's im 14. und 15. Jahrhundert fand, liefert die grosse Menge von Handschriften und gedruckten Ausgaben in englischer, französischer, lateinischer und italienischer Sprache. Die grosse Mehrzahl derselben befindet sich in England. Der neueste Herausgeber Halliwell,*) dessen Ausgabe, der Abdruck eines Manuskriptes in der Cotton'schen Bibliothek (Tit. C. XVI.) dieser Abhandlung zu Grunde liegt, zählt in der Einleitung 19 Handschriften dieses Werks auf, die sich in der Bibliothek des Brit. Museums befinden und 22 der Sammlung eines englischen Edelmannes angehörige. Er fügt hinzu, dass in den Bibliotheken von Oxford und Cambridge und in fast jeder Sammlung noch zahlreiche Exemplare existiren, und dass mit Ausnahme der heil. Schrift von keinem Werke so viele Abschriften aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts zu finden seien. Natürlich haben dieselben grössern oder geringern Werth, weil sich die Uebersetzer jede Art von Misshandlung und Verstümmelung, Auslassungen, Zusätze und Umstellungen erlaubten und namentlich mit den ihnen

*) The Voiage and Travaile of Sir John Maundevile, Kt. which treateth of the way to Hiérusalem; and of Marvayles of Inde, with other Ilands and Countryes. Reprinted from the Edition of A. D. 1725, with an Introduction, Additional Notes, and Glossary by J. O. Halliwell, Esq. London, published by E. Lumley 1839.

unbekannten geographischen Namen so gewissenlos verfuhren, dass aus ihrer verkrüppelten Gestalt kaum das Richtige herauszufinden ist. In das Deutsche wurde Maundevylle übersetzt von Michel Felser, zu Augsburg 1481 und 1482 gedruckt, und von Otto von Diemeringen, Domherrn zu Metz, gedruckt zu Strassburg 1484, 1489 und öfter. Es fand das Werk auch bei uns eine so grosse Verbreitung, dass es in die unter dem Titel „Bewehrtes Reyssbuch des Heiligen Landes, Nürnberg 1659" mehrmals abgedruckte Sammlung aufgenommen und als wirkliches Volksbuch in Separat-Abdrücken sogar auf Jahrmärkten verkauft wurde.

I. Formenlehre.

1. Das Substantiv.

Pluralbildung. Das Zeichen des Plurals ist es oder s: Frydayes, monkes, comandementes, lyounes, reisins, places, apples; selten is: bastardis, prestis (p. 19), marchauntis (p. 51).

Die schwache Pluralform auf en haben folgende Wörter aus dem Angelsächsischen behalten: oxen; eyen, eyzen (ags. eágan); schoon, schon (ags. scôn und scôs); hosen; colveren (ags. culufran = Tauben) p. 118, daneben auf derselben Seite zweimal colveres; endlich pesen (ags. pisan Erbsen) p. 199, 250, welches noch jetzt mundartlich im südlichen England vorkommt, neben pese (p. 129).

Folgende Wörter haben eine gehäufte Pluralform, indem die schwache Endung en an den ags. starken Plural gehängt worden ist: eyren (ags. ägru Eier); calveren (ags. cëalfru Kälber); children; bretheren, brethren = leibliche Brüder; kyzn (ags. cŷ), jetzt kine neben cows. Von suster kommt bei Chaucer und Maundevylle neben sustres die schwache Form sustren vor, während im Ags. sich nur der starke Plural svëostra findet.

Der Umlaut findet sich ausser in bretheren und kyzn noch in den Pluralen: men; wommen; gees; feet; lyzs; mees oder myse; breech, breek (ags. Sing broc. Plur, brêc) = Hose, jetzt breeches, also eine doppelte Pluralbildung.

Gleichlautend im Sing. und Plural sind wie im Ags.: swyn, scheep, hors. Ebenso die roman. Wörter voys (p. 260) vers (p. 113) beste (p. 33) und furneys (p. 49), wofür jedoch gewöhnlicher bestes und furneyses steht.

Knyf, lyf, wyf und thefe (p. 250) verwandeln das f meist noch nicht in v (theves p. 78). Peny hat penyes und pens, ohne Unterschied in der Bedeutung.

Einige Gattungsnamen, welche ein Maass, Gewicht oder einen Zeitraum bezeichnen, werden, wie zum Theil noch jetzt, nach Zahlbestimmungen in der Singularform gebraucht. Solche sind zeer, zere; paas, pas; fote, span, fadme, score, Bow schote, myle (mitunter auch myles), z. B. He was 78 zeer of Age (p. 151). At 140 paas (p. 92). 4 Myle fro Nazarethe (p. 111). 3040 Myles (p. 143). Dagegen stehen cubytes, degrees, furlonges stets in der Pluralform.

Die Genitivendung ist es, z. B. Goddes Sone (p. 35). Abrâhames Brother (p. 68). Swynes Flessche (p. 72). Josephes Modre (ibid.). Auch in den nicht auf s endigenden Pluralen: Other mennes children (p. 288), während bei den regelmässig gebildeten Pluralen der Genitiv nur an seiner Stellung zu erkennen ist, z. B. The Book of Fadres (patrum) Lyfes (p. 79).

In Bezug auf das Geschlecht der Hauptwörter gilt im Allgemeinen schon die Regel, dass das grammatische Geschlecht mit dem natürlichen übereinstimmt und dass die leblosen Gegenstände meist als sächlichen Geschlechtes angesehen werden. So sind die franz. Feminina ryvere, ile, cytee, contree u. a. als Neutra gebraucht; ebenso kyngdom ston, see u. a. ohne Rücksicht auf ihr männliches Geschlecht im Ags. Schwankend ist der Gebrauch bei welle = Brunnen (ags. vell, m.); brid (ags. bridd, m.); schippe (ags. scip, neutr.); sonne = sol (ags. sunne, f.), denen männliches und sächliches Geschlecht zugleich beigelegt wird. Beispiele: He (the welle) chaunge the odour und kurz darauf: It is so vertuous (p. 169). — He (the brid) fleethe his wey. And so there is no mo Briddes of that kynde in alle the World, but it allone (p. 48). — The Sonne, whan he is upon the Southe (p. 131). Because that he (the Sonne) chaungethe the tyme und gleich darauf: God lovethe it more than any other thing (p. 165) u. s. w.

2. Das Adjektiv.

Von den Geschlechts- und Kasusendungen der ags. und altfrz. Adjektiva finden wir nur noch wenige Spuren erhalten, z. B. in den französ. Adjektiven Seynte Kateryne (pp. 55, 62); Seynte Elyne (p. 78): that glorious Virgyne (p. 59). vgl. Seynt Johne (p. 62); Seynt Mark (p. 62). Sonst wird dem Singular ohne Unterschied der Geschlechter ein e beigefügt oder es wird abgeworfen, als Unterscheidungszeichen des Plural hingegen behauptet sich dieses e fast durchgängig, z. B.: Many perilouse Passages (p. 51); dyverse Langages (p. 52); principalle Festes (p. 58); the othere Chirches (p. 56); stronge Men (p. 64) etc.

Wenn zwei Adjektiva Attribute desselben Substantivs sind, so steht gewöhnlich nur eins vor demselben, das andere wird ohne Hinzufügung von one oder ones nachgestellt, z. B. fair verres and clere; a gay Citee and a riche; a gret Ile and a gode; a fair Tour and a highe; a lityl dore and a low. Nur selten werden beide Adjektiva vorangestellt, wie a litylle and a low thing (p. 139).

Steigerung der Adjektiva. Ueberreste des ags. Umlautes zeigen

sich noch in den Komparativen lenger und strengere, welche sich auch bei Chaucer finden. Daneben longer (p. 53).

Unregelmässig gesteigert sind:

mochel, mechel moche, meche	— more, mo	—	moste, most.
gode, good	— bettre	—	beste, best.
lytille	— lasse, lesse	—	leste, lest.
bad	— worse	—	worste, worst.

Nere, neere = nahe (ursprünglich selbst Komparativ von neyghe, neye, ags. neâh) hat im Komparativ nerrer (p. 30), im Superlativ nexte, next; neyest (p. 126).

Fer (ags. adv. feor = weit) hat im Komp. more fer und ferthere, ags. fyrre. Das th hat sich wahrscheinlich nach Analogie des verwandten forthere in diesen Komparativ eingeschlichen S. 180: more forthere, ags. furdra, neuengl. further, vgl. unser f ü r d e r. Gleich darauf steht more forthe. Der Superlativ foremest, ags. formesta, fyrmesta vom Positiv forma, in der neueren Sprache wegen missverstandener Endung in foremost verwandelt, findet sich p. 303. Vgl. über diese Formen Fiedler's Engl. Grammatik §. 154 f.

Die einsilbigen Adjektive erhalten die ableitende sowohl als die umschreibende Steigerung, z. B. more longe und longer (p. 53); more highe und hiere. Ferner more nye (p. 55), more righte (p. 55) more huge, more schort, most schort etc.

Doppelte Steigerung ist nicht selten, wie in more hottere (p. 29); more gladdere (p. 40).

Grete und swete verdoppeln den letzten Konsonannten und verkürzen den vorhergehenden Vokal. Komparat.: grettere, grettre, gretter; Superl. gretteste, swettest.

In more plenerly (p. 42) ist die Adverbialendung l y an den Komparativ gehängt.

3. Das Zahlwort.

Von den G r u n d z a h l e n werden in der vorliegenden Ausgabe alle mit Ziffern geschrieben, mit Ausnahme von on, o und two. Die bei Chauc. so häufigen Formen tweine, tweie (ags. tvêgen) kommen nicht vor. Zuweilen stehen die Grundzahlen statt der Ordnungszahlen, z. B. The h u n d r e d part (p. 151). The s e v e n e (degree) is of Crisolyte (p. 276).

Die vorkommenden Ordnungszahlen sind: the firste, first; the secounde, secunde; the thrydde, thridde; the fourthe; the seventhe.

Zahladverbien: ones; twyes; thryes oder 3 sithes; 4 sithes (ags. fêówer sîdum von sîd eig. Weg, Reise) u. s. w.

4. Das Pronomen.

a. Persönliche:

Singular.

Nominativ.	Objektiv.
1. I	me
2. thou, thow	the

3. masc. he, hee	him, hym
fem. sche, schee	hire
neutr. hyt, it	him, it.

Plural.

1. wee	us
2. zee	zou
3. thei	hem

Eine enklitische Verbindung von thou mit der 2. Person des Verb findet sich besonders nach shalt, wo th sich mit dem Endkonsonanten t assimilirt: And from hens schaltow bere no thyng (p. 295). Vgl. Chaucer C. T. ed. Wright 3575: Than schaltow swymme. Menestow = Meanest thou (Piers Ploughman).

Die ags. Dativform him in der 3. Pers. Sing. des Neutrums ist noch nicht ganz verschwunden und wechselt im Gebrauche oft mit der Akkusativform it: It (this ryvere) receyvethe into him 40 othere ryveres. (p. 7). — There is another Hille, that is so highe, that the Schadewe of hym rechethe to Lempne (p. 16). — It (Cypre) hathe 4 principalle Cytees within him (p. 27). It is gode resoun, to don it (the Sonne, masc.) Worschipe and Reverence (p. 165).

b. Possessiva:

Singular.	Plural.
1. myn, my	oure
2. thin, thi	zoure
3. masc. his (hise p. 109).	here, hire.
fem. hire	
neutr. his	Hires, theires.

Alle diese Formen werden sowohl conjunctiv als absolut gebraucht, mit Ausnahme von hires und theires, welche nie in Verbindung mit dem Hauptworte stehen, z. B. Thei that marchen upon zou, schulle ben undre zoure Subieccioun, as zee han ben undre hires (p. 225). And zif ony man seye to hem, that thei norisschen other mennes Children, thei answeren, that so don other men hires (p. 288). The dyversitee betwene our Feythe and theires. Here steht nur einmal nicht in Verbindung mit dem Hauptworte: Noght aftir oure Lawe, but aftir here (p. 80). Ueber das s in den unverbundenen Fürwörtern vgl. Mätzner Engl. Gramm. p. 288.

My und thi stehen vor Konsonanten, myn und thin vor Vokalen und der Aspirata: Thin Hosen and thi Schon (p. 59). My Wyf, myn Husbonde (p. 179).

Das Pronomen der 3. Person hat im Singul. für Maskul. und Neutrum noch dieselbe Form his. Die Bildung des Neutrums its gehört erst einer spätern Zeit an. Beispiele: The Ademand, of his kynde, drawethe the Iren to him: and so wolde it drawe to him the Schipp etc. (p. 164). Of

that Mount the Cytee hathe his name (p. 169). Of that Cytee berethe the Contree his name (p. 256). Vgl. Chaucer C. T. ed. Wright 7838: But loke that it (the whel) have his spokes alle.

c. Reflexiva:

Diese sind noch meist mit den persönlichen Fürwörtern gleichlautend, ein Gebrauch, der sich noch in der heutigen Dichtersprache erhalten hat, z. B: Some Men hasten hem and peynen hem (p. 58). Where oure Lady rested hire (p. 71). Thei rejoyssen hem hugely (p. 309). Daneben finden sich, obwohl seltener, die durch self verstärkten Formen, aber nur in der 3. Pers. Sing. und Plur.: The Tree that Judas henge him self upon (p. 93). As the Sarazines seyn hem self (p. 50).

d. Demonstrativa:

Singular.	Plural.
this dieser	theise. theyse
that jener	tho (ags. þâ)

thilke = talis (ags. þylic, þylc) steht nur p. 166.

that ylke = idem, the same (ags, se ylca, þät ylca) steht nur pp. 127 und 129, welche Stellen einer andern Handschrift entnommen sind. Bei Chaucer finden sich beide Pronomina ebenfalls, jetzt sind sie nur noch in Dialekten vorhanden.

e. Interrogativa:

who, whiche und what.

f. Relativa:

who.	Gen.	whoos.	Acc.	whom.
whiche.		that.		what.

Who, welches nur auf Personen bezogen wird, ist zuweilen verstärkt durch das hinzugefügte so: whoso = quicunque. z. B. Whoso brekethe hem, he schalle fynde within hem etc. (p. 101). Whoso wil go longe tyme on the See, and come nerrer to Jerusalem, he schal go etc. (p. 30). Whoso stoppeth that Watre from hem, thei myghte not endure there (p. 47), wo whoso eine conditionale Bedeutung hat: Wenn etwa einer . . . .

Vor whiche, welches von Personen und Sachen gebraucht wird, tritt oft der bestimmte Artikel, wie im franz. lequel, ital. il quale. Ausserdem folgt zuweilen noch that, vgl. griech. ὅστις. He besoughte the Heremyte, that he wolde preye God for him, the whiche that cam from Hevene (p. 47).

that ist das bei weitem gebräuchlichste, auf Personen und Sachen bezogene Relativpronomen. Die Präposition of steht davor p. 181: Toward this Contree of that I have spoke; meist aber am Ende des Relativsatzes. Auch hier tritt zuweilen noch ein zweites that hinzu, z. B. To holden hem payd, of that that he wolde give hem of his Grace (p. 226). I schalle retornen to that that I have seen (p. 306). He preyed to God of Nature,

that he wolde parforme that that he had begonne (p. 265). Das erste that ist demonstrativ, das zweite relativ, beide vertreten also what. Zuweilen finden wir auch das einfache that in derselben Bedeutung, z. B. No straungere comethe before him, but that he makethe him sum Promys and Graunt, of that the Straungere askethe (p. 40). The 1000 part of that he hadde (p. 147).

What wird ebenfalls verstärkt durch ein hinzutretendes that und bekommt dann die Bedeutung des heutigen whatever, z. B. Every man takethe what part that him lykethe (p. 179). — Of what nacyoun that thei ben (p. 181).

g. Indefinita:

Von diesen nur einige.

Everych (= ever each, ags. aefre aelc)

oder every wird, wenn es substantivisch gebraucht ist, meist nicht mit one verbunden, z. B. Everyche of hem (p. 38). Ebenso p. 226, wo aber auch everych one steht.

Das sub tantivische none, non vertritt vor Vokalen und einem h häufig die Stelle des adjektivischen no, z. B. None Houses (p. 63). Non Hors (p. 58).

Some (ags. sum) ist seiner mannichfaltigen Orthographie wegen bemerkenswerth. Ausser some finden sich die Formen: summe, sūme, sume, sum S. 101: Sum men clepen that See, the Lake Dalfelidee; summe the Flom of Develes; and sūme, the Flom that is ever stynkynge. Das pluralische e ist schon oft abgeworfen.

Othere nimmt im Plural noch kein s an; the tothere, jetzt nur noch in der Vulgärsprache und dialektisch üblich, ist nach Mätzner's wahrscheinlicher Hypothese aus other in Verbindung mit dem als bestimmten Artikel gebrauchten that entstanden, wie griech. θάτερον aus τὸ ἕτερον, niederl. dandre aus de andre. Der Artikel that steht häufig grade vor other: In Egipt there ben 5 Provynces; that on highte Sahythe, that other highte Demeseer (p. 46). — At Alisandre is that other. (ibid). — To desceyven that on that other der Eine den Andern = einander (p. 137). — That on and that othre (pp. 63, 44 etc.). Wenn man, wie die meisten Grammatiker thun, das t aus the entstehen lässt, so wäre die doppelte Anwendung des Artikels schwer erklärbar. Die obige Erklärung ist jedenfalls die einfachere. Vgl. Mätzner Engl. Gramm. p. 306 f.

5. Der Artikel.

Der bestimmte Artikel ist the, zuweilen, namentlich vor on und other, that (ags. þät), welches übrigens für alle drei Geschlechter gilt.

Die beiden Formen des unbestimmten Artikels a und an werden oft mit einander vertauscht, so dass a vor Vokalen steht und an vor einem aspirirten h, z. B. a Amyralle; a Eremyte; an highe Hille; an half; an hille.

Vor den übrigen Konsonanten steht immer die Form a, deshalb ist p. 117. 2 statt an brennynge Dart zu verbessern: a br. Dart.

Bemerkenswerth ist ferner der Gebrauch des unbestimmten Artikels vor Zahlwörtern zur Bezeichnung einer unbestimmten, ungefähren Angabe: Fro that Rivere a 15 journeys in lengthe weren the Trees of the Sonne (p. 298). — The Lond conteynethe well a 180 Myles (p. 116). — A 7 Myle fro Nazarethe is the Mount Kayn.

6. Das Verb.

Endungen des Präsens Indicativ:

Sing. 1. — e
2. — est, st
3. — ethe. eth (ith), the, z. B. begynnethe, lyethe, passeth, lyghtith, lythe.

Plur. 1. 2. 3. — en (yn), e, n, z. B. we callen, thei duellen (duellyn p. 63), seye, seyn.

Das e der ersten Person Sing. wird schon zuweilen apokopirt. Der Flexionsvokal e der 2. und 3. Pers. Sing. und Plur. wird, wie im Ags. zuweilen synkopirt; die vollere Form en ist indessen, wenigstens im Plural, die häufigere. Das heutige s der 3. Pers. Sing. findet sich noch nirgends.

Wenn in der 3. Pers. Sing. die Synkope des Flexionsvokals eintritt bei einem Worte, dessen Wurzel sich auf einen der Zungenlaute d, t endigt, so wird die media zur tenuis, th wird in t verwandelt oder ganz von dem Zungenlaute verschlungen, z. B. he rytt statt rydeth (p. 241); fynt (p. 58); smytt; stont etc. Zuweilen finden sich die regelmässige und zusammengezogene Form zugleich, z. B. it syttethe (p. 173) und sytt (pp. 44, 45, 55); holt (pp. 42, 54, 182) und holdethe (p. 42). Dieselbe Kontraktion findet sich im Ags. und bei Chaucer. Vgl. das Präteritum.

Die ags. Pluralendung ad ist, wie bei Chaucer, ganz verschwunden und hat entweder der auf die gothischen Endungen m und nd (n) des Präsens und Prät. Plur. zurückgehenden oder, was wahrscheinlicher ist, der nach Anologie der Perfektformen eingeführten Endung en Platz gemacht.

Präsens Konjuktiv:

Singular. — [e]
Plural — [e] n

Endungen des Präteritums der schwachen Verba:

Sing. 1. u. 3. — ede, ed, de, d
2. — edest

Plur. 1 — 3. — eden, den, d,

z. B. Sing.: translatede und translated (p. 71); duelled; wende; betokend. Plural: accordeden (p. 38); dwelleden (p. 44); seyden (p. 17); seyd (p. 11).

Die Synkope und Apokope des e findet also auch hier Statt, im Plural jedoch seltener. Eine ähnliche Kontraktion wie im Präs. zeigt sich in den

Formen departe (p. 295) statt departede; alyghte (pp. 103, 113) statt alyghtede; lifte (p. 54) statt liftede.

Die Endungen des Präter. der starken Verba sind im Singular — e, welches mitunter wegfallt, im Plural — en oder — e. Der Singular lautet daher oft mit dem Plural gleich. Die von Wright (Introduction to Chaucer's Cant. Tales p. 34) angeführte Regel, dass nämlich der Singul. des Präter. noch wie im Ags. immer konsonantisch auslaute, hat für unsern Schriftsteller wenigstens keine Geltung. Denn wir finden: He cam (p. 25) und it came (p. 27); he toke (p. 11) und tok pl. (p. 98); wrot, wrote und wroot; bare häufiger als baar u. s. w. Zuweilen wird die Pluralendung en auf den Singular übertragen, z. B.: No thing that he behighten me (p. 35). It is the place where oure Lord betaughten the Ten Commandementes to Moyses. (p. 63). — Gayus, that was Emperour of Rome, putten theise 2 monethes there to (p. 77). The whiche is the same Lond, that oure Lord behighten us in Heritage (p. 3).

Der Imperativ lautet im Singular der 1. Präs. Ind. gleich; im Plural findet sich noch die Endung ethe (eth), welche indessen häufig wegfällt; Also takethe a litylle Baume and touche it to the fuyr (p. 51). — Wytethe wel (p 44) und wyte zee wel (p. 51).

Das Partizipium Präs. endigt schon auf enge, eng, ynge oder yng, z. B. goenge, prayeng, lyggynge. Von der ags Endung ende, welche sich bei Wörtern deutschen Ursprungs noch oft bei Chaucer im Romaunt of the Rose findet, ist kein Beispiel mehr vorhanden. (R. R. v. 1928; lepande: v. 2263: sittand; v. 2708: doand). Wahrscheinlich hat der französ. Nasallaut Einfluss auf diese Verwandlung des nd in ng gehabt. Vgl. im Franz. die heutige Aussprache von grand und sang.

Im Partiz. Präter. haben die schwachen Verba die Endungen ede, ed und d, z. B. With his blessede Feet (p. 1); examyned und examynd (p. 14); bylded (p. 58). Endigt sich die Wurzel auf p, l, n oder sch, so wird im Präter. und Partiz. Präter. die media oft in die tenuis verwandelt. Doppeltes l und n werden dann vereinfacht, z. B. worschiped und worschypt; cleped und clept; brente, brent von brennen; abasscht; pollischt; norysscht; perisscht; ravysscht; fulfilt neben fulfilled (p. 89); duelte neben duelled u. s. w. Vgl. Unregelmässigkeiten der schw. Konjugation. Die Präfixe y, ags. ge, ist noch häufig beibehalten, z. B. ynayled, yerowned, yvowted u. s. w. Die starken Participien verlieren das n zuweilen, wie das folgende Verzeichniss zeigt.

Im Infinitiv gehen die Endungen en, n und ne, e neben einander her. So finden sich für das heutige to say die vier Formen: seyne, seyn, seye ung sey. To drede und sewen (p. 3); chacen etc.

Die Zeitwörter der starken Konjugation, welche bei Maundevylle vorkommen, sind im folg. Verzeichnisse nach der Grimm'schen Eintheilung geordnet.

Praes.	Praeter.	Part. praet.
1 Falle	felle	fallen

holde	helde	holden
hange, honge	henge	honged

Honged steht auch bei Chaucer C. T. v. 10253. — Heng als Partiz. steht a. a. O. v. 9757.

3. Knowe	knewe	knowen
growe	grewe	—
—	creew = krähte (p. 91).	—

Statt grewe findet sich das schw. Prät. growed (p. 117). Von blowen kommen nur Infin. u. Präs. vor (pp. 114, 243).

4. Lat, late lete	leet, lete	—

Im Ags. lautet dieses Verb laetan — leót, lêt — laeten. Es ist im Altengl. nicht zu verwechseln mit letten = hindern (p. 45), welches dem ags. letjan, lettan entspricht und schwach conjugirt wird.

7. Take	tok, toke	taken
stonde	stode	stonden
forsake	forsoke	forsaken
wake = bewachen	woke, wooke	—
waxe, wexe	wax	—
sle	slowe, sloughe, slowghe (ags. sing. slôh, plur. slôgon)	slain
schave	—	schaven
grave (begraben)	—	graven
wassche	wossche	wasschen
drawe	(with) drowghe (p. 104.) ags. drôh, plur. drôgon	drawen
cast	cast, caste	casten, cast.

Statt wossche auch das schw. Präter. wasched wie bei Chauc. — Das Prät. von drawe lautet bei Chauc.: drough, drow und drew. — In cast ist wahrscheinlich die Flexionsendung de dem t assimilirt. Auch casted steht p. 87. — Ueber take s. Gloss. v. toke.

8. Abide, abyde	abode	
ryde	rode, rood	ryden
rise, ryse	roos (aros, aroos)	rysen
dryve	drof	dryven
schryve	—	schryven
smyte	smot, smoot	smyten, smytten
write	wroot, wrot, wrote	writen

Von schynen kommt blos die 3. Pers. Plur. Präs. thei schynen (p. 216) und das Part. Präs. schynynge (p. 32) vor. — Ebenso bytynge (p. 254) und thei byten (p. 54). — Thei chiden, praes. (p. 250).

9. Lese	—	lost, ylost.
—	—	soden = gesotten (pp. 208, 251)
chese (cheese)	ches, chees, chose	chosen, forchosen (p. 132)
cleve	cleef	cloven
stye (ags. stîgan) = steigen	steighe, steyghe	—
fly(enge)	fleighe, fleyghe, fleyhe, Ags. fleáh pl. flowen, ags. flugon.	

Das bei Chauc. vorkommende Part. loren von lese, welches noch jetzt in forlorn erhalten ist, findet sich nicht bei Maund. — Von frese ist nur die 3. Pers. Präs. it fresethe (p. 256) vorhanden. — Zu dieser Klasse gehört auch scheten = to shoot schiessen (p. 54), welches wahrscheinlich noch einen Infinitiv schoten gehabt hat, denn die 3. Pers. Plur. Präs. lautet thei schooten (p. 249), thei schoten, thei schote (pp. 155, 190) — fly kommt nur im Part. Präs. flyenge vor und wird in seiner Bedeutung häufig mit fle, flee verwechselt, wie sich schon im Ags. fleógan = volare mit fleóhan = fugere mischte.

10. Se, see	saghe, saughe, sawghe, saw, seyghe	seyn, sene, seen
lygge, lye	lay, 3 p. leyen	leyn, yleye
sitte, sytte	sat, satt	sytt (p. 124)
ete	ete, eet	eten
gete	gat, gatt, 3 pl. goten	geten (p. 19) begoten
bete	beet	beten.
11. Come	cam, came, com come, pl. camen, comen	comen, come
(for)bede	bad	(for)boden, (for)bode
speke	spak	spoken, spoke
bere	baar, bare, pl. baren, beren, beeren	born, bore
swere	—	sworn
breke	—	broken
—	teren 3 pl. (p. 81) ags. taeron	—

Aus 10 muss wegen des Part. hierhergezogen werden:

zeve	zaf, (for)zaf, pl. zaven	zoven

Vor broken steht p. 175 die Präfixe to, ags. to, deutsch zer, welche bei Chauc. sehr häufig ist, z. B. v. 4275 with nose and mouth to-broke; to-tore; to-rent = zerrissen u. s. w. Das o im Part. zoven findet sich noch jetzt mundartlich im Englischen, vgl. Fiedler p. 274. Wycliffe hat es auch. Bei Chauc. lautet es given, geven vom ags. gifen.

12. Drinke, drynke	— pl. dronken	dronken (= getrunken und betrunken)
—	clomb	—
helpe	halp (p. 284)	—
renne	ran	ronne
—	—	dolven (p. 62)
zelde (jetzt to yield)	— pl. zolden	zolden
synke	sank, pl. sonken	—
stynke	stank	stonken
sp'ynge	spronge, pl. sprongen	—
singe, synge	— pl. songen	—
—	— pl. stongen	—
bynde	—	bounden
fynde	fond, fonde, pl. founden, fownden	founden
fighte, fyghte	faughte	foughten
wynne	wan	wonnen
begynne	began, pl. begonnen	begonnen begonne

Von swymme = schwimmen kommt nur das Part. Präs. swymmynge (p. 42) vor. — Von rynge = läuten die 3 Pl. Präs. thei ryngen (p. 244). — Von to grynde = mahlen blos der Infinitiv (p. 189). — Ebenso von dyggen = graben (p. 107). —

Defektive Zeitwörter sind:

Go	wente, wende zede; pl. wenten, zeden	gon

Wente ist das schwache Präter. von dem jetzt veralteten to wend, bei Chauc kommt diese Form auch noch als Part. Präter. vor. zede, ags. ëode, lat. ivi von einem verlorenen Stamme, in Mundarten noch yode.

Quothe, quoth, p. 229 als 3. Pers. Sing. und Plur. gebraucht, lat. inquit, ist das jetzt noch meist scherzweise und in der Poesie angewandte Präter. von dem ags. Infinitiv cvëdan, der noch in to bequeath erhalten ist.

Unregelm. starke Verba.

Die folgenden 7 sind starke Perfektformen mit Präsensbedeutung und neuen schwachen Perfekten.

1. Sing. 1. 3. schalle, schal; 2. schalt; plur. schulle, schull, schul. Praet. Sing. 1. 3. scholde; 2. scholdest; plur. scholden, scholde.

2. Sing. 1. 3. wille, wile, wil — wole, wol. 2. —; pl. wolen. Conj. 2. pl. wile. Praeter. Sing. 1. 3. wolde, wold; pl. wolden, wolde; wulden (p. 4).

3. Sing. 1. 3. can, 2. —; pl. conne, conen, cone, can. Conj. 3. sing. cone. Praeter. cowde. Infin. conne.

Das l des Präter. could hat sich erst später nach Analogie von should und would eingeschlichen, cowd ist aus conned entstanden, wie begouthe bei Chauc. und im Schottischen aus begounede und im Griech. *ὀδοῦσιν* aus *ὀδόντ-σιν*. — Oft hat can bei Maundevylle die selbständige Bedeutung kennen, wissen = to know: Thei conne meche of Holy Wrytt p. 136) — Thei (the Pygmeyes) connen bothen Wytt and gode and malice ynow (p. 213). — Chauc. C. T. 3128: I can a noble tale. — V. 11578: I can no termes of astrologie. Vgl. Gloss. conne.

4. Sing. 1. 3. may, 2. may. No thing thou may take fro us (p. 294); pl. may, mai (ags. magen), mowen, mowe, mow (ags. magon); Praeter. 1. 3. myghte; plur. myghten, myghte, myght.

I may wird bei Maundevylle oft da gesetzt, wo die heutige Sprache I can erfordert, z. B. In alle haste that thei may (p. 301). — Sche was so highe that the Flode of Noe ne myght not come to hire (p. 304). Auch bei Chauc. C. T.: It schal be amendid, if that I may. Vgl. v. 6560.

5. Sing. 3. mote, moste, most; pl. 3. most. Die ags. Formen des Präs. und Praeter. môt und môste existiren zwar noch, aber die Bedeutung beider ist präsentisch.

6. Sing. 1. wot (ags. vât); plur. 3. wyten, witen (ags. viton). Praet. Sing. und Plur. wiste, Imp. wyte, Infin. wytene, wite.

Chaucer hat im Praes. Sing. 1. 3. wote, 2. wotest, wost; plur. woten, wote, wot, witen, wete.

7. Sing. 3. dar, plur. dur (ags. durron). Praeter. Sing. 3. durste, durst; plur. 1. dursten.

8. Praes. Sing. — pl. done, don. Conj. Sg. 3 do. Praet. Sing. 3 dide, did, dyd, dede; plur. diden. Part. praet. ydon, don, do. Inf. done, don, do.

Ueber die umfassende Bedeutung dieses Verbs vgl. folg. Beisp.: The Cros that Crist was don (= gekreuzigt) on (pp. 10, 14, 76, 77). — Sche was don (begraben) in a tombe of marble (p. 27). — Zif ony man do thereinne (hineinthut) ony manner Metalle (p. 32). — The Soudan hathe do make (hat machen lassen p. 76). — Gret plentee of Wyn that the Christene Men han don let make (p. 71). — He dide hem to Dethe = he put them to death (p. 83). — Thei don of (= they take off) bothe Hosen and Schoon (p. 59) etc. Ueber die Bedeutung von tuon im Ahd. und Mhd. vgl. Grimm Gramm. IV. 594 ff.

9. Praes Ind. Sing. 1. am, 2. art, 3. is, ys; plur. ben, bethe, beth (3.

pl. arn p. 255). Conj. be. Praet. Ind. Sing. 1. was, 2. were (p. 230, 295), 3. was; plur. weren, were (werein). Conj. 1 — 3. were, plur. weren. Part. praet. ben. Imper. be. Infin. ben, be.

Die Form arn findet sich nur a. a. O. Bei Chauc. öfter, z. B. C. T. 8218. R. R. 2183. 3747 etc. immer in der 3. Pers. Plur. Ebenso im Ormulum: arrn Vgl. Mohnicke's Abhandlung über d. Ormulum im Progr. der Leipz. Handelslehranstalt 1853 p. 35.

Unregelmässigkeiten der schwachen Konjugation.

1. Veränderung des Vokals, sowie der Schlusskonsonanten und Anhängung der tenuis als schwache Endung haben folgende Verba:

Brynge	broughte,	broughte, brought
seche	soughte (besoughte)	—
bygge, byze, bye	boughte, boghte	boughte
thenke, thinke	thoughte, thoghte	—
worche	—	wroughte
teche	taughte	taughte

2. Vokalveränderung und Vereinfachung des doppelten Schlusskonsonanten haben:

Selle	solde (ags. sealde)	— sold
telle	tolde (ags. tealde)	told

3. Wenn der Schlusskonsonant ein d oder t ist, so wird das erste e der schwachen Endung ede ausgestossen und der lange Stammvokal verkürzt:

Drede	dredde	—
fede	fedde, fed	—
hyde	hid	hidde, hydde, hidd
lede	ledde, ladde	ladd, ylad, lad
meete, mete	mette, mett	—
rede	—	radd, rad
swete	swette	—
—	grette, vgl. Gloss.	—
—	—	bebledd, vgl. Gloss.

Von spede, schede, sprede kommen nur Infin. u. Präs. vor.

4. Der Stammvokal wird verkürzt und die tenuis tritt im Präter. und Partiz. ein bei folgenden Verben, deren Schlusskonsonant l, p, s oder f (aus dem v des Präs. entstanden) ist.

Leve	lafte, laft	left, laft
slepe	slepte	bei Chauc. noch die ags.
wepe	wepte	starken Formen neben
lepe	lepte	den schwachen im Part. und Präter.
kepe	kepte	—

clepe	clept, cleped	clept, ycleped,
lose	lost	loste, lost
—	felte	—

knele = hat regelm. knelede (p. 260),

5. Der Endkonsonant des Stammes t oder tt hat die schwache Endung ganz verschluckt in:

Lifte	lifte	lift
putte	putte, putt, put	putt, put
sette	sette	sett, set
hurt	—	hurt
—	—	slytt = aufgeschlitzt.

Caste mit seinem starken Partizip casten ist unter den starken Verben aufgeführt. Cutte kommt nur im Präs. vor. Hierher gehört auch das unpersönl. gebrauchte liste, welches im Präs. und Präter. gleichlautet.

6. Endigt der Stamm auf ld, nd, rd, so tritt zuweilen die tenuis ein:

Sende	sente (sende p. 18)	—
—	—	gyrt
—	—	gylt

Regelm. sind die Partiz. bylded (p. 58) und bended = gebeugt (p. 276). Das Letztere kann nicht, wie Halliw. zu glauben scheint, zu bynde (binden) gehören.

7. Durch Kontraktion oder Assimilation unregelmässig sind:

Make	made	made

Have Praes. Sing. 1. have, 2. hast, 3. hathe, hath; plur. haven, have, han. Praet. Sing. 1. 3. hadde, had. 2. haddest; plur. hadden. Infin. have, han. Part. praet. had.

Cladde 3. pl. praet. (p. 13) ags. clâþôde von clâþjan, jetzt clothe, clad, clad. Diesem vereinzelt stehenden Präter. liegt wahrscheinlich ein Infinitiv clathen oder clothen im Altengl. zu Grunde.

8. Vereinzelt stehen:

Flee, fle	fledde	fled
here (ags. hêran)	herde (ags. hêrde)	herd (ags. hêred).

9. Endlich:

Dyghte part. = gearbeitet, gebaut (pp. 12, 17, 70.) Vom ags. dihtan, ahd. tictôn, dihtôn, lat. dictare. Bei Chauc. C. T. 6349 steht noch der gleichlautende Infin. dyghte, auch bei Spenser findet er sich noch.

pighte part. = festgemacht. Ags. pyccan, praet. pycte. Chauc. pike, jetzt pitch.

highte, hihte, hight, entstanden aus dem ags. Präter. hêht von hâtan ist 3. Pers. Sing. Präs. sowohl als Präter. und Part. Präter. Die Bedeutung ist „hiess, wurde genannt." Vgl. pp. 46, 255, 72, 30. Nur p. 20 steht es in der aktiven Bedeutung „nennen." Das Kompositum behighte (p. 109) und behighten (pp. 3, 35), 3. sing. praet. hat die Bedeutung „versprach, verhiess;" p. 279 ist behighte Part. Praet.

Der unpersönliche Gebrauch der Verben, die eine Lust, ein Vergnügen, Bedürfen, Sich dünken oder Bedauern ausdrücken, ist in der heutigen Sprache meist verschwunden, z. B. Whan hem lyst wenn es sie gelüstet (p. 38). — He hathe as many Paramours, as hym lykethe als ihm beliebt (p. 39). — zif it lyke you (p. 51). — It nedethe not to telle you (p. 54). — Alle that hem nedethe of vytaylle (p. 34). — Whan hem thinkethe time (p. 234). — That forthinkethe me das thut mir leid (p. 303). Bei Chauc. findet sich dieser Gebrauch bei denselben Verben, sowie bei remember u. A. C. T. 6051: It remembrith me. — 6591: It hapnyd him. — 8561: Him no thing ne rought er kümmerte sich um nichts. — 15187: Him deigned not. — 16640: It dulleth me es thut mir leid u. s. w.

Die ags. Verschmelzung der Negationspartikel ne mit einigen Verbalformen hat sich bei Maundevylle noch erhalten in nys und nolde statt ne is = is not und ne wolde statt wolde not, z. B. Because that there nys no God but on (p. 48). — There nys no Purgatorie (p. 19). — That nolde nevere brenne (p. 107). Vgl. lat. nolle = non velle. Bei Shak. Haml. 5. 1 findet sich noch will he nill he. Die Häufung von 2 oder 3 Negationen, ohne dass dadurch der Satz affirmativ wird, zeigt sich in folgenden Beispielen: The Sarazines ne tylen not no Vynes, ne thei drynken no Wyn (p. 71). — Justice ne hathe not among us no place (p. 294). — That Sahaladyn ne myghte not passen (p. 36) u. s. w.

II. Glossar.

Bei einem nähern Vergleiche des von Halliwell seiner Ausgabe des Maundevylle beigefügten Glossars mit dem folgenden stellt sich, abgesehen von der Trennung der ags. und roman. Wörter, insofern eine Verschiedenheit heraus, als über 150 von unserm Schriftsteller gebrauchte, jetzt veraltete Wörter von Halliwell gar nicht aufgeführt sind, während er auf der andern Seite eine ziemlich grosse Anzahl von Wörtern berücksichtigt hat, deren Orthographie nur wenig von der heutigen abweicht. Auf diese, sowie auf die in der Formenlehre schon erwähnten Wörter und Formen ist im Glossar meist keine Rücksicht genommen worden. Das einigen Wörtern beigefügte Ch. und Sh. bedeutet, dass dieselben sich auch bei Chaucer und Shakespeare finden.

1. Wörter ags. Ursprungs.

Agasten, v. a. p. 282. 3. pl. praes. erschrecken; zum ags. gâst, gaest = halitus gehörig. Ch. Shak.: to gast.

agen, agenes, agenst, praep. 82. 305. 40. wider, entgegen; ags. ongegn, ongên, âgên. Ch.

alemesse, almesse, n. 199. 211. Almosen; ags. ælmässe, jetzt alms als Sing. und Plur. gebraucht. Ch. hat den Sing. almesse und Plur. almesses.

allgnges, adv. 189: It (the bred) semethe as it were of whete, but it is not allgnges (durchaus nicht) of suche Savour. Ags. eallinga, eallenga = omnino, prorsus.

als, adv. und conj. = as, welches häufiger vorkommt. 1. 84. 126. 173. ebenso, wie; ags. ealsvâ, alsvâ. Ch.

and, conj. = if, wenn. 171. 229. Ch. Bei Shak. häufig an, welches auch mit if verbunden wird.

anen, aneyntes, praep. u. adv. 80. 143. gegenüber, entgegen; ags. on efn (on emn); p. 298: The wylde Bestes that slen and devouren alle that comen aneyntes hem (alle die ihnen in den Weg kommen). Vgl. Mätzner Engl. Gramm. p. 405.

arrere, v. 38. ausheben (von Soldaten); ags. âraeran.

Ballokke. n. 162; testiculus; ags. bealluc.

be, praep. 30. 53. bei, zu, auf etc.; ags. bë, bi. Ch.

bebledd, part. praet. 3. mit Blut bedeckt. Ch.

beclippe, v. a. 52. gerinnen machen; ags. beclyppan = amplecti.

beheste, n. 1. Verheissung; ags. behaes. Ch.

behighte, behighten, part. und 3. sing. praet. verhiess, verheissen; vgl. oben unter Unregelmässigk. der schw. Konj. Nro. 9. Ch.

behote, v. 120. 251. 252. geloben, versprechen; ags. behâtan. Ch. behete.

betaughten, 3. sing. praet. 63. er theilte mit, schrieb vor (von betechen?); ags. betaecan. Ch.

betake, v. praet. betoke, 71. 98. 138. geben, übergeben; ags, betâcan. Ch. Ueber die Verwechslung dieses und des vorigen Wortes vgl. Tyrwhitt Note zu C. T. v. 13852.

brede, n. 41. 117. Breite, auch schon breadthe; ags. braedo. Ch.

breek, n. pl. 50. Hosen: A Mannes Breek Girdille; ags. brôc, plur. brêc, jetzt breeches, lat. braca, Ch. brech.

brenne, v. 48. brennen; ags. beornan, byrnan, brinnan, jetzt to burn. Ch.

brid, bridde, n. 45. 48. Vogel; ags. bridd und bird, Ch. Ueber die Metathese des r in diesem und dem vorigen Worte vgl. Mätzner Englische Gramm. p. 184 f.

byggere, n. 86. Käufer von to bygge, byzen, kaufen. 159; ags. bycgan, jetzt to buy mit eingeschobenem, aber nicht ausgesprochenem u.

Cheep, chep, n. 83. 208, 270. Kauf, Handel; Seite 49. 233: grettere cheep wohlfeiler, vgl. frz. meilleur marché; ags. ceáp. Ch: chepe.

childe, v. 133. gebären; ags. cildjan, vgl. frz. enfanter.

clee, n. 198. Klaue; ags. clâ, cleo.

clepe. v. 1. 43. 225. nennen, rufen; ags. clypjan. Ch. Shak.

conne, v. 5. 58. 136. wissen, können = to know. Noch jetzt häufig to con a lesson eine Aufgabe beim Lernen halblaut hersagen; ags cunnan. Ch.

craft, n. Kraft. 305: Thoughe he cryede with alle the crafte that he cowde; ags. cräft.

culver, colver, n. im Plur. colveren und colveres, 11. 103. 118. Taube; ags. culfre. Noch jetzt in Devonshire Holztaube. Ch.

Deme, v. 133. 287. richten, verurtheilen; ags. dêman. Ch.

dere, v. 13. schaden, verletzen; ags. derjan. Ch.

dereworthe, adj. 56. werthvoll; ags. deórvyrde. Ch.

deve, adj. 306. taub; ags. deáf. Ch.

dubbed, part. praet. 233. 241. Dubbed with precious Stones and grete Perles. besetzt, verziert; ags. dubban, afr. dober, douber. Das Wort ist nord. Ursprungs und bed. zum Ritter schlagen. Nach Burguy Gloss. Etymol. p. 116. ist aduber, adouber = orner, garnir; mlat. adobare = exornare, ital. addobbare.

dwerghe, n. 205. 297. Zwerg; ags. þveorg.

dyghte, part. praet. vgl. oben Unregelm. der schw. Konj. 9. Ch.

Eddere, n. 27. Natter, Schlange; mit weggeworfenem n aus dem ags. näddre, jetzt adder. Wie auf der andern Seite der Nasallaut n dem Anlaute eines Wortes vorgesetzt wird, zeigt sich bei ewt, jetzt newt.

eft, adv. 14. wiederum; ags. eft, äft. Ch.

eftsones, adv. 51. 210. zum zweiten Male, gleich wieder; ags. eftsona. Ch. Shak: eftsoons.

eke, conj. 127. auch; ags. ëác, êc. Ch. Shak.

elde, n. 72. 293. Alter; ags. yldo, eldo. Ch. Shak.

elles, adv. 47. 254. sonst, or elle oder aber; ags. elles, jetzt else. Ch.

ere, v. 44. 72. beackern; ags. erjan. Ch. Shak. ear.

ewte, n. 61. Eidechse; ags. efete, jetzt eft und newt, beide Wörter ursprünglich gleich, vgl. eddere.

eyselle, n. 10. Essig; ags. eisile. Ch. eisel.

Fere, n. 242; vom ags. gefêra = socius. A. a. O. und bei Ch. immer in Verbindung mit der Präpos. in = in Gemeinschaft, zusammen Vgl. Grimm's Grammatik II. 750.

fetten, v. 32. holen; ags. fetjan. Bei Ch. im Part. Präter. fette, fet.

flessche. n. 20. Fleisch, gleichbedeutend mit meat; ags. flaêsc.

for, conj. weil, zur Bezeichnung des Grundes vor einem Nebensatze: And for thei trowed, that thei hadden the Victorye of Crist Jesus, therfore made thei the overthwart pece of Palme (p. 11). Vgl. p. 29. Vor dem Infinitiv mit to drückt es den Zweck aus, wie das franz. pour, z. B. Men comen fro fer, for to fetten of that Gravelle (p. 32). — He sloughe Tympieman, for to be Soudan (p. 36).

forby, adv. 11. vorbei: „Men that wenten forby.“ Ch. forthby.

fordon, v. 56. vernichten; ags. fordôn. Ch. Shak.

forthinke, v. impers. it forthinkethe me es thut mir leid, ich bereue es (p. 303.); ags. forþyncan. Ch.

fro = from, welches auch häufig vorkommt, praep. 30. 39. von, aus; ags. fram, from. Ch.

frusschen, v. 238: Thei frusschen to gidere fulle fiercely von Rittern, die im Turniere heftig gegen einander rennen; ags.?

Gabbere, n. 160. Betrüger; ags. gabbere.

galowe, adj. 48. gelb; ags. gëlu, geolu. Gealla = bilis. Vgl. mlat. galvus.

zif, conj. 40. 211. wenn = if, ags. gif, gef.

zit, conj 211. 26. doch, noch = yet, ags. git, get.

grave, v. 12. 93. begraben; ags. grafan. Ch. Shak.

grette, 3. sing. praet (von grete) 133: Sche grette sie schrie, klagte; ags. graetan, greótan. Vgl. ital. gridare, span. gritar. — S. 112. Gabrielle grette our Lady, wo es begrüssen bedeutet vom ags. grêtan, jetzt to greet.

Halewe, v. 1. 249. heiligen; ags. hâlgjan.

halewe, adj. 85. Holy of halewes Sancta sanctorum; ags. hâleg. Ch.

halfondelle, halfendel n. 165. 166. 181. Hälfte; aus ags. healf und dael zusammengesetzt.

hele, n. 11. 104. 123. Gesundheit, Heil; ags. haelo. Ch.

helefulle, adj. 133. heilbringend.

helynge, n. 247. Bedachung; vom ags. hëlan = bedecken, verbergen.

herberghage, n 97. Herberge; ags. hereberge, jetzt harbour, harbourage. Ch.

herberwe, v. 97. herbergen; ags. herebirigan. Ch.

heved, n. 10. 103 heed, 12. 107. hede, hed 24. Kopf; ags. heáfud. Ch.

howsele, v. 261. Das Abendmahl empfangen, reflexiv gebr: And there ben manye of hem, that howsele hem every day. S. 283: Wee made every man to ben houseld; ags. hûsljan. Ch.

hoole, hole, hol, adj. 88. 104. 107. gesund, heil, ganz, unversehrt; ags. hâl. Ch.

hucche, n. 85. That arke or hucche. Kiste, Lade; ags. hoëcca.

huyre, n. 285. Lohn; ags. hyr.

Kembe, v. 24. kämmen; ags. cemban, jetzt to comb. Ch.

kynde, n. 248. 302. 193. Natur, Art; ags. cynde. Kyndely adj. 19. 59. natürlich. Ch.

knave, n. 154: knave child = male child Knabe; ags. cnafa. Ch. C. T. 5135.

Laste, v. 252: Thei lasten noghte that thei behoten sie halten nicht was sie versprechen; ags, laestan = observare.

leche, n 238. Arzt; ags. laece. Ch. Sh.

lemman, limman, n 24. plur. lëmmannes, 72. 135. Geliebter und Geliebte, entweder durch Assimilation entstanden aus leof und man oder aus l'aimant, wie lendemain aus l'en demain. Für den franz. Ursprung spricht die Pluralform. Auch bei Ch. kommt das Wort häufig in der weibl. Bedeutung vor, z. B. C. T. 3719. 13718. 14069.

lentone, n. 19. Fastenzeit; ags. lencten, jetzt Subst. lent, Adj. lenten. Ch.

lette, v. 27. unterlassen; ags. lettan, gelettan. S. 173 lette of verhindern, abhalten: Thei loken nevere upward, but down to the Erthe, for drede to see onything aboute hem, that scholde lette hem of here Devocyoun. Ch.

leeve, leve, auch beleve, v. 108. 221. glauben; ags. gelêfan. Ch.

lever, comp. 29. 126. lieber; ags. leófra. Ch.

lewed, adj. 122. weltlich, lewed man Laie. S. 137: Lewed people die gewöhnlichen Leute, in welcher Bedeutung es häufig bei Ch. und Shak. steht. S. 146: wollüstig, ausschweifend. Vgl. Milt P. L. IV. 193: So since into his church lewd hirelings climb; ags. laeved.

leyte, n. 129. 292. Blitz; ags. lêget. Ch.

liflode, n. 293. Lebensunterhalt; ags. liflâdu, jetzt livelihood.

liggynge, part. praes. (von liggen) 11. 148. liegend; ags. liggan. Ch.

loggen, v. 193. refl. gebr. sich legen. There ben in that Contree a kynde of Snayles, that ben so grete, that many Persones may loggen hem in here Schelles; ags. logjan = ponere.

lodesman, n. 271. Lothse; ags. lâdman. Ch. Vgl. lodesterre, jetzt loadstar vom ags. lâdu = iter.

loos, n. 89. Ruf; ags. hlysa, hliósa = fama.

Mochelle, mochel, mechele, mocheles, moche, meche, adj. und adv. 198. 304. 48. 71. 291. gross, viel: ags. micel, mucel; im Schottischen muckle. Ch.

more, comp. von mochelle. 12. 29. 48. grösser; Brytayne the more = Britannia major; ags. mâra, maera. Ch.

morwen, morwe, n. 164. 166. Morgen. At morwen des Morgens; ags. morgen. Ch.

myddes, n. 2. Mitte: The myddes of the World; ags. midda.

mysbere, v. 135. sich schlecht betragen; ags. misbëran. Ch.

Namelyche, adv. 199. namentlich, besonders; ags. nemlíc.

natheles, adv. 14. 95. = nevertheless; ags. nô þŷ läs. S. 20: nevertheles. Ch.

ne, conj. 2. 13. noch, steht nach der Negation; z. B. He thoughte nevere evylle ne dyd evylle; ags. nê = neque. Ch.

nempne, v. 147. 233. nennen; ags. nemnan. Ch.

nessche, adj. 303. weich; ags. hnesce. Ch.

neyghe, neyhe, v. 40. 220. 243. sich nähern; vgl. ags. neohan, nêhvan. Ch.

noughte, adv. 22. 25. 1) nichts. 2) nicht, verstärkte Negation; ags. nâviht, nâuht, Ch. hat naught und nought.

nouther — mit folg. ne, conj. 19. 58. 100. 146. weder — noch, z. B.: And nouther manne, best, ne no thing that berethe lif in him, ne may not dyen in that See; ags. nâhväder, nâdor, nâder. Ch. nother.

Or. conj. (znw. mit folg. that), 53. 166. 197. bevor; aêr, aêror, jetzt ere. Ch.

outher mit folg. or, conj. 115. 141. entweder — oder; ags. âhväder, âvder, âdor. Ch.: other.

outtake, v. 246. ausnehmen. 250. 307. out taken ausgenommen. Ch.

Pylch, n. 247. Pelzkleid; ags. pylce, ahd. pelliz, mlat. pellicium, ital. pelliccia, frz. pelisse. Ch.: pilche.

Quyk, adj. 22. 193. 48. lebendig; 289. brennend. Jetzt veraltet, ausser in der Verbindung The quick and the dead. In Lancashire wick = lebendig; ags. cvic. Ch.

Rathere, (compar. von rathe) 46: The rathere Toun of Damyete die frühere, ältere Stadt D., entgegengesetzt einer später gebauten desselben Namens; ags. rade, radôr = frühe, schnell.

reeche, v. mit of verbunden. 64. 137. sich kümmern um . . .; ags. rêcan. Ch. Shak. Byron Sardan. Act. I. Sc. 2: reck.

redye, v. reflexiv gebraucht 185. sich zurecht finden; hängt wohl zus. mit dem ags. adj. râd, raede.

releef, n. 210. Ueberbleibsel; lêfa, oferlifa. Ch. relefe.

rightewisnesse, n. 294. Rechtschaffenheit; ags. rihtvîsness. Ch.

Scant, adv. 252. kaum: And whan thei wil fighte, thei wille schokken hem to gidre in a plomp; that zif there be 20000 men, men schalle not wenen, that there be scant 10000. Hängt dies Wort mit dem ags. scaenan, scênan = frangere zusammen oder gehört es zum afr. eschantelet, mittelat. scantellatus = truncatus?

Scherethors Day, n. 19. Der grüne Donnerstag (auch Maundy Thursday genannt). Vgl. Brand, Popular Antiquities I. 83 ff. Dort wird das Wort hergeleitet entw. vom ags. scîr = purus, mundus, bezüglich auf die Fusswaschung der Jünger Ev. Joh. 13. 5 ff.; oder von scëran = tondere „because in old Father's days the people would that day schere theyr hedes and clypp theyr berdes, and pool theyr heedes, and so make them honest ayenst Easter day;" oder von sciran = dividere, weil an diesem Tage Almosen vertheilt wurden.

scleye, n. 130. Schlitten. And than most thei let carye here Vitaylle upon the Yse, with Carres that have no Wheeles, that thei clepen Scleyes. Hängt vielleicht zus. mit nhd. Schleife.

seche, v. 97. suchen, ags. sêcan.

sely, adj. 293. And for to apparaylle with oure Bodyes, wee usen a sely litylle Clout, for to wrappen in our Careynes, wo es einfach zu bedeuten scheint; ags. saelig? Ch. C. T. gebraucht es nur von Personen in der Bedeutung von silly, harmless.

syker, adj. 193. sicher = sure; sykerlyche und sikerly, adv. 198. 34 = safely, noch jetzt in Schottland gebräuchlich, ahd. sihhar. Ch.

sithe, n. 108. 158. Mal. Four sithes, ofte sithes; ags. sid. Ch.

sithen, siththen, sithe, sithens, später zu since contrahirt, praep. und conj. seit, seitdem; ags. sidden, sidþan. Ch.: sithen, sith, sin. Shak.: sith, sithence.

skylle, n. 29. Grund, Zweck; ags. scile. Ch.

sloughe, adj. 162. langsam; ags. sleac, slav, jetzt slow.

somdelle, adv. 168. etwas, gewissermassen; aus ags. sum und dael zusammengesetzt. Ch: somdel.

soothe, sothe, n. 251. 313. Wahrheit; ags. sôd. Ch. Sh.

sothefastnesse, n. 133. Wahrhaftigkeit; ags. sôdfästnyss. Ch.

sowce, v. a. 251. eintauchen, tränken; ags. sûcan.

sprote, n. 238. Splitter (?): Thei breken here speres so rudely, that the Tronchouns flen in sprotes and peces alle aboute the Halle; ags. spreót = trudis, contus oder zusammenhängend mit sprîtan, praet. sprât = findere.

stede, n. 6. Ort, Stelle, Stätte; ags. stede.

stere, v. 22. sich bewegen; ags. stêran. Ch.

stree, n. 253. Stroh; ags. streá. Ch.

stye, v. 134. steigen; ags. stîgan. Ch. steye.

sweloghe, n. 33. Strudel, Abgrund; ags. geswelge. Ch. swolowe.

swythe, adv. 27. schnell, geschwinde; ags. svîde. Ch.

sytte, v. 45. liegen (von einer Stadt); ags. sittan.

Therf, adj. 18. 121. ungesäuert. Therf bred; ags. þeorf.

thorghe, thorge, praep. 16, 305. durch; ags. þurh, Ch.: thurgh, jetzt through. Vgl. bridde. brene = bird, burn.

thralle, v. 2. zum Sklaven machen, hingeben; vom ags. þrael = servus. Ch. Sh., jetzt to inthral.

toke, praet. 131. lehrte, zeigte, schrieb vor: The whiche Book (Alkaron) Machamete toke hem. Die Verba take (ags. tacan, praet. tôc = sumere) und teche (ags. taecan, praet. taehte = monstrare, docere, jubere) scheinen früher zuw. verwechselt worden zu sein, denn der Form nach ist a. a. O. toke d. Praet. von take, mit der Bedeutung des Praeter. von teche.

toothille, n. 3. Erhöhung, Hügel; hängt wohl zus. mit dem ags. totjan = eminere. Halliwell Gloss. führt totehill = an eminence als ein in Cheshire noch gebräuchliches Wort auf.

tother, pron. 9. 166. 253. stets mit vorhergehendem best. Artikel. Vgl. oben unt. Pronomen. S. 305: He (the Tigris) rennethe more faste than ony of the tother ist the tother gleichbedeutend mit the two others.

trowe, v. 4. 100. 242. glauben, meinen, trauen; ags. trûvjan, tréovan Ch. Sh.

Undernemen, v. 139.: „Allas! that it is gret schaundre to oure Feythe and to oure Lawe, whan folk that ben with outen Lawe schulle repreven us and undernemen us of oure Synnes," wo es schelten, schmähen heissen muss; vom ags. nemnan = nominare?

undurne, n. 163. die neunte Morgenstunde; ags. undern, goth. undaurns. Ch.: undern.

unethes, unnethe, unethe, adv. 192. 207. 216. kaum, mit Mühe; ags. unêáde. Ch. Sh.: uneath.

Wanhope, n. 285. Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung; das ags. Präfix van, von = deficiens bezeichnet den Mangel, wie un oder dis. Ch.

wedde, n. 13. 167: To wedde zum Pfande; ags. vedd, goth. vadi = Pfand; mittellat. vadium, guadium. Ch.

wene, v. 51. 79. 134. meinen, wähnen, ags. vênan. Ch.

where, conj. 51. ob; ags. hváder. Ch.

wissely, adv. 69. sicherlich, gewiss; ags. viss. Ch: wisly.
woke, n. 273 299. Woche; ags. vice, veoce, vuce.
wowe. n. 247. Wand; ags. vag.
wra the, v. a. 37. erzürnen; ags. vrâdjan. Ch.
wyten, wite, v. 25. 300. 304. wissen (novisse); ags. vitan. Ch.
wylne, v. 295. wollen, wünschen; ags. villan. Ch.
wyndwe, v. 107. wegblasen; ags. vindvjan, jetzt to winnow.
Ynowghe, ynowe, adv. 49. 137. 146. genug; ags. genôh, genôg. Ch.

---

2. Wörter romanischen Ursprungs.

Abayst, part. praet. 295. betreten, verlegen; vom afr. abaiser. Ch.
adamant, ademand, n. 270. 161. Magnet; lat. adamas, antis.
albespyne, n. 13. Weissdorn; lat. alba spina, frz. aubépine.
Almayne, n. 6. Deutschland; afr. Alemaine.
Antartyk, n. 180. Süd-Polarstern; lat. antarcticus.
appertely, apertly, adv. 22. 119. offen, klar, deutlich; afr. adj. apert. Ch. C. T. 6696. 6718. hat apert als Adverb.
appele, v. 139. anklagen; lat. appellare, jetzt to appeal.
apropre, v. 35. sich zueignen; lat. appropriare, jetzt appropriate.
arberye, n. 256. Waldung; mlat. arborea.
arresen, v. 131. anreden, mit Jemand verhandeln; mlat. arrationare, afr. arresoner. Ch.: aresone.
artetyke, n. 315. Gicht; mlat. artetica (sc. gutta.) Nach Du Cange wahrsch. eine corrumpirte Ableitung vom griech. ἀρθριτικὴ νόσος = ἀρθρῖτις.
assaye. v. 91. 225. 256. prüfen, untersuchen; mlat. assaia = examen, probatio, und assaghare; afr. asaier, essaier; ital. assaggiare.
assoille, v. 18. 314. von Sünden freisprechen; lat. absolvere. Ch. C. T. 12321. 9528: Assoileth me this question Löset mir diese Frage.
astoneyed, part. praet. erstaunt; afr. estoner (zu vergl. mit ags. stunjan, jetzt stun). Dem heutigen astound ist ein d angehängt wie in sound, afr. soner etc. Vgl. Mätzner Engl. Grammatik. p. 178. Ch.: astonied, astoned.
atempree, attempree, tempree, adj. 157. 276. 168. gemässigt, mild; (vom Klima und vom Pfeffer); mlat. temperius, afr. tempre adv. Ch. attempre.
avale, v. 266. herabsteigen (von einem Berge); afr. avaler, mlat avalare. Ch.
avaunte, avaunt, v. mit dem refl. 176. sich rühmen, prahlen; 309. n. Alle his frendes maken hire avaunt; afr. avanter. Ch.
aveer, n. 292. Vermögen; afr. aver.
avisioun, n. 114. 296. Vision; afr. avisioun. Ch.
avowe, n. 105. Gelübde; afr. vou, n. avoer v. Ch.
avowtrie, n. 54. 86. 249. Ehebruch: afr. avoutrie, jetzt adultery. Ch.
avys, n. 180. 136. Rath, Meinung; afr. avis, jetzt advice. Ch.
awtiere, awtier, awteer, awtere, n. 48. 59. 60. 112. 16. Altar; afr. alter, autier. Ch.: auter.
Babewyne, n. 210. Pavian; mlat. babewynus; afr. babouin, ital. babbuino.

barette, n. 272. List, Betrug; mlat. barata, (Du Cange: = fraus, dolus qui fit in contractibus vel venditionibus); afr. barate, barete; breton. barad = Verrath.

bestaylle, n. 284. Vieh; vom lat. bestialia, fr. bétail.

boyst, n. 85. Kasten, Schachtel; mlat. buxis, buxida, umgestellt in buxdia, bustia; prov. bostia, afr. boiste. Vgl. Diez Wörterb. p. 573. und Du Cange v. buxis. Ch.

Brace, n. 15. Arm; „And there is an Arm of the See Hellespont: and sum Men callen it the Mouthe of Constantynoble; and sum Men callen it the Brace of Seynt George.“ Vgl. Du Cange: Brachium St. Georgii, Bosphorus, seu Fretum Hellespontiacum, sic dictum a templo St. Georgii extra urbem Constantinopolitanam, quod ad littus istius freti exstructum erat.

bugle, n. 269. Büffel; afr. bugle, lat. buculus. Ch.

buscaylle, n. 271. Gebüsch; mlat. buscalia.

Careyne, n. 293: „And for to apparaylle with oure Bodyes, wee usen a sely litylle Clout, for to wrappen in oure Careynes,“ wo es „Membra genitalia“ zu bedeuten scheint. Afr. caroigne, ital. carogna, nfr. charogne, engl. carrion (Aas, Leichnam), vom lat. caro. Ch.: carraine v. 2015. 14 42 = carrion.

catelle, n. 2. Gut, Vermögen. Ursprünglich hiess capitale das Vermögen an Vieh (cattle), später alle beweglichen Güter. Daraus wurde catallum, afr. catel, chatel. Jetzt cattle = Vieh, chattel = bewegliches und unbewegliches Vermögen. Ch. C. T. 542. 4447.

cautele, cawtele, n. 272. 277. 280. Betrug, List, Schlauheit; mlat. cautela, fr. cautèle.

chamberere, chambrere, n. 102. 140. wo Hagar Abrahams chambrere genannt wird; mlat. cameraria, fr. chambrière. Ch.

chesteyne, n. 307. Kastanienbaum; afr. chastaigne. Ch.

cheve, v. 147. zum Ziele kommen; mlat. cheviare; afr. chevir, venir à chief. Nach Halliw. Gloss. ist das Wort in dieser Form noch im Norden Englands gebräuchlich. Jetzt achieve. Ch.

cheventeyn, n. 3. Anführer, Capitän; afr. chevetaine, lat. capitanus. Ch.: chevetain v. 2557. Wahrscheinl. ist das erste n in cheventeyn zu streichen.

circumcyde, v. 86. 102. beschneiden; lat. circumcidere.

claretee, n. 86. Licht, Klarheit; lat. claritas.

close, v. 15. einschliessen, umgeben = to enclose; vom lat. includere.

cocodrille, cokadrille, n. 198. Krokodil. Die Metathese des r in cocodrillus statt crocodilus kommt nach du Cange schon im mlat. vor.

compassement, n. 180. Ueberlegung. Von compas (cum-passus) gleicher Schritt, später Zirkel; nfr. compassement. Ch.: compasment.

corage, n. 146. Neigung, Lust; vom lat. cor; afr. corage. Ch.

costage, n. 125. 174; costages 240. Kosten; mlat. costagium, afr. costage. Ch.

costifous, adj. 208. kostbar. (Das f ist eingeschoben wie in plentifous).

covenable, adj. 120; covenably, adv. 49. auch zusammengez in connable, 293. passend, angemessen, ziemlich; fr. convenable. Ch.

covetyse, n. 18. Habsucht; mlat. cupiditia: ital. cupidizia, cupidezza; afr. coveitise, nfr. convoitise, engl. covetousness.

creance, n. 292. Glaube; mlat. credentia, afr. creance. Ch.

cumant, n. sing. cumanez, cumantz, cumanz (sing. u. plur.) 213. 238. 240. Zahl von 10,000.?

cylours, n. pl. 239. Wahrscheinlich vom mlat. celura nach Du Cange = lecti supremum tegmen, dann überh. Decke eines Zimmers, wie a. a. O.

Defaute, n. 3. 151. Fehler, Schuld, Mangel; for defaute of . . . aus Mangel an . . .; afr. defaulte. Ch.

defoule, v. 138. verletzen, übertreten, (ein Gesetz); mlat. defolare Ch. 11708 ff. in der Bedeutung „schänden."

delytable, adj. 3. köstlich; afr. delitable. Ch.

delyverly, adv. 29. behende, gewandt: afr. delivre. Ch.

departe, v. 13. 85. 135. theilen; afr. departir, neuengl. dispart. Ch.

desparple, v. 3. sich zerstreuen: „A semblee of Peple withouten a Cheventeyn is as a Flock of Sheep withbouten a Schepperde; the which departeth and desparpleth, and wyten never whidre to go." Vgl. Diez Wörterb. s. v. parpaglione, welches er für entstellt aus papilio erklärt; afr. esparpeiller; nfr. éparpiller; ital. sparpagliare; span. desparpajar.

despence, n. 125. Unkosten; afr. despense. Ch.: dispence.

desport, n. 123. 216. Zeitvertreib, Belustigung; mlat. disportus, afr. desport, neuengl. sport. Ch.

disporte, v. 210. sich unterhalten; afr. desporter. Ch.

destrere, n. 241. 291. Pferd; mlat. dextrarius, afr. destrier. Ch.

deveer, n. 286. Pflicht, Schuldigkeit; mlat. deverium. Ch.: devoir.

devyse, v. 270. theilen; afr. deviser.

discrece, v. 273. kleiner werden; mlat. discrescere, neuengl. decrease. Ch. disencrese.

displesance, n. 40. Missfallen; afr. desplaisance. Ch.

disp tous, adj. 112. streitsüchtig; afr. despiteux. Ch.

dissert, n. 115. Verdienst; afr. desserte.

distreyne, v. 315. quälen; mlat. distringere; afr. destraigner. Ch.

doel, n. 74. 202. Klage, Jammer; mlat. dolia; afr. dol; ital. doglia. Ch.: dole. Shak. Macb. I. 2.

dowte, v. 64. fürchten; afr. douter Ch.

dure, v. 43. 46. 142. 299. sich erstrecken, z. B. „Arabye durethe fro the endes of the Reme of Caldee unto the laste ende of Affryk," in welcher Bedeutung es wechselt mit strecche. Vergl. Du Cange s. v. durare = extendi. S. 58 hat es die trans. Bedeutung: das Leben fristen, erhalten; S. 142: leben; S. 294: dauern. Bei Ch. steht es nur in der letzten Bedeutung.

Eglentier, n. 14. die wilde Rose; afr. aiglentier, nfr. églantier. Diez Wörterbuch s. v. aiglent leitet es her von aiguille mit dem Suffix ent, lat. gleichsam acuculentus stachelicht. neuengl. eglantine.

encerche, v. 314. durchsuchen; mlat. encercare, afr. encerchier, ital. cercare, fr. chercher, engl. search. Vgl. Diez s. v. cercare.

enleved, part. praet. 188: „In tho Plates ben Stonis and Batayles of knyghtes enleved," wo es „erhaben gearbeitet" zu heissen scheint. Es hängt wohl mit levare zusammen?

enoumbre, v. refl. 1. 136: „And whan men speken to hem of the Incarnacion, how that — God sente his Wysdom in to Erthe, and enumbred him in the Virgyne Marie." Hall. Gloss. erklärt es to join in anything und leitet es daher wahrscheinlich von numerus ab. Es bedeutet aber an den angef. Stellen Mensch werden (im Schosse der Jungfrau Maria), wie im afr. enombrer, aombrer, lat. inumbrare.

ensample, n. 133. 137. Beispiel, Muster; mit Einschiebung des Nasallautes vom afr. essample.

enstrangle, strangle, v. 194. tödten (von Hunden, welche Kranke tödten müssen, um sie vor ferneren Leiden zu bewahren); lat. strangulare, fr. étrangler.

entre messe, n. 310. Zwischengericht; von inter und missum = das Aufgetragene, (ital. messo); afr. entremes, frz. entremets. Ch.: entremees.

entrete, v. 91. 95. behandeln, und zwar an beiden Stellen von schlechter Behandlung; afr. entraiter von tractare.

eschewe, v. 292. meiden; afr. eschiver, escheveir; vgl. nhd. scheuen, ahd. skiuhan, ags. sceóh adj. Ch.: escheve, eschue.

eysement, n. 214. Bequemlichkeit; mlat. aisiamentum; afr. aisement; ital. agiamento. Vgl. Diez Wörterbuch s. v. agio.

Fawty, adj. 175. mangelhaft, von fallere, fallitare; neuengl. faulty.

fertre, n. 225. 60. Todtenbahre; lat. feretrum; griech. φέρετρον, φέρτρον; afr. fertere = Reliquienkästchen.

festyfulle, adj. 137. festlich; jetzt feastful.

ferrom, n. 271. Eisenmasse; lat. ferrum.

flom, n. 98. 99. 147. Fluss; atl. flumen; afr. flum. Daneben oft ryvere.

folyly, adv. 134. thörichter Weise, vom mlat. follis. Ch.

forcelette, n. 47. Festung, Fort; mlat. forcelletum.

formyour, n. 2. 135. Schöpfer; von formare.

fosse, n. 32. Höhle, Loch; lat. fossa.

fourrures, n. pl. 247. Pelzwerk; mlat. furrura, frz. fourrure.

frote, v. 60. 170. reiben; fr. frotter von fricare, frictum. Vergleiche Diez Wörterbuch s. v. frettare. Ch.

frayed, part. praet. 153. verziert, besetzt; hängt wohl zusammen mit dem ital. fregiare.

Galaothe, n. 244: „He (the Emperour) dothe a down his Galaothe, that syt upon his Hede, in manere of a Chapelet, that is made of Gold and preciouse Stone and gret Perles," wo es also Krone, Diadem oder etwas Aehnliches bedeuten muss. Wahrscheinlich vom lat. galea = Helm. Vergl. Diez Wörterbuch s. v. Im lat. Texte steht nach Hall. galiotam.

garnement, n. 153. Gewand; mlat. garnimentum, afr. garnement, neuengl. garment. Ch.

garnere, gernere, gerner, n. 52. Kornspeicher; mlat. granarium, afr. grenier und gernier mit transpon. r; neuengl. granary. Ch.

geste, n. 220. Heldenthat, Abenteuer; vgl. Du Cange s. v. gesta. Ch.

graffe, v. 100. pfropfen, wahrscheinlich von graphium, γραφίον; neuengl. to graft, frz. greffer.

greces, grees, n. pl. 70. 79. 80. Stufen, neben degree, pl. degrees 71. 217. Lat. gradus, (gressus) afr. gret und degre von degradare. Ch. Denselben Ursprung hat

grecynges, n. pl. 220. Treppen. Durch die angehängte Endung ing bekommt das Wort eine kollektive Bedeutung, wie footing, flooring, schirting etc.

gree, n. 295: „I trowe fulle, that God lovethe hem, and that God take hire Servyse to gree.“ huldreich annehmen, von gratum = Gefälligkeit; afr. a gre, davon agréer, neuengl. agree.

greve, v. 71. schmerzen, weh thun (vom körperl. Schmerze), von gravis, fr. grever.

grucche, v. 57. murren; afr. groucer, groucher, neuengl. grudge, nach Diez vom ahd. grunzên. Ch.: groche.

gylofre, n. 51. 187. Clowes of gylofre, clowegylofres Gewürznelken; lat. caryophylli clavus, fr. clou de girofle, afr. gilofer, neuengl. gillyflower Ch.: cloue gilofre.

gyngevere, n. 170. 187. Ingwer; lat. zingiber, frz. gingembre, neuengl. ginger. Ch.: gingiver.

gysarmez, n. pl. 40. eine scharfe, leichte Waffe; afr. gisarme. Vgl. Du Cange s. v. gisarme und Diez Wörterb. Ch.

Ile, n. 4. Insel, afr. isle, ille, nfr. île; neuengl. isle.

insuffisance, n. 315. Untauglichkeit; lat. insufficientia, neuengl. insufficiency.

jonkes, n. pl. 13. Binsen (nicht joukes, wie Halliw. in beiden Glossaren hat) „Jonkes of the See, that is to sey, Rushes of the See;“ lat. juncus, fr. jonc.

joutes, n. pl. 58: „Thei ben fulle devoute Men, and lyven porely and sympely, with Joutes and with Dates,“ wo es Halliw. durch gourds (Kürbisse) erklärt. Wahrsch. hängt es aber zusammen mit dem armorik. joud ein Brei aus Mehl oder Hülsenfrüchten, welcher den Armen zur Speise diente, oder dem mlat. jutta, jutia = lactare. Vgl. Du Cange s. v.

journey, n. 255. 271. Tagereise, von diurnum; mlat. jorneia = labor diurnus, afr. jornee, jurnee. Ch.

Latynes, n. pl. 19. Anhänger der römischen Kirche.

latynere, n. 58. Dolmetscher; mlat. latinarius; afr. latinier.

Mareyes, n. pl. 130. Moräste; mlat. mareseum, ital. marese, fr. marais. Ch.: mareis.

mawgre, maugre, praep. 24. 266. ungeachtet. Vgl. lat. male gratus, ital. malgrado, afr. malgre, maugre. Ch.

mawndee, n. 18. 19. 91.: „And there is a partye of the Table, that he (oure Lord) made his Souper onne, whan he made his Maundee, with his Discyples.“ Wahrscheinlich vom mlat. mandum = dispositio testamentaria. Vgl. Du Cange s. v. Daher Maundy-Thursday, der grüne Donnerstag; vgl. oben Scherethors Day und die angef. Stelle aus Brand Pop. Antiq.

maystrie, n. 286. Geschicklichkeit; mlat magisterium, afr. maistrie. Ch.

mendyfauntes, n. pl. 210. Mendynantes. 167. Bettelmönche, lat. mendicantes; fr. mendiants; neuengl. mendicants. Vielleicht hat sich das f unorganisch in mendiauntes eingeschlichen wie in costifous, plentyfous etc. Ch. C. T. v. 7488. 7494 (ed. Wright) hat mendinauntz und mendeaunts.

menoures, n. pl. 282: „Frere Menoures,“ Minoriten, Franziscanermönche; lat. minores, afr. menour.

meselle, adj. 104. aussätzig; mlat. misellus = leprosus, afr. mesel. Ch.

meve, v. 13. 88. bewegen; lat. movere, afr. muevre, movoir, neuengl. to move. Vgl. repreve. Ch.

meynee, n. 226. 275. Hausgenossenschaft, Dienerschaft, Gefolge; mlat. maisnada, mainada „familia, quasi mansionata.“ Du Cange; ital. masnada, abgel. von magione = maison; afr. maisnee, maisgnee. Chevy Chase: „Then the Perse owt of Barbarowe cam, with him a myghtye meany.“ (Jagdgefolge). Ch. Sh.

montance, mountance, n. 38. 65. 240. Betrag, Strecke, von montare; afr. montance, neuengl. amount. Ch.

mure, v. 278. mit einer Mauer umgeben, von murare, afr. murier.

Nakeres, n. pl. 281. Heerpauke. Nach Diez orientalischer Herkunft, afr. nacaire, fr. nacre, ital. nácchera. Ch.

naperye, n. 250. leinenes Tischzeug; mlat. naperii.

noblesse, n. 294. Glanz, Würde; afr. noblece, nobleche. Ch.

Obeyssant, adj. 155. 197. gehorsam. Ch.

orfrayes, n. 233. ein mit Gold gestickter Rand; mlat. aurifrisium; afr. orfrais; fr. orfroi. Ch. Davon

orfrayed, part. praet. 233. mit einem goldgestickten Rande versehen.

oriloge, n. 234. Uhr, von horologium, afr. orloge. Ch.: orloge.

Papyonn, n. 29: „In Cipre Men hunten with Papyonns, that ben lyche Lepardes.“ Vgl. Du Cange s. v. papio, der eine Stelle anführt von Jac. de Vitriaco: „Sunt ibi (in terra Ierosolymitana) cameli et bubali abundanter et papiones, quos appellant canes silvestres, acriores quam lupi.“

partie, n. 42. 45. Theil; fr. partie, neuengl. part. Ch.

pask, n. 92. Osterfest, vom hebr. pesach, lat. pascha, afr. pasque, prov. pasca, fr. pâques.

pece, n. 11. 12. Stück; mlat. petium, petia = Stück Land, ital. pezza, prov. pessa; fr. pièce.

peraunter, adv. 286. 314. vielleicht; zusgez. aus peraventure, afr. peraventure. Ch.: peraventure, paraunter.

perfyt, adj. 48; perfitely, adv. 135. vollkommen; afr. parfeit, parfit. Ch.: parfit.

pes, n. 11. Friede; afr. pes. Ch.: pees, pese.

pese, n. 158. Erbse: „As grete as a pese.“ S. 129. als Plural; lat. pisum; afr. peis, pois, nfr. pois; vgl. ags. pisa. Die pg. 7 erwähnte schw. Pluralform pesen findet sich auch bei Ch. Die Abwerfung des s im heutigen pea hat wohl darin seinen Grund, dass man dasselbe irrthümlicher Weise für ein pluralisches hielt.

peynen, v. mit dem pron. refl. 3. 58. 293. sich anstrengen, sich Mühe geben; afr. se peiner; vgl. ags. pînan, pînjan. Ch.

plentyfous, plentifous, plentevous, plenteevous, adj. 187. 211. 255. 258. fruchtbar von plenus; afr. plentivose, planteuouse, neuengl. plenteous.

plesance, 12. 39. 151. 260. Geschmack, Gefallen; mlat. placentia, fr. plaisance. Ch.

pleyne, v. 286. beklagen, von plangere; fr. plaindre, neuengl. to complain. Ch.: plaine.

pomelee, adj. 289. gefleckt; mlat. pomellatus von pomellus = globulus, dimin. von pomum. Ch.

prestre, n. 42. 182, preste 47, preest 71, Priester, von presbyter, afr. prestre.

prevytee, n. 124. Gewohnheit, geheimes Geschäft; afr. priveté. Ch. privetee.

Pruysse, n. 7. Preussen. Ch.: Pruce.

pure, v. 158. 286. 301. reinigen, von purus. Ch.

Quarelle, n. 190. 269. viereckiger Bolzen; mlat. quadrellus. Du Cange quadrelli, quarelli = tela balistarum, brevia, spissiora et forma quadrata, unde nomen nostris quarreaux. Afr. quarel, ital. quadrello, prov. cariel. Ch.

quarteroun, n. 301. Viertel: „And there is not the Mone seyn in alle Lunacioun, saf only the seconde quarteroun.“ Mlat. quartaronum = 1 Viertel Pfund, fr. quarteron.

quybybe, n. 50. Kubebe, eine dem Pfeffer ähnliche Frucht, die auf Java wächst und in Apotheken gebraucht wird; lat. cubeba.

quyrboylle, n. 251. In der lat. Uebers. corium bullitum. Hall. Gloss.: „A peculiar preparation of leather. by boiling it to a condition in which it could be moulded to any shape, and then giving it, by an artificial process, any degree of requisite hardness.“

quyten, v. 174. die Kosten bestreiten, von quietus. Vgl. Diez Gloss. v. cheto; neuengl. to acquit. Ch.

Ratoun, n. 129. Ratte; mlat., span. u. port. rato; ital. ratto, ahd. rato, ags. raet. Ch.

rayed, part. praet. 290. gestreift, von radiare, afr. roie, nfr. rayé. Ch.

roialme, rewme, reme, n. 256. 6. 42. Reich, vielleicht aus dem mlat. regalengum entstanden, nach du Cange = dominium. Diez leitet es von regalimen her. Afr. realme, reaugme, reaume. Ch. reaume, reme.

remewe, v. 39. fortziehen; afr. remuer von mutare. Ch. remue, remewe, remeve.

reneye, v. 173. abschwören, verläugnen; mlat. renegare, reneare; afr. reneier, afr. renier. Ch.

repreve, v. 14. 41. tadeln, verweisen, schmähen von reprobare; afr. reprover, neuengl. to reprove, Ch. Davon

reprevinge, n. 1. Schmach, Vorwurf.

Salve, v. 274. grüssen, vom mlat. salvare = salutare, saluer. Ch.: salue.

sawtere, n. 86, psawtere 109, psautre 110. Psalm, Psalter von psalterium; afr. psaltere, sautier.

schokken, v. 252. mit dem pron. refl. sich zusammendrängen: „And whan thei wil fighte, thei wille schokken hem to gidre in a plomp.“ In diesem Worte scheinen sich deutscher und roman. Ursprung zu mischen; afr. choque = Stamm; ital ciocco = Klotz. Vgl. das deutsche „Schock,“ niederdeutsch: schocken = aufhäufen.

scomfyte, v. 85. schlagen, vernichten; mlat. disconficere, afr. desconfire, neuengl. discomfit.

sege, n. 215. Sitz, Thron, von sedes abgeleitet, fr. siège. Ch.

semblee, n. 3. Versammlung von simul, jetzt assembly.

sensen, v. 174. mit Weihrauch räuchern; mlat. incensare, fr. encenser.

septemtryon, n. 42. Norden; lat. septentrio.

servage, n. 36. Knechtschaft; mlat. servagium, afr. servage. Ch.

sewen, v. 191. 226. sewyngly, part. præs. 263. folgen, von sequi; afr. sevre, seure. Ch.: sue, sewe.

sikonye, n. 45. Storch; lat. ciconia.

soudyour, n. 35. besoldeter Kriegsmann von solidus (eine Münze); afr. soudoier, soudeer.

sowd, n. 155. Sold; afr. soudee, nfr. solde; (nicht Krieg, wie Hall. meint).

specyaltee, n. 13. Freundschaft; mlat. specialitas (nicht Seltenheit, wie Hall. meint).

spelunke, n. 66. Höhle; lat. spelunca, afr. spelonque.

stank, n. 115. 201. Teich, von stagnum; afr. estanche, nfr. étang.

sukkarke, n. 130.? Halliw. erklärt es durch dainty. Eine ähnliche Bedeutung muss das Wort allerdings a. a. O. haben; vielleicht hängt es mit succarum zusammen, das k wird jedoch dadurch nicht erklärt.

superficialtee, n. 183. Oberfläche, von superficies.

symulacre, n. 41. 164: Symulacres ben Ymages made aftre lyknesse of Men or Women, or of the Sonne or of the Mone, or of ony Best, or of ony kyndely thing: and Ydoles, is an Ymage made of lewed wille of man, that man may not fynden among kyndely thinges.“

tempre, adj. 240. s. atempree.

tentyfly, adv. 299. aufmerksam; jetzt attentively.

terrestre, adj. irdisch; jetzt terrestrial. Ch.

Trachye, n. 16. Thracien.

transmontayne, n. 180. Norden, Nord-Polarstern von transmontana, bei

den Römern der Nordwind, weil er a partibus transmontanis weht; fr. tramontane.

travaylle, travayle, v. 44. 72. arbeiten; 159. 314. v. a. quälen, afr. traveiller, ital. travagliare. Nach Diez Gloss.: p. 353. vom rom. Verb travar = hemmen herzuleiten.

travayle, n. 128. 208. Mühe, Beschwerde.

travers, S. 48. wo der Vogel Phönix beschrieben wird: „Castynge his Taylle in travers," erklärt Halliw. = streaks, bleibt aber die Etymologie des Wortes schuldig. In travers ist vielmehr so viel als in transversum, en oder à travers. Der Vogel Ph. breitet seinen Schweif aus wie ein Pfau oder Truthahn.

trenchant, adj. 46. 251. 291. schneidend, scharf, von afr. trencher, nfr. trancher. Ch.

trepassable, adj. 182. durchfahrbar, vom mlat. transpassare.

trompe, n. 86. 114. Trompete; mlat. trumpa; fr. trompe, ital. tromba. Ch.

trouble, adj. 108. 156. 305. trüb (vom Wasser) vom lat. turbula = Schwarm.

Urchoune, n. 290. Igel; ital. riccio, pg. ouriço, afr. eriçon, nfr. hérisson von erinaceus; neuengl. urchin. Ch.: urchon.

use, v. 121: „Thei usen alle Berdes" sie tragen Alle Bärte.

Vacrie, n. 18: „The Pope, that is Goddis Vacrie on Erthe. Wahrscheinl. vom mlat. vacquerius, vacherius = vaccarum custos, pastor.

varyaunt, adj. 122. anders denkend, verschiedener Meinung, von varians. Ch.

veutour, n. 237. Geier; lat. vultur, fr. vautour.

verray, adj. 151. ächt, vom mlat. veragus = verax, afr. verai, vrai. Ch.

verre, n. 32. Glas; lat. vitrum, fr. verre. Auf derselben Seite steht das deutsche glasse. Ch.

viage, n. 4. 130. 306. Reise; lat. viaticum = Reisegeld, afr. veiage, voiage. Ch.

vif, adj. 48. brennend; lat. vivus.

vowt, n. 124. Gewölbe, von volutus, part. von volvere, fr. voûte, neuengl. voult.

vynere, n. 216. Weinberg; mlat. vinera, vinearium.

vytaylle, vitaille, n. 34. 58. 240. Lebensmittel; von victualia, afr. vitaille, neuengl. victuals (spr. vitt'ls). Ch.

vyvere, n. 174. Weiher, Fischteich; lat. viverium, vivarium, fr. vivier.

Stettin. Dr. Gesenius.

Leben und Schriften
des
neueren italienischen Dichters Benedetti.

Misero nacqui,
Misero vissi, e misero morii.

Elend ward ich geboren, elend lebt' ich,
Und elend starb ich.*)

I.

Francesco Benedetti ward am 5. Oktober 1785 in Cortona geboren, und erhielt, obgleich seine Eltern Pasquale Benedetti und Rosa Tamburi, deren fünfter Sohn er war, sich als Krämerleute in mittelmässigen Umständen befanden, eine gelehrte Erziehung, zuerst in der Schule seiner Vaterstadt, dann bei einem Pfarrer, und endlich in einem geistlichen Seminar, wo er bereits im 18. Jahre sein erstes Trauerspiel, Telegonus, dichtete, und sich Alfieri dabei zum Muster nahm. Bald darauf bezog er die Hochschule zu Pisa, und wandte sich dem Studium der Rechte zu, fühlte sich aber doch vorzugsweise zu den schönen Wissenschaften hingezogen, war desswegen einer der eifrigsten Zuhörer des bekannten Professors Rosini, und errang in der Akademie di emulazione mit drei lyrischen Gedichten drei Jahre nach einander den ersten Preis, welcher in einer silbernen Schaumünze bestand. Um dieselbe Zeit dichtete er eine Satire, „die Gallomanie," und im Verein mit zwei Freunden ein Lustspiel, „die Dichterin," die sich beide nicht erhalten haben. Sacchetti, der diese Nachricht gibt,

*) Diese auf den Dichter selbst sehr anwendbaren Worte, welche in einem Trauerspiele (Telephus) desselben vorkommen, hat der Herausgeber seiner Schriften, Orlandini (Florenz bei Monnier 1858) der Einleitung, die dem folgenden Umrisse zum Grunde liegt, vorangesetzt.

erwähnt dabei, dass der Dichter sich auch als Schauspieler, besonders in einer weiblichen Rolle eines Lustspiels von Goldoni auf einer Liebhaberbühne ausgezeichnet, und davon den Spitznamen „Signora Rosaura“ in Pisa bekommen habe. Nachdem er den Doktorgrad 1809 erworben hatte, sollte er Sachwalter in Florenz werden; aber statt Rechtshändel zu führen, verfasste er zunächst ein Klagelied auf den Tod eines seiner Freunde, die ersten Verse von ihm, welche gedruckt wurden, und sodann ein zweites Trauerspiel „Mithridat,“ das aber von der napoleonischen Akademie zu Lucca nicht gekrönt, sondern dem Trauerspiel „Castruccio“ der Dichterin Moschena nachgesetzt wurde. Diess entmuthigte ihn zwar nicht, wohl aber hatte er von dieser Zeit an mit zum Theil bitterer Armut fortwährend zu kämpfen. Damals unterstützte ihn jedoch seine Vaterstadt noch; als er aber nachher, weniger seinetwegen, als um seine dürftigen Eltern und nächsten Verwandten zu unterstützen, sich um Aemter bewarb, begünstigte ihn das Schicksal nicht, so dass er fast gezwungen war, seine Zuflucht wieder zur Dichtkunst zu nehmen. 1811 dichtete er eine neue Tragödie, „Dejanira,“ bei welcher er einen neuen Weg einschlug, indem er den fünffüssigen reimlosen Jambus mit längeren und kürzeren gereimten Versen vertauschte, einen Chor im zweiten Akt einmischte, und das Trauerspiel so, doch ohne besondern Erfolg und ohne einen neuen Versuch dieser Art zu machen, der Oper annäherte. Zu den Leiden der Armut und des Misslingens seiner dichterischen Bestrebungen nach Beifall und Ruhm kam um diese Zeit noch ein andres, das fast seinen Tod herbeiführte. Die Veranlassung dazu gab eine Liebschaft mit einem Mädchen in Cortona, dessen Gunst er mit zwei Nebenbulern theilen musste, von denen der eine durch den andern gegen Benedetti aufgehetzt, diesen bei Nacht überfiel, um ihn aus dem Wege zu räumen. Der Stoss brach sich an den Knochen des Arms; er hatte aber an der Heilung der Wunde längere Zeit zu leiden. Bei der gerichtlichen Untersuchung, welche dieser Vorfall nach sich zog, wurde er sich einer bis dahin noch nicht entwickelten Fähigkeit bewusst, indem er sich als sein eigener Sachwalter mit grosser Geschicklichkeit und Beredsamkeit vertheidigte. Auch machte er seine Lebensgefahr zum Gegenstand einer Ode, und schilderte in einer Elegie auf den Tod eines Freundes seinen eigenen betrübten leiblichen und geistigen Zustand. Dann folgten ein paar Oden auf den König von Neapel, Joachim Mürat, und auf Italien, in welcher letzteren er seine Begeisterung für das Vater-

land ausströmte. In der Hoffnung aber, durch die erstere seine äussere Lage zu verbessern und namentlich von Mürat nach Neapel eingeladen zu werden, täuschte er sich. Von seinem Lehrer Rosini glaubte er sich in dieser Zeit kalt behandelt, ein Reisevorhaben mit dem dramatischen Improvisator Sgricci nach der Lombardei kam nicht zu Stande, eine Professur an der Akademie der schönen Künste in Florenz, um die er sich bewarb, ward ihm nicht ertheilt, und eben so wenig eine Sekretärstelle bei der Gesandtschaft. An prosaischen wie dichterischen Erzeugnissen liess er es dennoch nicht fehlen. Zu den ersteren gehört eine auf den Kongress zu Aachen im Jahr 1818 sich beziehende Rede, welche durch einen seiner Freunde in Edinburg gedruckt erschien, und zu den letzteren eine Ode abermals auf Italien; von der er in einem Briefe schreibt: „Diese Ode liebe ich vor meinen übrigen Gedichten. Ich habe darin die dummen Sklaven (stupidi schiavi) geschüttelt. Möchten meine Verse dem Vaterlande frommen, ich brächte ihm gern mein Leben zum Opfer, und vielleicht ist der Tag nicht fern.“ Man ahnt leicht, wie eine solche vaterländische Gesinnung und deren unverholene Aeusserung ihm bei vielen Hochstehenden und Gönnern nicht förderlich war; ja er konnte bisweilen die dringendsten Bedürfnisse kaum befriedigen. Selbst bei kleinen Gunstbezeigungen war das Schicksal spröde und quälerisch gegen ihn. So erzählt er in einem Briefe, dass er einem östreichischen Gesandten Unterricht in der italienischen Sprache und Literatur ertheilt habe, und schliesst die Nachricht mit den Worten: „Der Deutsche (il Teutono) schenkte mir Weihnachten einen Ruspone (etwa einen Ducaten) zum Frühstück, aber zum Mittag- und Abendessen habe ich noch nichts.“ Und in einem folgenden Briefe fügt er hinzu: „Bezahlt hat mich der Deutsche noch nicht.“ Wenn er auf diese Weise kaum sein Leben fristete, und noch weniger, wie er es wünschte und häufig in seinen Briefen äussert, seine Eltern und Geschwister unterstützen konnte, so hinderte ihn diess doch nicht, auf seiner dichterischen Laufbahn fortzuschreiten und sich hauptsächlich dem Trauerspiele zu widmen. Zu diesem glaubte er sich berufen und sahe seine Leistungen in diesen bisweilen glänzend anerkannt. Sein „Drusus“ war im Jahr 1815 mit grossem Beifall aufgenommen und wurde mehrmals wiederholt. Er schreibt darüber: „Der Abend des 24. Januars war der schönste meines Lebens. An diesem wie bei der Wiederholung hatte mein Drusus den glücklichsten Erfolg. Wenn es dem elenden Menschengeschöpf erlaubt wäre, stolz zu sein, so würde

ich es sein können; aber dieser allgemeine, und von einer der gebildetsten Zuhörerschaften in Italien mir gespendete Beifall verpflichtet mich zu immer angestrengterem Eifer.“ Er ergeht sich hierauf in den heitersten Hoffnungen für die Zukunft. „Aber der Leser möge wissen,— setzt sein Lebensbeschreiber hinzu, — dass er an jenem so glücklichen Tage hätte verhungern, oder sich damit begnügen müssen, die Blätter seines tragischen Lorbeers zu kauen, wenn sich nicht ein mitleidiger Freund seiner angenommen, und das eigene, wenngleich auch kargliche Mahl mit ihm getheilt hätte.“ Am folgenden Morgen erschien freilich der Schauspielunternehmer, und bat ihn, für die Erlaubniss, die Vorstellung zu wiederholen, fünf Zechinen anzunehmen, worauf Benedetti einem grade anwesenden Freunde zurief: „Gott sei gelobt! Schaue, das ist das erste Brot, das mir die Musen geben!“ Mit Rücksicht auf diese Tragödie empfal ihn auch der erwähnte östreichische Gesandte zu einer Anstellung oder zu einem Jahrgehalte. Aber die Angelegenheit verzögerte sich und gerieth in der damals stürmischen Zeit, besonders durch die Rückkehr Napoleons von Elba nach Paris, in Vergessenheit. Benedetti dichtete auf dieses Ereigniss eine sapphische Ode und ein Sonett, und strömt auch in Briefen seine neuen vaterländischen Hoffnungen und Besorgnisse aus. Er schreibt am 30. März jenes Jahres: „Europa ist nie in einer gewaltsameren Lage gewesen, und Italien hat nie grössere Hoffnungen nähren dürfen als jetzt. In Kurzem werden wir Italien vereinigt sehen, oder niemals. Unser Schicksal scheint von den Sonderabsichten zweier oder dreier Ausländer abzuhängen. Wenn es nur Einer sein sollte, dessen Eigenwohl, denn die Könige kennen kein anderes, mit dem öffentlichen Wohl Italiens übereinstimmte, so wird Italien eins werden; wenn nicht, so kehren wir in die alte Schmach zurück. Die Versammlung der Hirten hatte jauchzend uns sämmtlichen Heerden verhängnissvolle Schlafsucht zugeschworen; aber aus seiner Höle herausgebrochen ist das grosse Wild, und hat die ruchlose Versammlung zerstreut. Eine italienische Vesper gegen alle Fremde und Könige müsste unser heiliges Geschäft sein; aber man muss das kleinere Uebel wählen. Alle Hoffnung beruht auf einem Fremden, der Hunderttausende der Unsern in seiner Gewalt hat. Gebe der Himmel, dass er sie nicht täusche! Es ist Zeit, das Schwert mit der Feder zu verbinden. Ich glaube, dass ich werde gesucht werden. Aeschylus brachte die Niederlage der Perser auf die Bühne, und war in den Gefilden von Marathon nicht weniger gross als auf der

attischen Bühne. Ich murre und verzehre mich. Ich hätte andre Rache zu üben, aber die öffentliche liegt mir am Herzen.“ Benedetti's Aussichten verdunkelten sich bald, zunächst durch Mürats Untergang, und bald darauf musste er alle Hoffnungen aufgeben, und froh sein, den neuen östreichischen Gesandten wie den früheren mit Vorlesungen zu bedienen. Er drückt sich über diesen folgendermassen aus: „Man sagt, er sei freigebig. Rara avis in terris (teutonicis) nigroque simillima cygno. Wenn er so ist wie der andre, so habe ich Grosses zu hoffen. Fürsprache und einen Rospone. Ich habe in diesen Tagen einige Verse gemacht. Solatia victis.“ So wandte er sich denn wieder der geliebten tragischen Dichtkunst zu und schuf ein neues Trauerspiel, „die Verschwörung Mailands“ (la Congiura di Milano), von dem er sagt: „Die Missgeschicke Italiens sind immer gross gewesen, aber die Zwingherren klein. Letztere zur Würde des Kothurns zu erheben, heisst daher, sich um sie verdient machen. Dieses Trauerspiel hat dazu gedient, mir das Uebermaass von Galle aus der Brust und den Augen zu vertreiben. Der Auftritt im vierten Aufzuge, wo sich die Verschwornen im Hause Olgiato's Nachts an einem unterirdischen Orte versammeln, muss meiner Meinung nach auch den kältesten Zuschauer in Flammen setzen. Aber — wann wird das Trauerspiel aufgeführt werden und wo?“ — „Die Verschwörung Mailands“ wird übrigens für eine seiner gelungensten dramatischen Werke gehalten. Ob es jemals aufgeführt wurde, ist mir nicht bekannt. Dagegen kam sein früher gedichteter „Mithridat“ jetzt auf die Bühne, und wurde zwei boshaften Schauspielern zum Trotz beifällig aufgenommen. Seine äussere Lage wurde dadurch dennoch nicht verbessert, er musste sein Leben durch Stundengeben fristen, er bittet in einem Briefe einen Freund, es nicht übel zu nehmen, dass er den Brief nicht frei mache, da er keinen Dreier (soldo) habe. Für die Herausgabe seiner Schriften empfing er nicht nur keinen Ehrensold, sondern musste meistens den Druck aus seiner Tasche bezahlen. Er lebte aber nicht bloss für seinen eigenen Ruhm, sondern sorgte auch für das rühmliche Andenken von Vorgängern. Auf sein Anstiften wurde der Geburtstag des Torquato Tasso 1816 von Gelehrten und Künstlern gefeiert, wobei es, wie vor einigen Jahrzehenden bei uns auf der Wartburg, nicht ohne ein Autodafé abging. Er erzählt davon, dass er ein Sonett und einen Lebensabriss des Dichters vorgelesen und damit seine Zuhörer wie sich selbst abwechselnd zu Thränen gerührt und zum Zorn entflammt habe, dass

von Andern aus dem befreiten Jerusalem und dem Amintas, aber auch Stellen aus den Schriften von Dichtern und Gelehrten, welche der Gesellschaft verhasst waren, vorgelesen und die Namen der letzteren dem Feuer übergeben wurden. „Welch eine Verwegenheit, — ruft er aus, — den Namen Cesarotti's zu verbrennen!“ Den Lebensabriss liess er auch in einer von ihm gegründeten Zeitschrift der Literatur und schönen Künste, sowie einen Aufsatz über die italienische Bühne abdrucken, mit welchem letzteren er aufs Neue Anstoss gab, weil er darin die Trauerspiele Alfieri's einer scharfen Beurtheilung unterwarf. Aber er wehrte sich tüchtig gegen die Angriffe, die man auf ihn machte, und selbst häusliche Verdriesslichkeiten, ja nicht bloss Mangel, sondern auch Kränklichkeit und Krankheit, sowie abermalige missfällige Aufnahme seiner früheren oder neuen Trauerspiele, z. B. des „Tamerlan,“ hemmten seine schriftstellerische Thatigkeit nicht. Unter seinen damaligen Unternehmungen zeichnete sich eine aus, nämlich, nach Art des Plutarch, das Leben berühmter Italiener zu beschreiben und sie mit alten Griechen und Römern zu vergleichen. Er hatte sechzehn dazu ausgewählt, aber er vollendete nur zwei dieser Lebensbeschreibungen, des Nicolo Capponi und des Cola di Rienzi, welcher letztere auch der Held seines letzten Trauerspiels wurde. Zu gleicher Zeit sammelte er seine lyrischen Gedichte, um sie herauszugeben, und da ihm die Censur in seiner Heimat Schwierigkeiten machte, reiste er nach Mailand, wo er von Trivulzio und besonders von Monti ehrenvoll und freundschaftlich aufgenommen wurde, und die Sammlung im Druck erschien. Von seinen letzten Trauerspielen machte die „Pelopea“ am meisten Glück, obgleich ihm Zufall oder missgünstige Schauspieler dabei einen bösen Streich spielten. Er erzählt diess folgendermassen: „Als der Vorhang aufgezogen wurde, fiel eine Stange mit Lampen auf die Bühne. Pelopea und Ismene traten zugleich mit dem Lampendiener auf und die sämmtliche Zuhörerschaft war im Begriff, in Gelächter auszubrechen, aber aus Achtung vor der beliebten Schauspielerin Perotti blieb Alles ruhig, und der Beifall war am Ende so gross, dass selbst meine Feinde einstimmen mussten. In Frankreich, in England, ja sogar bei den Barbaren hätte mich diese Darstellung zum reichen Manne gemacht, aber nicht so im schönen Italien.“ 1820 wollte er auf Einladung eines Gönners Rom besuchen, aber Krankheit hielt ihn zurück. In seiner Vaterstadt gewann er sich damals die Freundschaft einer trefflichen Malerin, Elisabeth Castellani, welche

ihn malte; und dieses Bildniss ist bei der Familie Castellani in Cortona noch vorhanden. In diesem Jahre aber fingen in Folge des Aufstandes in Neapel und des Kongresses zu Laibach die polizeilichen Nachforschungen an. Das gerichtliche Verfahren gegen einen vertrauten Freund Benedetti's lief zwar unschädlich ab, indess er selbst wurde des Karbonarismus verdächtig, und er beschloss seiner Sicherheit wegen Italien zu verlassen und nach England zu gehen, wurde aber, da er dieses Vorhaben nicht ausführen konnte, unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Fassung und Mut verliessen ihn. Er irrte flüchtig umher und kam eines Abends im April 1821 nach Pistoja. Hier hörte er, dass die Karbonari's in Florenz in das Gefängniss zu Volterra gebracht werden sollten. Auf diese Nachricht begab er sich in sein Zimmer und schloss sich ein. Aber es war Essenszeit und die Wirthin bat ihn, zu Tische zu kommen. Er antwortete, dass er kommen werde. Nicht lange jedoch nachdem sie sich entfernt hatte, hörten die Tischgenossen den Knall eines Feuergewehrs. Man forschte sogleich nach und fand ihn am Fuss des Bettes niedergestreckt, blutig und todt. Die Kugel hatte die rechte Schläfe durchbohrt. Die barmherzigen Brüder in Pistoja übernahmen die Beerdigung.

Sein Lebensbeschreiber schliesst mit einigen Bemerkungen über ihn als Menschen. Benedetti war von mittlerem Wuchs und eher beleibt als hager, hatte schwarzes Haar und kleine, aber lebhafte Augen, frische Gesichtsfarbe, und ein ernstes Wesen, das sich auch in seinem Gange zeigte. Auch liebte er die Einsamkeit. Von Natur heftig, ungeduldig und aufbrausend, war er doch leicht zu besänftigen. Leidenschaftlicher Liebe scheint er nicht ergeben gewesen zu sein, und der erzählte Vorfall daher nur eine Ausnahme zu machen. Dagegen war er ein warmer und treuer Freund, und, so sehr er alles Geschwätz vermied und verabscheute, so gern und eifrig unterhielt er sich über wichtige Gegenstände, und pflegte sich dabei wol wie ein Schauspieler zu geberden. Ueber Alles liebte er das Vaterland, und endete in der Blüte des Lebens im 36. Jahre aus vaterländischer Schwermut und Verzweiflung. Er ist in dieser, sowie in künstlerischer Hinsicht mit unserm Heinrich von Kleist zu vergleichen. Wie dieser hätte er bei längerem Leben noch viel leisten können und wahrscheinlich noch treffliche Werke hervorgebracht. Wenn er zuerst zu seinen Trauerspielen nur Stoffe aus dem griechischen und römischen Alterthum wählte, so wandte er sich späterhin auch der neueren Zeit, und in

„Cola di Rienzi“ dem letzten Bühnenwerk, das er acht Tage vor seinem Tode beendete, der vaterländischen Geschichte zu.

Wenn er also auch die Stufe der Vollkommenheit nicht erreichte, welche bei einem längeren Leben ihm zu erreichen möglich gewesen sein würde, so gehört er doch zu den besseren italienischen Bühnendichtern, und darf die Vergleichung selbst mit Alfieri nicht scheuen. Es ist desswegen, zumal da er bis jetzt, wenigstens ausserhalb Italien, fast unbekannt geblieben ist, wohl an der Zeit, ihn, besonders hinsichtlich seiner Trauerspiele, näher zu würdigen, und wenigstens bei einem derselben länger zu verweilen. Ich wähle dazu „die Verschwörung Mailands“ (la Congiura di Milano), behalte aber diese Untersuchung einem besonderen Aufsatze vor.

II.

Unter den Schriften Benedetti's, welche Orlandini in seine Sammlung aufgenommen hat, befindet sich eine kleine Anzahl von prosaischen, beurtheilenden, rednerischen und geschichtlichen, die, wenn sie gleich den dichterischen an Werth nachstehen, doch schon desswegen Erwähnung verdienen, weil sich in ihnen die Wehmut über das Schicksal des Vaterlandes, über den Zustand der neuern italienischen Dichtkunst, zumal der Bühne, lebhaft ausspricht. Am wenigsten tritt diese in den beiden Lebensbeschreibungen hervor, mit welchen er sein wiewohl ebenfalls ganz vaterländisches Werk begann, das sechzehn bedeutende Landsleute darstellen sollte. Sie betreffen den Nicolo Capponi, und den bekannteren römischen Volkstribun Cola de Rienzo, und er zeigt dabei eine nicht gewöhnliche Anlage für die Geschichtschreibung, indem er den ersteren mit dem Aristides und dem älteren Cato, den letzteren mit mehreren älteren und neueren berühmten Männern vergleicht. Die Schreibart ist einfach und klar, ohne trocken zu sein. Eher streift sie bisweilen in's Rednerische hinüber, wozu er vorzugsweise ausgerüstet war. Zwei Schriften dieser Art nennt er selbst Reden; die eine derselben zum Andenken Torquato Tasso's an dessen Geburtstag, die andre an den heiligen Bund bei Gelegenheit des Aachner Kongresses gehalten. Die dritte ist eine Abhandlung über die italienische Beredsamkeit, und nicht ohne Eigenthümlichkeit. Er tröstet darin den künftigen Geschichtschreiber der

neuern Zeit, und redet ihn so an: „O du, der du zu so Grossem berufen bist, verzage nicht, wenn du vielleicht den öffentlichen Verhandlungen fern stehst! Freue dich dessen vielmehr! Du wirst dann unparteiischer sein. Denke an den grossen Ausspruch eines grossen Staatsmannes: Um die Fürsten richtig zu beurtheilen, muss man ein Mann des Volkes sein. — Allerdings nahmen Xenophon und Andre Theil an dem, was sie erzählen, aber bei Herodot und Livius war diess nicht der Fall. Wenn das Glück, das hohe Geistesgaben selten begünstigt, es dir versagt, im Rathe zu sitzen oder die Waffen zu führen, so lass dich das nicht abhalten, Geschichtschreiber zu werden. Frage, forsche, betrachte, sammle, erwäge und schreib. Ich will dir nicht die Vorschriften wiederholen, von denen die Bücher der Lehrer der Beredsamkeit voll sind; ich will dir nicht sagen, wie man sich vor der herrschenden Befleckung sichert; denn wenn du deines Amtes würdig bist, so wird dich das Beispiel der wenigen Edlen, die dir auf deiner Laufbahn vorangegangen sind, nicht ermatten lassen. Zu einem solchen Werke ladet dich der Griffel Macchiavelli's, das Vaterland des Tacitus und Livius. Ein solches Werk ist der Seufzer meiner Jugend! Möchten meine Augen, noch ehe sie sich schliessen, es erblicken, das würdige Werk eines Heimatgenossen, eines italischen Mannes, damit unser Vaterland den Herrscherstab der Wissenschaft fest halte, den es trotz seiner Missgeschicke, trotz des Neides der Ausländer, trotz seines Alters noch immer ohne Widerspruch zu behaupten gewusst hat.“

Wenn Benedetti in diesen letzten Worten eine eitle Parteiliebkeit für sein Vaterland, die mit dem Tadel, den er so häufig ausspricht, in Widerspruch steht, und zugleich völlige Unbekanntschaft mit den geistigen Fortschritten des übrigen Europa verräth, so fallen diese Mängel, sowie Unreife und Einseitigkeit des Urtheils noch mehr in seinen kunstrichterlichen Schriften auf, die ich bei Gelegenheit der dichterischen näher zu bezeichnen Veranlassung haben werde.

Benedetti's Dichtungen hat der Herausgeber in lyrische und dramatische getheilt, epische fehlen ganz, und die ersteren bestehen aus mehreren Oden, drei Elegieen und einer Canzone, denen einige Sonette und Epigramme beigefügt sind. Der Inhalt ist durchaus ernst, strenge, klagend und tadelnd, mit Ausnahme eines einzigen Sonetts „die Sendung des Kusses,“ das durch seine Zartheit an die lateinischen Küsse (basia) des Johannes Secundus erinnert.

Du schönster in dem Amorettenkreis,
Anmutig, lauter, artig, doch verschlagen,
Nimm diesen meinen Kuss, um ihn zu tragen
Zu ihr, die aller Frauen Ehr' und Preis.

Bewahr' ihn, dass er bleibe sanft und heiss!
Mit meines Lippendruckes Wohlbehagen
Ihn ihrem Mund aufdrückend musst du sagen:
„Ich bring' ihn auf des Liebenden Geheiss."

Geh, schleich geheim dich hin und triff auf Keinen!
Vielleicht schon legte sie zu Ruh sich nieder,
Und thaute Schlaf auf ihre Augenlieder.

Geh! Hab' ich nichts zu hoffen, doch verzieh
Bei ihr, und kehre nicht hieher, bis sie
Zurückgibt ihren Kuss, wenn nicht, doch meinen!

Den Oden ist eine Bemerkung vorangesetzt, worin der Dichter sagt, dass bei dem Wechsel der Geschicke Europa's und insbesondre Italiens in seinen Dichtungen ihn stets Vaterlandsliebe geleitet habe; statt ehrlos und träge zu schweigen, sei er dem Beispiel der freisinnigen Altvordern, eines Juvenal und Dante gefolgt. In diesen Oden waltet eine ungemeine Begeisterung. Man höre nur den Anfang gleich der ersten „auf die Geburt des Sohns Napoleon I."

Ich bin in eurer Haft,
Ihr Musen, und weit über Meer' und Lande
Fühl' ich mich neu entrafft
Zu der Sequana kriegerischem Strande.
Psalm, Hymne wallt mit Jauchzen dort empor,
Betäubend fast mein Ohr.
Gelübde hör' ich, Anruf und Gebet
Sich zur Lucina in die Wolken schwingen.
Auch meine Saiten klingen,
Von eurem Hauch, ihr Musen, angeweht.
Nicht wehr' ich eurem Drang,
Und es ertönt mein feiernder Gesang.

Einige dieser Oden gehören zu den schönsten, welche Italien hervorgebracht hat, und stehen denen von Monti und Petrarca nicht nach; eine der an Italien gerichteten erinnert z. B. an die erste von Leopardi, welche in meiner Uebersetzung anfängt:

Mein Vaterland, ich seh die Mauern, sehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor

Der Ahnen Eigenthum,
Nur seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer seh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter schmückte!

Benedetti's erste und letzte Strophe seiner an Italien wahrscheinlich 1814 gedichteten Ode, als Mürat Italien unter seinem Scepter zu vereinigen suchte, lauten nicht minder lebhaft:

Was thust, was sinnst du, Welschland? Mächtiglich
Ruft Mars, dich einzuladen,
Von fernesten Gestaden.
Hörst du es nicht? Erwach', erhebe dich!
Was einst den Aeneaden
Mit dunklem Spruch enthüllt
Die Seherin von Cumä, wird erfüllt.

Von Alpenhöhn bis wo die Scylla bellt,
Tyrrhenums, Adria's Fluten,
Mitinnen wird gern bluten
Jetzt jeder Heimatsohn als Freiheitsheld.
Entbrannt von Zornes Gluten
Nenn' ich, Glücksherold bin
Auch ich, Italien, dich Siegerin.

Kurz vor seinem Tode betrat er eine neue lyrische Laufbahn mit einer biblischen Ode, in welcher er, gleich Klopstock in vielen seiner Oden, der griechischrömischen Mythologie entsagte. Ein Bruchstück derselben ist nach seinem Tode aufgefunden, der Herausgeber theilt es aber nicht mit.

Ich komme zu seinen Hauptdichtungen, den Trauerspielen, deren er zwischen 1802 und 21, also in noch nicht zwanzig Jahren, dreizehn verfasst, und den Stoff dazu für die meisten früheren, Telegonus, Dejanira, Timocares, die Eleusinien, Pelopea, Telephus, Mithridates und Drusus aus der griechischrömischen Mythe und der römischen Geschichte, für die übrigen, Gismonda, Tamerlan, Richard III., die Verschwörung in Mailand und Cola de Rienzo aus der neueren, besonders italienischen Geschichte entnommen hat.

Um bei der Beurtheilung derselben unparteiisch zu sein, muss man auf seine kunstrichterlichen und kunstgeschichtlichen Aufsätze über die italienische Bühne und die Nothwendigkeit einer Volksbühne,

und auf seine Briefe an den Grafen Galeani Napione Rücksicht nehmen. In diesen lässt er sich besonders über Alfieri's Trauerspiele aus, und trifft so ziemlich mit dem Urtheil deutscher Kunstrichter, z. B. A. W. Schlegel's zusammen, der Alfieri's Muse eine mannweibliche Amazone nennt, und ihm Düsterheit, Mangel an Einbildungskraft und Trockenheit des Ausdrucks vorwirft. Wenn er nun aber auch die Fehler seines Landsmannes vermied, so konnte er sich schon desswegen zu einer richtigeren Ansicht nicht erheben, weil er die deutsche Bühne fast gar nicht (von Schiller erwähnt er den Don Carlos nur obenhin), und die englische zwar etwas mehr kannte, aber vor Shakspeare warnt, und fast mit Entsetzen von ihm spricht. So heisst es in einer der erwähnten Abhandlungen: „O über die Mitleidswürdigen, welche den Shakspeare nachahmen, der in einer seiner Tragödien 38 Personen gebraucht, und die Tribunen mit Handwerkern, Tischlern und Schustern sprechen lässt! Die Handlung ist doppelt und dreifach, die Bühnenstücke sind übermässig lang, manche einzelne so lang wie drei von den unsern; Prosa und Verse, Lachen und Weinen, Schatten, Furien und Hexen bilden einen Mischmasch der wunderlichsten und unverträglichsten Dinge. Solche Leckerbissen mögen den Engländern, den Deutschen und sämmtlichen mitternächtlichen Völkern munden! Wir Italiener haben einen zarteren Geschmack, wir lieben das Edle und Schöne.“ So geht es noch eine Weile fort, und der Herausgeber, nebenbei gesagt, missbilligt diess nicht nur nicht, sondern drückt sich in einer Anmerkung über den Hamlet und den Mohren von Venedig noch stärker aus. Wer freilich die französische Bühne, namentlich Corneille, Racine und Voltaire, fast abgöttisch verehrt, kann füglich nicht anders urtheilen. Und eine solche Bewunderung vereinigt sich, wie bei den Italienern nicht selten, bei Benedetti mit einer Ueberschätzung des Vaterländischen, z. B. in folgenden Worten: „Möchte doch die Zeit kommen, wo unser Vaterland, das in jedem Zweige der Dichtkunst den übrigen neueren Völkern überlegen ist, sich auch im Trauerspiele den Franzosen zur Seite stellen könnte, welche nach meiner Meinung hierin die einzigen Nebenbuler der Griechen sind.“ Die Griechen kannte Benedetti allerdings, aber eben auch nur im französischen Geiste. Unter diesen Umständen muss man es ihm hoch anrechnen, dass er sich, vielleicht ohne sich dessen deutlich bewusst zu sein, der deutschen und englischen Bühne in seinem letzten Stücke annäherte. Im Cola de Rienzo beläuft sich die Zahl der Personen auf vierzehn, statt dass er sich sonst meistens mit der

Hälfte begnügt; dabei spielt das Volk, und zwar nicht bloss im Ganzen, sondern in Vertretern mit, und von den Verschwornen sind elf, von den Soldaten gleichfalls einzelne, mit ganzen oder halben Versen bedacht. Hiemit war er auf gutem Wege, auch die äussere Handlung zu bereichern und zu vermannichfachen, denn an der inneren, wie an der Kennzeichnung der Personen, den Haupteigenschaften aller guten Bühnendichtungen, fehlt es seinen meisten Stücken nicht. „Die Verschwörung in Mailand" zeichnet sich dadurch aus, und ich wähle sie desswegen zu einer näheren Beleuchtung. Der Inhalt ist folgender:

Galeazzo, Herzog von Mailand, aus dem Geschlechte der Sforza, hat die ihm feindlichgesinnte Partei der Visconti unterdrückt. Aber seine Gemahlin Bona, Tochter des Beherrschers von Savoyen Amadeus, bringt ihm keinen Erben und er will sich desshalb von ihr trennen, zumal da er für Klarissa, eine der Hofdamen, in Liebe entbrannt ist. Diese ist aber die Braut des Visconti und die Schwester des Olgiato, und beide, nebst Campognano, die Häupter der Gegenpartei. Gereizt durch die Beleidigung, die ihnen durch Galeazzo's unverholene Erklärung, sich mit Klarissa vermählen zu wollen, zugefügt ist, verschwören sie sich, den Gewalthaber zu ermorden, und hoffen, dass das vielfältig gemisshandelte Volk sich ihnen anschliessen werde. Ihr Vorhaben gelingt. Galeazzo wird bei der Feier seiner Vermählung mit Klarissa erdolcht; aber das Volk unterstützt sie nicht nur nicht, sondern tritt auf die Seite der Sforza. Es entsteht ein Kampf; die beiden Häupter der Verschwörung, Visconti und Olgiato, werden getödtet, und die Herzogin Wittwe übernimmt die Regierung.

Die Handlung ist freilich auch in diesem Stücke sehr einfach, Hindernisse durch Zwischenfälle sind nicht eingewebt, Personen sind nur sieben, und die ganze Dichtung einem französischen der sogenannten goldenen Zeit, oder auch einem griechischen Trauerspiele ähnlich. Aber es hat manche Fehler derselben vermieden. Statt des euripideischen Prologs und des oder der französischen Vertrauten finden wir zwar letzteren scheinbar auch hier, aber er dient keinesweges bloss dazu, die Verhältnisse klar zu machen, sondern es ist, wie alle übrigen Personen, ein wirklicher Charakter, nämlich ein treuer, aber aufrichtiger und die Handlungen seines Herrn nicht immer billigender, und zugleich gegen die Feinde desselben nachsichtiger und milder Diener. Der erste Aufzug ist meisterhaft. Man könnte ihm, wie es manche Franzosen, z. B. Victor Hugo, gethan haben, eine besondre Ueberschrift, nämlich

Galeazzo, geben; denn dieser tritt hier sogleich in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit und im Bewusstsein seiner Macht und Gewalt auf. Er setzt Alles daran, seinen Zweck, die Trennung von seiner Gemahlin und die neue Vermählung, zu erreichen, und diess geschieht in drei Auftritten. Nachdem er seinen Plan dem Gernando, seinem Diener und Freunde, mitgetheilt, und dessen Vorstellungen mit dem kurzen Schlusswort: „Ich will es so," unterbrochen und abgeschnitten hat, erklärt er sich auch gegen seine Gemahlin, zuerst zwar mit einiger Schonung, dann aber nicht minder entschieden, und bricht das Gespräch ab mit dem rauhen Worte: „Schweig, nicht mehr!" Endlich ist er verwegen genug, sich der Braut seines Feindes als Bewerber um ihre Hand anzutragen, indem er ihr zugleich zumutet, diesem ihre Liebe sofort aufzukündigen. Eingeschüchtert thut sie diess im letzten Auftritte, zwar nur mit halben Worten, aber doch so, dass dieser die Ursache ahnt, und ausruft:

So, so verlässt sie mich. — Ruchloser Herzog,
Du hast ihr Herz geraubt mir; aber theuer
Sollst du den Schimpf mir zahlen. O Klarissa!

Dieser Antrag des Herzogs an Klarissa erinnert übrigens an einen ganz ähnlichen des Nero an Junia in Racine's Britannicus. Benedetti benutzte seinen Vorgänger gewiss absichtlich, aber er verliert bei der Vergleichung nicht. Die Steigerung der Leidenschaftlichkeit in drei Auftritten ist ihm eigenthümlich.

Im zweiten Aufzug nimmt der Uebermut Galeazzo's noch zu. Er verlangt nun auch von Visconti, dass er ihm seine Braut abtrete, und macht ihn dann zum Zeugen eines ebenfalls hierauf bezüglichen Gespräches mit Klarissa's Bruder, Olgiato, in welchem dieser sich möglichst mässigt. Aber es folgen darauf die Verschwörungsauftritte. Die drei Hauptpersonen, Olgiato, Visconti und Campognano, wozu man noch als vierte die Herzogin Bona rechnen kann, zeigen hier, wie ihre Uebereinstimmung, doch eben so sehr die Verschiedenheit ihrer Theilnahme an der Verschwörung. Olgiato ist der verwegenste; Visconti, obgleich am meisten gekränkt, der bedächtigere, und mit Rücksicht auf die Gefahr, in welcher die in der herzoglichen Burg gleichsam gefangen gehaltene Klarissa schwebt, der gemässigtere; Campognano ist des Gewalthabers Feind theils aus allgemeinen Gründen, weil die Rechte der Bürger mit Füssen getreten werden, theils aus besonderen, weil er

von Galeazzo seiner väterlichen Güter beraubt ist, und dieser seine Beschwerde über diese Gewaltthat nicht anhören will; Bona endlich aus gerechtem Zorn über die beabsichtigte Trennung des Herzogs von ihr, wiewol sie noch immer hofft, diese rückgängig zu machen, und daher vor einer Ermordung ihres Gemahls zurückschaudert, ja, im Fall man darauf beharre, Alles zu entdecken droht. Auch Klarissa bittet, von dem grausen Vorhaben abzulassen, denkt den Herzog umzustimmen, und lässt sogar merken, dass sie, um Visconti's Leben zu retten, nachgeben und sich in ihr Schicksal fügen wolle, welches Letztere die genannten drei Männer, jeder auf seine Weise, durchaus missbilligen. Gernando unterbricht das Gespräch und bescheidet Visconti zum Herzog. Er entschliesst sich, dieser Aufforderung Genüge zu leisten, obgleich Klarissa für ihn fürchtet. Bona versucht es, die Gemüther zu beruhigen, indem sie sagt:

Gehorche
Dem Herzog, Campognano, und verlass
Die Königsburg! Du komm mit mir, Olgiato!
In meiner Brust steigt ein Gedank' auf, der
So grosse Uebel heilen könnte.

Der dritte Aufzug beginnt mit einem Gespräch zwischen Olgiato und Visconti, von dem Galeazzo verlangt hat, dass er Klarissa nicht nur aufgebe, sondern ihr auch zu dem neuen Bunde rathe, und sodann zwischen diesem, Bona und Klarissa, deren Flucht aus dem herzoglichen Pallast Bona veranstaltet hat, so dass sie in die Wohnung ihres Bruders zurückgekehrt ist. Bona tröstet den Visconti damit, dass er nach Turin zu ihrem Vater entfliehen, Klarissa mitnehmen, und sich dort mit ihr vermählen, der Bruder sie aber vorher anmelden solle. Visconti will nicht darauf eingehen, weil die Herzogin, allein zurückbleibend, der ganzen Wut ihres Gemahls ausgesetzt werde. Gernando bringt denn auch die Nachricht, dass Galeazzo über die Flucht Klarissa's wie von Sinnen sei, und sie zurückfordere. Bona und Visconti läugnen, dass sie Klarissa's Aufenthalt wissen, die sich vorher mit Olgiato entfernt hat, um sich in dessen Hause zu verbergen. Gernando geht ab, um dem Herzog diese Weigerung zu melden; aber dieser kommt nun selbst, bietet der aufs Neue mit ihrem Vater drohenden Bona Trotz und lässt den Visconti gefangen nehmen, wird aber noch wüthender, als ihm dieser sagt, dass er, Galeazzo, niemals die Zuneigung Klarissa's sich gewinnen werde.

Der vierte Aufzug spielt bei Nacht in einem unterirdischen Gewölbe der Wohnung Olgiato's. Klarissa ist in Angst für Visconti, und mit Recht. Olgiato's Trost beruhigt sie nicht. Gernando erzwingt sich den Einlass und fordert Klarissa im Namen des Herzogs auf, ihm zu folgen. Sie entschliesst sich endlich, um Visconti zu retten, dem Herzog ihre Hand zu reichen, sich aber dann sofort das Leben zu nehmen. Olgiato gibt dieser Hochherzigkeit nach, obgleich mit höchstem Widerstreben. — Nun erscheinen die Verschwornen, und der Tod Galeazzo's wird beschlossen. Wider Erwarten kommt auch Visconti. Der Herzog hat ihn freigelassen zum Lohn für Klarissa's Entschluss. Aber sie werden gestört, die Verschwornen müssen sich verbergen; denn Gernando erscheint abermals, um den Olgiato zum Herzog abzuholen, und dieser verspricht, sich sofort einzustellen, damit seine Weigerung den Herzog nicht etwa die Verschwörung ahnen lasse.

Der fünfte kürzeste Aufzug enthält zuerst ein etwas längeres Selbstgespräch Bona's, in welchem diese ihren Argwohn äussert, als ob Klarissa bei ihrem letzten Schritte nicht frei von Ehrsucht gewesen sei. Gernando berichtet ihr sodann den Tod ihres Gemahls durch die Hand zunächst des Olgiato auf dem Wege zu seiner Vermählung, aber zugleich den Kampf der Parteien und den Sieg der herzoglichen. Klarissa eilt herbei, um Mitleid für die Mörder wie für sich selbst flehend, bald auch der tödtlich verwundete Visconti. Olgiato stirbt nicht minder, erhält jedoch vorher von Bona Verzeihung. Die Verschwornen sind indess völlig besiegt, und das Schauspiel schliesst mit dem allgemeinen Ruf: „Die Sforza sollen leben!“ in welchen nur Klarissa nicht einstimmt.

Statt nun eine Vergleichung dieses Trauerspiels mit andern ähnlichen Inhalts, z. B. mit Alfieri's Verschwörung der Pazzi, Schiller's Fiesco, Shakspeare's Julius Caesar oder auch mit Benedetti's zweitem Verschwörungsdrama, Cola de Rienzo, anzustellen, begnüge ich mich, noch einmal zu den Personen zurückzukehren, namentlich zu dem Galeazzo, denn die eigentlichen drei Hauptverschwornen, Olgiato, Visconti und Campognano, sind schon vorher näher bezeichnet. Dieser verschwindet mit dem Schluss des dritten Aufzugs von der Bühne, etwa wie Julius Caeser bei Shakspeare, und wol mit Recht. Die leidenschaftliche Wut desselben hatte sich in den ersten drei Aufzügen hinreichend ausgesprochen, im vierten, besonders in den Verschwörungsauftritten, spielt er unsichtbar mit, und die Erzählung seines der Ver-

mählung kurz vorhergehenden Todes versöhnt gewissermassen mit ihm. Zunächst verdienen die beiden Frauen noch ein Wort, Klarissa, die bei aller Zartheit eine Heldin ist, und besonders Bona, eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters. Sie liebt den Herzog aufrichtig, aber sie zürnt, sie kann ihm drohen, als er sie verstossen will, sie tritt sogar der Verschwörung bei, aber nur, um ihn zu retten. Als sie seinen Tod erfährt, ruft sie aus: „O Gott, wohl war er treulos, doch fühl' ich Mitleid." Sie ergreift sogleich die Zügel der Regierung, und, obgleich sie dem Gernando, der in den Kampf zurückkehrt, Olgiato's und Visconti's Schonung zur Pflicht macht, sagt sie doch zu Klarissa:

Dein Bruder doch vielleicht lebt noch, und er
Ist einer von den grausen Rädelsführern,
Er zittr', ich herrsche.

Und bald nachher:

Den Herzog, den lebend'gen, durft' ich hassen,
Den todten muss ich rachen. —

Worte, die an den berühmten Vers der Antigone bei Sophokles erinnern:

Mitfeindin war ich nimmer, nur Mitliebende.

Wohl mag man auch es loben, dass die Dichtung im Ganzen eben so sehr gegen die Zwingherrschaft als gegen die Pöbelherrschaft gerichtet ist. Eine Verschwörung ist überhaupt wol niemals zu billigen, aber sie ist es noch weniger und sie kann nicht gelingen, wenn sie nicht vom Volke getheilt wird. Und theilt es dieselbe, so „lösen sich alle Bande frommer Scheu, und alle Laster walten frei." Im dritten Aufzug prophezeit hier Visconti den Ausgang in der Unterredung mit Olgiato:

Auf's Volk verlässt du dich? Das wechselt immer
Zorn so wie Lieb', hasst den lebend'gen Wütrich,
Seufzt nach dem todten, bringt den Mörder um,
Ich weiss nicht, durch welch unbekannten Zauber
Das Volk dem Zwingherrn anhängt.

Und bald nachher:

Schon lang' ist in dem Herzen der Lombarden
Der Freiheit alte Feuerglut erloschen.
Sie halten, obgleich stolz, an Tyrannei
Gewöhnt, sie für die wahr' und rechte Staatsform.

Der Pöbel liebt stets pomphaften Betrug.
Wenn einen Götzen er in Purpur schaut,
Ist er zufrieden, und ein günst'ger Blick
Lässt alle seine Leiden ihn vergessen. —

eine Schilderung, die Benedetti, wenn er noch lebte, jetzt mit Freude zurücknehmen würde. — Dagegen führen die Verschworenen eine gewaltige Sprache. Man glaubt Shakspeare in folgenden Darstellungen zu hören:

Welch eine Nacht, Olgiato! Wiederkehrte
Des ungestalten Chaos wilde Zwietracht.
Die Hemisphär' umkreist den Höllenabgrund
Mit Regen, Wind und Wirbel und Geschossen.
Ein hohles Krachen, wildes Thiergeschrei,
Schweifende Schemen, grause Ungeheuer! —
Es wirren Krieger sich und Elemente,
Ein wahres Abbild unserer Gedanken,
An Blut und Dunkel sind sie ihnen gleich.

Oder:

Schreckliche Hungersnoth herrscht in der Stadt.
Die Felder sind beraubt der Ackerleute,
Kraftlos sinkt Mancher auf der Strasse nieder,
Ein jammervoller Haufʼ umringt vergebens
Die Königsburg, indess bei vollen Tischen
Sardanapal frohlockend schwelgt und tanzt,
Des Volkes Wehgeschick verhöhnt, und gütig
Die gieren Rachen mit dem Schwerte stopft. —
Wir haben keine Wohnung, die uns aufnimmt,
Nicht Raum zum Grabe, selbst der Luft
Wird nachgestellt. Olgiato, enden muss
So grosses Weh. Zu sterben ist viel besser
Als solch ein Leben führen, darf man es
Noch Leben nennen. Lasst uns denn ein Zeichen
Von Menschen geben, und nicht länger uns
Wie nackte Würmer mit den Füssen treten!

Benedetti's Verschwörung in Mailand gehört unstreitig zu seinen besten Bühnendichtungen; aber sie ist auch in Vergleich mit den Werken Anderer aller Beachtung werth, und verdient, dass eine deutsche Bühne sie der Aufführung würdigt. Sie würden keine rauschenden Beifall finden, aber ehrende Anerkennung, ein succès d'estime, ihr ohne Zweifel zu Theil werden.

K. L. Kannegiesser.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

35. Sitzung. 13. März 1860. — Herr Lasson sprach über Wilhelm von Humboldt's ästhetische Anschauungen, indem er dabei dessen Abhandlung über Hermann und Dorothea zu Grunde legte. Er wies nach, wie seine Auffassungsweise der Kunst und ihrer Gattungen die Kehrseite zu derjenigen Schillers bildete, wie bei Jenem Alles subjectiv gefasst, in die Stimmung, die Gemüthslage, den Zustand der Phantasie gelegt sei, aus dem das Kunstwerk einerseits entstehe, den es andrerseits hervorrufe. Es wurden dann die beiden Haupttheile der Abhandlung in Betracht gezogen und zunächst Humboldt's Definition der Kunst und ihrer allgemeinsten Bestimmungen, sodann seine Anschauungen vom Wesen der Poesie und vom Unterschiede ihrer Gattungen dargelegt. Es ward dann gezeigt, wie aus diesen Prinzipien in sinniger Weise eine Kritik des Goethe'schen Gedichts sich ergebe, das Humboldt mit Recht zu den vollendetsten Dichtungen aller Zeiten zähle. —

Nächstdem hielt Herr Boltz einen Vortrag über den russischen Dichter Lomonóssoff. In der Einleitung wurden die Bemühungen Peter's des Grossen um die Hebung der Nationalsprache und die ihm in diesem Streben entgegentretenden Schwierigkeiten geschildert, Schwierigkeiten, mit denen auch L. später zu kämpfen hatte. Darauf wurde in novellistisch-humoristischer Form eine Beschreibung des bewegten Lebens des Dichters gegeben, wie er als Jüngling das Haus seines Vaters, eines wohlhabenden Fischers im hohen Norden, ohne Mittel verlässt, um in Moskau seinen Wissensdurst zu befriedigen, wie er dann von dort, wo ihn ein günstiger Zufall gleich am ersten Tage Gelegenheit zur Ausbildung seiner Talente finden liess, im Jahre 1737 auf Kosten der Regierung nach Marburg geschickt wird, um dort weiter zu studiren, und wie er sich die Sitten eines damaligen deutschen Studenten, unter andern die, viel Bier zu trinken, aneignet. Von hier aus sendet er der Akademie eine russische Ode mit einer jetzt noch

massgebenden russischen Abhandlung über Metrik nach Petersburg. In Marburg verheirathet er sich aus einem gewissen Grunde in aller Schnelle mit Christine, der Tochter eines Schneiders, seines Wirthes. Drückende Geldnoth zwingt ihn zur Flucht. Auf derselben nöthigen ihm preussische Werber das Handgeld auf und schleppen ihn nach Wesel. Er entspringt und flüchtet nach Amsterdam, von wo ihn der russische Gesandte nach Petersburg zurückbefördert. Hier wird er zuerst Adjunct der Akademie, alsdann Professor. Er lässt nun seine Frau nachkommen. Fortwährend hat er mit dem Schlendrian der Akademie, den Intriguen seiner Collegen und mit Geldmangel zu kämpfen. Erst unter Katharina, die ihm ihre Gunst zuwendet, erfreut er sich sorgenloser Tage und lebt von nun an still und eingezogen bis zu seinem Ende. Es schloss der Vortrag mit einer Aufzählung seiner überaus zahlreichen dichterischen und wissenschaftlichen Schriften. Die letztern beziehen sich auf Grammatik, Rhetorik, Geschichte, Chronologie, Chemie, Metallurgie, Mathematik, Astronomie u. s. w. Diese sowohl, wie seine poetischen Werke und Uebersetzungen in einer Zeit, wo für russische Sprache kaum etwas geschehen war, berechtigen ihn, schloss der Vortragende, zu dem Beinamen eines Lessing, ja eines Humboldt der russischen Literatur.

Herr Beauvais gibt eine Notiz über die Mangelhaftigkeit des französischen Kirchengesangs und Kirchenliedes. Er erwähnt, dass die französisch-reformirte Kirche in Berlin sich für ihr Gesangbuch: Recueil de Psaumes et de Cantiques à l'usage de l'Eglise française réfugiée de Berlin an die katholischen Dichter Frankreich's hat halten müssen, da protestantische Dichter entsprechender Lieder gar nicht vorhanden sind, und dass Cantique 69 dieser Sammlung: Tolérance des erreurs, beginnend:

Fuis les emportements d'un zèle atrabilaire,

Voltaire zum Verfasser hat.

Zweitens macht derselbe auf Guizot's französische Synonyme in der neuen Ausgabe von Victor Figarot und ein andres Buch über dieselben von Lafaye aufmerksam.

Herr Michaelis überreichte ein Exemplar seiner: Drei Vorlesungen über das th, gehalten in dieser Gesellschaft.

36. Sitzung. 27. März. Herr Kannegiesser liest Fortsetzung und Schluss seines Vortrags über Francesco Benedetti. Den vollständigen Vortrag wird das Archiv bringen.

Darauf hielt Herr Pröhle einen Vortrag über Arndt und Varnhagen von Ense. Varnhagen von Ense wurde darin nach seinen Lebensschicksalen und seinen Schriften charakterisirt. Es wurde besonders hervorgehoben, dass er im Jahre 1809 durch persönliche Tapferkeit sich ausgezeichnet habe und sogar verwundet worden sei und in Uebereinstimmung hiermit eine patriotische Gesinnung nie verleugnet habe. Dem spätern Diplomaten Varnhagen warf man vor, dass er

zur Friedenszeit der Regierung feindlichen Kreisen zu nahe gestanden habe. Auch sei wohl ein innerer Widerspruch vorhanden gewesen zwischen seiner amtlichen Stellung und seiner Vermählung mit Rahel, welche ihn ganz dem Esprit und der Literatur zugewiesen habe. Wenn man aber die Freiheitskriege im Auge behalte, so müsse man sagen, dass die Verstimmung Varnhagens bei den Ansprüchen eines so tapfern und verdienten Mannes in späterer Zeit keineswegs ohne Grund gewesen sei. Sie sei im hohem Grade zu beklagen. An den von Varnhagen verfassten Schriften wurde die Form im Einzelnen nicht unbedingt gelobt. In den Gedichten, wurde gesagt, herrsche auch der, von der Gesellschaft, die Varnhagen trug, gleichsam geschaffene elegante Conversationston seiner prosaischen Arbeiten vor. Varnhagen's Novellen erschienen wie Ergänzungen seiner Erinnerungen, wo die einfache Mittheilbarkeit der Letztern aufhöre. Wo er sich auf das Gebiet der Literaturgeschichte oder der ästhetischen Kritik begeben, seien seine Leistungen unbedeutend. Auf dem Gebiete der Geschichte und besonders der Selbstbiographie habe er jedoch manches quellenmässige Buch gleichsam entdeckt und auf die uneigennützigste Weise empfohlen und so einigermassen der Verborgenheit entzogen. Auf die Vorzüglichkeit seiner Biographien aus dem siebenjährigen Kriege wurde besonders hingewiesen. Dieselbe sei aus Varnhagens ganzem Bildungsgange erklärlich. Bei Varnhagens Denkwürdigkeiten aus den Freiheitskriegen, deren Elemente bei aller Treue doch nicht alle vollkommen in ihm lebendig geworden wären, komme ihm dagegen die Autopsie zu statten. In seinem Blücher contrastire die glatte Form mit der Heldengestalt selbst. Sein 1853 erschienener Bülow sei unter dem Einflusse von Steins Leben von Pertz geschrieben. Da aber der tiefe Ernst und das schwere Gewicht der Schrift von Pertz fehle, so sei das Buch, obgleich in der Form noch ziemlich elegant, fast eine unerquickliche Materialiensammlung geworden. — In den Bemerkungen über Arndt wurde eine Parallele zwischen Jahn und Arndt zu einer Feier für den letztern, von welchem Pröhle, Jahns Biograph, bekannte, dass Arndt bei soliden Kenntnissen und religiösem Sinne dem wahren Deutschthume näher gekommen sei als Jahn. Mit Arndts politischer Haltung im vergangenen Jahre erklärte sich jedoch der Redner nicht einverstanden. Vater Arndt habe, so sagte Pröhle, das Urtheil der Nachwelt über unsre Zeit gleichsam vorwegnehmen wollen, aber selbst seinem Volke, wenn auch keine Steine, doch auch kein Brot mehr gegeben und sich über unsre Stellung zum jetzigen Frankreich nicht so thatkräftig geäussert, wie man von dem Freunde Steins hätte erwarten können.

Herr Richet trägt alsdann eine Abhandlung über das französische Verbum vor, die auf eine andre Classificirung desselben und eine Beschrankung der Stammformen abzielt.

37. Sitzung. 17. April. Herr Mahn eröffnet die Sitzung mit einem etymologischen Vortrag über das Wort: Berlin. Nach Muste-

rung und Zurückweisung der bisher versuchten Herleitungen aus dem Germanischen und Slavischen bestimmt er Berlin aus dem Keltischen als „Waldweide," eine auf alle den Namen Berlin führende Oertlichkeiten zutreffende Bezeichnung. (Nebenbei wurden die Benennungen: Cölln, Molkenmarkt, Krögel erklärt.) Die geschichtliche Berechtigung der keltischen Herleitung nachzuweisen, verschob er auf eine andere Gelegenheit.

Herr Weisser gibt eine Biographie Arnold's, des Verfassers des im Strassburger Dialect geschriebenen Lustspiels: Der Pfingstmontag, und theilt Proben des Stückes mit.

Herr Michaelis unterzieht die „Regeln für die deutsche Rechtschreibung" von Betzenberger einer scharfen Kritik.

Herr Traxel spricht in englischer Sprache über die Herleitung von drawing room aus withdrawing room.

Zugesendet wurde von der Société Liégeoise deren neuestes Bulletin.

38. Sitzung. 8. Mai. Hr. Pröhle theilte einige Gedichte von Finckelthaus, einem Dichter des 17. Jahrhunderts, mit, von dem er schon S. 322 bis 336 seiner „Feldgarben" (Leipzig, Gräbner, 1859) gehandelt hat und von dem er ebenda S. 322 sagt:

„So weit ich nach Lesung der ihn betreffenden Artikel in Rassmann's Dichternekrolog, in Jöcher's Gelehrtenlexikon, und in Gödeke's Grundriss, sowie der ausführlichern Erwähnung bei Gervinus unter Zuziehung von G. F. „XXX Teutsche Gesänge. Leipzig, 1624," von „Gottfried Finckelthausen's deutsche Gesänge. Hamburg, Gundermann" in Queroctav (nach Gervinus um 1640), von G. Finckelthaus' Brunnengedichte und G. F. „Lustige Lieder. Lübeck, Anno 1648" ersehen kann, bedeuten alle diese Bezeichnungen und ausserdem der Name G. Federfechter von Lützen immer den Stadtrichter oder Stadtschreiber von Leipzig, den Freund Paul Fleming's. Mein Freund Gödeke wird ungerecht gegen ihn, indem er nur den nöthigen Tadel ausspricht. Gervinus hatte wenigstens mit gewohnter Feinheit Finckelthaus' Beziehungen und Anregungen ausgespürt. Ich stelle Finckelthaus als nothwendiges Glied einer Kette zwischen Fleming und Günther. Sein Talent war viel begrenzter als das der beiden. Für das Liebeslied aber fehlt es ihm weder an Naturwahrheit noch an Innigkeit. Wenn jener ihn lehrte, hat dieser doch wohl etwas von ihm gelernt."

Nach einem Referate des Herrn J. Schmidt über das Programm von David Ascher: On the study of modern languages in general and on the English language and its treatment in the commercial school of Leipzic in particular,

trägt Herr Altmann einen Aufsatz „Flüchtiger Blick über ältere und neuere Literaturzustände in Russland" vor.

Schliesslich berichtete der Vorsitzende, Herr Herrig, über einen Artikel des Londoner Critic. Es bezieht sich derselbe auf das Buch von Hamilton: An Inquiry into the Genuineness of the Manuscript

Corrections in Mr. J. Payne Collier's Annotated Shakspere and of certain Shaksperian Documents likewise published by Mr. Payne Collier. Bis zur Evidenz wird in diesem Buche nachgewiesen und vom Critic bestätigt, dass die im Titel erwahnten Documente von Collier selbst mit Bleistift gefalscht wurden.

Von dem correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft, Herrn William Lowes Rushton in Liverpool, war nachstehende Mittheilung eingegangen, welche zu einer eingehenden Debatte Veranlassung gab.

Shakspeare's Tenures.

The Works of William Shakespeare contain many allusions to the Tenures of the English Law.

Tenure in Villenage.

Antipholus of Syracuse.

A trusty villain, Sir; that very oft,
When I am dull with care and melancholy,
Lightens my humour with his merry jests.

Comedy of Errors Act 1. Scene 1.

Villain, (villanus low Latin, It. and sp. villano, Norm. vilaint) either of vilain, Fr. mean or vile, or villa, Lat. a country farm, whereto villains were appointed to do service, anciently a man of a servile base degree, who was a mere bond-slave to the lord of the Manor, and in this sense it is sometimes used by Shakspeare; now commonly used in a bad sense, for a wicked wretch, or rogue. There is a villein regardant, and a villein in gross. A villein regardant is, as if a man be seised of a manor to which a villein is regardant, and he which is seised of the said manor, or they whose estate he hath in the same, have been seised of the villein and of his ancestors as villeins and neifs (bondswomen) regardant to the same manor time out of memory of man (Litt. S. 181) The villein is called regardant to the manor, because he hath the charge to do all base or villenous services within the same.

Cleopatra.

Slave, soul-less villain, dog!
O rarely base!

Act 5. Scene 2.

and to gard and keep the same from all filthy or loathsome things that might annoy it: and his service is not certain but he must have regard to that which is commanded unto him.

Ille qui tenet in villenagio faciet quicquid ei praeceptum fuerit, nec scire debet sero quid facere debet in crastino, et semper tenebitur ad incerta. (Bracton C. 4. tr. 1. c. 28 S. 5). And villein in gross is, where a man is seised of a manor whereunto a villein is regardant, and granteth the same villein by his deed to another, then he is a villein in gross, and not regardant. (Litt. S. 181). Thus according to Littleton, villeins were of two sorts; villeins regardant, that is annexed to the manor or land, or villeins in gross, or at large, that is annexed to the person of their lord and transferable by deed from one owner to another.

Enobarbus.

I am alone the villain of the earth,
And feel I am so most. O Antony
Thou mine of bounty, how wouldst thou have paid
My better service, when my turpitude
Thou dost so crown with gold!

Antony and Cleopatra Act 4. Scene 6.

Enobarbus may refer to villain service, and consider himself as a villain regardant to the manor, or land, or „of the earth“ and Antony as his Lord.

Ferdinand.

I am in my condition
A prince Miranda; I do think, a king,
(I would not so) and would no more endure
This wooden slavery, that I would suffer
The flesh-fly blow my mouth. Hear my soul speak;
The very instant that I saw you, did
My heart fly to your service; there resides,
To make me slave to it, and, for your sake,
I am this patient log-man.

Tempest Act 3. Scene 1.

And it seems probable that the „wooden slavery“ which Ferdinand alludes to is Bordlode, which was an ancient service required of tenants to carry timber out of the woods of the Lord to his house.

York.

Base dunghill villain, and mechanical,
I'll have thy head for this thy traitor's speech: —
I do beseech your royal majesty,
Let him have all the rigour of the law.

S. P. Henry VI. Act 1. Scene 3.

Bigot.

But dunghill! dar'st thou brave a nobleman?

King John Act 4. Scene 3.

Steward.

Out dunghill!

Lear Act 4. Scene 6.

Tenure in villenage is most properly when a villein holdeth of his lord, to whom he is a villein, certain lands or tenements according to the custom of the manor, or otherwise, at the will of the lord, and to do his lord villein service; as to carry and recarry dung of his lord out of the city, or out of his lords manor, unto the land of his lord and to spread the same upon the land, and such like. And some free men hold their tenements according to the custom of certain manors, by such services. And their tenure also is called tenure in villenage, and yet they are not villeins, for no land holden in villenage, or villein land, nor any custom arising out of the land, shall ever make a free man a villein (Litt. S. 172).

Horatio.

Is it a custom?

Hamlet.

Ay marry is 't:
But to my mind, — though I am native here,
And to the manner born, — it is a custom
More honour'd in the breach, than the observance.

Act 1. Scene 4.

King.

What wouldst thou beg Laertes,
That shall not be my offer, not thy asking?
The head is not more native to the heart,
The hand more instrumental to the mouth,

Than is the throne of Denmark to thy father.
What wouldst thou have Laertes.

Hamlet Act 1. Scene 1.

Servi anciently signified bondsmen, or servile tenants. They were called servi, quia servabantur à dominiis et non occidebantur, et non à serviendo: for the life and members of them, as of free men, were in the hands and protection of kings, and it was in consequence of the cruelty of some lords ordained that he who killed his villein should have the same judgment as if he had killed a free man. The proper servi were of four sorts; the first such as sold themselves for a livelihood; the second, debtors who were sold for payment of their debts; the third, captives made in war, who were maintainied and employed as slaves; the fourth, nativi such as were the children of villeins born in servitude within a particular district or manor and were by descent the sole property of the lord. A manor, (à manendo, because the lord did usually dwell in the manor house, or à mamorium, from mamoring the land, or à mesner from guiding and governing) is an ancient Royalt or Lordship,

Dick.
I have a suit unto your lordship.

Cade.
Be it a lordship, thou shalt have it for that word.

S. P. Henry VI. Act 4. Scene 7.

in former times called a Barony,

Bardolph.
My lord, I'll tell you what;
If my young lord your son have not the day,
Upon mine honour for a silken point
I'll give my barony: never talk of it.

S. P. Henry IV. Act 1. Scene 1.

consisting of demesnes and services and of a Court Baron as incident to it. (Coke's Compl. Copyh. S. 31. 4 Rep. 26. 1 Cro. 19, 38, 39 Wood's Inst. 2nd ed. p. 130). The origin of Manors was this: the king anciently granted a certain compass of ground to some men of merit, for them and their heirs to dwell upon and exercise some jurisdiction more or less, within that circuit; for which the Lords performed such services, and paid such annual rents, as were required by the Grant. (Cowell). The Lords retained so much land as was necessary for the maintenance of themselves and their families which were called terrae dominicales, or desmesne lands.

Capulet.
A gentlemen of princely parentage
Of fair desmesnes, youthful, and nobly trained

Romeo and Juliet Act 5. Scene 1.

Abont the year 1554 Henry the Eighth manumitted two of his villeins in these words „Whereas God created all men free, but afterwards the laws and customs of nations subjected some under the yoke of servitude, we think it pious and meritorious with God to manumit Henry Knight, a taylor and John Herle, a husbandman, our natives, as being born within the manor of Stoke Clymmysland, in our County of Cornwal, together with all their goods, lands and chattels acquired, or to be acquired, so as the said persons and their issue shall from henceforth by us be free, and of free condition" (Barr. Stats. 276). The reader will perceive that Hamlet says,

„I am native here
And to the manner born."

and also that in the form of enfranchisement the king manumits „Henry Knight and John Herle our natives," as being born within the manor of Stoke Clymmysland. The word used by Hamlet is not spelt manor but it is idem sonans; and he may speak figuratively considering Denmark or Elismore as the Manor, himself as nativus (to the manor born) and the „heary headed revel" as a custom incident to the Manor.

King Richard.
I am a villain: yet, I lie I am not.
Richard III. Act 5. Scene 3.

The characters in Shakspeare's Works frequently play upon words and

„palter with us in a double sense"

even in situations where punning would seem unseasonable, so that it is not improbable that Hamlet may use the word manner in a double sense, and that Richard may mean that he is a villain in the ordinary though not in the legal acceptation of the term, not forgetting however that le says, Act 1 Scene 1,

I am determined to prove a villain"

and that Queen Margaret, act 4 scene 4, calls him „villain slave."

Oliver.
Wilt thou lay hands on me villain?

Orlando.
I am no villain: I am the youngest son of Sir Rowland de Bois; he was my father; and he is thrice a villain that says, such a father begot villains.

At You Like It Act 1. Scene 1.

When the same word has more than one signification, it is sometimes doubtful in what sense it is used by Shakespeare. It seems to be used by Oliver in its ordinary sense of wicked wretch or rogue, and by Orlando in its legal and ancient sense of bondslave. The reader will perceive from these explanations that the term villain when used by Shakespeare in the sense of bondslave has a peculiar force, particularly as tenure in villenage seems to have existed in England in his time, for in Rymer there is a commission of Queen Elizabeth, of the year 1574, directed to Lord Burghley and Sir Walter Mildmay, for inquiring into the lands, tenements, and other goods, of all her bondsmen and bondswomen in the counties of Cornwal, Devonshire, Somerset, and Gloucester, such as were by blood in a slavish condition, by being born in any of her manors, and to compound with all or any such bondsmen, or bondswomen, for their manumission and freedom. As the tenure in villenage existed in early times, throughout Europe, the word villain when used in the legal sense of bondslave may probably be represented in every European language by a word of a similar meaning. But unless those words which in other languages correctly represent the term villein or bondslave of the English Law, also signify a wicked wretch or rogue, the double meaning cannot be conveyed.

W. L. Rushton.

39. Sitzung. 4. Juni. Herr Strack spricht über die Lebensverhältnisse von Albin de Chevallet und geht ausführlich auf den Inhalt des ersten Theils der Origine et formation de la langue française nach der 2. Auflage ein.

Herr Mahn spricht über die slavische Herkunft des von Schiffersleuten bei Berlin (in den Pichelsbergen, in Köpnick) gebrauchten Wortes „Pristavel," Aufseher und Ordner in Schiffahrtssachen.

Herr Beauvais beantwortet die Frage: Welche Mittel wenden die Franzosen an, um ein einzelnes Wort aus dem Satze hervorzuheben, da wo im Deutschen einfache Betonung genügt? durch eine Fülle von französischen Beispielen.

Herr Holtze theilt aus einer 1832 in Paris erschienenen französischen Uebersetzung der „Berliner Nächte" L. Schneider's eine reiche Auswahl höchst ergötzlicher Uebersetzungsfehler mit und zeigt dann, wie es dem Uebersetzer durch Auslassungen, Fälschungen, Zusätze und Noten gelungen, aus dem harmlosen, in gut preussischer Gesinnung geschriebenen Buche ein ultramontanes und preussenfeindliches Pamphlet zu machen.

Nach der Sitzung macht der Vorsitzende, von einem Mitgliede darum ersucht, eine Mittheilung über das hierselbst errichtete Seminar für Lehrer der neueren Sprachen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeifer. Vierter Jahrgang, 3. Heft. Wien 1859.

Ueber den Zauberer Virgilius. Von K. L. Roth. In dieser in der historischen Gesellschaft zu Basel gelesenen Abhandlung wurden zuerst die Sagen von den Wunderwerken des Virgilius, die nach Neapel verlegt werden, besprochen. Es sind dies besonders die wunderthätigen Gebeine Virgils, der Vesuvregulator, das Bad ohne Arzt, die gesunde Metzig das Schlangenthor, die eherne Fliege. Ausserdem werden noch erwähnt: ein wunderbarer Garten, ein ehernes Pferd, eine Glasflasche mit dem Bilde der Stadt, die Ringmauern der Stadt Neapel. Zu diesen Sagen gesellen sich andere, die nach Rom und selbst über Italien hinaus verlegt werden Diese sind aber späteren Ursprungs und von den Neapolitanischen wesentlich verschieden. „Während nämlich diese den Charakter der Gemeinnützigkeit an sich tragen und vom Stadtchronisten als Belege für die Liebe des Dichters zu Neapel dargestellt werden, dringt in die späteren und auswärtigen Sagen je länger je mehr die Lust am Curiosen und Burlesken und Hand in Hand damit das durchaus fremdartige Element des Dämonischen ein.“ Er schliesst sich so den dämonischen Gestalten Merlin, Papst Gerbert und Klinschor an und wird, wie Enenkel sagt, „der helle kint.“ Nachdem der Verf. noch weiter die Verflechtung und Vermischung orientalischer Sagen mit Virgilius Zaubereien besprochen und deren Vorhandensein auch in der deutschen mittelalterlichen Literatur nachgewiesen hat, sucht er deren Ursprung und Verbreitung aus einer Begebenheit des 12. Jahrhunderts zu erklären. Nach Gervasius von Tilbury nämlich fand sich bei König Roger ein kluger, in allen Künsten und Wissenschaften wohl bewanderter Meister aus England ein, der um die Erlaubniss bat, Virgils Gebeine aufsuchen und erheben zu dürfen. Niemand kannte seine Grabesstätte. Er aber fand sie vermittelst seiner Kunst in einem Berge ohne alle Spuren irgend einer jemaligen Oeffnung. Der Körper war unversehrt; ihm zu Häupten lag ein wohlerhaltenes Buch mit unverständlichen Charakteren. Das Volk widersetzte sich dem Entführen der Gebeine. Der Engländer durfte sie 40 Tage behalten, damit sie ihm durch Beschwörungen alle Kunst des Virgilius mittheilen müssten. Das Buch durfte er behalten. Diesem Ereigniss schreibt Roth es zu, dass, da bisher in der Literatur des Auslandes keine, in der einheimischen nur eine schwache Spur vom Zauberer Virgilius zu entdecken gewesen, nun wie mit einem Zauberschlage Alles von ihm erfüllt ist.

Zum Titurel. Von Franz Pfeifer. An Worte San Martes über die Nothwendigkeit einer kritischen Ausgabe des jüngeren Titurel anknüpfend

macht Herr Pfeifer auf die Schwierigkeit aufmerksam, ein Citat des mittelhochdeutschen Wörterbuchs von Benecke aus dem Titurel in Hahn's unkritischer Ausgabe aufzufinden, da Benecke nach dem alten Druck citirt und die Fortsetzer dies beibehalten haben. Zur Erleichterung der Auffindung giebt er eine tabellarische Uebersicht beider Ausgaben. An diese schätzenswerthe Zusammenstellung knüpft er eine Erörterung über Wolframs Titurel. Er gelangt aus Inhalt und Form desselben zu dem Resultat, der Titurel sei vor den Parcival zu setzen und als Jugendarbeit zu betrachten. Eine eben so feine als anziehende Untersuchung, ähnlich denen über Freidank und Erek.

Zur Räthselliteratur. Von K. Bartsch. Der Verfasser bespricht zunächst die Sammlung von Räthselfragen, die er in seinen Denkmälern der provenzalischen Literatur herausgegeben hat und verbindet damit ähnliche Erzeugnisse aus anderen Werken, besonders aus einer Handschrift des 9. Jahrhunderts „joca monachorum“. Mittheilungen der Art lassen das Bedürfniss einer möglichst vollständigen und geordneten Sammlung der alten Räthsel immer lebhafter empfinden.

Nibelungen. Handschrift K. Der Nibelungen liet. Von A. Holtzmann. Aus einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts auf der Bibliothek des Piaristen-Collegiums zu Wien werden vorläufig einige Proben mitgetheilt. Pfeiffer verspricht in einer Anmerkung eine ausführliche Beschreibung bei Darlegung des reichen Inhalts dieser Handschrift folgen zu lassen. Die Handschrift giebt übrigens nicht das Lied selbst, sondern eine Bearbeitung oder Uebersetzung des 15. Jahrhunderts, wie dies schon Zarncke und Goedeke bemerkt haben. Das Ganze ist für manche Stellen nicht unwichtig, zumal für sprachgeschichtliche Studien des Deutschen.

Künzelsauer Fronleichnamsspiel aus dem Jahr 1479. Im Auszuge mitgetheilt von H. Werner. Wie viel Aehnlichkeit auch das Stück nach Inhalt und Anlage mit den übrigen älteren Spielen darbietet, so ist die Mittheilung desselben schon deswegen dankenswerth, weil ein vollständiges Fronleichnamsspiel noch nicht gedruckt vorliegt. Die Vergleichung mit andern Dramen unter Hervorhebung des Characteristischen dieses Spieles lässt zwar eine ziemlich genaue Kenntniss von dem Inhalte des Ganzen gewinnen, genügt aber nicht, um den Druck des Ganzen überflüssig gemacht zu haben.

Zwei Lieder auf Albrecht Achilles. Von K. Bartsch. Beide Lieder einer Nürnberger Papierhandschrift (Cent. VII. 80) entnommen, beziehen sich auf die Fehden des Markgrafen Albrecht Achilles mit den Nürnbergern, und zwar auf das Treffen bei Pillenreuth am St. Georgenabend 1450. Das eine von 18 fünfzeiligen Strophen ist schon mehrmals gedruckt, das zweite um 7 Strophen längere hier zum ersten Male.

Kleine Mittheilungen von Felix Liebrecht über Brautlauf, Reinhard Fuchs, eine englische Priamel, eine schwedische Maistange, das Grab and seine Länge.

Ueber Deutsche Ortsnamen von Ignatz Petters. Die mit tegar gebildeten Ortsnamen gehören sämmtlich Süddeutschland an, und tegar scheint hier gross zu bedeuten. Die Namen auf hövel, den alten auf huvila entsprechend, finden sich nur in Norddeutschland, anderwärts auch in der Form — hübel. Das Wort ist gleichbedeutend mit Hügel.

Kritiken. Ferd. Wolf's und Ad. Ebert's Jahrbuch für romanische und englische Literatur angezeigt von K. Bartsch; Lüning's Ausgabe der Edda angez. v. Franz Stark.

Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, aus den ältesten deutschen gedruckten Gesang- und Gebetbüchern zusammengestellt von Joseph Kehrein. 1. Band. Würzburg 1859.

Diesem Haupttitel ist ein zweiter beigegeben: die ältesten katholischen Gesangbücher von Vehe, Leisentrit, Corner und Andern in einer Sammlung vereinigt 1. Bd. Nach dem Inhaltsverzeichniss wird das unter dem speciellen Titel mit dem 1. Bande begonnene Werk aus 720 Liedern bestehen, von denen der erste Band 372 enthält. — Der um das Studium der deutschen Sprache und Literatur wohlverdiente Herausgeber wünscht, um eine Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom katholischen Standpunkte aus möchlich zu machen, zuvörderst zu einer Sammlung sämmtlicher katholischer deutscher Kirchenlieder von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart anzuregen. Er selbst giebt hier sämmtliche Lieder vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1631, in welchem Jahre nämlich die 2. Aufl. von Corners grossem Gesangbuche erschienen ist. Die zweite Abtheilung des Werks soll in 277 Nummern die vollständige Uebersetzung der lateinischen Kirchenhymnen von R. Edingius, die Bearbeitung der Psalmen von Ulenberg und verschiedene religiöse Gedichte enthalten, die nur zum Theil als Kirchenlieder gelten können.

Wie sehr ich nun auch dem Herausgeber die Wichtigkeit und Verdienstlichkeit des ganzen Unternehmens vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zugestehe, finde ich die Motive, die er für dasselbe angiebt, weder verständlich noch stichhaltig. Er sagt: „Ist eine solche Sammlung einestheils eine nothwendige Ehrenrettung unserer heiligen Kirche, dann wird sie von der anderen Seite eine lautere Quelle werden, aus der die Zusammensteller von Gesangbüchern für einzelne Gemeinden oder Diöcesen schöpfen können; sie wird zugleich ein Erbauungsbuch im schönsten Sinne.“ Erstens begreife ich nicht, wie eine Sammlung von Liedern eine Ehrenrettung der Kirche könne genannt werden: mir scheint es, als habe der Herausgeber die Kirche selbst mit denen, die der katholischen Confession angehören, verwechselt; und dann vermag ich nicht einzusehen, wie Gedichte aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die möglicher Weise noch Reste aus älteren Jahrhunderten enthalten, ein Erbauungsbuch im schönsten Sinne des Worts sein können. So sehr nämlich oft diese alten Lieder wegen der Tiefe der Empfindung, der Innigkeit des religiösen Gefühls und der Reinheit des Glaubens ansprechen, so liegt doch gegen die Möglichkeit, sich daraus heute noch religiös zu erbauen, Manches vor. Einmal bietet die Sprache manches völlig Unverständliche dar. Dieses Verständniss zu erzielen, ist weder möglich noch rathsam. Denn es stellt sich sogleich noch ein anderes Gebrechen für das völlige Verständniss ein. Nicht bloss nach Wortbildung und Wortbedeutung ist die Sprache vielfach eine andere geworden, sondern auch nach dem ganzen Gepräge des Ausdrucks. Manche Anschauungen und Bilder sind für uns unverständlich, ungeniessbar, ja von Seiten des gebildeten Sprachgefühls oder Kunstgeschmacks widerwärtig. Wie kann da von religiöser Erbauung, von bewusster Erfassung religiöser Empfindungen die Rede sein! Der dritte Punkt, den der Verfasser im Auge hat, ist wohl der allein richtige: Das wissenschaftliche Bedürfniss verlangt genaue Bekanntschaft mit den alten und ältesten Liedern. Von diesem Standpunkte allein kann ein solches Werk genossen werden, von ihm allein muss es ausgehen. Ob eine solche Sammlung darum oder dadurch im Stande sei, „der heiligen katholischen Kirche reiche Sympathien zu erwerben,“ ist dabei ganz gleichgültig. Sie gehören dem deutschen christlichen Bewusstsein älterer Zeit an und dasjenige, was an ihnen etwa dem modernen, wissenschaftlich gebildeten christlichen Bewustsein zuwider sein möchte, wird schwerlich irgendwo auch nur

einige Sympathien zu erwecken im Stande sein. Dieser etwas einseitige Standpunkt des Herausgebers mag durch seine persönliche oder amtliche Stellung gerechtfertigt erscheinen; er ist uns bis dahin bei ihm noch nicht störend entgegengetreten und wird auch für diese wissenschaftliche Arbeit nicht weiter hemmend eingewirkt haben.

Aus der Vorrede hebe ich noch hervor, dass dem zweiten Bande ein Wörterbuch beigegeben werden soll, welches, da Grimm auf das protestantische Kirchenlied nur wenig, auf das katholische gar keine Rücksicht genommen hat, für die spätere Lexicographie einige Ausbeute liefern möchte.

In der Einleitung (S. 1 — 107) verbreitet sich der Verf. zuerst über die Griechische und Lateinische Kirchensprache, über den öffentlichen Cultus, über die Kirchensprache in Deutschland, alles dieses nach B. Hölschers Werk über das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Es ist kein Zweifel, dass ihm ausser diesem und Hoffmanns vortrefflichem Buche, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor der Reformation" auch andere Arbeiten über diese Gegenstände bekannt sind, z. B. über die Kirchensprache Rud. v. Raumers grösseres Werk, oder über den ältesten Kirchengesang die Abhandlung von Prof Müller in Basel (Das christliche Lied im apostolischen Zeitalter im Schweizerischen Museum von Gerlach, Hettinger, W. Wackernagel 3. Bd. p 231 — 257) und andere: aber er führt sie wohl deswegen nicht an, weil er in wenigen Sätzen die Resultate jenes genannten Buches hinstellt, und nicht eigene Untersuchungen angestellt hat. —

Im 4. Abschnitte giebt er eine geschichtliche Uebersicht des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther. Es ist auffallend, dass er hier die Gränze zwischen dem Kirchenlied und geistlichem Liede nicht genau gezogen hat. Mögen immerhin hier geistliche Lieder, „die bei Wallfahrten, Processionen, Bittgängen und anderen gemeinsamen religiösen Handlungen" gesungen worden sind, unter dem Namen Kirchenlieder Berücksichtigung finden, so sind doch keineswegs alle Lieder und Dichtungen des Mittelalters, grössere oder kleinere, die religiösen Inhalts sind, unter die Kirchenlieder zu zählen. Von seinem katholischen Standpunkte aus würde er doch wenigstens alle die unberücksichtigt lassen müssen, welche unkatholische, ketzerische oder antikatholische Anklänge und Ideen enthielten.

Im 5. Abschnitte bespricht der Verfasser die Lieder, die in katholischen und protestantischen Gesangbüchern vorkommen und sucht bei vielen zu ermitteln, ob sie eigentlich katholischen oder protestantischen Ursprungs sind. Der ganze Abschnitt beweist, dass der Verfasser eindringlichere Studien nicht gescheut und auch die Untersuchungen und Sammlungen protestantischer Gelehrten, wie Wackernagels, Mützels, von Winterfelds u. A. nicht verschmäht hat.

Der 6. Abschnitt giebt eine literarhistorische Uebersicht über die alten katholischen Gesangbücher und Sammlungen geistlicher Lieder vom Ende des 15. Jahrhunderts bis 1631, über neue Gesangbücher und Sammlungen mit alten Liedern, ein Verzeichniss der Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen, und endlich literargeschichtlicher Werke.

Die beiden letzten Abschnitte enthalten eine Beschreibung der vom Verf. benutzten Bücher und Vorreden aus verschiedenen Gesangbüchern.

Schon aus dieser möglichst kurz gehaltenen Angabe ist es ersichtlich, welche mannigfaltige und gründliche Belehrung über ältere Gesänge und Gesangbücher hier zu finden ist. Der erste Band der Sammlung enthält in 6 Abtheilungen 1) Morgen-, Abend-, und Tischlieder; 2) Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Frohnleichnamslieder; 3) Lieder fürs ganze Jahr. Jedem Liede geht der Nachweis vorauf, welcher älteren Sammlung es angehört, es folgt ihm ein Verzeichniss von Lesarten und oft Hinweisung auf andere Sammlungen.

Das ganze Werk verdient wegen des Umfangs sowohl, als wegen der

Gründlichkeit der Behandlung nicht bloss Literarhistorikern oder Literaturfreunden, sondern überhaupt gebildeten Lesern, zumal Katholiken, bestens empfohlen zu werden.

Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Daniel Sanders. 10. Lieferung. Leipzig b. Wigand.

Was ich bei der Anzeige der ersten Hefte als unzweifelhaft hinstellte, dass das Wörterbuch, wie es beabsichtigt und versprochen, in regelmässigen Lieferungen erscheinen werde, hat sich erfüllt. Wir haben nun mit der 10. Lieferung wenn nicht die Hälfte, doch einen grossen Theil unseres Sprachschatzes vor uns liegen. Die grossen Vorzüge des Sanderschen Werks vor allen andern der Art treten, je länger und gründlicher man dasselbe benutzt, desto mehr und überraschender hervor. Diese Vorzüge bestehen nicht bloss in der sicheren und gediegenen Ausführung des Planes, die ganze Sprache in ihrer Gesammtheit durch Zusammenordnung des Zusammengehörigen zu erfassen, in der genauen und gründlichen Beachtung der grammatischen Formen, in der möglichst scharfen Erfassung der Wortbedeutungen und Vergleichung sinnverwandter Ausdrücke, in der geschickten Auswahl der Belegstellen, sondern auch vorzüglich darin, dass auf weit geringerem Raume ein weit reichhaltigerer Inhalt gegeben wird, als irgend anderswo. Ja, worauf es hier wesentlich nicht ankommt und worauf Sanders selbst wenig Gewicht legt, in der Zahl der Wörter übertrifft sein Werk bedeutend das der Gebrüder Grimm. Er hat dies selbst schon im Archiv XVIII, 212 ff. durch Aufzählung von etwa siebentehalbhundert bei Grimm auf den ersten 161 Spalten fehlenden Wörtern nachgewiesen. Rechnen wir dazu die hierbei absichtlich übergangenen, in seinem Programm S. 10 und S 17 der Zahl nach über 400 schon aufgeführten, so ist das Tausend reichlich voll, und es würden demnach durchschnittlich auf jede Spalte bei Grimm etwa 6 dort fehlende Beispiele kommen. Das ist doch bei einem Wörterbuche, welches auf die Herbeischaffung aller Wörter den geringsten Nachdruck legt, ein besonderes Gewicht dagegen auf die Zusammenfassung des Zusammengehörigen, die in wenigen Zeilen übersichtlich und in innerer Vollständigkeit erschöpft, während die rein alphabetischen Wörterbücher nach Willkür Einzelnes herausgreifen und planlos aufführen, ein eigenthümlich merkwürdiger Umstand, indem es bei den unbestreitbaren inneren Vorzügen in Bezug auf den äusseren Reichthum nicht nur nicht nachsteht, sondern jedes andere, im grossartigsten Massstabe angelegte Wörterbuch noch übertrifft. Fast jeder grössere Artikel des Sanderschen Wörterbuchs ist geeignet, diese wesentlichen und ganz eigenthümlichen Vorgänge ins Licht zu setzen. Es würde zu weit führen, dies in einiger Ausführlichkeit darzulegen. Ja es bedarf überhaupt das Wörterbuch jetzt weder einer ausführlichen Anzeige, noch besonderer Lobpreisung seiner Vorzüge. Es ist anerkannter Massen ein Werk von unschätzbarem Werthe, das mit jeder neuen Lieferung neue Genüsse zuführt, aber auch immer wieder zu neuem Dank gegen den Verfasser auffordert. Einer solchen Verpflichtung zu genügen, ist der Zweck dieser Zeilen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, seine mühevolle und schwierige, aber auch reich gesegnete Arbeit glücklich zu vollenden!

Berlin.

Dr. Sachse.

Torso und Korso. Aus dem alten und neuem Rom von Hermann Lessing. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1859.

Die Schrift ist von einem Mitgliede der Gesellschaft für neuere Sprachen und Literaturen geschrieben worden. Um so weniger genau wollen wir untersuchen, ob in dieser Zeitschrift unbedingt eine Recension derselben erwartet werden dürfte. Jedenfalls glauben wir einer Anzahl unserer Leser über ein Buch erwünschten Bericht zu geben, das an so vielen andern Orten schon empfohlen und das ihnen darum, weil es die Literatur wenig in sein Gebiet zieht, doch nicht uninteressant sein wird. Doch werden wir die dieser Zeitschrift gesteckten Grenzen gar nicht überschreiten, wenn wir uns auf die Betrachtung des 7. Capitels von Torso und Korso beschränken. Zugleich zur Bezeichnung der Schreibart des Verfassers theilen wir folgende Stelle mit:

„Ausser der grossen Oper existiren noch 5 Theater: Argentina für das Trauerspiel und Schauspiel, das Theater della Valle für das Lustspiel, Konversationsstück und Operetten, das Theater Metastasio, wo die Ristori im feineren Lustspiel ihre ersten Triumphe feierte, endlich das Theater Kapranika und Teatro nuovo, wo niedere Possen und Farcen das Volk vergnügen und an die alten komischen Masken der Italiener erinnern. Um berühmt zu werden, musste die Ristori erst nach Frankreich gehen; von Rom aus lässt sich selbst auf der Bühne die Weltherrschaft nicht mehr erringen. Die Bühne nährt sich im Rom auch grösstentheils von Französischen Stücken und auch an der Tiber hat Charlotte Birch ihre Kommanditen, die das Geschäft des Zuschneidens nach der Elle besorgen. Die Eintrittspreise sind in diesen Theatern im Ganzen um die Hälfte niedriger als in der Oper. Ein Parquetplatz für das Schauspiel kostet 2 Paul (ungefähr 8 Sgr.), und nach diesem Verhältniss richten sich die übrigen Plätze. In den Volkstheatern, die in ihren Ankündigungen den Mund am vollsten nehmen, und Ritter und Räuber aus allen Zeitaltern agiren lassen, wird nur eine kleine Scheidemünze auf dem Altar der Kunst niedergelegt. Einer der populärsten Helden ist Friedrich der Grosse, der oft wie ein deus ex machina erscheint, mit seiner Schnupftabacksdose droht, und schon allein durch diese Drohung die Feinde, die Vertreter des bösen Prinzips, in die Flucht schlägt. Das Volksbewusstsein hat den nordischen Helden verklärt, und der alte Fritz ist fast schon ein Mythus geworden,*) der alles Gute, Edle und Ritterliche in dieser charakteristischen Erscheinung zusammenfasst. Ganze Scenen aus seinem Leben werden dargestellt seine Kämpfe mit seinem strengen Vater, Scenen, die insofern höchst ergötzlich sind, als mit den Kostümen und mit den Namen gleich willkürlich umgesprungen wird, aber der junge Kronprinz zeigt schon im Ertragen seiner harten Schicksale seine stoische Festigkeit und seinen kecken Humor, und der „Sergeant“ Friedrich schüttelt seine Leiden so muthig ab, wie der Löwe Thautropfen aus seiner Mähne. Das haben sich die Päpste gewiss nicht träumen lassen, dass einst an der Tiber der protestantische, der ketzerische Regent so gefeiert würde und wie ein guter Genius mit dem Heiligenscheine geschmückt. In starrsinniger Verblendung haben sie erst seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., als König anerkannt, und jetzt ist der Markgraf von Brandenburg bei weitem populärer geworden, als die ganze Reihe heiliger Väter, welche nicht müde wurden, den Kreuzzug gegen Preussen zu predigen und es nicht verschmerzen konnten, dass die Geburt des preussischen Staates der Tod des Mittelalters und das Ende ihrer Macht ist.“

*) Ueber Friedrich den Grossen als deutsche Märchenfigur vgl. H. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, 1853, Vorwort S. XXXI.

Schliesslich noch für Fernstehende eine Bemerkung über den Verfasser. Derselbe bildet mit Kossak, Titus Ullrich und Julius Rodenberg jetzt das tüchtige und geistreiche Vierkleeblatt der Berliner Feuilletonisten. Während jener zugleich Musiker ist und diese zugleich Dichter sind, widmet gerade unser Lessing sich ausschliesslich der feuilletonistischen Description. Hierauf beruhen seine Fehler wie seine Tugenden. Im Feuilleton herrscht die Form. Sie überwiegt und noch dazu in der Alles mit Ironie umfassenden Art in Lessings Aufsätzen, wie in den daraus entstandenen Schriften. Zum Glück ist jedoch Lessing im Stande, nicht allein auf seine Form ungewöhnlichen Fleiss zu verwenden, wobei wir keineswegs aus Erfahrung wissen, ob er ihn wirklich darauf verwendet; sondern er ist auch im Stande, zu seinen Aufsätzen und Schriften ganz ungewöhnliche Studien zu machen. Dass er in letzterer Beziehung es an nichts fehlen lässt, hat er durch Torso und Korso von neuem auf eine ebenso seltene als feine Art bewiesen. Möge er es auch ferner beweisen! — Sein Name ist der unsres grossen Dichters und nicht Lestoq, wie das literarische Centralblatt in einer Recension von Torso und Korso sagte. Der Name Lessing und Lestoq sind vielmehr insofern identisch, als umgekehrt Lestoq in den Berliner Zeitungen ein falscher Name für Hermann Lessing ist.

P.

Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen von F. Hopf und K. Paulsiek. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. (Für Tertia). Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1859.

Im Laufe der Jahre 1855 und 1856 erschien der erste Theil des deutschen Lesebuchs von Hopf und Paulsiek, in drei Abtheilungen gesondert, die je für eine der drei unteren Klassen einer höheren Lehranstalt berechnet waren. (Hamm. G. Grote'sche Buchhandlung (C. Müller). Dieses Buch, nach kurzer Zeit zum zweiten Male aufgelegt, fand sowohl günstige Beurtheilungen in Zeitschriften (Herrig, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 1856 S. 413. Mützell, Zeitschrift für das Gymnasialwesen IX. 11. S. 832) als auch eine bleibende Aufnahme in mehreren preussischen und ausserpreussischen Schulen, so dass, hierdurch ermuntert, die Herausgeber jetzt als Fortsetzung die vorliegende Abtheilung für Tertia haben folgen lassen.

Das Verhältniss dieses Theiles zu dem ersten wird durch das Motto des Titelblattes ebenso sinnig als richtig angedeutet:

Wenn du zum Thurm aufklimmst auf gewundener Staffel, erscheint dir
Oefter das nämliche Bild, doch es erweitert sich stets.
So auch kommst du zumeist, aufstrebend im Reich der Erkenntniss,
Auf ein Bekanntes zurück, aber du schaust es erhöht.

In diesem Sinne schliesst sich die Abtheilung für Tertia enge an die vorangehenden Stufen an. Auch hier ist Poesie und Prosa vertreten, jedoch so, dass diesmal der Poesie „die Ehre des Vortritts" eingeräumt worden ist, und zwar nicht bloss äusserlich, sondern auch durch grösseren Umfang. Der prosaische Theil umfasst 132 Seiten, während der poetische 236 Seiten einnimmt. Die Herausgeber gingen bei dieser Bevorzugung des poetischen Abschnittes von der Ansicht aus, dass dem heranwachsenden Knaben (in der Tertia) die Zunge zu prosaischer Rede schon einigermassen gelöst sein müsse. Sie haben wohl Recht; jedoch ist das einigermassen sehr zu betonen, und der prosaische Abschnitt wird auch in der Tertia thun müssen, was seines Amtes ist.

In dem poetischen Abschnitte tritt, dem Standpunkte und dem zweijährigen Cursus der Tertia angemessen, die Gliederung der Poesie nach ihren Hauptgattungen hervor. Die Ordnung der Stücke nach den Dichtungsarten setzt den Lehrer in Stand, an der Hand des Buches die Schüler empirisch mit den hauptsächlichsten epischen Versmassen bekannt zu machen und überhebt ihn einer systematischen Unterweisung in den Metris, welche auf dieser Stufe nicht angebracht wäre. Der poetische Theil ist folgendermassen geordnet:

A. Epische Poesie. A. Rein epische Poesie. I. Heroisches Epos. II. Thierepos. III. Idyllen. B. Lyrisch epische Poesie. IV. Aus grösseren lyrisch epischen Dichtungen. V. Poetische Erzählungen, Balladen, Romanzen. a. Sagenhafte Stoffe. b. Geschichtliche Stoffe. c. Stoffe aus dem Völker- und Menschenleben überhaupt. VI. Poetische Beschreibungen. C. Didaktisch epische Poesie. VII. Fabeln. VIII. Parabeln und Paramythien. IX. Legenden. X. Allegorien und Räthsel. XI. Lehrgedichte. XII. Gnomen und Epigramme.

B. Lyrische Poesie. A. Rein lyrische und episch lyrische Poesie. XIII. Weltliche Lieder. XIV. Geistliche Lieder. B. Didaktisch lyrische Poesie. XV. Elegische Gedichte.

C. Dramatische Poesie.

Die prosaische Abtheilung lehnt sich in ihrem ersten Abschnitte, den Sagen, fast ganz an die poetische, in ihrem zweiten Theile, den geschichtlichen Darstellungen, welche hauptsächlich zur Belebung deutscher und preussischer Geschichtskunde dienen sollen, an das historische Pensum der Tertia an. Diese Abtheilung hat folgende Gliederung erhalten:

A. Erzählende Prosa. I. Sagen. II. Geschichtliche Darstellungen. 1. Schilderungen geschichtlicher Begebenheiten und Verhältnisse. 2. Geschichtliche Charakterzeichnungen. III. Erzählungen. IV. Fabeln und Parabeln.

B. Beschreibende Prosa. V. Naturbilder. VI. Bilder aus dem Menschenleben.

C. Didaktische Prosa. VII. Abhandlungen. VIII. Ein Dialog. IX. Synonymen.

D. Eine Probe rhetorischer Prosa.

E. Briefe.

In stofflicher Beziehung ist als ein Vorzug des Lesebuches hervorzuheben, dass es in der poetischen Abtheilung Stücke aus Walter und Hildegunde, den Nibelungen und der Gudrun giebt, an welche sich in der prosaischen Abtheilung Walther und Hildegunde, die Siegfriedsage, die Gudrunsage und ähnliche Stoffe anschliessen. Hierdurch ist dafür gesorgt, dass der Schüler zeitig mit den deutschen Sagen vertraut wird, für welche in den Geschichtsstunden nur wenig Zeit übrig zu bleiben pflegt, während den Sagen des griechisch-römischen Alterthums andere Lehrstunden hinreichenden Raum vergönnen. Doch auch den Sagen der Alten ist, wie in den früheren Theilen, so auch in diesem ihre Stelle eingeräumt worden; sie sind namentlich auch im V. Abschnitte vertreten. Wenn, um eine Einzelheit herauszugreifen, der Inhalt der Nibelungen nur bis zur Versenkung des Hortes mitgetheilt ist, so erscheint dies als kein Mangel, da der andere Theil der Sage Motive enthält, die erst dem reiferen Jünglingsalter verständlich werden können. Wohl aber hätten noch einige Lessing'sche Fabeln mehr aufgenommen werden können. Es liesse sich ferner über die Scene aus Correggio (von Oehlenschläger) mit dem Herausgeber rechten. Ref. sähe an dieser Stelle lieber eine Scene aus Schiller, etwa die Schlussscene aus Wilhelm Tell; denn, wie P. selber zugiebt, wird die Probe aus Oehlenschläger „nicht allen Schülern" einen Blick in die ideale Welt der Kunst eröffnen, wogegen die bezeichnete Scene aus Tell sicher einem jeden Schüler etwas bieten möchte.

Von diesen meist streitigen Punkten abgesehen, macht das Ganze einen gewinnenden Eindruck. Die Auswahl zeigt sicheren pädagogischen Takt; der Zweck des Buches leuchtet überall hindurch, er ist Bildung des Geistes und Herzens durch Läuterung des Geschmacks, Befruchtung der Phantasie und Anregung des religiösen und patriotischen Sinnes.

Somit möge das Buch angelegentlich Allen empfohlen sein, welche deutschen Unterricht zu ertheilen haben; es verdient dieselbe anerkennende Aufnahme zu finden, wie die ersten drei Cursen.

Die typographische Ausstattung ist gut, der Druck korrekt.

Posen. Dr. Breysig.

Englisches Lesebuch, zusammengestellt aus den Werken der besten englischen Geschichtschreiber zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht von E. Bernhardt, Professor. Meiningen, Brückner und Renner. (ohne Jahreszahl). IX. u. 482 S. 8.

Der Verfasser ist eine Zeit lang in Zweifel gewesen, ob es zweckmässig sei, auf das bekannte Werk von Herrig so bald ein neues ähnlicher Art folgen zu lassen, ist aber zu der Ueberzeugung gekommen, dass beide Bücher recht wohl neben einander bestehen können. Referent, der anfangs jenes Bedenken theilte, muss dem Vfr. auch im zweiten Punkte Recht geben. Das vorliegende Lesebuch ist ein willkommener Nachtrag zu dem Herrigschen Werke und kann von jedem Freunde der englischen Literatur gleichzeitig mit demselben benutzt werden. Denn während Herrig, um die ganze Literatur nach Geschichte und augenblicklichem Umfange darzustellen, auch Schriftsteller aufnehmen muss, die dem grossen Lesepublicum weit abliegen, beschränkt sich das Lesebuch auf solche Geschichtschreiber, welche sich noch gegenwärtig in den Händen jedes gebildeten Lesers in England finden. Dieses kleinere Feld ist glücklich gewählt, weil England gerade an guten Geschichtschreibern reich und die Verbreitung derselben in immer weitern Kreisen wünschenswerth ist. Natürlich ist auf dem engeren Gebiet eine ziemliche Vollständigkeit erreicht. Die Auswahl ist mit Geschmack und viel Belesenheit getroffen Die Biographie, ein reicher Zweig der englischen Literatur, ist nicht mit aufgenommen. Von den Geschichtschreibern im engern Sinne könnte man vielleicht Carlyle vermissen, der allerdings für die Schule wenig bietet. Dagegen ist von den Amerikanern Prescott aufgenommen. Die abgedruckten Stücke sind charakteristisch für die Schriftsteller und in sich selbst interessant. Die beigefügten Anmerkungen und biographischen Notizen werden nicht allein dem Selbststudium zu Hulfe kommen, sondern auch dem Lehrer manchen dankenswerthen Fingerzeig geben. So ist namentlich der Abschnitt aus Macaulay in seinen Einzelnheiten gewiss auch für den verständlich geworden, dem die eingehende Personen- und Sachkenntniss, wie Macaulay sie voraussetzt, abgeht. Ueber das Mass in diesen Dingen wird man immer rechten können: doch wäre, um eine solche Einzelnheit zu erwähnen, eine Bemerkung nöthig gewesen zu p. 87, wo Dickens von einem Kaiser Agricola spricht. Leider haben sich verhältnissmässig viele Druckfehler eingeschlichen, sonst ist die Ausstattung des Buches vortrefflich.

Kl. Rosleben. Giseke.

Programmenschau.

On the study of Modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipsic in particular by Dr. David Asher. Programm der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig. Ostern 1859.

Der Titel der Abhandlung lässt seinem ersten Theil nach Allgemeinheiten über ein schon oft behandeltes Thema erwarten; und in der That hat der Verfasser zu Anfang derselben ein ganz allgemeines Räsonnement angestellt, ohne den Gegenstand durch neue Gesichtspunkte oder eigenthümliche Behandlung wesentlich zu fördern. Hierin liegt schon angedeutet, dass wir diesen Theil für den schwächsten der Arbeit halten; jemehr der Verf. auf's Einzelne kommt, desto interessanter wird seine Darstellung. Zieht man von den Erörterungen im Eingange die Anführungen bekannter Schriftsteller ab, so bleiben nur Gemeinplätze übrig. Diesen Theil können wir füglich als variae lectiones bezeichnen. Es wird davon ausgegangen, dass man vielfach dem Studium der neuern Sprachen die bildende Kraft oder die Fähigkeit den Geist zu entwickeln abgesprochen und behauptet habe, Sprachkenntnisse setzten uns nur in den Stand, unsre Gedanken mit grösserer Fülle des Ausdrucks darzustellen, ohne den Ideenkreis selbst zu erweitern. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht will der Verf. nachweisen, und wir werden gleich sehen, worin sein Nachweis besteht. Der Ausgangspunkt ist aber an und für sich schon eine unnöthige Anknüpfung an etwas, was man als abgethan auf sich beruhen lassen sollte. Dass die Sprache als Form der Ideen mit diesen auf das Innigste zusammenhange und die Erweitreung des Inhalts bedinge, dass ferner durch das Hinzutreten eines andern Organismus sprachlicher Formen eine Bereicherung unsrer Anschauungen und Gedanken oder eine neue und eigenthümliche Begrenzung derselben im Verhältniss zu einander herbeigeführt werde, braucht man wirklich heut zu Tage einem gebildeten Leser nicht mehr zu demonstriren. Etwas Andres wäre eine eingehende Erläuterung der logischen und psychologischen Momente, welche der geschichtlichen Sprachentwicklung zu Grunde liegen. Unnöthig ist ferner H. Dr. Ashers's Digression über die griechische und römische Literatur, insofern er nicht dazu fortgeht, den Werth der modernen Sprachen als Bildungsmittel im Unterschiede vom Lateinischen und Griechischen zu charakterisiren. Die Ueberschrift des ersten Kapitels The advantages to be derived from the study of modern languages liess eine derartige Vergleichung erwarten; was der Verfasser beibringt, kann ganz im Allgemeinen von jeder beliebigen Sprache gesagt werden. Es besteht aus der Angabe, dass Sprachkenntniss den Schlüssel zur Literatur andrer Völker enthält, welche nothwendigerweise den Geist ausdehnen und ihm neue Ideen zuführen muss, ferner aus einem Hinweis auf die Leistungen der comparativen Philologie, endlich aus dem Citat einer langen Stelle der Schopenhauer'schen Parerga and Paralipomena, welche H. Dr. Asher in

englischer Uebersetzung mittheilt. Sie bildet den eigenthümlichen Schwerpunkt des Räsonnement; aber zur Charakteristik moderner Sprachen im Verhältniss zu den classischen trägt sie nichts bei. H. Dr. Asher scheint dies selbst gefühlt zu haben; denn er schliesst seinen ersten Theil mit den Worten: It has been, I trust. satisfactorily shown that, whether as regarded by itself, or as affecting the mind of the student (nicht glücklich gewählter Ausdruck), the study of languages — be they ancient or modern, dead or living — may claim equal rank with any other science, and is well calculated to form an important branch of education. Um dies bescheidne Resultat zu erreichen, bedurfte es keines grossen Aufwandes von Gelehrsamkeit, keines Apparats von Citaten. Der Verf. hat viele Namen genannt, Stellen und Seiten citirt wie blosse Büchertitel; wir erfahren gelegentlich, dass Rask zur Entdeckung der Lautverschiebung den Weg gebahnt — beiläufig gesagt etwas allgemein Bekanntes, dass Eugen Aram nach Bucher's Mittheilung in der Nationalzeitung die erste Ahnung einer vergleichenden Sprachwissenschaft gehabt habe, wir bekommen allerlei Gelehrtennamen in den Kauf, nur Diez ist unerwähnt gelassen.

Es soll weiterhin vom Verf. bewiesen werden, dass unter allen modernen Sprachen die englische dem Deutschen die grössten Vortheile bringe und den höchsten Anspruch auf sein Studium erheben dürfe. Dies wird von einem linguistischen, literarischen und praktischen Gesichtspunkte aus gezeigt. Der zweite Paragraph der Abhandlung (the English language considered from a linguistic point of view) ist nach meiner Ansicht der interessanteste, weil er zu Anfang etwas nicht allgemein Bekanntes bringt, einen Bericht über die von der Berliner Akademie im Jahre 1794 gestellte Preisaufgabe, das Ideal einer vollkommnen Sprache aufzustellen und durch Prüfung der bekanntesten älteren und neueren Sprachen Europa's nachzuweisen, welche dieser Sprachen jenem Ideale am nächsten komme, ferner über die gekrönte Preisschrift des Berliner Predigers Dr. Jenisch, welche zwei Jahre später unter dem Titel erschien: Philosophisch kritische Vergleichung und Würdigung von 14 älteren und neueren Sprachen Europa's, namentlich der griechischen u. s. w. Nachdem H. Dr. Asher an der Behandlung des Gegenstandes in diesem Werke den niedrigen Stand der Sprachwissenschaft zu jener Zeit nachgewiesen, theilt er mit, dass Jenisch 4 Bedingungen aufgestellt habe, denen eine vollkommne Sprache genügen müsse, 1) Fulle, 2) Kraft des Ausdrucks, 3) Klarheit, und 4) Euphonie. In allen Punkten mit Ausnahme des letzten wird der englischen Sprache vor den übrigen der Preis zuerkannt. Nachdem das von Jenisch gefällte Urtheil durch allerlei Citate unterstützt worden, setzt H. Dr. Asher die bekannte Stelle in J. Grimm's Abh. über den Ursprung der Sprache, worin das Englische im Verh. zum Deutschen wie zu den romanischen Sprachen charakterisirt wird, halb in eigner Uebersetzung, halb in den Worten Trench's (English Past and Present p. 36) dazu. Zweckmässig wäre es gewesen, er hätte sich auch bei der folgenden Analyse der Bestandtheile des Englischen statt an Sharon Turner, den er nebst Latham anführt, an das erste Capitel des erwähnten Trench'schen Werkes (vgl. besonders S. 14) gehalten; dort werden die von verschiedenen Sprachen dem Englischen gelieferten Wortelemente nach ihrer Bedeutung charakterisirt, nicht bloss mechanisch abgezählt. Nun versucht H. Dr. Asher ziemlich kurz (auf drittehalb Seiten) die Einführung der verschiedenen Elemente, aus denen das Englische gebildet ist, von der Zeit der Römer herab bis zur Entstehung des Neuenglischen im Zeitalter der Elisabeth nach Perioden zu sondern. Er hätte wohl nicht nöthig gehabt bei dieser Gelegenheit die Hauptwerke der angelsächsischen Literatur so wie die verschiednen Ausgaben derselben aufzuzählen. Cui bono? Dass Kemble den Beovulf und Thorpe den Cädmon edirt hat u. s. w., ist doch wirklich zu bekannt, um einer Angabe zu bedürfen. Was der Verf. zu Ende des Capitels noch zur Charakteristik der englischen Sprache bei-

bringt, ist sehr unerheblich. Wie er sich über schwierige Aufgaben wegzusetzen versteht, zeigt folgende Stelle: There is no arbitrariness (in English grammar) in any one instance. (?) The language acknowledges no law, but the law of reason and good sense. Hence, too, there is no absurdity to be met with in English grammar, such as — but no, I will not institute comparisons, these being proverbially odious, and perhaps nowhere more so than here, where they touch national sensibility without benefiting science.

Der dritte Paragraph der Abh. (the English language considered from a literary point of view) soll in drei Theile zerfallen, die Verwandtschaft der englischen Literatur mit unsrer eigenen, der gegenseitige Einfluss, welchen beide Literaturen zu verschiedenen Zeiten auf einander geübt haben, und der hohe innere Werth der englischen Literatur. Es finden sich darin recht schätzenswerthe literarische Notizen, von denen wohl manche den meisten Lesern neu sein dürften; nur sind dieselben durch einander gewürfelt. Mit dem beigebrachten Material liesse sich viel mehr anfangen, wenn wirklich aus den Thatsachen Schlüsse gezogen würden. Das scheint aber Hr. Dr. Asher's schwache Seite zu sein. Zwei Beispiele werden genügen zu zeigen, wie bequem er es sich macht und mit welcher Leichtigkeit er über Beweisführungen hingeht: p. 24. Now in English literature, by which I would be understood to refer to the works just indicated, we discover, as in the language, a spirit akin to that pervading our own literature, and, instead of all elaborate argument it will suffice to point to the highest instance, to Shakspeare — the poet who above all others stands most prominently forward as the exponent and representative of the national mind, and whom we have succeeded in making entirely our own. Des Verfassers it will suffice bestreiten wir; es bedarf allerdings eines elaborate argument, um die Versicherung zu rechtfertigen: we discover in English lit. a spirit akin to that pervading our own; ohne den Nachweis, worin diese Verwandtschaft wirklich besteht, sind wir versucht, dergleichen Behauptungen für blosse Phrasen zu halten. Ferner S. 34 f.: As to the third reason which I assigned at the commencement of this chapter in assertion of the claims of English literature, viz. its high intrinsic merit, I believe so much has been said on that head in this Essay that it would be a work of supererogation on my part to dwell upon this point again at any length. The great names I have mentioned, shining forth pre-eminent in the multifarious walks of literature — as (of) historians, philosophers, orators — as dramatic, epic, and lyric poets — as novelists and humourists — are a sufficient guarantee for the sterling merit of the works constituting English literature, and the acquaintance of my readers with the majority of them, which, I believe, I may unhesitatingly presume on, dispenses me from all elaborate argument. Obgleich der Verf. gelegentlich dies und jenes erwähnt hat, was sich auf den innern Werth der englischen Literatur bezieht, hätte er doch ohne Scheu vor dem elaborate argument durch Aufstellung bestimmter Gesichtspunkte einen thesaurus supererogationis anlegen sollen. Hinweis auf berühmte Namen kann kein Argument ersetzen. Unter der Würde der Wissenschaft bleibt, was Hr. Dr. Asher S. 35 hinzufügt, die sogenannte leichte Literatur der Engländer sei so moralischer Natur, dass eine Mutter fast jeden englischen Roman ihrer Tochter in die Hand geben könne. Abgesehen von der Redensart the high moral tone of English society, die immer ein Engländer dem andern nachspricht, ohne dass wir sie gleich zu acceptiren brauchten, ist die ganze Behauptung übertrieben und darum unrichtig. Thackeray hat zwar vollkommen Recht, wenn er dies von Dicken's Schriften rühmt, aber gleich auf manche der Bulwer'schen Romane passt es nicht. Decenz ist noch keine Moralität.

Was endlich den vierten Paragraphen der Arbeit betrifft (the English language considered from a practical point of view), worin der Verf. auch auf Methode des englischen Unterrichts in einer Handelsschule zu sprechen

kommt, so enthält derselbe wenig Eigenthümliches, oder das Eigenthümliche ist nicht haltbar. Wenn es z. B. von der untersten Klasse heisst: Etymological analyses or parting aided by comparative philology, will have to accompany the exercises in translation, so lässt sich dies nur durch die Annahme rechtfertigen, dass die comparative Philologie hier für die allerelementarsten Dinge den Namen hergeben müsse. Vielleicht habe ich an die ganze Arbeit einen falschen Massstab angelegt, dass sie nämlich gleich andern Programmen für Gelehrte bestimmt sei. Sollte der Verf. sich etwa an seine Schüler und an die Eltern derselben haben wenden wollen, so liesse sich das Schriftchen als eine ganz hübsche Empfehlung der englischen Studien betrachten. Der Stil des Verf. zeigt ungewöhnliche Vertrautheit mit dem englischen Idiom, nur ist er etwas zu wortreich.

Immanuel Schmidt.

Bemerkungen zu Byron's Childe Harold Canto I, vom Collaborator Dr. Struve, in den zwei Programmen von 1859 und 1860 der Kieler*) Gelehrtenschule.

Um den Freunden Byron's einen Beitrag zur Erklärung seines so berühmten Werkes zu liefern, hat Herr Struve zahlreiche Belege aus den einzelnen Schriften des Dichters selbst, sowie aus den bisher wenig benutzten Letters and Journals of Lord Byron by Thomas Moore und aus den Werken Shakspeare's, Milton's, Pope's, W. Scott's und Thomas Moore's gegeben. Indem wir den Fleiss des Verfassers gebührend anerkennen, bemerken wir, dass seine Erläuterungen vorzugsweise die im Gedichte vorkommenden historischen Thatsachen betreffen; so die persönlichen Verhältnisse des Dichters, namentlich das zu seinen Freunden und zum andern Geschlechte, ferner die Geschichte des Mädchens von Saragossa, die er bis zum Tode der Heldin fortsetzt, die Schlachten im spanisch-französischen Kriege u. s. w. Was die sprachlichen Eigenthümlichkeiten, namentlich die dichterischen Ausdrücke und Wendungen anlangt, so giebt er uns theils eine reiche Anzahl von Parallelstellen aus Byron selbst und den obengenannten Autoren, sogar aus römischen Dichtern, wie Ovid und Virgil, theils sucht er den Sinn nach eigenem Ermessen zu erklären, wobei er mit der in Berlin (in der Herrig'schen Sammlung englischer Schriftsteller) erschienenen Augabe des Childe Harold von Brockerhoff im Wesentlichen übereinstimmt und nur zweimal (Stanze 15: Oh, Christ, und 35: To the gale) davon abweicht. Seine Erklärungen sind klar und ungezwungen und lassen kaum einen für das Verständniss schwierigen Punkt unberührt, während wir in der gewiss auch sehr schätzenswerthen Brockerhoff'schen Ausgabe nicht selten eine zu weit gehende Erklärung der einzelnen Redensarten antreffen, bei der alle nur möglichen, oft sehr fern liegenden und dem Dichter schwerlich in den Sinn gekommenen Bedeutungen angegeben werden.

---

*) Merkwürdiger Weise steht auf dem Titel beider Programme nur: Unsre Gelehrtenschule, und auf dem ersteren ist nicht einmal der Druckort angegeben; der Inhalt der Schulnachrichten jedoch scheint die Annahme, dass Kiel gemeint sei, zu rechtfertigen.

Berlin.

Dr. Philipp.

Miscellen.

Rien n'est plus instructif que d'observer, le texte latin de la vulgata en regard, comment, d'un côté, les formes latines se sont changées et développées dans les langues d'origine romaine, et de l'autre, comment, dans ces traductions, même beaucoup de mots latins ont été traduits et remplacés par des expressions qui, quant à la signification de leur racine dans la langue maternelle, passaient pour synonymes ou signifiaient même autre chose. Car assurément on ne parlait pas, dans les provinces conquises, la langue élégante de Rome: et les langues romaines tirant leur origine de cette langue rustique, on pourrait, à mon avis, en examinant les traductions faites sur la vulgata, découvrir encore aujourd'hui beaucoup de locutions reprochées jadis aux provinciaux comme barbarismes. Pour contribuer tant soit peu à l'étude des deux langues le plus favorisées par nos contemporains, le vieux français et le provençal, j'aurais bien voulu, en publiant les psaumes 74 et 133 dans la belle langue française du XIIIe siècle, d'après le ms. nº 8177 de la bibliothèque impériale de Paris, mettre à côté une traduction provençale de ces mêmes psaumes: mais quoique les catalogues de cette bibliothèque en indiquent plusieurs, j'ai pourtant trouvé, en les feuilletant, que tous les manuscrits indiqués ne contenaient pas de traduction provençale. Ainsi le beau manuscrit nº 8178 du XIIIe siècle donne une traduction catalane dans une langue d'une rare pureté et d'une orthographe assez constante: puis, le ms. nº 8179 du XVe siècle est même écrit, comme l'on voit par une lettre de charge, copiée de la même main à la suite des psaumes, dans l'idiome valencien: et enfin le ms. nº 757 Suppl. du XVe siècle contient une langue mêlée de provençal, de catalan et quelquefois même, à ce qu'il paraît, de français. J'ai donc donné à côté du texte français, les traductions catalane et valencienne, parce qu'il n'y a rien de plus facile que de reproduire, d'après ces deux idiomes, une traduction provençale. Voici ces deux psaumes:

Psaume 74 (75).

Vulgata:

Confitebimur tibi, Deus, confitebimur, et invocabimus nomen tuum.

Narrabimus mirabilia tua: (3) quum accepero tempus, ego justitias judicabo.

(4) Liquefacta est terra, et omnes qui habitant in ea: ego confirmavi columnas ejus

(5) Dixi iniquis: Nolite inique agere; et delinquentibus: Nolite exaltare cornu.

(6) Nolite extollere in altum cornu vestrum: nolite loqui adversus Deum iniquitatem;

(7) Quia neque ab Oriente, neque ab Occidente, neque a desertis montibus; (8) quoniam Deus judex est.

Hunc humiliat, et hunc exaltat: (9) quia calix in manu Domini vini meri plenus mixto.

Et inclinavit ex hoc in hoc; verumtamen faex ejus non est exinanita: bibent omnes peccatores terrae.

(10) Ego autem annuntiabo in seculum: cantabo Deo Jacob.

(11) Et omnia cornua peccatorum confringam, et exaltabuntur cornua justi.

Vieux français.

(Ms. nº 8177, fol. 118 vso. et fol. 119 r.)

Nous confesserons a toi, dex, nos confesserons et apenrons ton nom.

Nos raconterons tez merueilles: quant ie aurai pris tens, ie iugerai iustises.

Decorans est faite la terre, e tuit li habitant en lui: ie confermai les colompnes (dex) de lui.

Je dis a felons: ne uoilles felenessement faire; et as pechans: ne uoilles eshaucer la corne.

Ne uoilles leuer en haut uostre corne: ne uoilles parler encontre deu iniquite;

Quar ne d'orient, ne d'occident, ne des desers des montaignes; car dex est inges.

Ore humilie e cestui essausse: car li calices est en la main de nostre seignor plain mehle de uin pur.

E il enclina de ce en ce; neporquant la lie de lui nen est amermee: e beuront de ce tuit li pecheor de la terre.

Mais ie anuncerai el ciecle: ie chanterai au deu de Jacob.

E toutes les cornes des pecheors briserai: e les cornes des iustes seront essaucees.

Catalan.

(Ms. nº 8178, fol. 91 r. — 92 r.)

Senyor deu. a tuns confessarem, confessar nos em e apellarem lo teu nom.

Recomptarem les [tues] marauelles: com pendre temps, yo iutgere en dretura.

Fusa es la terra, e tots aquells qui stan en aquella: . . . . . .

Jo dixi als maluats: no uulles maluadament obrar; e als peccadors: no uulles axalçar la*) senyoria.

No uulles lauar en alt la uostra**) senyoria: no uulles parlar contra deu iniquitat.

Cor de sol ixent, ne de sol ponent, ne de munts deserts; cor deu es iutge.

Aquest humilia e aquest exalça: en la ma de nostre senyor de ui pur [calix] umplida.***)

Enclina de ça e del la la podridura dell e no sclarira: beuran tots los peccadors de la terra.

Mas yo anunciare a tot lo mon e cantare a deu de Jacob.

E totes les senyories dels peccadors trencare: e seran exalçades les senyories dels iusts.

Valencien.

(Ms. nº 8179, fol. 133 — 134 r.)

Confessarem a tu, deu, confessarem a tu hi inuoccarem el teu nom.

Recomptarem les tues marauelles: com baure temps, yo les iusticies iutyare.

Que regalada es la terra hi tots los que habiten en ella: . . . . . .

*) ms.: lur.

**) ms: alt te senyoria.

***) ms.: pur umplira.

Mes yo digui als maluats: no uullau ffer iniquament, hi als peccants: no uullau ellenar lo corn.

No uullau exalçar en alt lo uostre corn: ni uullau parlar contra deu iniquitat.

Que no de orient, ni de occident, ni dels dezerts; car deu es iust iutge.

Aquest humilia hi aquest exalça: que el calix en ma del senyor de ui pur ple remesclat (sobre uessant).

I abaixa d'aquest en aquell; empero la fegalada dell no es diminuhida: beuran della tots los peccadors de la terra.

Mes yo declarare en lo setgle la tua labor: cantare el deu de Jacob.

I tots los corns dels peccadors trencare: hi seran exalsats los corns dels iusts.

Psaume 133 (134.)

Vulgata:

Ecce nunc benedicite Dominum, omnes servi Domini.

Qui statis in domo Domini. in atriis domus Dei nostri.

(2) In noctibus extollite manus vestras in sancta, et benedicite Dominum.

(3) Benedicat te Dominus ex Sion, qui fecit coelum et terram.

Vieux français.

(fol. 211 vso.)

Estes uos, ores beneissies nostre seignor, tuit si cerf.

Qui estes en la maison de nostre seignor, es aitres de la maison de nostre deu.

Es nuis esleues uos mains*) es saintes choses, e beneissies nostre seignor.

Beneisse toi nostre sire[s] de Syon qui fist e le ciel e la terre.

Catalan.

(fol. 171 r.)

O beneyts deu, tots los seruidors de deu.

Qui stau en la casa del senyor, en los palaus de la casa del deu nostre.

Uenits e leuats les mans uostres als sanctuaris e beneyts lo senyor.

[Lo senyor] te beneescha de Syon, qui feu lo cel e la terra.

Valencien.

(fol. 240 r.)

Veus ara benehiu lo senyor, tots los serments del senyor.

Qui estau en la casa del senyor, en los palaus de la casa del nostre deu.

En les nits elleuau les uostres mans en les coses sanctes hi benehiu lo senyor.

Benehexquet el senyor de Sion, el qual feu el cel hi la terra.

Julius Wollenberg.

Jesus und die Samariterin.

Goethe erwähnt (Band 38, S. 202 der Cotta'schen Ausgabe 1830) in dem Aufsatze „über Italien, Fragmente eines Reisejournals" ein geistliches dialogisirtes Lied, hinsichtlich anderer Volkslieder, mit den Worten: „Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi und der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die

*) ms.: uos henemis.

völlige Form eines Intermezzo zu zwei Stimmen, und wird nach einer fasslichen Melodie von zwei armen Personen auf der Strasse gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander, und tragen wechselsweis ihren Dialog vor; sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen, und verkaufen ihre gedruckten Gesänge an die Zuhörer." Ich will nicht verschweigen, dass Goethe fortfährt: „Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde." Ich habe desswegen alle Ursache, für den folgenden Uebersetzungsversuch um Nachsicht zu bitten, dem ich die ersten vier italienischen Verse voransetze:

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

I.

Jesus. Zwischen Waldgestrüpp und Dorne
Wandelnd ward ich müd' und matt;
Auf dem Steine hier am Borne
Find' ich eine Ruhestatt.

Wartend will ich hier verweilen,
Bis ich eine Frau erblickt.
Schöner Quell, o Quell, zu heilen
Eine Seele, wie geschickt!

Lämmer, welche fern vom Stalle
In der Wüste sich verirrt,
Heim zur Heerde führ' ich alle,
Als ein guter, treuer Hirt.

Schau, da kommt so eben eine
Arme Frau, sie ist allein.
Komm nur her, du arme, kleine!
Komm zu mir, ich harre dein.

Samariterin. Nun, das fehlte mir noch eben!
Wer nur ist's, der dorten sitzt?
Muss ich das auch noch erleben,
Jemand hier zu finden itzt!

Und er ist vom Nachbarlande,
Ist nicht aus Samaria.
An dem Haar, Gesicht, Gewande
Seh' ich, 's ist ein Jude ja.

Jud' und Samariter hassen
Sich einander, weiss ich wol,
Lange Jahre schon, und lassen
Nimmermehr von ihrem Groll.

Doch was kümmerts mich was zag' ich?
Zu dem Brunnen geh' ich hin.
Fragt er, wer ich sei, so sag' ich:
Nun ich bin die, die ich bin.

Jesus. Heil euch, Frau, an dieser Stätel

Samariterin. Ihr auch, Mann, gegrüsset seid!
Jesus. Kommt ihr heut zum Born doch späte!
Samariterin. Eher hatt' ich keine Zeit.

Jesus. Durst, o liebe, plagt mich Armen,
Seid so gütig, tränket mich!
Reicht mir Labung aus Erbarmen,
Tränket, tränkt mich mildiglich!

Samariterin. Wie! Ihr wollt zu trinken nehmen
Von der Samariterin!
Müsst als Jud' ihr euch nicht schämen?
Wie kommt das euch in den Sinn?

Denn die Euren und die Meinen
Hassen sich einander schwer;
Solch Verfahren würd' erscheinen
Beiden wunderlich gar sehr.

Jesus. Wüsstet, wüsstet ihr, o liebe,
Wen ihr jetzo vor euch habt,
Wünschtet ihr mit heissem Triebe
Euch durch seinen Quell gelabt.

Samariterin. Euren Quell? ihr macht mich lachen!
Euer Wasser ist wol seicht.
Alt ist Jakob; wollt ihrs machen
Gleichwie unser Ahn vielleicht?

Sei gesegnet er desswegen,
Der uns diesen Born verliehn!
Seinen Kindern gab zum Segen,
Seinen Heerden gab er ihn.

Jesus. Tochter, wer am Born des Lebens,
Meinem Borne sich erfreut,
Lö-chte nicht den Durst vergebens,
Weil sein Durst sich nie erneut.

Samariterin. Könnt ihr nicht ein wenig geben
Mir davon, o Herr, sofort?
Nie dann wieder zu begeben
Brauch' ich mich an diesen Ort.

Jesus. Gerne sollt ihr's haben, gerne,
Holt zuvor nur euren Mann!
Denkt nicht, dass ich mich entferne!
Nein, ich bleib' und geb's euch dann.

Samariterin. Meinen Mann? Ei, Gott bewahre!
Noch bin ich von Manne frei.
Jesus. Wie, wenn ich euch offenbare,
Dass ihr mehr gehabt als drei?

Fünfe hattet ihr schon deren,
Wenn der jetz'ge euer ist.

Samariterin. Lassen muss ich ihn gewähren —
(bei Seite) Herr, ich höre, dass ihr wisst.

Ja fürwahr, ihr seid ein Seher,
Eurer Weisheit schweig' ich still.
(b. S.) Drum von dannen ich je eher,
Desto lieber schleichen will.

Jesus. Nein, nein, nein, nicht von der Stäte,
Da die Zeit sich jetzt erweist,
Dass man zum Messias bete
In der Wahrheit und im Geist.

Samariterin. Wohl hab' ich es auch vernommen,
Dass man vom Messias spricht;
Aber ob er schon gekommen,
Kann ich euch berichten nicht.

Jesus. Tochter, schon ist er erschienen,
Der Messias, traut auf mich.
Meine Worte, glaubet ihnen,
Künden's euch, ich bin es, ich.

Samariterin. Ja, ich glaub' es, mein Gebieter,
Ich verehr' euch, und mein Mund
Macht an alle Samariter
Flugs das grosse Wunder kund.

Jesus. Geht, zu eurer Heimat Ehre
Wird dort gläubig Weib und Mann.
Die gesammten Himmelsheere
Stimmen Jubellieder an.

Samariterin. O der hohen Huld und Gnade,
Wenn im Herzen Glaub' erwacht!
Jesus. Auf der Liebe lichtem Pfade
Zeigt zumeist sich Gottes Macht.

II.

Samariterin. Nehmet wahr der sündigarmen,
Wie sie wieder vor euch steht!
Ja, mit freundlichem Erbarmen
Schaut mich an, o Majestät!

Meine Seele war am reinen
Wasserquelle euer Gast;
Andres Wasser wird mir scheinen
Ekler Sumpf nun und Morast.

Tausend Dank sei euch gespendet!
Wollt, ihn zu empfahn, geruhn,
Dass mein Herz ihr so gewendet!
Weltlich war ich, heilig nun.

Jesus. Meine Tochter, lasst mich nennen
Euch nun mehr als jemals so;
Und zu schönem Werk entbrennen
Werd' ich oft noch selig froh.

Gott ja bin ich, wie ihr wisset,
Mächtig schafft mein Arm und hehr.
Wenn ihr nie den Glauben misset,
Wirk' ich einst durch euch noch mehr.

Samariterin. Eben hab' ich als den wahren
Gott der Allmacht euch erkannt;
Denn der Samariter Schaaren
Haben sich euch zugewandt.

Jesus. Hab' ich doch von ew'gen Zeiten
Euch die Ehre zugedacht,
Meine Lehre zu verbreiten
Und der Wahrheit hohe Macht.

Samariterin. Herr, mein Herr, o was vernehm' ich?
Wie wird mir die Gunst zu Theil?
Ach, ich stehe vor euch schämig,
Nicht verdien' ich solches Heil.

Jesus. Das ist meine Sitt' und Weise,
Die so manches Wunder schafft.
Für die That zu Gottes Preise
Braucht es nur geringe Kraft.

Eingedenk seid, wer den grassen
Holofernes überwand!
Liess ihn nicht im Bett erblassen
Eine schwache Frauenhand?

Denkt an Goliath, den Riesen,
Was das Leben ihm geraubt!
Nur ein Steinchen fällte diesen,
Und zur Erde fiel sein Haupt.

Schaut, hier meine Hand vollbrachte
Diese ganze weite Welt!
Und ich habe, was ich machte,
Aus dem Nichts an's Licht gestellt.

Wohl um meinen Ruhm zu mehren,
Hab' ich, was ich that, gethan;
Doch auch Nutzen zu gewähren
Denen, die mir gläubig nahn.

Samariterin. O das Liebst' ist mir von Allen
Doch das Evangelium:
Lasst damit als Botin wallen
In der Welt mich um und um.

Euch gewidmet sei mein Leben,
Milder Jesus, euch allein!

Euch will ich mich ganz ergeben,
Keines Andern fürder sein.

Jesus. Gerne will ich euch mich fügen,
Dessen Herz ich mir gewann.
Euer wonnigstes Vergnügen
Findet denn an mir fortan!

Samariterin. O mein Trauter, lieb und theuer!
Jesus. Liebe Freundin seid ihr mir.
Samariterin. Ich bin euer!
Jesus. Ich bin euer!
Beide. Ew'ge Treue halten wir.

K. L. Kannegiesser.

Sprachliche Fragen.

Bei näherer Prüfung der Rechtschreibungsregeln der französischen Sprache sind mir mehrere Seltsamkeiten aufgefallen, welche ich mir nicht erklären konnte, und über welche ich bei allen bedeutenden Fachmännern vergeblich Aufschluss suchte. Vielleicht ist die Sache anderswo bereits gründlich erörtert, und bedarf es nur einer Nachweisung der mir und Andern unbekannten Quelle, vielleicht hat ein Mitglied des Vereins für das Studium der neueren Sprachen dem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewendet und die Schwierigkeiten gelöst. Ich würde jedenfalls für eine ausreichende Belehrung darüber sehr dankbar sein.

In der Feststellung der neuern, von der ältern Worstchreibung, — die wohl bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herun'erreicht — sehr abweichenden, muss doch wohl irgend welches grundsätzliche Verfahren, oder wie man kunstmässig sagt, ein Prinzip, herrschen, wenn man nicht annehmen will, die sogenannte Akademie habe willkürlich entschieden, und alle Sprachkenner hätten dies ohne weiteres anerkannt, sogar gegen die längst eingewurzelte Gewohnheit. Der Forscher ist daher verpflichtet, die Grundansichten, welche die jüngere Schreibweise empfohlen haben und die Abänderung des Ueberkommenen rechtfertigen, aufzusuchen, und wofern sie nicht irgendwo dargelegt worden, aus dem Ergebniss selbst möglichst zu entwickeln Mir ist dies in mehreren Fällen nicht gelungen. Ich belege dies hier mit einem Beispiel, das viele Wörter umfasst.

Girault-Duvivier (ich habe die Ausg Bruxelles 1842) sagt in dem §. Du doublement des Consonnes: Une règle générale, et qui ne souffre que très-peu d'exceptions (wie so ist sie denn générale? wenn nicht die Ausnahme wiederum ihren Grund hat?) c'est que quand les consonnes sont doublées, & que ce n'est pas par raison d'étymologie. c'est presque (!) toujours parceque les syllabes qu'elles forment sont brèves. Dies und alles was folgt, giebt sogleich die Unwissenschaftlichkeit der Regeln zu erkennen, welche den Leser anleiten, erst aus der Beschaffenheit der Schreibung sich selbst die etwaigen Gründe zu schaffen, anstatt ihn sofort auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus er die richtige Schreibung von selbst bilden könne. Wirklich vermisst man in den Angaben, ausser da wo die Ableitung oder die Fremdheit der Wörter die Schreibung ohne Weiteres rechtfertigt, jede allgemeine Idee.

Die Verdoppelung des B findet er nur zulässig in Fremdwörtern: Abbé, u. s. f. Aber man hatte früher Abbécher, Abbée, und schwankend Abbois Abois, offenbar aus Abbayer und Abboyer, ohne Zweifel aus ad-baubare, also

durch Ableitung richtig; dahin gehört auch abbreuver (auch abbreuvrer) mit seinen Ableitungen. In allen diesen liegt der Begriff des lat. ad, wie bei allen französischen Anfangssylben Acc. u. Acqu und occ. (weder bacchanale, noch oculiste, noch océan u. a. bilden Ausnahmen, sie gehören gar nicht dahin). Die mit Add. beginnenden sind rein lateinischen Ursprungs. Doch ist zu bemerken, dass die englische Schreibung Address aus dem mittelalterlichen addretio, addresso herrührt, folglich gewiss der älteren französischen Rechtschreibung entspricht, gegenüber dem auch schon ziemlich alten adresse.

Die Umänderung des Afilier u. s. w. in Affilier lässt sich leicht begreifen. Wir übergehen manches Andere, um besonders beim p zu verweilen. Man schrieb früher: Appaiser, Appercevoir, Appertement, Appetisser, Applaner, Applanir, alle augenscheinlich vom Begriffe ad bestimmt, wie kommt es nun, dass die Verdoppelung des p. in der neuen Schreibart geändert wurde? —

Wir begnugen uns mit diesem Beispiele. Wir nehmen vorläufig an, dass die Erledigung des einen Punktes höchst wahrscheinlich auf die Lösung aller weitern Räthsel führen werde.

* * *

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch eine deutsche Frage berühren. Der Ausdruck Spiegelfechten als Zeitwort, und Spiegelfechterei ist jedenfalls schon alt. Adelung erklärt ihn mit dem Gefühle der Unsicherheit und gewiss ungenau. Ein hiesiger Gelehrter erzählt mir, er habe einst in seiner Jugend ein Spielzeug für Kinder am Spiegel hängen gesehen, welches aus zwei beweglichen Puppen bestand, die mit einander fochten, wenn man an einem Drahte zog, so dass der Spiegel eine Art Kampfspiel wiedergab. Ist so etwas auch sonst bekannt? In Scheible's Kloster I S. 577. in einem Aufsatze, der 1599 gedruckt worden, finde ich in einem Briefe, den man dem Dr. Faust (einem Zeitgenossen Luther's) zuschreibt: „Er, Faust, habe durch sein Spiegelfechten von einem Boten, der ihn zu einem vornehmen Herrn einladen sollte, aber nicht zu Hause traf, Kunde erlangt, und schreibe deshalb an den Herrn, um sich zu entschuldigen.“ Hiernach erscheint das Spiegelfechten als ein Mittel, unbekannte Dinge zu erforschen. Giebt es hierüber noch sonstige Auskunft?

Frankfurt a/M. Dr. J. M. Jost.

In einem Hefte des Archivs fand ich unter den Miscellen vier deutsche Uebersetzungen der ersten Strofe des bekannten „Mihi est propositum.“ Ich wagte mich gleichfalls daran und da einigen Freunden der Versuch gelungen schien, so übersetzte ich das ganze Lied.

Ich meine, unsere edle Muttersprache dürfe kühn jede andere herausfordern, es ihr in einer derartigen Aufgabe gleichzuthun.

Cantilena potatoria.

In der Schenke muss ich, traun! enden einst mein Leben;
Netzt mir dann die Lippen noch mit dem Saft der Reben,
Dass die lieben Engelein, wenn sie niederschweben,
Sagen: „Herr, dem Zecher sei alle Schuld vergeben!“

Humpen! ihr entzündet hell meines Geistes Leuchte;
Auf zum Himmel schwebet mein Herz, das nektarfeuchte.
Süsser in der Schenke stets Wein dem Munde dauchte,
Als, den man zu Hause mir stark verwässert reichte.

Wie des Weines Güte, so sind auch meine Lieder;
Soll ich schreiben, stärke erst Speise meine Glieder.
Was ich nüchtern mache, ist herzlich mir zuwider,
Doch wenn mich der Becher füllt, sing' ich Naso nieder

Jedem hat Natur verlieh'n seine eig'ne Gabe;
Schreiben konnt' ich nimmermehr ohne süsse Labe.
Nüchtern wirft mich in den Staub jeder schwache Knabe,
Durst und Hunger hass' ich, als ging's zum finstern Grabe.

Nie wird ein prophetisch Wort meinem Geist gelingen,
Kann' ich früher nicht den Leib satt zur Ruhe bringen;
Doch, wenn Bacchus mein Gehirn mächtig will durchdringen,
Dann entflammt auch Phoebus mich zu erhab'nem Singen!

Marcus Holter,
Benediktiner in Kremsmünster,
Oberösterreich.

Bibliographischer Anzeiger.

Grammatik.

F. Müller, über das grammatische geschlecht (genus). (Wien, Gerold.) 4 Sgr.

F. Böttcher, unseres Alphabetes Ursprünge gemeinfasslich dargelegt. (Dresden, Kunze.) 16 Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, deutsches wörterbuch III. Bd. 4 Lfg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

L. Smith & H. Hamilton, The international english and french dictionary. (Paris, Hingray.) 15 frcs.

Literatur.

W. Grimm. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedichte vom Rosengarten. (Berlin, Dümmler.) 8 Sgr.

Gudrun. Altdeutsches Heldengedicht neudeutsch bearb. v. A. Bacmeister. (Reutlingen, Palm.) 20 Sgr.

Les Nibelungen trad. p. E. de Laveleye. (Brüssel, Sehnée.) 25 Sgr.

E. Otto, Schillerblüthen. Zur Erinnerung a. d. Heidelberger Schillerfest. (Heidelberg, Groos.) 2 Sgr.

K. Weinhold, über den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst. (Wien, Gerold.) 5 Sgr.

J. B. Friedreich, Geschichte des Räthsels. (Dresden, Kunze.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Les anciens Poëtes de la France p. p. Guessard vol. IV. Fierabras, Parise la Duchesse. (Paris, Franck.) 1 Thlr. 20 Sgr.

E. Hülsmann, Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. 3. Aufl. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

J. F. Hollings, Lord Macaulay: a Lecture delivered before the Leicester literary & philosophical society. (London, Simpkin.) 1 s.

H. Reed, Lectures on English literature, and on english history as illustrated by Shakspeare. (London, Blackwood.) 3 s. 6 d.

J. Feifalik, Studien zur Gesch. der altböhmischen Literatur. (Wien, Gerold.) 3 Sgr.

Hilfsbücher.

H. Koepert, Lehrbuch der Poetik. (Leipzig, Arnoldi.) 12 Sgr.

W. Pütz, Uebersicht der Gesch. der deutschen Literatur für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. (Coblenz, Baedeker.) 6 Sgr.

F. Bouffier, Theoret. prakt. Lehrgg. f. d. Unter. in d. franz. Spr. (Wiesbaden, Limbartb.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Brueys, l'avocat Patelin. Mit literarhist. Einleitg. hrsg. v. H. Schütz. (Arnsberg, Grote.) $3\frac{3}{4}$ Sgr.

A. Dumas, Jeanne d'Arc mit gram. Anm. hrsg. v. H. Schütz. (Arnsberg, Grote) 15 Sgr.

J. Nissen, Leitfaden f. d. Unterricht in d. englischen Sprache. I. Curs: Die Formen der engl. Sprache. (Hamburg, Nolte & Köhler.) 10 Sgr.

C. H. F. de Castres, Dicionario español-aleman para uso de los escritorios de comercio. (Hamburg, Nestler & Melle.) 16 Sgr.

F. de Mordax, primo dizionario e frasario di corrispondenza mercantile, italiano-tedesco. Disp. I. (Triest, Schubart.) 6 Sgr.

PB
3
A5
Bd.27

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY